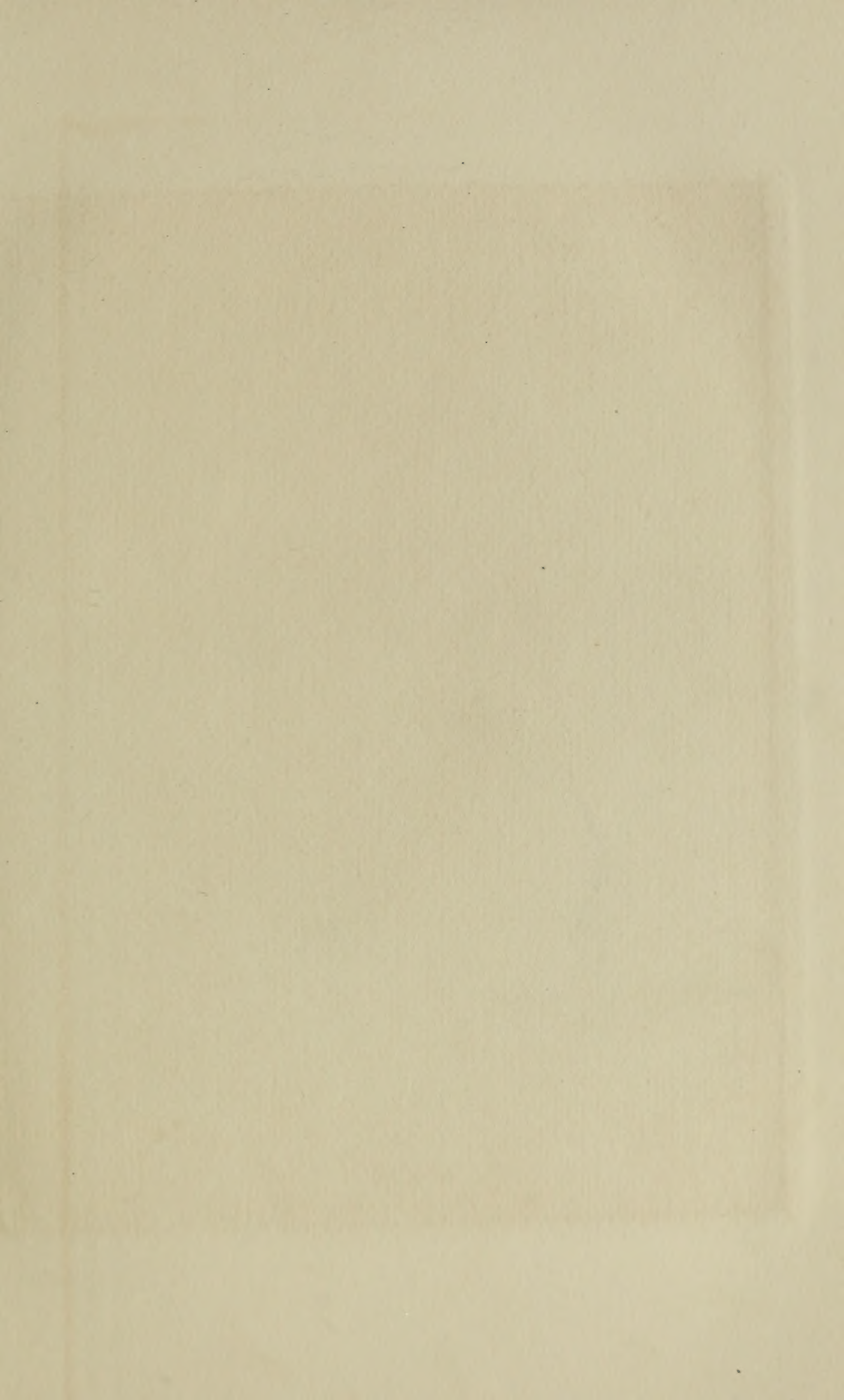


Berger

Schiller







Anton. Graff pinx 1785. Photogravure Bruckmann.

SCHILLER IM 27. LEBENSJAHR.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oscar Beck in München.

Schiller

Sein Leben und seine Werke

von

Karl Berger

In zwei Bänden

Erster Band

mit einer Photogravüre

(Schiller im 27. Lebensjahre nach dem Gemälde von Anton Graff)

Erste und zweite Auflage
(1.—6. Tausend)



München 1905
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Die vorliegende Biographie reiht sich als ein neuer Versuch den zahlreichen Arbeiten an, die den echten Schiller in seiner ganzen Größe unserer Zeit wieder nahe bringen wollen. Unsere Generation hat die Pflicht, durch neue Eroberung des Schillerschen Erbes dessen Vollbesitz erst recht zu erwerben. Als vor ein paar Jahrzehnten ein junges, tatendurstiges Geschlecht daran ging, eine neue ästhetisch-literarische Epoche zu begründen, da war Schiller, der mißverstandene Idealist, einer der ersten Alten, der der Umwertung aller Werte zum Opfer fallen sollte. Indes diese bedrohliche Bewegung erzielte das Gegenteil von dem, was sie wollte: der Totgesagte erstand zu neuem Leben. Gerade jene kecken Angriffe riefen die Verteidiger auf die Schanzen; ein heißer Kampf entbrannte. Im stillen aber vollzog sich stetig und sicher eine völlige Wandlung: die Forscher versenkten sich aufs neue in Werk und Wesen des Befehdeten und verbreiteten ungeahntes Licht über die Zusammenhänge zwischen seinem Leben und seinem Schaffen. Eine Sehnsucht, tief aus dem Herzen der Zeitgenossen, die des Materialismus in allen Formen überdrüssig zu werden begannen, kam den Bemühungen der Wissenschaft entgegen: der Ruf nach einer lebenspendenden hohen Kunst voll Kraft und Wucht, mit großen Gegenständen und weiten Horizonten, hallte

wieder durch die Lande. Die Zeit ward reif für eine Schiller-Renaissance.

Nun fanden die wieder Gehör und Verständnis, denen der Blick für die Gesamtpersönlichkeit Schillers nie verloren gegangen war, denen der große Überwinder als Erzieher zu persönlichem Leben und als Führer zum Dienste am Ganzen sich bewährt hatte. Und täglich wird die Gemeinde derjenigen größer, die fühlen und erkennen, daß dieser Große nicht bloß der schwärmerischen Verehrung unreifer Jugend überlassen werden darf, daß es nicht genug ist, ihn bei festlichen Anlässen in herkömmlicher Weise als Nationaldichter zu preisen: nein, dieser männlichste aller Dichter gibt auch den Erwachsenen und ihnen erst recht zu raten nnd zu denken, bis sie in den Kern seines Wesens und Schaffens eingedrungen sind. Wie sein Idealismus im Leben sich bewährte, wie der angeblich wirklichkeitsfremde Dichter im tiefsten Sinne ein Verkündiger und Darsteller des wahrhaft Wirklichen ist, so soll auch seine ragende Gestalt wieder in unser Leben treten. Wieder sollen seine durchgewachten Nächte unsern Tag hellen, wieder soll er in seinen Werken und in seinem Leben unser Tun und Sein bereichern. Unter allen Werken Schillers ist sein eigenes Leben vielleicht das größte: „Der Prophet des Selbstbewußtseins der modernen Kultur", wie Windelband ihn genannt hat, ist auch der bewußt und frei schaltende Baumeister des eigenen Lebens gewesen. Aber seine ganze Seele atmet auch in allem, was er geschaffen hat. —

Da dies Buch den weitesten Kreisen erreichbar und nützlich sein will, so war von vornherein eine gewisse Beschränkung in der Auswahl und Bearbeitung des Stoffes geboten. Um die innere Linie der Selbstentwicklung Schillers festzuhalten, mußten außer den dichterischen auch die historischen

und philosophisch-ästhetischen Schriften betrachtet werden: jene bedeuten die Stationen des künstlerischen und persönlichen Vollendungsganges, diese (mit den Briefen) sind die Urkunden der Arbeit Schillers an sich selbst. Neben Schillers Schriften sind selbstverständlich alle zugänglichen Quellen aufgesucht und benützt worden. Von der ausgebreiteten Schillerliteratur insbesondere ist alles Beachtenswerte an seiner Stelle verwertet; dazu gehören natürlich auch die großen Unternehmungen Richard Weltrichs und Jakob Minors, welche zahlreiche Einzelheiten im Leben Schillers aufgehellt haben. In den knapp gehaltenen Anmerkungen bot sich Gelegenheit, einzelne Stellen des Textes zu begründen und die von den Auffassungen anderer abweichende Darstellung zu rechtfertigen. Auf Vollständigkeit mußte ich dabei verzichten. Briefstellen und andere Zitate sind mit wenigen charakteristischen Ausnahmen in der heute gebräuchlichen Rechtschreibung und Satzzeichensetzung angeführt.

Die Erscheinungsweise dieser Arbeit in zwei Bänden machte eine Einteilung notwendig, die an sich der natürliche Fluß der Entwicklung nicht kennt. Aus inneren und äußeren Gründen habe ich den ersten Band mit der Berufung nach Jena abgeschlossen: Schillers Leben kommt damit zu einer gewissen Ruhe, mit dem Gedicht „Die Künstler" bricht das poetische Schaffen für mehrere Jahre ab, es folgt eine Zeit rein wissenschaftlicher Orientierung und geistiger Klärung. Der Stoff des vorliegenden Werkes wird so in zwei ungefähr gleich starke Hälften geteilt. — Ich hoffe, den zweiten Band im nächsten Jahre der Öffentlichkeit übergeben zu können.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, zum Schlusse allen denen, welche die vorliegende Arbeit irgendwie gefördert haben, zu danken. Mit Wehmut gedenke ich dabei auch eines inzwischen Verstorbenen, des Professors Karl Weitbrecht zu

Stuttgart, dessen ermunternder und anregender Teilnahme diese Arbeit sich zu erfreuen hatte. Zur Beschaffung des reichen Büchermaterials habe ich stets Rat und Hilfe bei den Herren der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt und Unterstützung von den Bibliotheken in Leipzig, Mainz, Straßburg und Stuttgart gefunden. Ehrerbietigsten Dank aber habe ich endlich dem Großherzoglichen Hessischen Ministerium des Innern zu erstatten für den mir gewährten Urlaub: ohne diesen wäre ich überhaupt nicht im stande gewesen, die Arbeit zu unternehmen und auszuführen.

Darmstadt, im Oktober 1904.

Karl Berger.

Inhalt.



Einleitung.

Von Zeus, dem höchsten Gotte, und einer irdischen Mutter ließ der tiefsinnige Mythus der Griechen den Nationalhelden Herakles entsprossen sein. Der Erde war dieser verpflichtet, ehe er zum Olymp emporstieg. Kampf und Mühsal ward ihm als Erbteil der Mutter, vom Vater her aber kam ihm die göttliche Kraft, den Kampf mit den Ungeheuern der Welt siegreich zu bestehen. Durch Dienen und Dulden geläutert, durch Taten und Werke sich emporringend, ging des sterblichen Weibes Sohn in die Unsterblichkeit des Vaters ein.

In Goethes Faust preist Chiron, der Weise und Gerechte, den Tatenhelden Herkules als die erhabenste und vollkommenste unter den heroischen Gestalten: der Dichter soll damit bewußt ein Symbol für Schillers Persönlichkeit geprägt haben. Und wahrlich! Wie der Griechenheld ist Friedrich Schiller „in ewigem Gefechte des Lebens schwere Bahn" gegangen. Auch sein Leben war eine sieghafte Bewährung des „Göttlichen" in der Menschennatur gegenüber der rohen Naturgewalt und dem „Widerstande der stumpfen Welt". Mit dem Geschick, mit schleichender Krankheit, mit dem Druck armseliger Verhältnisse und nicht zum wenigsten mit den widerstrebenden Gewalten seines mächtig aufgärenden Innern ringend, hat er, sich selbst und den früh gewonnenen Idealen getreu, seine Persönlichkeit durchgesetzt und seine Dichtung wie sein Leben kraft seiner angeborenen Herren- und Freiheitsnatur nach eigenem Willen gestaltet. Das Glück war immer mit

ihm, weil er es in sich trug und in persönlichen Leistungen suchte. Immer hat er das Leben eingesetzt, um das Leben zu gewinnen. Alle Hemmnisse und Einschränkungen von innen und außen boten ihm nur stets neuen Anlaß, im Leben und Schaffen jene Kraft zu bewähren, die über die „Angst des Irdischen“ emporhebt. Aus dieser selbstherrlichen, unverwüstlichen Siegerkraft der inneren Erhebung, dem Kern seines nach allen Seiten hin sich auswirkenden Idealismus, ist alles Große und Hinreißende in Schillers Persönlichkeit und Werken, in allen seinen Lebensäußerungen, abzuleiten und zu verstehen.

Woher ist ihm diese Kraft geworden, diese lebengestaltende, lebenbeherrschende Schöpferkraft? „Hervor aus nie entdeckten Quellen“ strömt wie „die Macht des Gesanges „das Wesen der genialen Persönlichkeit. Aus dem Dunkel in die Vergessenheit sind jahrhundertelang namenlos die Geschlechter gewandelt. Da auf einmal löst sich aus ihrer flüchtigen Schattenreihe eine leuchtende Gestalt, unendliches Licht verbreitend. Wie ein Wunder wirkt ihre Erscheinung, dem bloßen Verstande unbegreiflich in ihrem Ursprung, unvergleichlich und scheinbar unvermittelt. Göttliche Kraft in menschlichen Formen: nur auf eine Verbindung des Gottes mit der Erdgeborenen glaubte die naive Phantasie der Alten die Wundererscheinung zurückführen zu können. Sie begnügten sich mit Ahnung, Gefühl und Anschauung der Natur.

Nicht so die Kinder einer erkenntnisstolzen Zeit. Sie machen aus der Not eine Tugend. Weil ihnen die Kraft der unmittelbaren Anschauung fehlt, suchen sie, am Faden der Schlüsse und Begriffe tastend, den mühevollen Pfad zurück ins Dunkel der Vergangenheit. Die Wissenschaft soll ihnen die Wunder des Ursprungs und der Entwicklung der genialen Menschennatur lösen und in sichere Formeln fassen. Und soweit die Mittel der Erkenntnis es vermögen, wird aus dem Wesen und Leben der Voreltern das Erbe festgestellt, das diese dem Sprößling hinterließen. Gewisse Lebensantriebe und Grundeigenschaften leiten von Vater und Mutter auf den Sohn, sie verdichten sich bei ihm zu einem individuellen, gleich-

sam von der Natur gepflanzten Kern, aus dem heraus die Persönlichkeit sich entfaltet und sich selber bestimmt, allen Einwirkungen zum Trotz. Und doch, keiner Forschung, keiner Berechnung und keiner Zergliederung ist es jemals ganz gelungen, das Entstehen und Werden des Eigen-Neuen, des Selbstschöpferischen, eben des eigentlich Genialen einer großen Persönlichkeit in feste Begriffe und Formeln zu bringen. Unser Verstand verlangt zwar gebieterisch die Annahme, daß auch das Genie aus natürlichen Schöpfungsakten, aus einer stetig weiterwirkenden Entwicklung, hervorgegangen sei, — restlos berechnen aber kann er die „Komponenten" des Kräfteprozesses nicht, als deren „Resultante" sich eben jenes Genie darstellt. Unser Ursachenbegriff läßt uns dabei im Stich. Und so behält „Zeus" sein Recht neben der „irdischen Mutter"; wo unsere Erkenntnis uns verläßt, da darf das ahnende Gefühl, die deutende Phantasie auch heute noch dem Geheimnis nachspüren; da sollen auch wir mit Demut das Göttliche verehren, das sich in menschlichen Formen offenbart und auswirkt.

Mag uns der Ursprung des Genies, wie das Entstehen alles Lebens, ein „heiliges Rätsel" sein und bleiben: sein eigentliches Wesen und Werden offenbart es ja doch in seinem Dasein und seinem Wirken. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — dies Wort hat auch hier seine tiefe Bedeutung. In prächtiger Anschaulichkeit gibt sich Friedrich Schillers Genius in seinen Werken kund. Aber ganz erschließt sich die Fülle und Tiefe seiner Schöpfungen nur dem, der aus der Betrachtung seines Lebens, seines äußeren und inneren Entwicklungsganges, die einzigartige Größe seiner persönlichen Leistung ermessen lernt. Nicht allein, was Schiller geschaffen hat, in einem verhältnismäßig kurzen, an Leiden und Kämpfen überreichen Erdenleben, ist staunenswert: großartiger noch ist die Art, wie sich die Dinge ihm zu eigen geben mußten. Seinem geheimnisvollen Drange, die höchste der Lebensformen, die Persönlichkeit, immer reicher und harmonischer auszugestalten, mußte alles dienen. Jeder Widerstand war für ihn nur ein neuer Anlaß zu Kampf und Sieg, jede Not eine Gelegenheit, die freie

Erhabenheit seiner Seele zu bewähren. Denn sein Glaube war: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden.“

Die gewinnende und seelenstärkende Macht dieser Persönlichkeit ist uns von vielen, die ihres Umgangs sich erfreuen durften, bezeugt. Mit glühender Begeisterung pries, um nur diesen zu erwähnen, der junge Friedrich von Hardenberg-Novalis Schillers Wesen, „dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, in dessen Natur so viel Kunst und in dessen Kunst so viel Natur“ sei: „ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinnes, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln.“ Und wir wissen, als Goethe zuerst mit Schiller in nähere Berührung kam, da war es für ihn „wie ein neuer Frühling“. Diese verjüngende Lenzeskraft kann heute noch jeder aus dem geistigen Verkehr mit Schiller für sich gewinnen, aus dessen Leben und aus dessen Werken. Diese Kraft heißt: Vertrauen in das Ideal, Glaube an die geistigen Mächte in uns, die uns zu Herren der Verhältnisse und der Natur, auch der eigenen machen, die uns das ruhige, sichere Gefühl innerer Überlegenheit in allen Lebenslagen geben können; die Zuversicht ferner, daß die Stärke der menschlichen Seele einer unmeßlichen Steigerung fähig, daß eine Menschwerdung nach dem göttlichen Urbild unser letztes Ziel und möglich sei. Wer möchte nicht gerade der heutigen Generation solche Energien, solche Erhöhung der Lebensziele wünschen, diesem Geschlechte, das einerseits vielfach noch in materialistischer Befangenheit überall nur Zwang und Notwendigkeit zu sehen und an sittlicher Freiheit und sittlicher Verantwortlichkeit zu verzweifeln allzu geneigt ist, während andererseits gerade heute die Ahnung eines Neuen, das kommen will, die Zeit in allen Tiefen erregt.

Schillers Ziel war, wie Wilhelm von Humboldt sagt, so hoch gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte. Und

ein ebensolches Ziel hat Schiller unserm deutschen Volke und der Menschheit aufgestellt. Aber er hat die Idee höheren Menschentums nicht nur ausgesprochen, er hat sie auch betätigt und in sich verwirklicht; sein Idealismus ist inneres Erlebnis. Sein Idealismus ist Tat, ist alltäglich und allstündlich bewährte Kraft im Dienste einer großen Idee. Aus seinem innersten Leben erst ist diese Kraft in sein philosophisches Denken, in sein dichterisches Schaffen eingeströmt. So ist der ganze Mann, der Dichter, der Philosoph und der Geschichtsschreiber, aus einem Gusse. So erst verstehen wir das herrliche Wort Goethes: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf: Schiller war eben diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln.“ — —

Schiller hat das Unaussprechliche, das jeder Suchende sucht, in sich gefunden und in der Gesamtheit seiner Persönlichkeit zum Ausdruck gebracht. So, in der Gesamtheit seiner Persönlichkeit, in seinem Leben und in seinen Werken muß er uns wieder lebendig werden, wenn wir ihm die Hilfe für unser Sein und Tun entnehmen wollen, die er nach Gottfried Kellers schönen Worten für uns bereit hält:

Und wo im weiten Reich des deutschen Wortes,
Und wo es wanderlustig hingezogen,
Sich überm Meer Kraft und Gestalt zu suchen,
Drei Männer sind, die nicht am Staube kleben,
Da denken sie bewegt an Friedrich Schiller,
Und mit ihm an das Beste, was sie kennen.
Er aber ruft aus seinem ewgen Morgen:
Ich steh' euch fest und steh' euch unbezwinglich,
Und hilft's euch nicht, so steh' ich euren Kindern,
Und auch den Kindern steh' ich eurer Kinder,
Bis sie gelernt, mit reiner starker Hand
Das alte Sehnen frei sich zu erfüllen
Und meisterlich zu leben, wie sie denken. —

1. Herkunft und Familie.

Aus den Tiefen deutscher Volkskraft in schwäbischer Artung hat Friedrich Schiller sein Wesen geschöpft. Von dem Lichte freilich, das sein Leben ausstrahlt, fällt nur ein schwacher Schein auf das in Dunkel gehüllte Geschlecht seiner Vorfahren zurück. Aus ihren Zügen das Bild des Enkels zu deuten, ist uns nicht vergönnt. Wir wissen nur: die Schiller waren ein bürgerliches Geschlecht, das auf altschwäbischem Boden, im protestantischen Glauben gedieh. Handwerk und Weinbau ernährte sie, zumal dem Bäckergewerbe gehörten viele von ihnen an. Als erster nachweisbarer Ahne erscheint ums Jahr 1600 der „Bürger und Inwohner" Stefan Schiller zu Neustadt, im weinreichen Remstale. Beweglich, wenn es ihr Fortkommen galt, scheinen die Schiller von Haus aus gewesen zu sein. Stefans jüngsten Sohn Kaspar treffen wir als Bäcker im nahen Waiblingen, der alten Hohenstaufenstadt, wo er hochbetagt 1695 starb; einer seiner Söhne wiederum, Hans Kaspar (1649—1687), der Urgroßvater des Dichters, betrieb das väterliche Gewerbe zu Bittenfeld, nachdem er sich mit der Tochter des Waiblinger Stadtküfers verheiratet hatte. Tüchtig und gemeinsinnig müssen diese Männer gewesen sein: sonst hätte man ihnen, den ursprünglich Ortsfremden, nicht das ehrenvolle Gemeindeamt des Gerichtsbeisitzers übertragen. Von Hans Kaspars sechs Kindern brachte es der zweitjüngste Sohn, Johannes Schiller, gar zum Bittenfelder Schultheißen. Aber große irdische Güter hat auch dieser ehrsame Bäckermeister nicht gesammelt: als er 1733 im ein=

undfünfzigsten Lebensjahre starb, hinterließ er seiner Witwe, der Uhrmacherstochter Eva geb. Schatz aus Alfdorf, acht unversorgte Kinder „bei einem sehr mittelmäßigen Vermögen“. Der älteste Sohn, Johannes, übernahm später das väterliche Geschäft; der jüngste, Jakob, wurde nach einem abenteuervollen und gewinnreichen Wanderleben, das ihn von der Backstube sogar auf holländische Kriegsschiffe geführt hatte, wiederum würdiger Schultheiß von Bittenfeld und sorgte als solcher für den Wohlstand seines Heimatsortes, indem er z. B. 1777 das Bittenfelder Schloß mit sämtlichen Gütern erwarb und diese durch Verkauf an zwanzig Bürger in allgemeinere Nutzung brachte. Dem mittleren aber war es beschieden, durch seinen einzigen Sohn dem Namen Schiller weltweiten Ruhm und dem Schwabenstamme neue Ehre zu bereiten.

Johann Kaspar Schiller, geboren am 27. Oktober 1723, war beim Tode des Vaters noch nicht ganz zehn Jahre alt. Der begabte Junge war zum Studium ausersehen. Von seinem Vater früh zur Schule angehalten, konnte er im siebenten Jahre „schon ordentlich schreiben und etwas rechnen“. Sogar im Lateinischen hatte der vorsorgliche Schultheiß durch einen Hauslehrer bereits einen Grund legen lassen. Nun aber sollte der so früh des Vaters Beraubte der Hoffnung zu studieren entsagen; nicht einmal die geringere Aussicht auf die „Schreiberei“ wurde ihm gelassen, denn die Mutter brauchte alle Hände, auch die des zehnjährigen Buben, zur Feldarbeit. Aber der Vater hatte dem Kaspar ein unverwüstlicheres Erbe als Geld und Gut hinterlassen: den zähen, echt schwäbischen Willen sich durchzusetzen allen Verhältnissen zum Trotz; das Streben, etwas zu leisten und zu werden in der Welt. Diese Lebensgestaltungskraft ist der bedeutsamste Schillersche Einschlag auch in des Dichters Wesen und Wirken geworden; dieser praktische Lebenswille, der den Vater sein Lebensschifflein durch alle Stürme und Wogen eines kampf- und mühereichen Daseins mit starker Hand führen läßt, wirkt auch im Wollen und Handeln des großen Sohnes, wenn auch in neuen Formen, sich aus; von ihm zugleich auf die höchsten Schaffensgebiete des menschlichen Geistes über-

tragen, erweitert und vertieft sich jener Lebenswille zu einem allumfassenden, seiner Selbstbestimmung gewissen, tatkräftigen Idealismus. Darum wirkt die Lebensführung des Vaters wie ein Gleichnis zum Leben und Streben des Sohnes: so verschieden ihre Ziele, — beide haben in hartem Kampfe mit der Welt und durch rastlose Tätigkeit nach innen und außen sich selber alles erarbeitet, was sie geworden sind.

Wie schwer es dem Vater Friedrich Schillers gemacht wurde, den ersten bescheidenen Grund zu einer höheren Geistesbildung zu legen, das hat er später seinen Kindern oft erzählt: nur heimlich, „weil es die Mutter nicht gern sah", konnte er, „mit seiner Grammatik hinter dem Holz verborgen", seiner unwiderstehlichen Lernbegierde frönen. Im fünfzehnten Lebensjahre endlich setzte er es mit Bitten und Vorstellungen bei der Mutter durch, die Wundarzneikunst erlernen zu dürfen. Noch fünfzig Jahre später, als er in der Waldeinsamkeit der Solitude kurz und klar seine Lebensgeschichte beschrieb, erinnerte sich der Greis dankbar dieser Lehrzeit beim Klosterbarbier zu Denkendorf, die dem Wißbegierigen neben den „verächtlichsten Arbeiten" doch auch Gelegenheit brachte, bei den Klosterschülern sein weniges Latein aufzufrischen und vom Propst „ein und anderes in der Kräuterkunde" zu erlernen. In Nördlingen, wohin ihn (1743) von Lindau am Bodensee die Wanderschaft führte, versäumte er nicht, in Gemeinschaft mit dem Sohne seines Meisters etwas Französisch zu lernen und gar den Fechtboden zu besuchen. Beides sollte ihm zustatten kommen, als im Herbste 1745 Wanderlust und Tatendrang das junge Schwabenblut aus dem gemächlichen Leben der stillen Reichsstadt in die Wirbel der Weltereignisse hineinzogen. Auf dem Marsche nach Holland, wo die Verbündeten Maria Theresias gegen die Franzosen um Österreichs Erbe kämpften, kam das bayrische Husarenregiment Frangipani auch durch Nördlingen. Rasch entschlossen folgte Kaspar den Reitern in die lockende Ferne, wenn auch zunächst keine Feldscherstelle für ihn frei war, und rückte am 11. November mit ihnen in Brüssel ein.

Über vierzig Monate wurde nun der junge Schwabe von den Wechselfällen des Krieges in fremden Landen hin und her geworfen und so „recht ins Leben aufgeweckt“. Sein Regiment war ihm „eine treffliche Schule Bravour zu lernen und auszuüben“; da erfuhr der Vater, was der Sohn später im Liede pries: „Im Felde, da ist der Mann noch was wert!“ Aber wie betäubend auch der kriegerische Lärm, wie bunt der Wechsel der Bilder und Abenteuer sein mochte, niemals ließ Kaspar sich den gesunden Sinn, die redliche Denkart und den klaren Blick für Menschen und Dinge verwirren. Seine Kenntnisse zu bereichern, ließ er sich auch mitten im Kriege keine Gelegenheit entgehen. Die Erlebnisse und Erfahrungen des Vaters aber sollten dereinst auch für den Sohn in höherer Art bedeutsam werden.

Seinen wirtschaftlichen Sinn erwies der junge Heilkunstbeflissene in der gewinnbringenden Verwertung seines „Metiers“ und im besonnenen Zusammenhalten des Erworbenen. Schon auf dem Marsche hatte er „von bezahlten Pferde-Rationen“ zu sparen gewußt; in Brüssel nahm er „einige Galanterie-Kuren mit gutem Erfolge“ vor. Aber schon im Februar 1746 erfuhr er den ersten Umschlag seines Schicksals. Als sein Regiment aus dem von den Franzosen belagerten Brüssel ausbrach, folgte Kaspar zu Fuß zwei Nächte lang in je zehnstündigem Marsche. Allein in Charleroi brach selbst seine jugendliche Kraft zusammen. Auf dem Rückmarsche gen Brüssel, wo er zu dem zurückgebliebenen Kranken- und Gepäckzuge zu stoßen hoffte, von den Franzosen aufgegriffen, wurde er in Gent auf der Hauptwache bei Wasser und Brot so lange hingehalten, bis er bereit war, als Gemeiner in französischen Sold zu treten. Mit den siegreichen französischen Fahnen zog er nun in das inzwischen eroberte Brüssel ein, später vor Antwerpen, vor Bergen und gegen Charleroi. Als auf dem Marsche dahin 700 Brotwagen in die Hände der Kaiserlichen gefallen waren, sandte man französischerseits den redlichen, vertrauenswürdigen Schwaben als Furier in die nächstgelegenen Ortschaften. Dabei ertappten ihn österreichische Husaren, entließen ihn aber, nachdem

seine frühere Zugehörigkeit zu den Verbündeten erwiesen war, mit Unterstützung und Paß versehen, damit er sein Frangipanisches Regiment wieder aufsuchen könne. Fast drei Monate lang wanderte Kaspar Schiller nun suchend im Lande umher, leistete dabei auch ein paar Wochen hindurch einer kaiserlichen Feldapotheke in einem Kloster bei Namur gutbezahlte Dienste und fand endlich gegen Mitte Oktober 1746, mit knapper Not den Händen der Franzosen und dem Schicksal eines Ausreißers entronnen, sein Regiment in der Nähe von Lüttich wieder. Zwei Tage darauf wurde eine für die Verbündeten unglückliche Schlacht geliefert: unter den Holländern und Bayern, die am Abend des 11. Oktober zehn Stunden weit, „bis unter die Kanonen von Maastricht", von dem beständig feuernden Feinde verfolgt wurden, befand sich auch der wackere Schwabe.

Im Winterlager zu Maaseyk wurde Kaspar endlich als Eskadronsfeldscher angestellt „mit monatlich 30 Gulden Gehalt und 2 Dukaten Medizin-Geld". Die zur Anschaffung einer „Montierung" und eines Pferdes ihm vorgestreckte Summe von zweihundert Gulden konnte er durch Einnahmen aus „Extra-Kuren" vor Ablauf eines Jahres wieder zurückzahlen.

Kriegerisches Kleinleben, nutzlose Plänkeleien und lockende Beutezüge füllten das Frühjahr des Jahres 1747 aus. Dabei fand der Feldscher wenig Gelegenheit zur Ausübung seines Berufes. Aber sein „angeborener Hang zur immerwährenden Tätigkeit" ließ ihn nicht ruhen: er bat sich aus, daß er „wie die Wachtmeisters auf Kommando" zu kriegerischen Unternehmungen ausreiten dürfe. Dabei ward dann zuweilen allerlei Beute gemacht, doch waren auch Verluste nicht selten. Um diese Zeit ward ihm gar einmal bei einem Überfall der Franzosen ein Pferd unterm Leibe erschossen; er selbst scheint dabei zu Schaden gekommen zu sein. Anfechten aber konnte ihn das nicht, denn seine Meinung war: „Wer austeilt muß auch wieder einnehmen." Jedenfalls behagten die gefahrvollen Streifzüge seiner tätigen Natur besser, als das faule, ungesunde Lagerleben in den Linien hinter Bergen op Zoom, wo das Regiment fast den ganzen folgenden Sommer

über lag. Der Winter 1747/48 brachte erwünschte Abwechslung — da unser Feldscher von seinem Rittmeister mit auf eine Reise in den Haag genommen wurde. Im nächsten Jahre, nachdem der Aachener Friede der kriegerischen Tätigkeit ein Ende gesetzt hatte, reisten die beiden abermals zusammen nach dem Haag und von dort nach Amsterdam und London. Auf der Rückkehr erfuhren sie, daß ihr Regiment bis auf zwei Schwadronen abgedankt werden solle. Kaspar Schiller wollte das nicht erst abwarten. Über zehn Jahre hatte er das Brot der Fremde gegessen, nun packte ihn, da er seine Wanderlust gebüßt, das Schwabenheimweh. Am 4. März 1749 sattelte er in seinem letzten Standort Borckel bei Falkenwerth sein Pferd und zehn Tage darauf kehrte der Fahrtenmüde im „Goldenen Löwen" zu Marbach am Neckar ein.

Der Heimkehrende suchte eine Heimat. In Marbach lebte die Familie eines verstorbenen Vetters von der Waiblinger Linie, dort war auch Kaspars jüngste Schwester Margarete an den Fischer Stolpp verheiratet. Von dort aus konnte er leicht seine jetzt in Murr lebende Mutter und die in der Umgegend verheirateten „Geschwistrigte" besuchen. In Neckarrems hatte seine älteste Schwester Christine ihm vorsorglich die Tochter eines Chirurgus zur Frau ausersehen, aber bei seiner Ankunft war das Mädchen schon einem anderen versprochen. Doch der zu spät gekommene Freier fand, was er suchte, in nächster Nähe: schon am 22. Juli 1749 führte er die einzige Tochter seines Wirtes, Elisabetha Dorothea Kodweiß, zum Traualtar, nachdem er kurz vorher noch zu Ludwigsburg vor zwei Leibärzten und einem Chirurgen die Befähigung zur Ausübung seiner Kunst erwiesen hatte.

Löwenwirts Dorle stand in der Mitte zwischen sechzehn und siebzehn Jahren, als sie Frau Schillerin wurde. Groß, schlank und wohlgebaut, mehr lieblich als schön, mochte sie mit ihrer frischen Jugend das Herz des sturmerprobten Mannes wohl rühren. Herzliche Güte und heitere Anmut sprechen heute noch aus ihrem Jugendbildnis zu uns, und einen Zug von Schalkheit und vertrauender Kindlichkeit hat selbst ein sorgen- und kummervolles

Leben aus dem seelenvollen Mutterantlitz der Sechzigjährigen, wie wir es aus einem Bilde vom Jahre 1793 kennen, nicht zu verbannen vermocht. Neben der Jugendlichen und Schlanken stand der fast sechsundzwanzigjährige Gatte mit seiner derbkräftigen, untersetzten Gestalt, den klar und klug und fest blickenden Augen als ein reifer Mann. Im Haushalt freilich hatte die einzige Tochter des Löwenwirtes schon frühe mit zugreifen müssen. Wie durch persönliche Eigenschaften, so empfahl sich die Jungfer Kodweißin dem Schultheißensohn auch durch ihre Herkunft und Familie. Von ihrer Mutter zwar, Anna Maria geb. Munz vom Rörachhof, wissen wir wenig. Der Vater Dorotheas aber, Georg Friedrich Kodweiß, entstammte einer altansässigen, angesehenen Bäckersfamilie; sein Vater und Großvater waren nacheinander Bürgermeister der Stadt gewesen. Dem unruhigen Unternehmungsgeist des Bürgermeistersohnes genügte die Backstube nicht: er hatte im Jahre 1723 schon das Gasthaus Zum goldenen Löwen hinzu erworben und später noch die Holzinspektion bei dem herzoglichen Floßwesen übernommen. Für einen „Beck“ schrieb er eine gute Handschrift und wußte sich, wie ein erhaltener Brief bezeugt, gewandt auszudrücken.

Ein wohlhabender Mann, wie immer angenommen wird, ist der Löwenwirt nie gewesen, aber in der seit ihrer Einäscherung (1693) verarmten Stadt galt er dafür und jedenfalls wußte er bei den Leuten durch sein ganzes Auftreten und seine Lebenshaltung das angestammte Ansehen der Familie zu wahren. Für Wohlhabenheit, selbst nach damaligen Begriffen, spricht übrigens auch die Mitgift der Tochter keineswegs: an barem brachte sie nichts in die Ehe, einiges Acker- und Gartenland wurde ihr zugesagt, und etwas Schmuck und Silbergeschmeid im Werte von 16 Gulden mitgegeben; an Kleidern, Bett- und Weißzeug erhielt sie nur das Nötigste, und von dem Schreinwerk war gar einiges „noch machen zu lassen“: Versprochenes und Mitgegebenes hatte alles in allem einen Wert von 385 Gulden 24 Kreuzer. Um so mehr kam es dem jungen Haushalt zu statten, daß der Feldscher auch in den

Kriegszeiten das Sparen nicht verlernt hatte. Sein Pferd hatte er inzwischen verkauft, den „ungarischen Sattel samt Reitzeug“ aber fürsorglich aufgehoben. Er konnte 215 Gulden 24 Kreuzer in bar beibringen; außerdem aber besaß er chirurgische Instrumente zum Zahnziehen und Aderlassen, zum Haarschneiden und Rasieren, einige Medikamente und acht Bücher, darunter eine „Erkenntnuß sein selbst“ und ein „Wirtembergisches Gesangbüchle“. Sein gesamtes „Beibringen“ wurde auf 330 Gulden 56 Kreuzer veranschlagt. In der Gunst der Braut hatte er sich durch ein „schwarz Taffeten Küttele“ im Wert von 5 Gulden 30 Kreuzer und ein goldenes Ringelein für 6 Gulden zu befestigen gewußt.

Am 29. September erwarb der junge Ehemann das Marbacher Bürgerrecht. Nun schien er geborgen. Der tüchtige Wundarzt durfte, zumal als Schwiegersohn des angesehenen Löwenwirts, hoffen, in dem eben zu neuem Leben erwachenden Landstädtchen einen sicheren Hausstand begründen zu können. Um den Eltern in der Wirtschaft zur Hand zu sein, hauste das junge Paar mit ihnen zusammen. Dadurch erhielt Kaspar Schiller bald einen genaueren Einblick in die wirklichen Verhältnisse seines „Schwervatters“. Der ehrliche, aber allzu gutmütige Mann war „durch das Floßwesen“ in „fatale Umstände“ geraten. Er hatte die Verantwortung für die daraus eingehenden Gelder, war aber, so scheint es, lässig im Einziehen der Ausstände und kam, da er sich mit Bauen und Güterkaufen ohnedies verrechnet hatte, so sehr in Rückstand, „daß sein ganzes Vermögen kaum hinlänglich war, solchen zu tilgen.“ Zudem soll er „durch fürchterliche Überschwemmungen“ bedeutenden Schaden gehabt haben. Anfangs hielt Kodweiß sich durch Aufnahme neuer Kapitalien über Wasser. Auch der Schwiegersohn gab seine sauer ersparten Gulden schon wenige Monate nach der Hochzeit her und bald darauf den Erlös aus einem ihm als Heiratsgut zugesprochenen „Gras- und Baumgarten“. Durch „Verschreibungen“ ließ er sich sein Darlehen zwar sichern, aber der Aufenthalt im Hause der Schwiegereltern und in Marbach wurde dem vorwärts strebenden Eidam durch den immer

mehr drohenden Zusammenbruch des Kodweißschen Vermögens allmählich völlig verleidet. Tatloses Zuschauen mit verbittertem Klagen war nicht seine Art. Um der unvermeidlichen „Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen“ und seinen eigenen Hausstand auf festeren Grund zu stellen, trachtete er aus dem beengenden Kreise ganz hinwegzukommen.

Da traf es sich günstig, daß Herzog Karl Eugen von Württemberg in Erfüllung eines (1752) mit Frankreich abgeschlossenen Subsidienvertrages etliche neue Regimenter zu errichten begann. Als Feldscher kam Kaspar nicht an, deshalb trat er am 7. Januar 1753 als Furier in das Infanterie-Regiment Prinz Louis ein. In der untergeordneten Stellung eines Kompagnieschreibers und Quartiermachers mit sechs Gulden monatlichem Sold mußte der dreißigjährige Mann die neue militärische Laufbahn beginnen. Die Rückkehr nach Marbach aber hielt er sich durch sein Bürgerrecht offen. Als Kaspar Schiller die Seinen verließ, hatte er nicht gedacht, daß der Ruin seines „Schwervatters“ so nahe sei. Aber schon wenige Wochen nach seiner Abreise erfuhr er von allerlei Umtrieben und Anschlägen unredlicher Gläubiger gegen den alten Kodweiß. Schlagfertig und tapfer trat der streitbare Mann für sein und seines Schwiegervaters Recht gegen die unbilligen Ansprüche ein, in beweglichen Worten ersuchte er den Marbacher Magistrat, „diesen durch erstandene Fatiguen vor den Jahren alt und elend gewordenen Mann, welcher sowohl pro publico bono, als privatim seinem Nebenmenschen Gesundheit und Vermögen aufgeopfert, nicht vollends unter der Last seines Jammers ersticken zu lassen.“ Aber das Unheil wurde bloß hinausgeschoben: im Jahre 1756 verfiel das Löwenwirtshaus den Gläubigern. Schiller rettete sein Vermögen und legte es in einem „Kirchenwengert“ (Rebstück bei der Kirche) an. Der alte Kodweiß aber mußte froh sein, mit seiner Frau für den Rest der Lebensjahre ein Unterkommen als Wächter im Niklastorhäuschen, dicht beim „Goldnen Löwen“, zu finden. Rechtschaffen, wie er war, suchte er auch jetzt noch seine Gläubiger nach Kräften zu befriedigen, wie er sich denn

einmal erbot, einen lästigen Schuldposten durch Schreiberdienste abzutragen. Im Torhäuschen ist er 1771 gestorben; zwei Jahre später folgte ihm seine Frau.

Für die jungen Eheleute waren durch den Vermögensverfall des Löwenwirtes allzufrüh Zeiten schwerster Prüfung gekommen. Zwischen Kindesliebe und Gattenpflicht hatte Frau Dorothea manchen Kampf zu bestehen, und den verarmten Eltern Trost und Hilfe zu gewähren, war wohl ihr Herz, aber nicht ihre eigene kümmerliche Lage geschaffen. Eine Zeitlang scheint sie übrigens das einförmige Leben in der (uns unbekannten) Garnison mit dem Gatten geteilt zu haben. Jedenfalls aber hat sie im Jahre 1757 in ihrem Heimatsort sich eingemietet. Denn im Sommer dieses Jahres mußte Kaspar Schiller aufs neue in den Krieg ziehen.

Der große Preußenkönig stand im zweiten Jahre des Krieges gegen jenen unnatürlichen Bund, zu dem sich aller politischen Klugheit und altererbter Feindschaft zum Trotz die mächtigsten Staaten Europas zusammengefunden hatten, um den einen verhaßten Gegner zu erniedrigen. Aber schon hatte Friedrichs II. kühne Entschlossenheit die Feinde in Sachsen und Böhmen blutig niedergeworfen, — nun schloß sich die vielköpfige Koalition gegen den einen Mann fester zusammen; auch das Reich erklärte dem „Landfriedensbrecher" den Krieg. Aber überall in Deutschland standen deutsche Herzen im Zauberbann des heldenhaften Mannes, selbst die gegen den König ins Feld gesandten Soldaten waren fast alle „aus Neigung oder Furcht preußisch gesinnt." Es ging ein Ahnen durch die Volksseele, daß hier nicht bloß um ein Stück Land oder einen Thron gefochten wurde, sondern daß die Vertreter überlebter politischer Ordnungen mit dem Vorkämpfer einer neuen Zeit der Freiheit und der Aufklärung im Entscheidungskampfe standen. Vor allem aber sahen alle Neubekenner in dem Feinde der katholischen Vormacht den Schirmherrn der Glaubensfreiheit und der religiösen Duldung.

Infolge seines Vertrages mit Frankreich mußte nun auch der junge Herzog von Württemberg die 6000 Mann, für die

er seit fünf Jahren hohe Summen empfangen hatte, feldbereit in französischen Dienst stellen. Aber das Sündengeld war in Saus und Braus aufgegangen; nun da es zum Kriege gehen sollte, fehlte es „an allem, an Leuten, an Waffen, an Montierung, aber hauptsächlich an Geld". Woher die Soldknechte nehmen? Die Räte des Herzogs waren um Abhilfe nicht verlegen. Wozu besaßen denn die Landeskinder feste Arme und starke Fäuste? Die schwäbischen Mütter sollten es bald erfahren: mit rücksichtsloser Gewalt wurden ihre Söhne aus den Werkstätten und vom Pfluge hinweg zu den Fahnen geschleppt und in ein Lager zwischen Ludwigsburg und Pflugfelden zusammengetrieben. Die Entrüstung der Soldaten, gleich verbrecherischem Gesindel aufgegriffen und an eine fremde Macht verkauft zu sein, um gegen den Beschützer des eigenen protestantischen Glaubens zu fechten, schaffte sich wiederholt, zu Hause und später auf dem Marsche, in Meutereien und Massendesertionen Luft.

Mit welchen Gefühlen der pflichtgetreue Kaspar Schiller den Ausmarsch am 10. August 1757 mitmachte, das mag man aus dem Gesagten ermessen. „Fritzisch" war gewiß auch er gesinnt, und gegen die Franzosen, in deren Dienst er jetzt mit den anderen verkauft war, hatte er einst jahrelang gekämpft. Damals aber war er, ein sorgenloses Blut, aus freier Wahl auf Kriegsabenteuer ausgezogen; jetzt ließ er daheim in unsicheren Verhältnissen ein junges Weib zurück, das nach achtjähriger Ehe zum ersten Male in mütterlicher Hoffnung um ein neues, werdendes Leben bangte.

Der Marsch der Württemberger, denen ihr Herzog mit der glänzendsten Feldequipage vorangereist war, ging zunächst zur Donau, wo sie bei Linz ein Lager bezogen. Von da rückten sie nach Böhmen und Schlesien zur Belagerung von Schweidnitz, nach dessen Fall (am 13. November) Karl Eugen kriegessatt in die Heimat zurückkehrte. Als sich wenige Tage danach auch Breslau den Verbündeten ergab, hielt man den Feldzug für beendet. Aber schon eilte König Friedrich selber herbei. Die Schlacht bei Leuthen sollte erst

die Entscheidung bringen. Der Schwabentrupp stand mit den anderen Hilfsvölkern, deren Herzen drüben bei dem Sieger von Roßbach waren, auf dem gänzlich ungedeckten linken Flügel: hier wurde das Schicksal des Tages zugunsten der Preußen entschieden. Schiller verlor sein Pferd und mußte zu Fuße flüchten; in der Nacht hätte er im Morast vor den Festungswerken von Breslau beinahe sein Leben eingebüßt. Wochenlang mußten nun die Württemberger bei bitterster Kälte unter freiem Himmel kampieren. Damals hat Kaspar Schiller sich jenes Gichtleiden zugezogen, das sein Alter verbittern und der Grund seines Todes werden sollte. In den Winterquartieren im Saazer Kreis in Böhmen hielt ein bösartiges Faulfieber noch einmal traurige Ernte unter dem Rest der heruntergekommenen Truppen. Da entfaltete der „Fähndrich und Adjutant" — dazu war er bei oder bald nach Beginn des Feldzuges ernannt worden — eine vielseitige Tätigkeit, während er sich selbst durch eine mäßige Lebensart und beständige Bewegung in freier Luft und auf der Jagd gesund erhielt: er nahm sich, da auch die Feldschere tot oder krank waren, mit Arzneien und allerlei Handreichungen der hilflosen Soldaten an; den Gesunden aber, um sie „in einiger Religionsfassung zu erhalten", veranstaltete er eine Art Gottesdienst, las Gebete vor und ließ „schickliche Lieder" absingen. Zum Lohn für seine Tüchtigkeit wurde er im März 1758 zum Leutnant befördert, behielt aber den Fähndrichsgehalt von zweihundertzweiundfünfzig Gulden. Am 1. April traten die Württemberger den Marsch in die Heimat an, wo die auf etwa zweitausend Mann zusammengeschmolzene Truppe ergänzt werden sollte.

Zu Marbach, in den ersten Tagen des Mai, brachte die in Sehnsucht des Gatten harrende junge Mutter dem Heimkehrenden sein erstes Kind entgegen, die am 4. September 1757 geborene Christophine. Aber nur kurz war die Rast bei Weib und Kind. Schon im Juli 1758 rückten die neu formierten Truppen, Leutnant Schiller jetzt im General von Romannschen Regiment, nach Hessen, wo sich die Württemberger mit dem Korps des Prinzen von Soubise vereinigten. Da gegen Ende des Jahres

der Subsidienvertrag ablief, wurden die Soldaten des Herzogs heimgerufen. Leutnant Schiller kam mit dem Stab nach Winnenden, nicht weit von Marbach. Am eigenen Herd, in den Armen seines liebenden Weibes durfte er auf kurze Zeit rasten nach den Mühsalen des Krieges. Schon bald aber gab der stets geldbedürftige Herzog seinen Werbern neue Arbeit: das Geschäft mit Frankreich wurde auf ein Jahr fortgesetzt, und zwar wurde die doppelte Lieferung vereinbart; der August 1759 sah zwölftausend Opfer fürstlicher Willkür in einem großen Lager bei Ludwigsburg zusammengetrieben.

Und dort war es, wo im Herbst, kurz vor dem Ausmarsch der Württemberger, die mit neuer Mutterhoffnung hochgesegnete Frau Leutnant Schillerin ihren Eheherrn zum Abschied besuchte. In seinem Zelte fühlte sie die Anzeichen der nahenden Geburt, eilig kehrte sie aus dem lärmvollen Kriegslager in ihr stilles Marbach zurück. Und abermals mußte der Gatte, der strengen Pflicht gehorchend, sein Weib in der schweren Stunde allein lassen: am 28. Oktober zogen die Württemberger in die zweite hessische Kampagne, und während der Vater bei seiner Truppe in Unterfranken am Main stand, wurde zu Marbach, im Hause des Secklers Ulrich Schölkopf, am Samstag den 10. November 1759, sein erster und einziger Sohn geboren. Am Tage darauf, als jene den Fluß überschritten, fand „feierlich wie eine Hochzeit" die Taufe statt. Neun Taufzeugen nennt das Marbacher Taufregister. Ihr Name und ihre Lebensstellung verbürgen das Ansehen des Leutnants und seiner Familie. Da finden wir die Bürgermeister von Marbach und Vaihingen, eine Vogtstochter und eine Kollaboratorswitwe. Oberst von Rieger „hat sich nachher dazu angegeben". Obenan aber steht Kaspars Regimentskommandant, Oberst Christoph Friedrich von der Gabelenz, dann der Studiosus der Philosophie Johann Friedrich Schiller aus Steinheim an der Murr, des Täuflings Vetter im zweiten Grade, der sich selbst zum Paten angetragen hatte mit dem Versprechen, „wenn er einst sein Glück machen würde, seinen Paten auch zu

unterstützen". Von ihm und dem Obersten empfing der Täufling die Vornamen: Johann Christoph Friedrich.

Der Vater erhielt wohl draußen im Feld die erste Kunde von der Geburt seines so lange ersehnten Sohnes, aber gesehen und auf den Armen gewiegt hat er den kleinen Fritz erst, als er Ende Mai aus den Winterquartieren im Würzburgischen in sein Standquartier Vaihingen zurückkehrte. Mit welchen Gefühlen und Hoffnungen das Vaterherz den Sohn begrüßte, das hat er später selbst in tiefbewegten Worten ausgesprochen: „Und du, Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört."

Im Lager zu Vaihingen wurde der Vater öfters von der Mutter mit den beiden Kindern besucht. Aber schon im Juli 1760 ging es, da nun Österreich ein Hilfskorps vom Herzog verlangte, nach Thüringen und Sachsen. Lorbeeren gab es dort noch weniger zu pflücken als in Hessen: nach zwecklosen Kreuz- und Querzügen kehrten die Württemberger am Ende des Jahres heim. Kaspars Kriegslaufbahn war beendigt. Er kam mit dem Stabe nach Urach und blieb dort bis zum Februar 1761. Von da wurde er nach Cannstatt versetzt, wo er am 17. August 1761 zum Hauptmann beim Regiment von Stain mit leidlich ausreichender Besoldung ernannt wurde. In den Jahren 1762 und 1763 hatte er seine Garnison in Ludwigsburg, in Stuttgart und wieder in Ludwigsburg. Ob die Familie dauernd oder nur vorübergehend, ob nur in Ludwigsburg oder auch in Cannstatt und Stuttgart mit dem Vater vereinigt war, ist unsicher. Jedenfalls aber beginnt erst in Lorch, wohin Hauptmann Schiller 1764—1766 als Werbeoffizier zu stehen kam, ein gefestigtes Zusammenleben der ganzen Familie. Bis dahin waren die Kinder fast ausschließlich der Liebe der Mutter anvertraut.

---

2. In Marbach und Lorch.

In Marbach hat der kleine Fritz nur etwa die drei ersten Jahre seiner Kindheit dauernd zugebracht. Aber von Ludwigsburg, wo die Familie Schiller vor und nach der Lorcher Zeit wohnte, ist der Kleine mit Mutter und Schwester häufig nach dem nahen Heimatsort zum Besuch der Großeltern hinübergewandert. Eins vor allem hatte der Knabe, der bei den gewöhnlichen Kinderkrankheiten oft krampfhafte Zufälle bekam, der guten Luft seines ländlichen Geburtsortes zu verdanken: eine Kräftigung seines allzu zarten Körpers, die ihn bis in sein 14. Lebensjahr leidlich gesund erhielt. Aber auch auf die Seele des Kindes hat die erste Heimat nachhaltig gewirkt: ihre beglückenden Bilder haben sich ihm so tief eingeprägt, daß noch der Mann ihrer mit wehmütiger Sehnsucht gedachte.

Das an der Grenze von Schwaben und Franken anmutig auf einer felsigen Anhöhe gelegene Städtchen konnte schon von Römerzeiten erzählen. Vier Römerstraßen liefen einst von hier aus, und jenseits des Neckars erinnern die Reste eines alten Kastells an uralte Völkerkämpfe. Auch von mittelalterlichen Schicksalen sprechen mancherlei steinerne Urkunden, wie die alten Ringmauern und das mehrmals zerstörte und wiederaufgebaute Schloß. In vielen Kriegen hatte die Stadt schweres Ungemach erduldet, in keinem mehr als im pfälzischen Erbfolgekrieg: über vierhundert Häuser waren am 25. Juli 1693 von den Kriegsbanden Ludwigs XIV. niedergebrannt worden. Aber unverwüstlicher Bürgerfleiß hatte aus Schutt und Asche neues Leben erblühen lassen.

Die Lebenskraft der Marbacher ließ sich auch durch neue Kriegslasten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht brechen. Unverdrossen fügten sie Stein auf Stein zu langsam stetigem Ausbau der Vaterstadt. Uralt war sie und still genug mochte sie sein, die kleine Stadt, die Friedrich Schillers erste Träume beschirmte, — aber von Zerfallen und Aussterben war nichts in ihr zu verspüren. Im Gegenteil! Ungeduldig drängten sich und wie zu einer festen Burg auf krummen, steil ansteigenden Gassen, unregelmäßig und hastig, die hochgiebeligen kleinen Häuser um die Trümmer des alten Rathauses zusammen, bis man 1761 daran ging, auch dieses wieder aufzubauen. Unter ihnen stand bescheiden der einstöckige Fachwerksbau, worin der Sohn des Leutnants geboren ward. Ein einziger, enger Wohnraum im Erdgeschoß, zu dem man durch den angerauchten „Öhrn“ gelangt, stand der Mutter und ihren beiden Kindern zur Verfügung. Nur durch ein einziges Fenster brach das Licht herein in diese kleine Welt, und welche Fülle von Licht ist von diesem unscheinbaren Gemach ausgegangen! ... Trat der Knabe hinaus durch das rundbogige Tor, so sah er gleich nebenan den Nachbar Schmied an der Arbeit bei Esse und Ambos. Manchmal hat dieser, wie er sich noch im Jahre 1812 besinnen konnte, „den Buben der Frau Hauptmännin, den man Fritz geheißen,“ auf seinen Armen gewiegt. Und drüben, auf der anderen Seite des kleinen Platzes, stand, unberührt von Feindeshand, das Brunnenbild, der steinerne „Wilde Mann“ mit Keule und Wappenschild, darauf als Wahrzeichen der Stadt der rebenumrankte Turm. Der Sage von diesem Ungeheuer wie auch anderen Märchen mag auf dem Schoße der Mutter der Knabe mit großen Augen gelauscht haben, wie noch heute der kleine Weltbürger zu Marbach die alten Geschichten vernimmt von diesem Riesen, der in einem nahen großen Walde als Menschenfresser hauste und aus den Hirnschalen der Erschlagenen seinen Wein trank. Nur ein paar Schritte straßabwärts, und der Knabe war beim Niklastorhäuschen, der Alterszuflucht der Großeltern; von dort aus konnte er den stattlichen „Goldenen

Löwen" draußen vor dem Tore bestaunen, der seine Lieben nur allzu schmerzlich an vergangener Tage Glück und Leid erinnerte.

Freundliche Bilder landschaftlicher Anmut boten sich dem Blicke des Knaben, wenn er droben vom „Schelmengrüble" (der heutigen Schillerhöhe) ausschaute. Weitab im Südosten säumen die dunklen Berge der schwäbischen Alb den Gesichtskreis. Näher schon ragt auf der einen Seite trotzig und klotzig der Hohen-Asperg empor, auf der anderen erhebt sich der Wunnenstein, einst das Raubnest des „gleißenden Wolfes". Über Bergwälder und weites Ackerland fliegt der Blick zu grünen Rebenhügeln und goldwogenden Kornfeldern. Überall beleben Obstbäume, vereinzelt oder zu Hainen zusammengeschart, das zu schön geschwungenen Hügelreihen ansteigende Tal. An den Seiten der die Stadt tragenden Höhe klettern sie empor und hüllen diese in lebendiges Grün. Und drunten schmiegt sich der Neckar, nachdem er sich eben noch mit der Murr vereinigt, an den Fuß der Anhöhe, und drängt seine Fluten sanft zwischen Wiesen und Äckern hindurch. Was an Holz, Wein und Korn die Stadt nicht verbrauchte, das trug der Fluß zu gewinnbringendem Tausch davon. Der liebe heimatliche Strom wurde dem Kinde so vertraut, daß es hernach auf der Reise nach Gmünd „jedes kleine Bächgen im Diminutivo ein Neckarle geheißen", wie der Vater dem Sohn später zur Erinnerung gebracht hat.

Das Beste und Tiefste aber an Anregungen und Einwirkungen in diesen Kindheitstagen verdankte Friedrich Schiller der, welche ihm das Leben geschenkt hatte und deren Pflege er zunächst allein überlassen war: seiner Mutter.

Von ihr hat der Dichter die weicheren Grundzüge seines Wesens und auch die meisten körperlichen Eigentümlichkeiten empfangen. Ihr gleicht er im schlanken Wuchs und im rötlichen Haar; von ihr hat er die Gesichtsbildung, die breite Stirn und die leicht entzündbaren Augen; die zarte Haut mit zahlreichen Sommersprossen. Und auch der Erbe ihres zärtlichen Gemütes, ihrer milden Menschlichkeit, ihrer tiefen Herzensgüte ist er gewesen.

„Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt,“ so urteilt einer der Jugendfreunde Schillers, und in diesem Urteil stimmten alle überein, welche Frau Dorothea kannten. Hausfraulich, mütterlich besorgt um die Ihrigen blieb sie bis an ihres Lebens Ende. Früh im Leid erfahren und mit der Sorge vertraut, fand sie ihren Trost und ihre Zuflucht im Glauben. In schwer bewegten Stunden, zwischen Wiedersehen und Abschied, hat die Mutter den Sohn empfangen, durch Tage, Wochen und Monate voll Unruhe und Kümmernis, schwankend zwischen Trennungsschmerz und Wiedersehenshoffnung, sein keimendes Leben unter ihrem Herzen getragen. Wechselnde Stimmungen und Bilder, beunruhigende Nachrichten aus dem Lager- und Kriegsleben, der Klang der Waffen und der Widerschein weltgeschichtlicher Begebenheiten wirken dann auf die Phantasie der harrenden Mutter und geben ihren Einschlag in das Seelengewebe des werdenden Kindes. Niedergebeugt durch das Unglück der Eltern, bangend um das Leben des fernen Gatten, auf sich angewiesen, ohne Trost und Zuspruch von außen, zieht sich die einsame Frau auf die inneren Hilfsquellen zurück und wirft all ihr Leid und setzt all' ihre Hoffnung auf den gütigen Vater im Himmel.

So wächst aus mütterlichem Grunde dem Sohne die Kraft der Innerlichkeit zu; aus der Mutter Wesen ist mit allem Zarten und Weichen zugleich auch das starke Vertrauen auf höhere geistige Mächte in sein Leben eingeströmt; in ihrer Liebesfähigkeit und Herzensfrömmigkeit ist ein gut Teil der Seelenkraft vorgebildet, mit der er die Herzen der Menschen gewann.

Freilich, literarisch-ästhetische Gaben und eine „gebildete Erziehung“ darf man bei der schlichten Frau nicht suchen. Die Natur kann bei der Schöpfung des dichterischen Genius offenbar auch ohne diese Kulturzutaten auskommen. Reiseschilderungen, Naturgeschichte und Lebensbeschreibungen berühmter Männer soll Frau Dorothea zwar gern gelesen haben, dem Bedürfnisse ihres Gemütes gemäß jedoch liebte sie am meisten „die religiösen Gegenstände

der Poesie", geistliche Lieder und besonders die Dichtungen von Gellert und Uz. Auf die religiöse Erziehung und Bildung ihrer Kinder war sie denn auch von früh auf bedacht, indem sie ihnen Stellen aus dem Neuen Testamente vorlas und erklärte oder auf Spaziergängen „die Aufmerksamkeit der zarten Gemüter auf die Wunder der Schöpfung, die Größe, Güte und Allmacht ihres Urhebers" hinleitete. Aus der Zeit des ersten Ludwigsburger Aufenthalts erzählt Christophine, wie die Mutter an einem schönen Ostermontage auf dem Wege über den Berg nach Marbach die beiden Kinder durch die Erzählung der Geschichte von dem Auferstandenen und den nach Emmaus wandernden Jüngern so tief gerührt habe, daß sie niederknieten und beteten — „dieser Berg wurde uns zum Tabor."

So erlebten die Geschwister frühe die Verbindung mit dem Unendlichen. Aber nicht bloß durch Rede und Lehre, mehr noch durch ihr Beispiel wirkte die Mutter auf die Kinder ein. Die Christenpflicht der Nächstenliebe hatte selbstverständliche Geltung für eine Frau, der „ein weiches Gefühl für die Schmerzen ihrer Nebenmenschen" nachgerühmt wird. Der innige Familiensinn der auch im Entsagen noch frohherzigen Mutter ward auch im Leben des Sohnes ein Segen. „Wahrlich," so schrieb dieser nach ihrem Tode, „sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letzteren bewies, verdiente es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr."

„Kriegerische Eindrücke" empfing der Soldatensohn, wenn die Frau Hauptmännin mit den beiden Kindern den Vater in seinem Standquartier besuchte. Mächtig wirkten diese Erlebnisse in der Seele des Knaben nach: die Anschaulichkeit und lebendige Kraft der Bilder und Szenen in Wallensteins Lager hat, wie schon Charlotte von Schiller bemerkte, in jenen Jugendeindrücken ihre Quelle. Verstärkt wurden sie, als der Empfängliche soldatisches Wesen fast immer vor Augen hatte, in Ludwigsburg und in ge-

wissem Sinne auch in Lorch. Dort kam der Sohn auch unter den bestimmenden Einfluß des Vaters.

In Ludwigsburg hatte die Familie zunächst nur kurze Zeit zusammen gelebt. Am 24. Dezember 1763 aber wurde Hauptmann Schiller als Werbeoffizier an der württembergischen Grenze nach Schwäbisch-Gmünd geschickt. Dahin folgte die Familie zu Anfang des neuen Jahres nach. Bald aber fand der Hauptmann den Aufenthalt in der wohlhabenden Reichsstadt zu kostspielig; deshalb wurde ihm verstattet, in dem etwa zwei Stunden entfernten Grenzdorfe Lorch Quartier zu nehmen. Noch im Laufe des Winters wurde die Übersiedlung nach Lorch vollzogen, wo man im Gasthaus zur Sonne vorläufig unterkam und dann beim Schmied Molt, im oberen Stockwerk des einfachen Hauses, dauernd Wohnung fand.

In den neuen Verhältnissen durfte sich der Hauptmann mit den Seinen zunächst wohl fühlen. Trotz seines mißliebigen Amtes gewann der Werbeoffizier durch menschliche Ausübung seines Berufes bald die Achtung und Liebe der Dorfbewohner. Im Kreise seiner Familie, im bescheidenen Heim fand der viel umhergetriebene Mann endlich behagliche Ruhe; im Umgang mit dem Ortspfarrer, dem Lorcher Oberamtmann, der ein alter Kriegskamerad war, und einigen anderen wackeren Männern sein geselliges Genügen.

Aber auch die Umgebung des im reichgesegneten Remstale gelegenen Dorfes bot anziehende Reize genug. Ganz anders freilich wie beim hochgelegenen Marbach am heiteren Neckar mutet die Landschaft um Lorch uns an. Dort sonnige Rebenhügel über offenem Acker- und Wiesenland, hier ein engeres Bergflußtal, im Süden von grünen Matten und dunkel darüber hängenden Bergnadelwäldern begrenzt, im Norden des Talkessels gemächlichere Ackerlandshügel, aber auch sie gekrönt von dunkelschattigen Wäldern. Ernster, nachdenklicher wird hier die Seele gestimmt in der feierlichen Einsamkeit einer großartigen Natur.

Deutlicher und bedeutsamer als in Marbach sprechen in der Umgebung von Lorch geschichtliche Denkmäler und Erinnerungen

von alter Zeit und deutscher Größe. Die Reste eines Römerturmes und eines Römerkastells auf dem nördlich gelegenen „Bemberlestein“ erinnern heute noch den Wanderer an die Kämpfe zwischen Römern und Alemannen. Dort führte der Limes vorbei. An dem Schmiedhause sah Fritz den (inzwischen abgeleiteten) Götzenbach vorüberfließen, der aus dem Götzenhain durchs Götzental herunterkommt. Zu den blassen Erinnerungen an römische und germanische Heiden- und Heldenzeit gesellten sich, kräftiger und unmittelbarer Gemüt und Phantasie ergreifend, die Erinnerungen an das glänzendste, herrlichste Geschlecht aus Schwabenstamm, die edlen Hohenstaufen: auf eichenbestandenem Hügel, eine kleine Strecke nordöstlich vom Ort, liegt das frühere Benediktinerkloster Lorch, eine Stiftung Friedrichs von Büren, des Stammvaters der Staufen. Zuerst empfängt den Wanderer mit ihrem breiten Schatten die uralte Klosterlinde. Unter dem Schutz ihrer raunenden Wipfel hat auch der Knabe Fritz sinnend und träumend die Stimmung der Landschaft empfunden, die sein Lorcher Spielgenosse Karl Philipp Conz noch nach Jahren in einer dem Freunde gewidmeten Ode festzuhalten suchte:

Sieh hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt von dem Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen,
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,

Dein Stolz, Suevia!
Der mächtige Staufenberg!
Hier unter all diesen Fluren,
Von neuem Leben durchtönt,
Irr ich jetzt.

Drinnen aber, in der gotischen Klosterkirche, wo in gewölbten Grabhallen unter einfach gehauenen Steinen viele der Hohenstaufen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, mochte mit den stolzesten Erinnerungen des Schwabenstammes das wehmütige Gefühl von der Vergänglichkeit alles Irdischen sich mischen. Und rings die verwitterten Wandbilder verschiedener Männer und Frauen des hohen Geschlechts, darunter Philipps liebliche Gemahlin Irene und der vielbeklagte jugendliche Konradin, gaben dem sinnenden Knaben eine unmittelbare, wenn auch künstlerisch dürftige Anschauung. Der später wiederholt bei Schiller aufgetauchte Plan zu einer Tragödie Konradin ist gewiß mit diesen Jugendeindrücken verwoben.

Wie hierher ist der schweifende Knabe mit seinen Gespielen oder seinem Vater wohl auch manchmal in die Wälder südlich der Rems gewandert, zur Stammburg der Staufen, dem altersgrauen, waldumschatteten „Wäscherschlößle“. Erinnerung und Traum ranken sich leicht um diese in Waldeinsamkeit versunkenen Gelasse und Mauern, und Blick und Gedanke schweifen schnell hinüber zum zweigipfligen Hohenrechberg und weiter zum sagenberühmten Hohenstaufen.

Auch nach Gmünd hinüber kam Fritz häufig mit dem Vater. Dort trat ihm in stattlichen Gebäuden und prächtigen Kirchen die Erinnerung an die stolze Macht des deutschen Bürgertums und die schöpferische Kraft des frühmittelalterlichen Christentums entgegen. „Die Verschiedenheit der Religionsbegriffe“, so wird überliefert, zog den Knaben auch oft hinauf nach dem nahen Kalvarienberg, wo in Nischen und Felsgemäuer grobsinnliche Darstellungen der zwölf Stationen des Leidens und Sterbens Christi Trost und Hilfe suchende Wallfahrer von nah und fern herbeilockten.

Auf solchen Wanderungen oder am häuslichen Herd war es dem Vater eine Lust, dem Sohne die Geschichtsdenkmäler der

Gegend zu erklären und das Geschaute durch kräftigen Hinweis auf die großen Männer vergangener Zeiten zu deuten. Mit dem so geweckten Geschichtssinn wurde in Fritz auch der Schwabenstolz lebendig und die Bewunderung für menschliche Größe. Aber wenn der Vater dem staunend aufhorchenden Knaben von seiner eigenen kriegerischen Laufbahn sprach, von dem Bürgerfleiß und der trotzigen Tatkraft der Niederländer, von Böhmen und seinen Wäldern, von allem, was er da und dort in der Welt gesehen, da wurden nicht nur die ersten Keime gesunder, bürgerlicher Anschauungen in des Hörers junge Seele gesenkt, sondern auch dessen Phantasie auf Schauplätze gelenkt, wo der Dramatiker und Geschichtschreiber später seine Helden finden sollte. Diese Jugendeindrücke waren für den Knaben um so wichtiger, als er frühe der Berührung mit der Außenwelt entzogen wurde: so hatte der Vater sich gleichsam für ihn in der Welt umgesehen und konnte ihm nun aus seinen reichen Erfahrungen einen Schatz von Begriffen und Anregungen mitgeben.

Anspornend und stärkend wirkte aber nicht bloß die Lehre, sondern mehr noch das lebendige Beispiel von strenger Selbstzucht und steter Vervollkommnung, das der Vater dem Sohne in diesen entscheidenden Jahren des Zusammenlebens gab. In allen Strudeln der wilden Kriegsjahre, in allen Wirren und Nöten seines persönlichen Lebens war der Wissensdrang und der Bildungstrieb des beharrlichen Mannes nicht untergegangen. Schon vor dem Kriege hatte er sich die Langeweile des Garnisonslebens durch allerlei Studien gekürzt und namentlich „einige Teile mathematischer Wissenschaften" rasch begriffen. Aufgemuntert durch jenen Steinheimer Vetter, der zu den Paten seines Sohnes gehörte, bekam er nun Lust, sich „auch ein mehreres und soviel es ohne Anleitung und ohne Abbruch der Dienstgeschäfte geschehen konnte, auf die Literatur zu legen", wobei er seine reichen Beobachtungen zum allgemeinen Besten zu verwerten suchte. Wie er in seinem Eigenen ein genauer, vorsorgender Haushalter war, so hatte ihn auch im Leben der Völker alles „Ökonomische" immer besonders angezogen; nament-

lich an landwirtschaftlichen Dingen hatte er, „durch eine angeborene Neigung“ bestimmt, stets „viel Vergnügen“ gefunden. Bei Bergen op Zoom hatte er sich mit der Torfbereitung, bei Lüttich mit den Kohlengruben, im Würzburgischen mit dem Weinbau und im Hessischen mit der Baumzucht gründlich bekannt gemacht. In Holland hatte er gesehen, wie durch den Fleiß und die Ausdauer der Bewohner aus einem „Chaos von Sand und Wasser beinahe ein irdisches Paradies“ entstanden war, während in der Heimat ein reichgesegnetes Stück Erde durch die Ausbeutung der Herren und die lässige Wirtschaft entmutigter Untertanen immer mehr herunterkam. Gedrängt von warmer Vaterlands- und Menschenliebe, überzeugt von der Verbindlichkeit aller, den „gemeinen Wohlstand“ zu befördern, und bauend auf die siegreiche Kraft eines festen Willens, „unterstund“ sich der ehemalige Feldscher, den Kampf gegen den trägen Schlendrian und die nichtsnutzigen Vorurteile seiner Landsleute mit streitbarer Feder aufzunehmen: er begann in Lorch „ökonomische Beiträge zur Verbesserung des bürgerlichen Wohlstandes“ zu schreiben, von denen in den Jahren 1767 und 1768 einzelne Stücke in der Hof- und Kanzlei-Buchdruckerei von Christoph Friedrich Cotta in Stuttgart erschienen sind. Beförderung menschlicher Glückseligkeit, Aufopferung des persönlichen Eigennutzes im Dienste des Ganzen, Beherrschung der Widerstände durch geistige Kräfte, Aufschwung von unedlem Ehrgeiz zu dem Hochgefühl nationaler Ehre — wer erkennt in solchen Forderungen des Vaters nicht zugleich grundlegende Elemente in der Geistesverfassung und Geistesentwicklung des Sohnes? Aber bei Forderungen blieb der Vater so wenig stehen wie später der Sohn: sie machten, jeder in seiner Weise und auf seinem Gebiete, Ernst damit im Leben und Wirken. „Beharrlichkeit kann endlich noch die pontinischen Sümpfe austrocknen!“ schrieb der Alte noch gegen Ende seiner Tage, als er, jene erste Schrift ergänzend und seine Lebensarbeit sorgsam zusammenfassend, das Werk „Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen“ herausgab. Solche Beharrlichkeit hat Kaspar Schiller denn auch bewiesen, nach-

dem er im Jahre 1775 als Intendant der Hofgärtnerei auf die Solitude berufen worden war. Der Herzog hörte von der Baumschule seines Hauptmanns, die dieser auf die Gefahr hin, „in den Augen des vornehmen Pöbels seinen Offizierscharakter zu beleidigen“, in Ludwigsburg hinter seiner Wohnung angelegt hatte, und betraute ihn mit einer Aufgabe, an der sich zehn Jahre lang alle Vorgänger vergebens versucht hatten. Dem Hauptmann gelang es, mit Aufwendung aller ersinnlichen Mühe aus felsigem Grund brauchbares Erdreich zu schaffen, so daß er in elf Jahren 22,400 Bäume, dem ganzen Lande zu Nutz und Zier, liefern konnte.

Wer so die Dinge zu meistern verstand, der mußte auch mit klaren Absichten und heiligem Ernste an die Erziehung des einzigen Sohnes gehen. Durch Bildung des Herzens und Aufklärung des Verstandes den jungen Menschen zum Rechten hinzulenken, hielt der Hauptmann für die Aufgabe der Jugenderziehung, deren hohe Bedeutung für das Gemeinwohl seinem Weitblick nicht entging. Altschwäbische Frömmigkeit und nüchterner Rationalismus mischen sich in diesem Erziehungsideal, aber sie werden zur Einheit in dem verständigen, praktischen Sinn des Mannes. Bildung des Herzens, darin stimmten beide Eltern Schillers überein, konnte nur in demütigem Vertrauen zu Gottes Vaterhuld, in treuem Gehorsam gegen seine Gebote bestehen. An dem Christentum der Mutter Schillers haftet ein weicher, fast mystischer Zug; es gibt ihr die Kraft der Entsagung. Der Vater aber, so sehr er dem unerforschlichen Rate Gottes vertraut, fordert Kampf und Tat auch hier. Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt, wie die Erde um der Sünden der Ureltern willen verflucht ist, Disteln und Dornen zu tragen: aber darum ist es doch kein Gottesgebot, die Übel stehen und wachsen zu lassen. Vielmehr muß der Mensch sich rühren und das Unkraut, im Herzen wie auf dem Acker, vertilgen. Das Leben ist eine sittliche Aufgabe; den äußeren wie den inneren Zustand zu verbessern ist Menschenpflicht. Aus ihrer Erfüllung schöpft Kaspar Schiller seine Ruhe, Sicherheit und Selbstgewißheit: alles übrige legt er getrost in Gottes Hand .... So durch-

drang eine religiöse Grundstimmung das Haus und gab dem Familienleben eine warme Temperatur. Seine Gebete hat der Hauptmann selber verfaßt: neben hergebrachten Wendungen und feierlichen Bibelstellen erklingt zuweilen ein Ton eigener, tiefer Empfindung, wie in dem gereimten „Morgenopfer“:

„Überzählte Augenblicke sind vielleicht schon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsschlag säumig sein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntnis treiben,
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
Nein! Es müssen Geist und Leben der Gewohnheit sich entzieh'n,
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blüh'n.

Innige Bitten und herbe Selbstanklagen aus dem Munde des strengen Vaters, in der feierlichen „Rede seines Herzens“ konnten ihren Eindruck auf die Kinder nicht verfehlen. Das Bild des andächtig betenden Knaben hat uns die Schwester festgehalten: das Kindergesicht voll Andacht, „seine frommen, blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlich-gelbe Haar, das seine feine Stirne ummalte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände, gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man mußte ihn lieben“. In den häuslichen Bibelandachten, zu denen der kleine Fritz selbst „von seinen liebsten Spielen herbeieilte“, und wobei er nach aufgeweckter Kinder Art unerschöpflich im Fragen über das Unverstandene war, ist dem Dichter zuerst die bildkräftige Sprache des Buches der Bücher vertraut geworden.

Was dem Vater selbst durch die Umstände versagt worden war, das sollte sein einziger Sohn erreichen: eine gelehrte Laufbahn. Als Vorbild, nach dem die Eltern ihren Fritz zu bilden wünschten, schwebte ihnen jener Steinheimer Vetter Johann Friedrich Schiller (geboren 1737) vor Augen, dem der Hauptmann selbst so manche Anregung verdankte. Besonders die gute Mutter soll „allerlei Spekulationen“ auf den in doppeltem Sinne vielversprechenden Paten ihres Sohnes gemacht haben. Im Jahre 1759 war der Studiosus von Halle zurückgekehrt, wo er — mindestens von 1756 ab — Philosophie, Kameralien und Geschichte studiert und ge-

legentlich auch den Musen gehuldigt hatte. Erst neuerdings hat sich eine Anzahl Gedichte des Vetters gefunden, die uns die Verbreitung eines gewissen poetischen Triebes innerhalb der Familie Schillers vermuten lassen. Dem bildungseifrigen Hauptmann flößte die geistige Regsamkeit des gelehrten, zweiundzwanzigjährigen Verwandten offenbar große Achtung ein. Bald nach seiner Heimkehr scheint der Studiosus, der schon damals in Geldnöten war, von Herzog Karl in geheimen Geschäften, vermutlich zum Verkauf von Landeskindern, auf Reisen geschickt worden zu sein, die ihn nach Hessen, Holland und sogar nach England führten. Mit geheimnisvoller Wichtigtuerei erzählt er selbst von dieser Mission und seinen hohen Beziehungen. Nach seiner Rückkunft erbat er sich vom Herzog „irgend einen Charakter und Charge“ und legte seinem „Souverain“ mit dem Aufgebot landesüblicher Schmeichelei eine Reihe von staatsbeglückenden „Entwürfen“ vor, die bei aller Abenteuerlichkeit den politisierenden Phantasten als einen klugen Kenner und schlauen Berechner der patriotischen Eitelkeiten und der unersätzlichen Geldgier Serenissimi erscheinen lassen. An Schwindel, wie man gemeint, hat der Studiosus dabei jedenfalls nicht gedacht: ihm war es völlig ernst mit seinen abenteuerlichen Projekten. Im November 1759 war ihm zu Amsterdam zum ersten Male der „Gedanke“ gekommen, daß durch die richtige Verbindung und Anwendung gewisser Naturkräfte ein „großer Teil des jetzigen Leidens der Menschheit erleichtert und dem wahrscheinlich bevorstehenden, noch schwereren vorgebeugt werden könne“. An diesem Glauben hielt er sein Leben lang fest. Im Jahre 1782 trat er mit seinem „System“ sogar an den leitenden Minister des hartbedrängten England heran, und noch einmal, im Jahre 1802, wollte er es seinem „Gönner“, dem eben erst zur Regierung gelangten Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, vorlegen. Sein Schicksal hatte den Vetter schon ums Jahr 1763 aus der Heimat geführt, nachdem er immer tiefer in Schulden geraten war. Mit dem Hauptmann Schiller, seinem „sonders vertrauten Freund“, blieb er lange auch in der Fremde verbunden. In London übersetzte

der Iuris Licentiatus, wie sich der frühere Studiosus dort nannte, für die namhaftesten deutschen Verleger bedeutende geschichtliche, nationalökonomische und moralische Bücher aus dem Englischen. Aber in dem Übersetzer und Aufklärer war der Abenteurer und Phantast nicht untergegangen. Während er Licht, Tugend und Menschenliebe verbreiten half, bekannte er sich zugleich zu der „Rosenkreuzbruderschaft“ und spürte dem Geheimnis der Goldmacherkunst nach; während er mit angesehenen Schriftstellern verkehrte, suchte er zugleich die Gunst der Großen und Reichen. Er knüpfte 1782 Verbindungen mit der Regierung der Niederlande an, um dort eine Buchdruckerei zu begründen, und erwartete Empfehlungen vom — Kaiser. Aber alle seine Pläne schlugen fehl. Im Jahre 1784 tauchte der Vetter in Mainz wieder auf, wo ihm die Errichtung einer Buchdruckerei und Buchhandlung vom Kurfürsten unter beschränkenden Bestimmungen bewilligt wurde. Bald darauf ward er auch als englischer Sprachmeister mit zweihundert Gulden Gehalt bei der Kurfürstlichen Universität angestellt. An Betriebsamkeit ließ er es als Verleger nicht fehlen: zahlreiche englische und französische Werke, namentlich aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Moralphilosophie, in der Ursprache oder von ihm übersetzt, gingen aus seiner Druckerei hervor. Aber schon nach zwei, drei Jahren begann die Verlagshandlung in Schwierigkeiten zu geraten: auch hier scheint des Vetters unruhige Geschäftigkeit größer gewesen zu sein, als sein Blick für die wirklichen Verhältnisse. Wieder hatte er mit Schulden begonnen, und der Hauptgläubiger, die Universitätsverwaltung, war unerbittlich; keine „untertänigste Vorstellung“ an die kurfürstlichen Behörden und kein Notruf an die „biederen Franken“, die Mainz im Oktober 1792 besetzt hatten, konnten den jammernden Mann vor Arrest und Zwangsversteigerung seines gesamten Eigentums retten. Von 1794 ab verdiente er sich seinen Lebensunterhalt ausschließlich als Lehrer der französischen, englischen und deutschen Sprache. Mit seinen Verwandten in und außer Schwaben hatte der verunglückte Projektenmacher längst allen Zusammenhang verloren,

als er am 19. Oktober 1814 im Alter von siebenundsiebzig Jahren starb.

Unbegreiflich will es uns scheinen, wie dieses abenteuerliche Genie, halb Glücksritter, halb Gelehrter, dem besonnenen Hauptmann als Muster für die Bildung seines Sohnes vorschweben konnte. Aber unbegreiflich ist so manches an dem Zeitalter, das mystische Schwärmerei und nüchterne Aufklärungssucht zugleich hervorbrachte, in welchem nicht nur ein Lavater, sondern auch ein Nicolai seine Freunde hatte; an dem Zeitalter, in welchem die Sehnsucht nach Menschenbeglückung und die Sucht nach Lebensgenuß Menschenfreunde und Wundermänner, edle Weltweise und betrügerische Weltbeglücker erstehen ließ. Zwischen Betrogenen und Betrügern ist da oft schwer zu unterscheiden, wo Lebensnot und Beglückungsdrang ineinander spielen, wie bei dem ewig von Hoffnungen lebenden, ewig notleidenden, um kühne Einfälle nie verlegenen Vetter des Hauptmanns Schiller. Beförderung des allgemeinen Wohlstandes — das war der Punkt, an dem die beiden Männer sich fanden und verstanden; aber während der eine fest auf dem Boden der Wirklichkeit, der Erfahrung und der Arbeit blieb, irrte der andere, von einer zügellosen Phantasie fortgerissen, durch das luftige Reich eingebildeter Möglichkeiten. Der Vetter muß selbst an seine Pläne geglaubt haben; denn sonst hätte er nicht an „Systeme", die nirgends willkommen waren, fort und fort seine Glückshoffnungen gesetzt. Und einem unredlichen Manne hätte der Hauptmann Schiller ganz gewiß seine Achtung nicht dauernd bewahrt.

Bedeutsam bleibt auch das jedenfalls, daß des Vetters Einbildungskraft sich nicht nur in schimärischen Entwürfen erging, sondern auch, wie wir jetzt erst erfahren haben, in poetischen Versuchen sich äußerte. Wenn nun auch der Hauptmann seinem Stolz auf dieses gelehrte Familienglied einen neuen Ansporn für eine höhere Ausbildung des Sohnes entnahm, so ward doch einer einseitigen Steigerung des Phantasielebens, wie sie bei dem vorbildlichen Vetter vorhanden war, durch strenge Arbeitszucht beizeiten

vorgebeugt. Schon mit fünf Jahren erhielt Fritz seinen ersten Lese- und Schreibunterricht in der „nach den Verhältnissen des Ortes wohleingerichteten Schule“. Seine Lernbegierde und rasche Fassungskraft kam den Wünschen des Vaters entgegen; drum säumte dieser nicht, ihm bald schon Gelegenheit zu den ersten Schritten auf der künftigen Gelehrtenlaufbahn zu geben. Der Lorcher Pfarrer Philipp Ulrich Moser, ein trefflicher Lehrer, war bereit, den gut beanlagten Knaben in seinem sechsten Jahre an den lateinischen Lehrstunden teilnehmen zu lassen, die er seinem Sohne Christoph Ferdinand im Hause erteilte; auch im Griechischen wurden bald einige Anfangsversuche gemacht. Fritz brachte dem würdigen, ernsten Pfarrer große Ehrfurcht entgegen. Später hat er ihm in den Räubern in der Gestalt des gleichnamigen Pfarrers seinen dichterischen Dank gezollt. Des frommen Mannes Wort und Wesen in Unterricht und Predigt wirkte so tief auf das von Haus aus religiös gestimmte Gemüt des Knaben, daß er, wie der Pfarrerssohn, Neigung bekam, selbst Geistlicher zu werden. Den Wünschen der Eltern widersprach das natürlich keineswegs. Selbst in des Knaben Spiele begann der Nachahmungstrieb diese Neigung zu mischen. „Oft“, so erzählt uns seine Schwester Christophine, „fing er selbst zu predigen an, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem wurde er so eifrig, daß er fort lief und sich lange nicht wieder sehen ließ. Dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt.“ Biblische Sprüche wurden in diesen Predigten „sehr schicklich“ zusammengereiht und „mit Nachdruck“ vorgetragen: „auch machte er eine Abteilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte.“

Der Spieltrieb ließ den Knaben zuweilen auch die Schulpflichten vergessen. Willige Kameraden fand der verträgliche, gesellige Junge leicht. Mit ihm und Schwester Christophine, seiner getreuesten Jugendgespielin, ließen sich der junge Moser, Pfarrers Nanele und der kleine Conz oft gerne vom Sonnenschein an den

Fuß der Berge oder in die schattigen Wälder locken. Während die Mutter noch am Pförtchen nachsah, welchen Weg sie einschlagen würden, sprangen Fritz und Fine schon lustig um die Ecke und „freuten sich der Freiheit und der List, die sie leichtsinnig gutmütig ausübten".

Vor dem strengen Vater mußten solche Streiche natürlich möglichst verborgen gehalten werden. Bewegung in frischer Luft, Gewöhnung an Wind und Regen, Hitze und Kälte forderte er, aber ohne Verletzung einer Pflicht. Die nachsichtigere Mutter mußte wohl oft genug die Vermittlerin und Beschützerin vor dem väterlichen Zorn machen. Einmal ließ sich Fritz vom Wege zur Schule in die Küche der Nachbarin locken: er sollte von seinem Lieblingsgericht, einem „Brei von türkischem Weizen", kosten. Zufällig kam gerade der Vater an der Küche vorüber, um dem Nachbar etwas aus der Zeitung mitzuteilen, bemerkte den Knaben aber gar nicht. Allein in seinem Schrecken rief dieser: „Lieber Vater, ich will's gewiß nie wieder tun, nie wieder." Mit einem entsetzlichen Jammergeschrei ließ er seinen Brei stehen, eilte nach Hause, bat die Mutter inständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hause käme, und brachte ihr selbst den Stock. „Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konnte vor Jammer kein Wort herausbringen, bestrafte ihn jedoch mütterlich." Gegen einen Fehler des Sohnes, der im Grunde eine Tugend war, hatte der Vater viel anzukämpfen. In seiner Gutherzigkeit verschenkte der kleine Fritz an bedürftige Kinder alles, was nicht niet- und nagelfest war, Bücher, Kleidungsstücke, die Schnallen an seinen Schuhen, ja sogar Stücke von seinem Bett. Der Vater hatte wohl Freude an der Herzensgüte des Sohnes, aber er mußte diesen Hang doch auf das richtige Maß zurückzuführen suchen.

Seine Umstände vertrugen eine solche Freigebigkeit des Sohnes ja auch keineswegs. Schon längst war die Sorge wieder in das Schillersche Haus eingezogen. Volle zwei Jahre hindurch waren dem Hauptmann Sold und Tagegelder vorenthalten worden. Außer der eigenen Familie, die durch die Geburt einer zweiten Tochter, Luise, im Januar 1766 vermehrt worden war, hatte er die zu-

gegebenen zwei Unteroffiziere zu unterhalten. Sein Guthaben bei der herzoglichen Kriegskasse war schließlich auf etwa dreitausend-fünfhundert Gulden angelaufen: trotz dringender Bitten erhielt er keinen Heller und hatte, nachdem er seine letzte Liegenschaft, jenen Wingert zu Marbach, kurz vorm Herbste „mit Schaden“ verkauft hatte, auch nichts mehr zuzusetzen. Glücklicherweise nahmen sich die Lorcher Freunde der bedrängten Familie an. Am Ende, als es gar nicht mehr ging, bat der Hauptmann den Herzog freimütig um seinen Gehalt oder um Zurückberufung in die Garnison, da er „als ehrlicher Mann auf diese Art unmöglich länger bestehen könne“. Er wurde nach Ludwigsburg zurückversetzt und erhielt vom Herzog eine allergnädigste Anweisung auf die Kriegskasse, aber erst im Verlauf von neun Jahren wurde die Forderung nach und nach getilgt.

Am 23. Dezember 1766 verließ die Familie Lorch unter den herzlichen Segenswünschen der Einwohner.

Für Friedrich Schiller zählten die drei Lorcher Jahre zu den glücklichsten seines Lebens. Seine Heimatliebe und sein Gefühl für schöne Natur sind im einsamen Remstale erst recht erwacht; neue geistige Ausblicke haben sich ihm dort aufgetan. In den Naturstimmungen der Heimaterde freilich hat sein dichterisches Schaffen, entgegen der Art fast aller übrigen schwäbischen Poeten, nie tiefere Wurzeln geschlagen: seine ursprüngliche Begabung und seine Lebensschicksale haben ihn auf die Darstellung des Geistigen im Menschen und des Ringens zwischen Freiheit und Notwendigkeit hingewiesen. In die äußere Natur mit aufnehmendem Sinne zu blicken, das Einzelne und Kleine auf sich wirken zu lassen und es dichterisch zu verarbeiten, lag nicht in seiner Weise; er gab sich der Natur nicht hin, er forderte Seele von ihr und nahm sie als ein Ganzes. Das „Paradies seiner Kindheit“ hat er immer treu geliebt: die erste größere Wanderung des jungen Regimentsmedikus mit seiner Schwester Christophine führte nach Lorch, und auch später noch sind seine Gedanken sehnsüchtig nach den Tummelplätzen seiner Kindheit im stillen Remstal zurückgeflogen.

3. In Ludwigsburg.

Wie in einem lieblichen Traume waren bis dahin des Kindes Tage dahingeflossen. Aus der idyllischen Weltabgeschiedenheit des württembergischen Dorfes kam Fritz Schiller jetzt in die von geräuschvollem Leben und prunkendem Wesen erfüllte Fürstenstadt Ludwigsburg. Dort in Lorch ein Atmen in Gottes freier Natur, ein ungezwungenes Leben unter schlichten Menschen von urwüchsigen Sitten und Empfindungen, hier in Ludwigsburg ein von fürstlicher Laune beherrschtes Treiben, die Menschen, die Häuser, die Straßen und die „Natur" geregelt und zugestutzt nach einem einzigen, allmächtigen Willen. Wahre Natur und erkünstelte Mode, — diese Gegensätze drängten sich jetzt zum ersten Male der Empfindung des Knaben auf. Wahre Natur, — Berg und Tal, Wald und Flur hatten seine Seele mit ihren leuchtenden Bildern erfüllt, in den steinernen Erinnerungsmalen an die Kraft und Größe der Vergangenheit hatte er sie geahnt und durch Leben und Lehre der Nächsten sie erfahren. Im schwäbischen Versailles sollte er nun einen sechsjährigen Anschauungsunterricht vom künstlichen Scheinleben der „Erdengötter" und ihrer Welt empfangen.

Ludwigsburg verdankte sein Entstehen und sein Wachstum fürstlicher Laune und fürstlichem Ehrgeiz. An Stelle eines schlichten Jagdhauses hatte Herzog Eberhard Ludwig aus Baulust und Prunkliebe im Anfang des 18. Jahrhunderts zuerst ein mächtiges Schloß zwangsweise von den Ämtern und Städten des Landes erbauen lassen und dann seine Lieblingsschöpfung zur Hofstadt nach und

nach erweitert. In die nach seinem Tode (1733) verödeten Schauplätze maßloser Verschwendungssucht kam erst im Jahre 1764 neues, rauschendes Leben, als Herzog Karl, gleichfalls im Zorn gegen seine widerspenstige Hauptstadt, seine Residenz nach dem Ludwigsburger Schlosse verlegte, wo sein Vater, der katholisch gewordene Karl Alexander, nach dreieinhalbjähriger Regierung 1737 ein jähes, nach dem Volksglauben unheimliches Ende gefunden hatte. Wie auf einen Zauberwink — der Zauber hieß aber auch diesmal Zwang und Gewalt — entstanden neue Stadtviertel mit schnurgeraden Straßen und prächtigen Bauten, großartige, nach französischem Geschmack zugeschnittene Parkanlagen und Alleen von Linden und Kastanien, in deren Mitte sich der erweiterte Schloßbau ins Riesenhafte ausdehnte, noch heute ein Sinnbild maßloser Prachtliebe und fürstlicher Großmannssucht. Die üppige Hofhaltung des Herzogs sollte den Glanz von Versailles überstrahlen; sie zog, wie das Licht die Motten, zahlreiche adelige Müßiggänger, abenteuernde Herren und Damen aus aller Welt herbei. Durch verlockende Vergünstigungen, die man den Bürgern in Aussicht stellte, stieg die Einwohnerschaft rasch von zweitausend auf etwa elftausend Seelen.

Überall in den weiten Straßen, den Linden- und Kastanienalleen sah man, wie Justinus Kerner erzählt, Hofleute in seidenen Fräcken mit Haarbeuteln und Degen, herzogliche Offiziere und Soldaten in farbenglänzenden Uniformen und Grenadierkappen aus Blech. Am Hofe wimmelte es von einer buntbetreßten höheren und niederen Dienerschaft mit hochtrabenden Titeln. Dieser Hof aber wollte sich amüsieren bei Tag und bei Nacht. Opern und Konzerte, Maskenredouten im Schloß und venezianische Messen auf dem mit Arkaden umgebenen Marktplatz, kostspielige Jagden und Bankette, Seefeste oder Schlittenfahrten, Illuminationen und Feuerwerke, Glücksspiele und Schaufeste aller Art lösten einander ab. Sogar die Jahreszeiten kehrte man um: mitten im Winter konnten die herzoglichen Gäste in einem mit Glas überdeckten, 240 Meter langen, 30 Meter breiten Gebäude, wo zahllose, geschickt

versteckte Öfen Wärme spendeten, unter einem künstlichen Sternenhimmel von vielen Tausenden funkelnder Lichter durch Orangen- und Zitronenalleen, Weingärten und Obstbaumgänge voll prangender Früchte wandeln, an bunten Blumenbeeten, grünen Lauben, dreißig kleinen Seen und glitzernden Wasserspielen vorbei. In diesem Zaubergarten wurden großartige musikalisch-dramatische Prunkspiele und Ballette aufgeführt. Es war die Auge und Ohr bestechende, leichte französische und italienische Kunst, der Herzog Karl seine verschwenderische Pflege angedeihen ließ: sie entsprach seinem auf Schein und Glanz gestellten Wesen und eignete sich, da sie nur auf äußere Wirkungen zielte, weit besser als die schlichte deutsche Art zur Prunk- und Prachtentfaltung und zur Selbstverherrlichung ihres Pflegers. Der welschen Muse waren denn auch besondere Tempel geweiht, das sogenannte Kleine Komödienhaus und das inmitten der Schloßanlagen von ausländischen Meistern erbaute und von fremden Virtuosen geleitete große Opernhaus. Überall, wo der württembergische Nachahmer der französischen Ludwige längere Zeit weilte, in seinen Hauptstädten und in den „Asylen ländlicher Zurückgezogenheit", erstanden durch die erzwungene Fronarbeit des Volkes neben Lust- und Jagdschlössern solche Opernhäuser, das prunkvollste aber und wohl auch das größte im damaligen Deutschland war das Ludwigsburger, das in drei Monaten, unter dem gewaltsamsten Hochdruck des Herzogs auf die Untertanen, aus Holz erbaut worden war. Die im Inneren entfaltete Pracht ließ den Zuschauer das wertlose Material vergessen, aus dem das Haus bestand. Drinnen glaubte man sich in einem Feenreich. Wohin das Auge blickte, überall waren Wände und Säulen mit Spiegeln überkleidet, in denen zahllose Lichter widerstrahlten. So schien der ohnedies schon ungewöhnlich große Raum sich ins Unendliche auszudehnen. Ein Heer von Sängern, Schauspielern, Musikern, Tänzern, Feuerwerkskünstlern und Dekorateuren, darunter die Träger der berühmtesten Namen der Zeit, vereinigten ihre Künste in der Darstellung von italienischen Opern und Balletten, Ausstattungs- und Spektakelstücken. Durch die verschiebbare

Hinterwand des Hauses konnte die Bühne über den dahinter liegenden Wiesenplan erweitert werden: ganze Reiterregimenter jagten über sie hinweg und führten die größten Manöver aus.

Während so der Fürst Millionen vergeudete, während er in einem einzigen Feuerwerk gelegentlich eine ganze Tonne Gold verpuffte und bei einem Feste einmal in fünf Minuten für 50 000 Taler Kleinodien als Geschenke an die Damen austeilte, während Günstlinge und Mätressen mit Gnaden überhäuft wurden, mußten treue Offiziere wie Kaspar Schiller mit ihren Familien darben. Gewiß hatte auch der Hauptmannssohn den Namen des Fürsten im väterlichen Hause oft unter Seufzern nennen hören, aber sehen sollte er den Vielbesprochenen erst, als dieser am 11. Juli 1767 nach einem verschwenderischen Aufenthalt in Venedig seinen Einzug in das festlich geschmückte Ludwigsburg hielt. Die zu seinem Empfang mit aufgestellte Schuljugend, unter der höchst wahrscheinlich auch der junge Schiller sich befand, konnte sich den Herzog genau ansehen, während er seinen offenen achtspännigen Staatswagen, dem achtzehn blasende Trompeter vorauf ritten, gerade in ihrer Mitte halten ließ: als ein stattlicher, von Gesundheit strotzender Herr, von blühender Gesichtsfarbe, mit „seinem goldbordierten Hütchen, seiner mit Buckeln versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschroten Rocke, seiner gelben Pattenweste, seinen gelben Hosen, hohen Stiefeln und Stiefelstrümpfen“ wird uns der Herzog geschildert.

Wie die Erscheinung des Fürsten und der Glanz des Hofes auf Schiller in diesen Ludwigsburger Tagen gewirkt haben, das wissen wir nicht: „die Geschichte seines Geistes“ zu schreiben hat er wohl geplant, aber den Plan niemals ausgeführt. Gänzlich verblenden konnten sie ihn wohl nicht: dagegen war er durch seine Natur und die Zucht und Sitte des Elternhauses gefeit. Immerhin hat die Anschauung fürstlichen Wesens gewiß schon auf die Phantasie des Knaben lebhaft eingewirkt: in Ludwigsburg gewann der zukünftige Dramatiker „eine sichere und eingelebte Fühlung“ dieses Wesens, hier gewann er Farben und Bilder,

Gestalten und Szenen zu mancher seiner Dichtungen. Unmittelbare Anstöße aber erhielt die jugendliche Phantasie, so oft der Hauptmann seinen Sohn zur Belohnung seines Fleißes mit ins Schauspiel nahm, zu dem die Offiziere und ihre Familien freien Zutritt hatten. So unverständlich und fremd dem schlichten jungen Schwaben der welsche Theaterzauber gewesen sein muß, so war er doch „ganz Auge und Ohr“ und glaubte sich durch all den Prunk und Glanz „wie in eine Feenwelt“ versetzt. Zu Hause suchte er dann das Wahrgenommene nachzuahmen. Er stellte sich aus Büchern eine Bühne her, schnitt „Papierdocken“ zurecht, welche Schwester Fine übermalen mußte, und ließ sie wie Marionetten an einem Faden hin und her gleiten. Bald schritt er, dieses kindlichen Spieles überdrüssig, zu neuen Erfindungen. In der Stube oder im Garten wurde eine Bühne aufgeschlagen, Stühle als Publikum im Halbkreis herumgestellt, Kameraden und Geschwister mußten mit in Aktion treten, und der kleine Theaterdirektor verteilte jedem seine Rolle. „Er selbst aber“, fügt die Schwester ihrem Berichte höchst bezeichnend hinzu, „war kein vortrefflicher Spieler, er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles.“

Daß er seinen Phantasiespielen nicht zu sehr nachhängen konnte, dafür war schon durch die Schule gesorgt. Mit seiner Vorbereitung zum theologischen Studium wurde in Ludwigsburg Ernst gemacht: die Lateinschule sollte die von Pfarrer Moser begonnene Arbeit fortsetzen. Wer in Württemberg Pfarrer werden wollte, mußte zunächst durch ein mehrmals in Stuttgart abzulegendes „Landexamen“ den erfolgreichen Besuch einer solchen Lateinschule nachweisen. Dann erst standen ihm die „niederen Klosterschulen“ offen, und aus diesen endlich führte der Weg durch die „höheren Klosterschulen“ in das Tübinger Stift. Wie fast alle Lateinschulen des Landes, bestand auch die Ludwigsburger, als Schiller in sie eintrat, nur aus drei Klassen, von denen jede nur einen einzigen Lehrer hatte. Über den Lehrplan aus jener Zeit ist Genaueres nicht bekannt. Wir wissen nur, daß auch die Ludwigsburger Anstalt gleich ihren Schwestern im Lande unter

der Herrschaft des Lateins und des „Christentums“ stand. Latein und wieder Latein wurde in allen Klassen tagtäglich getrieben; nur der Freitag war der Muttersprache, eine Wochenstunde der Arithmetik vorbehalten. Jedenfalls aber waren einige Stunden für Musik und Gesang angesetzt, deren Pflege sich schon aus kirchlichen Gründen gebot. Am Sonntag hatten die Schüler vormittags an Gottesdienst und Predigt teilzunehmen, nachmittags war Katechisation. Der siebenjährige Fritz Schiller trat wohl zu Anfang des Jahres 1767 gleich in die auf zwei Jahre berechnete unterste „erste“ Klasse, aber dann sicherlich unter die „veterani“, den älteren Jahrgang, da er ja schon Lateinunterricht genossen hatte. Dort führte ihn der Präzeptor Abraham Elsässer, ein ernster, strenger Mann, der gleichwohl durch freundliche Behandlung das Herz der Schüler für seinen Unterricht gewann, in die Geheimnisse der lateinischen Formen- und Satzlehre ein. Der Lehrer war mit Fritz Schillers Leistungen sehr zufrieden. Der Knabe entwickelte aber auch großen Eifer: er stand schon ganz früh am Morgen auf, um seine Aufgaben zu wiederholen, und eilte, wenn die Zeit drängte, oft mit nüchternem Magen in die Schule. In der zweiten Klasse, der Fritz vom Herbst 1767 bis zum Herbst 1769 angehörte, war der Lehrplan durch Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische erweitert. Aber der Lehrer, M. Philipp Christian Honold, der als ein eifernder Theologe und ein boshafter und dummer Mann geschildert wird, sah mehr auf das „Christentum“ als die lateinischen Kenntnisse seiner Schüler. Auch in den deutschen Stunden am Freitag nahm er nur christliche Schriften und geistliche Lieder vor und hielt „förmliche Katechisationen“ ab. Den Stock wußte er „weidlich zu führen“. Wehe dem schlechten Christen, der beim „Katechismussprechen“ in der Kirche ein Wort verfehlte! Der Rüge am Sonntag folgte mit Sicherheit eine doppelte Tracht Prügel am Werktage, sobald der Sünder sich im Lateinischen die geringste Blöße gab. So kamen die kleinen Sekundaner aus der Angst nicht heraus. Ein schreckhaftes Erlebnis aus dieser Zeit, das fröhlich

genug ausging, blieb Schiller zeitlebens unvergeßlich. Ein Jugendfreund, der Cannstatter Leibmedikussohn, Imanuel Gottlieb Elwert, hat es uns überliefert. Die beiden hatten in der Kinderlehre den Katechismus zu sprechen. Der Präzeptor hatte gedroht, sie „durchein zu bleuen", wenn sie ein Wort fehlten. „Mit zitternder Angst also fingen wir an, zum Glück aber brachten wir es ohne Anstoß hinaus." Zur Belohnung erhielten die Knaben, wie üblich, jeder zwei Kreuzer. „Soviel Barschaft hatten wir sonst nie leicht beisammen. Wir sinnten also darauf, wie wir ihrer los werden könnten. Schiller machte den Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößle zu essen, da wir aber dahin kamen, war keine zu haben. Schiller änderte das Projekt dahin, einen Vierling Käs zu nehmen, aber der Vierling Käs kostete allein vier Kreuzer, und wir hätten dann kein Brot dazu gehabt." Mit leerem Magen wanderten sie weiter nach Neckarweihingen und erhielten endlich in dem letzten von drei bis vier Wirtshäusern Brot und Milch in reinlicher zinnerner Schüssel und silberne Löffel dazu, alles zusammen für drei Kreuzer. Für den Rest schafften sie sich in der Ludwigsburger Allee „in einem halben Kreuzerwecken und für einen halben Kreuzer Johannisträubchen" einen köstlichen Nachtisch, in den sie sich „brüderlich teilten". „Bei dieser Gelegenheit", so fügt Elwert in scherzender Übertreibung hinzu, „zeigte sich Schillers poetischer Geist schon in seiner völligen Blüte. Denn da wir Neckarweihingen verließen, stieg er auf einen Hügel, wo wir Neckarweihingen und Harteneck übersehen konnten, segnete das Wirtshaus, wo wir gespeist wurden, und verfluchte Harteneck und die übrigen Neckarweihinger Wirtshäuser mit einer so poetisch prophetischen Emphase, daß ich noch es mir deutlich in das Gedächtnis zurückrufen kann."

Der junge Elwert saß von Sekunda ab neben Fritz Schiller auf der Schulbank. Aber näher getreten als alle anderen Ludwigsburger Schulkameraden ist diesem der Hauptmannssohn Friedrich Wilhelm von Hoven; diese Jugendfreundschaft erkaltete auch in späteren Jahren nicht. Schon die ähnliche Lage und Stellung

ihrer Familien, die beide im Hause des Buchdruckers Cotta wohnten, brachte die Knaben zusammen; bald fühlten sie sich auch durch gleiche Neigungen verbunden. Friedrich von Hovens Vater hatte sich, wie Kaspar Schiller, vom Furier zum Hauptmann heraufgearbeitet und war von demselben Drange, wie dieser, beseelt, seine zwei Söhne in der Welt vorwärts zu bringen. Als besonderer Stachel wirkte bei dem einem alten, ursprünglich niederländischen Adelsgeschlechte entsprossenen Mann noch der Ehrgeiz, den gesunkenen Namen der Familie durch die Söhne wieder zu neuem Ansehen bringen zu lassen. Wie der junge Schiller war auch sein nur wenig älterer Freund in der Stille eines einsamen Walddorfes aufgewachsen, hatte die gleiche Neigung zum geistlichen Berufe gefaßt und wurde nun auch von seinem Vater streng an die Arbeit und möglichst fern von Zerstreuungen gehalten. Schiller, das wird uns von Hoven ausdrücklich bezeugt, konnte seinem Vater nie genug tun, auch wenn die Lehrer zufrieden waren. Die große Ehrfurcht vor dem Vater zwar bewog den Knaben zu außergewöhnlichem Fleiß; aber da er doch auch gerne im Garten spielte, hatte er nicht selten unter der Strenge des Vaters zu leiden. In der Schule zählte Fritz zu den besten Schülern der Klasse, sein Fleiß und seine leichte Fassungsgabe sicherten ihm einen der ersten Plätze. Aber auch außerhalb des Unterrichts wußte sich der lebhafte, mutwillige Knabe unter seinen Mitschülern die nötige Geltung zu verschaffen. „In den Spielen mit seinen Kameraden", sagt Hoven, „wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu

groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte."

Immer stärker nahm die Schule den Knaben von der dritten Klasse, von Herbst 1769 ab, in Anspruch. Nun mußte der zukünftige Theologe, der sich im Oktober zum ersten Male dem Landexamen mit Erfolg unterzogen hatte, bereits in die Anfänge des Hebräischen und Griechischen eingeweiht werden. Bis zu Anfang des Jahres 1771 war der Oberpräzeptor M. Johann Friedrich Jahn der Lehrer dieser Klasse; er wird als ein würdiger Mann, als ein tüchtiger Sprachgelehrter und geschickter Lehrer von seinen Schülern gerühmt. Bei der Lektüre ausgewählter lateinischer Prosastücke und Dichtungen (Ovids Tristien, Vergils Äneide und Horazischer Oden) achtete Jahn zwar wenig auf das ästhetische Interesse, aber er beschränkte sich doch nicht allein auf die Vermittlung grammatischen Wissens; er suchte vielmehr auch das sachliche Verständnis zu fördern und das Urteil seiner Schüler zu schärfen, wobei er auf die besondere Art und Anlage der einzelnen mit Takt und großem Geschick einging. So erfuhr Fritz Schiller nebenbei manches von Mythologie und Altertümern, Erdkunde und Geschichte; durch häusliches Lesen bändereicher Reisebeschreibungen soll er daneben sein Wissen noch selbständig erweitert haben. In der Anfertigung lateinischer Verse aber, worin sich die Knaben unter Jahns Anleitung nach altem Brauch der Lateinschulen übten, hat Schiller alle seine Mitschüler übertroffen. Wie Vorübungen dazu nehmen sich zwei Neujahrswünsche des jungen Lateiners aus: den einen, ein formelhaftes Glückwunschgedicht von vier vierzeiligen Strophen in deutscher Sprache, überreichte der Sohn den „herzgeliebten Eltern" zugleich in wortgetreuer, steifer lateinischer Prosaübertragung zu Neujahr 1769; der andere aufs Jahr 1771, wiederum in lateinischer Prosa, bewegt sich schon freier im Ausdruck und läßt die Spuren dichterischer Lektüre erkennen. Von seiner lateinischen, aus dem Wortschatz der gelesenen Dichter gespeisten Verskunst aber zeugt besonders ein förmliches und feierliches Karmen, in welchem Schiller im Auftrag der Schule am

28. September 1771 dem Dekan Zilling, viro plurimum reverendo atque doctissimo, dem verehrungswürdigen und hochgelehrten Manne, den allgemeinen Dank abstattet für die Erlaubnis, die Herbstferien abhalten zu dürfen.

Der „Spezial“ M. Sebastian Zilling hatte als erster Geistlicher der Stadt die Oberaufsicht über die Schule und einen großen Einfluß auch auf den Geist des Unterrichts, da von seinem Gutachten bei den jährlichen Prüfungen das Aufsteigen der Schüler abhing. Der Geist des Ludwigsburger Dekans war aber kein milder und lieblicher: es war der Geist eifernder Buchstabengläubigkeit und zorniger Unduldsamkeit. Gegen weltliche Sündhaftigkeit zu predigen, war sein Recht und seine Pflicht, aber er tat es, ohne zwischen harmloser Lebensfreude und gemeiner Sinnenlust zu unterscheiden. Dabei war er grob und rücksichtslos gegen die Geringen, demütig und schmeichlerisch gegen die Großen dieser Welt, immer aber plump und selbstgefällig. Seine Ludwigsburger Landsleute kamen dem Sohn eines ehrsamen Bäckers nicht immer mit der erwarteten Submission und Reverenz entgegen: umsomehr suchte er sich durch eine „beleidigende Gravität“ Geltung zu verschaffen. Sein Bruder, der auch sein Küster war, durfte ihm den Kirchenrock nur unter tiefen Verbeugungen umhängen, und bei Schulbesuchen wußte der Spezial seine Begrüßungen der Lehrer genau nach dem Range der einzelnen abzustufen. Kein Wunder, daß ein Mann wie Christian Schubart, der am 1. September 1769 als Organist und Musikdirektor nach Ludwigsburg gekommen war, durch sein lockeres Leben und mehr noch durch seinen losen Spott den Zorn und die Rachsucht des Ludwigsburger „Papstes“ auf sich lud. Unerträglich ward es für den eitlen Kirchengewaltigen, daß die ihm anvertraute Herde und in ihr gewiß auch oft genug der junge Schiller lieber dem weltlichen Orgelspiele des Organisten nach dem Gottesdienste, als seinen eigenen Zorn- und Strafpredigten lauschte. Dem Verfolgungseifer des beleidigten Spezials hatte es Schubart ebensosehr wie seinem eigenen Treiben zuzuschreiben, daß er

schließlich im Mai 1773 abgesetzt und des Landes verwiesen wurde.

Ein Untergebener nach dem Herzen des Spezials war der Oberpräzeptor Philipp Heinrich Winter, der nach Jahns Abberufung zur herzoglichen Pflanzschule, im Anfang des Jahres 1771 die dritte Klasse übernahm. Aus dem lateinischen Begrüßungsgedicht, mit dem Schiller, als einer der besten Schüler, den Amtsantritt des neuen Lehrers zu verherrlichen hatte, ist uns durch Elwert ein einziger Pentameter erhalten, das Wortspiel: Ver nobis Winter polliciturque bonum, Und der Winter verspricht uns einen guten Frühling. Der Vater des Dichters hatte seine helle Freude an dem witzigen Gedanken seines Sohnes und meinte, „einen schicklicheren Namen hätte der neue Präzeptor nicht haben können, und wenn er Engel geheißen hätte“; der neue Lehrer aber feierte einen schulmeisterlichen Triumph über die mangelhaften Unterrichtserfolge seines Vorgängers, da ihm einer der besten Schüler gleich beim Willkomm einen grammatischen Schnitzer vorgesetzt habe: statt pollicitur müsse es ja pollicetur heißen. Am wenigsten Freude erlebten die Schüler selbst: ihre Hoffnung auf einen „guten Frühling“ wurde durch diesen Winter gewaltig getäuscht. Auch er liebte Katechismus und Sprachunterricht zu verquicken und Christentum wie Wissenschaft mit dem Stocke einzubleuen. Sein „Leibautor“ war Ovid, Vergil wurde beiseite gelegt, im übrigen war das Lesen eines Dichters bei ihm „nichts als Phrasenjagd“. Dieser finstere, jähzornige und kleinliche Schulmeister trug nicht am wenigsten dazu bei, daß Schiller später von der „geist- und herzlosen Erziehung“ seiner Jugend sprechen konnte. Ohne jedes Recht, aus bloßem Mißverständnis, wurde der ehrliebende Knabe eines Tages von Winter schwarz und blau geschlagen. Als dieser seinen Irrtum gewahr wurde, entschuldigte er sich bei Schillers Vater. „Der Vater aber“, so erzählt Christophine, „wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm, sagte er, daß es so wäre: er hätte gedacht, sein Lehrer meinte es doch gut.“ Das schüchterne, linkische Wesen, das dem Knaben durch Püffe und Ohr-

feigen ausgetrieben werden sollte, nahm gerade dadurch immer mehr zu. Selbst von den Spielen der anderen Buben zog er sich immer mehr zurück. „Häufig", so erzählt Elwert, „schlenderten wir in unseren Freistunden miteinander in den Ludwigsburger Alleen herum, und da ist es mir noch mit Lachen erinnerlich, daß unsere Unterhaltung meist immer Klagen über unser Schicksal (wozu wir aber keinen Grund hatten) und kindisch schimärische Pläne für unser künftiges Leben waren." Zu den liebsten Erholungen des Knaben gehörten, solange die Großeltern lebten, die Wanderungen nach Marbach hinüber. Des „zehn- bis zwölfjährigen Fritz Schiller, der ein rotes Haar und Roßmucken gehabt", erinnerte man sich dort noch nach langer Zeit.

In seinem dreizehnten Jahre, am 26. April 1772, wurde Schiller konfirmiert. Scheinbar gleichgültig ging er der Stunde, in der er öffentlich sein Taufgelübde erneuern sollte, entgegen. Als ihn die Mutter am Tage vor der Einsegnung sorglos auf der Straße herumschlendern sieht, mahnt sie ihn vorwurfsvoll an die Wichtigkeit der bevorstehenden heiligen Handlung. Betroffen zieht sich der Knabe zurück. Und nun ergießt sich, zum ersten Male aus eigenem Drange und zum ersten Male in der Muttersprache, der gelöste Strom seiner Empfindungen in Versen, die den Zustand seines Innern bei der Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche schildern. Gerührt mag die Mutter das Gedicht gelesen haben, der Vater aber, überrascht durch den gefühlvoll frommen Erguß, las die Verse mit der Frage: „Bist du närrisch geworden, Fritz?"

Wir kennen den Inhalt des Konfirmationsgedichtes nicht. Aber bezeichnend genug ist der religiöse Anlaß. Mächtiger als die lateinische Schullektüre wirkten auf den jungen Schwaben die lebendigen Anregungen der zu Hause gepflegten Empfindungen und Anschauungen. Zu den biblischen Vorstellungen, die ihm frühe in Fleisch und Blut übergegangen waren, sind wohl bald auch die Einflüsse der von der Mutter geliebten geistlichen Dichtung getreten. Auch mit Klopstockischen Poesien ist Schiller sicher schon in Ludwigsburg bekannt geworden. War doch der „Feuermuse"

des Messiasdichters in Christian Schubart ein begeisterter schwäbischer Verehrer und Wegbereiter erstanden! Unter Klopstocks Einfluß, verstärkt durch die Anregungen des Ludwigsburger Komödien- und Opernspiels, traten wohl schon damals die ersten Äußerungen des dramatischen Gestaltungsdranges Schillers zu Tage, von denen uns freilich nur einige Titel bekannt sind: das in seinem dreizehnten Jahre entstandene Trauerspiel Die Christen und der biblisch-dramatische Versuch Absalon.

So bewegte sich der erwachende Schaffenstrieb des jungen Dichters ganz auf Gebieten, auf die er durch den selbstgewählten Beruf hingewiesen wurde. Nun nahte auch die Zeit heran, wo der Lateinschüler in eine der niederen Klosterschulen übergehen sollte. Schon viermal hatte er, zuletzt im Jahre 1772, das Landexamen vor dem Rektor des Gymnasiums zu Stuttgart bestanden; dreimal war er als puer bonae spei, als hoffnungsvoller Knabe, bezeichnet worden und hatte in allen drei Sprachen die beste Note erhalten; nur im Herbste 1772 blieb er etwas hinter seinen Mitbewerbern zurück, da mancherlei Störungen, wie sie schnelles Wachstum oft mit sich bringt, seine Leistungsfähigkeit gemindert hatten. Aber mit um so regerem Eifer brachte er alsbald das Versäumte wieder ein; nun mußte selbst der Lehrer den übergroßen Fleiß des Unermüdlichen zügeln, damit er nicht an Körper und Geist Schaden leide.

Das nächste Ziel schien erreicht. Da gab ein unerwarteter Eingriff des Mannes, der über Württemberg mit unumschränkter Willkür schaltete, dem Leben des Hauptmannssohnes eine völlig veränderte Richtung.

Herzog Karl hielt damals unter den Söhnen seiner Untertanen, namentlich unter dem Nachwuchs seiner Offiziere und Beamten, Umschau nach geeigneten Zöglingen für seine neugegründete Militärpflanzschule. Auch auf den einzigen Sohn des Hauptmanns Schiller war der fürstliche Pädagoge aufmerksam gemacht worden. Der Vater wurde vor den Herzog beschieden und aufgefordert, seinen Sohn zu kostenfreier Erziehung in die Pflanzschule zu geben.

Ausweichend erwiderte der Vater: er werde es für eine Gnade aufnehmen, wenn sein Sohn der Neigung zum geistlichen Stande folgen dürfe. Theologen aber konnten in der Schule des Herzogs keine Vorbildung finden. Dieser gewohnt, seinen Willen bedingungslos durchzusetzen, verlangte kurzer Hand, der Sohn solle sich eine andere Wissenschaft wählen; die Jurisprudenz wurde nahegelegt. Zu Hause erregte der gnädigste Antrag die schwersten Kämpfe. Die Eltern hatten sich in den Gedanken, ihren Sohn in dem ehrenvollen Amte eines Geistlichen zu sehen, völlig eingelebt. Dem Sohne mußte gerade in jener Zeit tiefreligiöser Stimmung der Verzicht auf diesen Beruf schier unmöglich scheinen. Zum ersten Male war der weltunkundige Knabe vor eine schwere Entscheidung, in einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung gestellt. Aber als der Herzog zum zweiten und dritten Male auf eine Erklärung drang und dazu noch versprach, den Sohn bei seinem Austritt aus der Pflanzschule besser versorgen zu wollen, als es im geistlichen Amte möglich wäre, da konnte der ohnedies an soldatischen Gehorsam gewöhnte Vater nichts anderes tun, als die „Gnade“ seines Herrn über sich ergehen zu lassen. Für den Sohn war schließlich die Rücksicht auf das Wohl seiner Eltern entscheidend. Waren doch der Familie von Hoven etwa ein Jahr vorher ihre beiden Söhne auf einmal von dem herzoglichen Werber abgepreßt worden, und die wenigen, die in solchen Fällen hartnäckig bei einer Weigerung blieben, wurden von der Ungnade des gekränkten Despoten oft schwer genug betroffen.

„Mit zerrissenem Gemüte“ fügte sich Friedrich Schiller in das Unabwendbare. Ausgestattet „mit einem blauen Röcklein nebst Kamisol ohne Ärmel“, einigen weiteren Kleidungsstücken, fünfzehn lateinischen Büchern und dreiundvierzig Kreuzern in bar, zog er am 16. Januar 1773 „mißmutigen Herzens“ mit dem Vater zur Solitude hinauf.

Der untersuchende Anstaltsarzt fand den Ankömmling „mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund“. Auch auf sein Wissen wurde er geprüft; der

Befund des Professors Jahn, seines früheren Lehrers, lautete: „Johann Christoph Friedrich Schiller, konfirmiert, übersetzt die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateinischen Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig."

Nun hatte der Vater noch seinen Dank für die erwiesene Gnade abzustatten; er beeilte sich, dies zwei Tage danach in einem Schreiben an den Intendanten von Seeger zu tun, — überschwenglich unterwürfig, wie es der Stil der Zeit vom Untertanen verlangte. Aber immerhin, soviel sehen wir doch in dem konventionellen Phrasenschwall: der Vater glaubte, das Opfer der Trennung nicht vergeblich gebracht zu haben, er hielt die Zukunft seines Einzigen für gesichert, in jeder Hinsicht. Als deshalb anderthalb Jahre später die auf Kosten des Herzogs erzogenen Knaben sich dem persönlichen Dienste des Fürsten verschreiben sollten, stellten auch die Eltern Schillers den geforderten Revers aus und versprachen, daß ihr Sohn „sich gänzlich den Diensten des Herzoglichen Württembergischen Hauses widmen, und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sein" solle.

So ward der Jüngling, welcher zum Diener am Worte Gottes sich berufen fühlte, scheinbar endgültig dem Fürstendienste verschrieben.

4. In der Fürstenschule auf der Solitude.

Die Schule des Herzogs sollte acht Jahre lang dem jungen Schiller Familie und Welt ersetzen, dort sollte der Knabe im Einklang und im Widerstreit mit den Wünschen und Launen seines herrischen Erziehers zum Jüngling heranreifen. Wie die Geschicke des ganzen württembergischen Volkes durch die Willkür des Selbstherrschers bestimmt wurden, so gab der „Pflanzschule" das Wesen ihres fürstlichen Rektors die Prägung, sein Wille ihr Wege und Ziele. Was draußen zwischen Herrscher und Volk breit sich abspielte, das erlebte, gleichsam in verdichteter Form, der Zögling der Fürstenschule am eigenen Leibe, in empfindlichster Nähe des rücksichtslosen Despoten. Für Schillers ganze geistige Entwicklung, für seine dichterische insbesondere, wurde dies Verhältnis folgenschwer: die herzogliche Akademie, auf der ihm des Landes allgemeines Leiden zu einem Stück eigenen Lebens wurde, ward auch die Wiege seiner stürmischen Jugenddichtung. Wie die herzogliche Schöpfung den Geist ihres Stifters spiegelt und ihre Entstehung nur aus seiner Geschichte und den Zeitverhältnissen zu verstehen ist, so bilden diese gleichsam die Voraussetzung zum Lebensdrama und zum Jugendschaffen des Dichters: im Grunde der Geschichte und Zustände seines Heimatlandes wurzeln seine menschlich erlebten und dichterisch gestalteten Konflikte.

Herzog Karl Eugen war um jene Zeit an einem Wendepunkt seiner „Lebensgaloppade" angekommen. Obwohl erst fünfundvierzig Jahre alt, hatte er doch schon fast dreißig Regierungsjahre hinter sich. Am 11. Februar 1728 als ältester Sohn des

katholisch gewordenen österreichischen Generals Karl Alexander von Württemberg und einer lebenslustigen Prinzessin von Thurn und Taxis zu Brüssel geboren, war der Prinz „in dem allein wahren christkatholischen Glauben“ erzogen und fast nur in französischer Weise ausgebildet worden. Seinen Vater, dem im Jahre 1733 der erledigte Herzogsthron zugefallen war, verlor er schon mit neun Jahren (1737). Auf Drängen der vormundschaftlichen Regierung und im Einverständnis mit der streng katholischen Mutter, die für sich selbst und ihre Söhne dadurch recht viele politische Vorteile zu erreichen hoffte, kam der Prinz in seinem dreizehnten Jahre mit seinen beiden Brüdern an den Hof des kriegs- und regierungskundigen Preußenkönigs Friedrich II., damit er dort auf seinen hohen Beruf vorbereitet werde. Rasch gewann der begabte junge Schwabenprinz sich das Zutrauen des Königs; schon nach zwei Jahren (1744) wurde der noch nicht Sechzehnjährige auf Verwendung seines königlichen Mentors durch kaiserliches Reskript für mündig und regierungsfähig erklärt. Der große Friedrich traute dem jungen Herzog zu, daß er „vermöge seiner Einsichten, Gaben und Eigenschaften alle Tüchtigkeit besitze, um sogar noch größere Staaten zu beherrschen als diejenigen, die die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut habe“. Wohlweislich legte der erfahrene Regent seinem Schüler die Finanzen als den „Nerv des Staates“ ans Herz. „Denken Sie ja nicht,“ rief er ihm zu, „daß das Land Württemberg für Sie geschaffen worden ist, vielmehr, daß die Vorsehung Sie auf die Welt hat kommen lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie immer dessen Wohlsein Ihrer eigenen Annehmlichkeit vor.“

Mehrere Jahre lang schien der Zögling die Hoffnungen seines königlichen Lehrmeisters erfüllen zu wollen. Er ließ sich von tüchtigen Räten leiten; seine besondere Sorgfalt widmete er der Reform des Heeres. Aber diese Soldatenleidenschaft barg von vornherein die Keime zu schlimmen Konflikten mit den widerwilligen Landständen und zur Ausartung in prunkende Soldatenspielerei. Bald sollte diese, wie wir schon wissen, zum einträglichen Soldatenhandel führen. Das Blut seiner Vorfahren, der ererbte Hang zu

glänzender Prachtentfaltung und wilder Sinnenlust trieb den eigenwilligen Fürsten mehr und mehr zu maßloser Verschwendung. Die treuen Diener mußten gefälligen Schmeichlern und gewissenlosen Ratgebern weichen, und Karls jugendliche Gemahlin, Herzogin Friederike, eine Nichte Friedrichs des Großen, nach achtjähriger, unglücklicher Ehe einer ausländischen Buhlerin den Platz räumen: sie entfloh (1756) nach Baireuth, an den Hof ihrer Eltern, und kehrte nie mehr zu dem verhaßten Gatten zurück. Im Jahr nach ihrem Weggang zog Herzog Karl gegen ihren Oheim, seinen einstigen Meister, zu Felde.

Der große Menschenkenner auf dem preußischen Throne hatte seinen Irrtum längst eingesehen: dieser Schwabenherzog war in der Tat imstande, größere Staaten zu — Grunde zu richten, als die Vorsehung ihm anvertraut hatte. Die Leidenschaften des Herzogs durchbrachen nach und nach alle Dämme, zumal seine Begehrlichkeit und Verschwendungssucht kannten bald keine Grenzen mehr. Nicht nur die Steuerkraft des Volkes ward in endlosen Festen vergeudet, sondern auch die Kraft seiner Zukunft gefährdet: die Blüte der männlichen Jugend wurde zu Kriegsdiensten ans Ausland verkauft, und die Töchter des Landes verfielen der Gier des Herzogs und seiner Helfer. War eine nicht willig zur Schande, so hatte ihre Familie die Rache des Gewalttätigen zu gewärtigen. Eine Günstlings- und Mätressenwirtschaft, schlimmer als je unter einem seiner Vorgänger, stürzte das Land in wirtschaftliche und sittliche Verderbnis. Der nach dem Tode Karl Alexanders gehenkte Jud Süß war ein Stümper gewesen gegen die neuen Finanzkünstler und Beutelschneider, die nun dem Volke Kraft und Saft auspreßten. Geld, Geld und wiederum Geld für die bodenlosen herzoglichen Kassen zu schaffen, darin erschöpfte sich die Staatsweisheit und Phantasie der Fürstendiener; Gewalt, Lüge und Meineid wurden die probatesten Regierungsmittel; Erpressung, Wucher, Betrug und Diebstahl empfingen staatliche Weihe; alles Recht wurde mit Füßen getreten, alle Rechtsformen verhöhnt.

Bei den gesetzwidrigen Soldatenaushebungen hatte sich zuerst der Sohn eines angesehenen Stuttgarter Geistlichen nützlich erwiesen.

Philipp Friedrich Rieger, bis 1756 Auditor in preußischen Diensten, war vortrefflich zum Schergen und Leutepresser begabt: unterwürfig und schmeichlerisch gegen seinen Herrn, roh und mitleidslos in der Ausübung der ihm erteilten Vollmachten, dabei wohlerfahren und unermüdlich im Dienste, war er ganz an seinem Platze, wo es verwegene und rasche Gewalttat galt. Für die abgefeimteren Künste höfischer Ränke und lügenhafter Beschönigung der Gewalt war wieder ein andrer, Graf Montmartin, mehr geschaffen. Gleißend und doppelzüngig, erfahren in allen Schlichen und Listen einer verruchten Diplomatie, anpassungsfähig an alle wechselnden Lüste und Launen seines fürstlichen Herrn und unerschöpflich in ungesetzlichen Steuerentwürfen und Erpressungsplänen, dabei selbst prunksüchtig und wollüstig, war der weltgewandte Höfling der geborene Diener des prachtliebenden, eitlen und frivolen Despoten. Diesem Meister der Intrige fiel auch der immerhin ehrliche Rieger zum Opfer: auf öffentlicher Parade (1762) schimpflich abgesetzt, fand er in einem unterirdischen Gewölbe der Feste Hohentwiel vier Jahre lang Muße, über Fürstengunst und Menschenglück nachzudenken. Für die Beraubung der Landschafts- und Kirchenkassen, für den im großen betriebenen Titel- und Ämterschacher war ein besonders niederträchtiger Schurke nötig: er fand sich in dem Thüringer Lorenz Wittleder, der, aus der Gerberstube entlaufen, in Preußen eine Zeitlang den Unteroffiziersstock geschwungen und sich dann in Württemberg den Offiziersdegen verschafft hatte. Seine eigentlichen Talente aber kamen erst zur Geltung, als er sich (1762) durch gemeine Mittel zum Direktor des Kirchenrates emporgeschwindelt hatte. Nun herrschten List und Gewalt ohne Scheu und Scham, während man bisher noch versucht hatte, das Laster mit einem Schein von Tugend zu umkleiden. Wer es wagte, der fürstlichen Willkür und Verschwendungssucht gegenüber auf das Recht des Volkes und die Not des Vaterlandes hinzuweisen, der mußte, wie Tübinger Abgeordnete, vom Herzog hören: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!“ Oder er büßte seinen Freimut mit schwerer, oft jahrelanger Kerker-

haft, wie der Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser, der frühere Lehrer des Herzogs.

Das schlechte Beispiel des Fürsten und des Hofes wirkte vergiftend und zersetzend auf die Sittlichkeit des ganzen Volkes. Wie eine Seuche drangen Üppigkeit und Genußsucht zunächst in die dem Hofadel nahestehenden Kreise ein; aber auch in die tieferen Volksschichten sickerte das Gift durch die Berührung mit den höheren und niederen Dienern des Fürsten. Die Regierenden, vom Minister bis zum letzten Schreiber, lebten sich in den Geist der Willkür völlig ein, während die Regierten immer mehr in gleichgültige Knechtseligkeit versanken. Ein Teil des Volkes suchte in frommen Trostgründen einen letzten Halt und nahm alles Elend als eine Prüfung des Himmels hin. So blieb immerhin in einzelnen Familien, wie in der des Hauptmanns Schiller, ein fester, unversehrter Kern tüchtigen Bürgertums erhalten.

Und schließlich erregte gerade das Übermaß von Vergewaltigungen auch den offenen Widerstand. Fast schon vernichtet, reichten die Stände (1764) nach einem letzten, unerträglichen Akt herrischer Willkür, unter dem Zuspruch auswärtiger Fürsten, ihre Klage bei Kaiser und Reich ein. Nach sechsjährigen Kämpfen und Verhandlungen kam endlich im Jahre 1770 der sogenannte Erbvergleich zustande: das Land übernahm einen Teil der herzoglichen Schulden, dafür wurden die alten Rechte der Stände bestätigt. Montmartin und Wittleder waren schon vorher entlassen worden. Nun war wenigstens ein Rechtsboden geschaffen, der Ausbeutung und Willkür eine Schranke gesetzt.

Mit dem Herzog ging in der Tat eine Wandlung vor. Durch die langen Kämpfe mürbe gemacht, der tollen Lustbarkeiten satt, wandte er seinen Ehrgeiz anderen Zielen zu. Und das Entscheidende war: in einer Zeit, wo er ruhigeren Freuden geneigt und besseren Einflüssen wieder zugänglich war, hatte er ein Herzenserlebnis, dessen Einwirkung eine Besserung, wenn auch keinen völligen Umschwung herbeiführen half: zum ersten Male in seinem Leben erfuhr der Frauenjäger und Dirnenfreund die Macht einer tieferen Neigung, den Zauber reinerer Weiblichkeit.

Im Mai 1769 hatte der Herzog im Wildbad die einundzwanzigjährige Freifrau Franziska Theresa von Leutrum näher kennen gelernt. Ihre anmutige Gestalt, mehr noch der eigentümliche Liebreiz ihres Wesens, in dem sich natürliche Heiterkeit mit einem Zug stillen Wehs mischte, machte sofort einen starken Eindruck auf den leicht entflammten Fürsten. Den sieggewohnten Frauenkenner reizte es, daß sie sich ihm „kalt und unerfahren“ gezeigt hatte; das Gerücht von den trostlosen Verhältnissen ihrer Ehe mußte die Hoffnung des Fürsten, ihre Liebe zu gewinnen, verstärken. Als ein Kind von sechzehn Jahren hatte Franziska von Bernerdin, die dritte von fünf Töchtern eines armen Landedelmannes, „ohne alle Liebe, aus bloßem Gehorsam“ den reichen, aber häßlichen und rohen Baron von Leutrum, Kammerherrn am bayreuthischen Hofe, geheiratet. „Ohne alle Achtung“ für den ihr widerwärtigen Gatten lebte sie ein freud- und liebloses Dasein. Sie sehnte sich nach Freiheit, Lebensgenuß. Diese unglückliche junge Frau durch eigenmächtiges Eingreifen aus ihren Fesseln zu befreien, entsprach ganz der gewalttätigen Natur ihres fürstlichen Freundes. Indem er sie im Januar 1772 auf sein in Waldeinsamkeit gelegenes Lustschloß Solitude entführte, entzog er sie zunächst den Mißhandlungen ihres eifersüchtigen Gatten. Bald darauf wurde ihre Ehe ganz gelöst. Sein Versprechen aber, die Entführte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben, löste Karl erst fünf Jahre nach dem (1780 eingetretenen) Tode der Herzogin Friederike ein, und zwar trotz des päpstlichen Einspruchs gegen die Ehe des katholischen Herzogs mit der geschiedenen Protestantin. Bereits im Jahre 1774 hatte er seine geliebte „Gehilfin und Freundin“ durch Kaiser Joseph II. zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben lassen.

Die Verbindung des Herzogs mit seiner Geliebten entsprach einer vielgeübten Fürstensitte der Zeit. Aber dieses Verhältnisses durften sich die Württemberger freuen nach der heillosen Wirtschaft der letzten Jahrzehnte. Die stille, häusliche Frau übte einen mäßigenden Einfluß auf die wilde Natur des leidenschaftlichen Mannes; selbst eine Freundin der Zurückgezogenheit und

des Landlebens, wußte sie den vom Festesrausch gerade Ernüchterten für ein einfacheres Leben zu gewinnen. Alles, was an Gutem und Bedeutendem in ihm verschüttet lag, das keimte nun allmählich zum Lichte empor. Indem Franziska mit weiblicher Klugheit seinen wechselnden Stimmungen sich anpaßte, wahrte sie sich doch ihre führende Stellung, um so sicherer, als sie nie in Staatsgeschäfte sich zu mengen schien. Völlig ändern konnte sie sein innerstes Wesen freilich nicht. Oft genug schlug der alte Hang zur Gewalttat wieder durch, Ämterschacher und Verkauf von Landeskindern, gesetzwidrige Fronbauten und schwere Schädigung der Bauern durch rücksichtslose Hegung des Wildes hatten nicht gänzlich aufgehört. Wenn Karl auch jetzt noch Tugend nicht immer übte, so stellte er doch gerne Betrachtungen über sie an und gefiel sich in der Rolle des Weltweisen und Volkserziehers. In feierlichen Augenblicken überkamen ihn Anwandlungen von Reue, die ihn an seinem fünfzigsten Geburtstag sogar zu einem öffentlichen Bekenntnis seiner Fehler und einem Gelöbnis der Besserung veranlaßten, womit er freilich zugleich sein Volk zu Vertrauen und Gehorsam erziehen wollte.

Auch des Herzogs Eitelkeit und seine Sucht vor der Welt zu glänzen, verloren sich nicht ganz in seiner „guten Zeit“. Aber seine Ehrbegierde suchte im allgemeinen sich nun doch würdigere Aufgaben und Ziele. Persönlich einzugreifen in die Schicksale seiner Landeskinder, Menschen und Dinge nach seinem Willen zu gestalten, war ihm ja immer Bedürfnis gewesen. Die Alten ganz nach seiner Willkür zu lenken und zu modeln, glückte nicht immer. Man mußte mit der Jugend anfangen. Der Herzog hatte sich früher seine Soldaten herangezogen, nun verfiel er darauf, sich der Kinderzucht anzunehmen. Aufklärung war ja das Stichwort der Zeit, nach der rechten Erziehung ging ihr Sehnen und Suchen. Neue Methoden wurden überall erörtert, Versuchsschulen entstanden allenthalben. Auch andere deutsche Fürsten betätigten sich in pädagogischen Experimenten. Das mußte Karls Ehrgeiz anstacheln und seinen Tätigkeitstrieb auf ein Feld lenken, zu dessen Bearbeitung ihn von der anderen Seite die Bedürfnisse seines Na-

turells und seine Herrscherauffassung ebenso wie praktische Erwägungen drängten. Zu seinen Bauten und Gartenanlagen in Hohenheim und auf der Solitude brauchte er geeignete Arbeitskräfte, — warum sollte er sich statt der kostspieligen Ausländer nicht wohlfeile Handwerker aus seinen Landeskindern heranziehen? Der Gedanke, kaum aufgetaucht, ward auch schon verwirklicht. Am 5. Februar 1770 ließ er vierzehn arme Soldatenkinder auf die Solitude bringen, zu denen schon im März weitere sechzehn Knaben hinzukamen: sie sollten teils für Bau- und Gartendienste, teils für das herzogliche Ballett und Orchester vorbereitet werden. Dann veranlaßte die Teuerung des Jahres 1770 die weitere Aufnahme einer größeren Anzahl meist verwaister Soldatenkinder und damit eine Erweiterung des Lehrplanes: der 14. Dezember 1770 ward der Stiftungstag des Militärischen Waisenhauses. Zu Anfang des Jahres 1771 umfaßte die Anstalt bereits einhundertvierundsechzig Schüler. Aber schon trieb ein neuer Einfall des Herzogs die junge Anlage zu noch rascherem Wachstum. Wenn der Herzog sich Artisten und Handwerker billig heranzog, warum sollte er dann nicht auch seine zukünftigen Offiziere und Beamten ganz nach seinem Bedürfnis zu gefügigen Werkzeugen heranzubilden suchen? Wiederum wird der Gedanke sofort ausgeführt. Rasch werden die nötigen Schüler geworben, neue Lehrer und Aufseher berufen, und schon am 11. Februar 1771 ist die Militärische Pflanzschule errichtet. Das Waisenhaus löste sich bald wieder auf, seine für niedere gewerbliche Berufstätigkeit bestimmten Zöglinge wurden da und dort untergebracht. Was zunächst an seine Stelle trat, war eine militärisch eingerichtete Anstalt mit der eigentümlichen Doppelaufgabe, zugleich „Studierende“ und „Künstler“ zu bilden; die Absicht zielte auf eine Verbindung von Militär-, Beamten- und Künstlerschule. Entsprechend der rasch steigenden Zahl der Zöglinge — zu Ende des Jahres 1772 waren es bereits dreihundertsiebenundsiebzig — wurden die Lehrkräfte vermehrt und der Lehrplan erweitert. Nicht bloß die Vorbildung zur Universität, sondern die akademische Ausbildung selbst wurde bald

in den Plan der Anstalt aufgenommen; im März 1773 verkündigte der neue Name Herzogliche Militär-Akademie diese Wendung. Der Ausbau blieb freilich der Zukunft und dem Zufall vorbehalten. Nach und nach aber stellten sich alle Fakultäten mit Ausnahme der Theologie ein, so daß die am 22. Dezember 1781, ein Jahr nach dem Austritt Schillers, vom Kaiser zum Rang einer Universität erhobene Hohe Karlsschule vom Elementarunterricht bis zum Universitätsstudium und zur Künstlerakademie fast alle Gebiete des damaligen deutschen Wissens und Könnens umschloß.

Mancherlei Wandlungen hat so die herzogliche Schule von Anfang an durchgemacht und die Wege und Ziele ihres Unterrichts im Laufe der Zeit erst gefunden. Eine möglichst umfassende Allgemeinbildung wurde vorgesehen, aber die Zweckmäßigkeit gab schließlich doch den Ausschlag. Innerliche Einheitlichkeit hat die Schule nie erreicht, aber sie blieb auch vor Einseitigkeit geschützt. Eins aber war von Anbeginn an festgelegt und hat sich durch alle Umgestaltungen erhalten: die militärische Regel, der kasernenmäßige Zwang, die allein den Absichten des Stifters und Leiters der Anstalt, sich gehorsame „Geschöpfe" zu erziehen, entsprachen. Für die Durchführung seines Willens bürgte auch die Wahl ihres Vorstehers, des Intendanten Christoph Dionysius Seeger, der es mit dem wachsenden Ansehen der Akademie rasch vom Hauptmann bis zum Generaladjutanten des Herzogs brachte. Dem Schöckinger Pfarrerssohn, der im neunzehnten Lebensjahre den Seminarrock mit des Herzogs Uniform vertauscht und sich als Kürassier im Feldzuge gegen Preußen die Sporen verdient hatte, war es nach kurzem Studium der Mathematik auf der Universität Tübingen gelungen, durch eine Abhandlung „Über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Kriegskunst" des Herzogs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Seine stattliche Erscheinung, sein scharfer Blick und sein rascher Verstand, mehr noch sein strenggläubiger und unterwürfiger Sinn, seine Anpassungsfähigkeit an die Wünsche und Schwächen seines Herrn und sein wirklich uneigennütziger Diensteifer ließen den korrekten Offizier zum Leiter gerade dieser

militärisch eingerichteten Akademie vorzüglich geeignet erscheinen. Der gute Ruf der Anstalt war immer sein Stolz; für ihre Vollkommenheit war er stets bereit nachdrücklich einzutreten. Und er müßte kein Soldat der Zopfzeit, keine rechte und echte Feldwebelnatur gewesen sein, wenn er die Vollkommenheit nicht ganz besonders in äußerer Zucht und in peinlicher „Propreté“ erblickt hätte. Die Zöglinge zur Dankbarkeit zu dressieren und ihnen „Konduite“ beizubringen, war das höchste Ziel seines kleinlichen Bestrebens. Daß er selbst mehr gefürchtet als geliebt war, das verschlug dem treuen Diener seines Herrn nichts.

Unter dem Intendanten hatten eine Anzahl Aufseher, zwei Majore, etliche Hauptleute und Leutnants und viele Unteroffiziere die „Erziehung“ zu überwachen; sie hatten die Schüler auf Schritt und Tritt, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, zu begleiten und auf pünktliche Befolgung der Regeln zu sehen. Denn geregelt war alles im Tun und Lassen der Eleven, vom Morgen bis zum Abend.

Militärisch geregelt war vor allem der Anzug: stahlblauer Rock mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, weiße Weste, weiße Beinkleider, ein dreieckiger Hut mit silbernen Borten und einem Federbusch, dazu Degen und Stulpstiefel, im Nacken ein langer Zopf und an den Schläfen steifgedrehte Locken — das war der Staatsanzug, in dem die Eleven zum Mittagstisch marschierten und auf Spaziergängen und bei feierlichen Gelegenheiten sich sehen ließen. Sonst trugen sie ein Hauskleid von vorgeschriebenem Schnitt. Durch besondere Abzeichen, silberne Achselschnüre, waren die Adeligen von den Bürgerlichen unterschieden.

Denn auch in der Gliederung der Zöglinge sollte die Anstalt ein Abbild der „sämtlichen Nation“ sein. Deshalb schliefen die „Kavalierssöhne“ in eigenen Abteilungen und aßen an besonderen Tischen, selbst beim Baden trennte sie ein Damm von den Bürgerlichen. Diese aber zerfielen wieder in die „Offiziers- und Honoratiorensöhne“ und die „Künstler“, meist Handwerker- und Soldatenkinder. Je fünfzig bis sechzig Zöglinge waren in jedem der großen Schlafsäle untergebracht. Gemeinsam standen sie früh-

morgens auf, im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr, und dann beherrschte der einförmigste Zwang jahraus, jahrein den ganzen Tageslauf. Unter Aufsicht machten sie die Betten, Kleidung und Zopf zurecht. Auf Kommando marschierten sie paarweise, in adelige und bürgerliche Reihen getrennt, in den Rangiersaal zu Rapport und Musterung, von da in den Speisesaal, immer in Reih und Glied. Auf Kommando machten sie Halt und Front, falteten sie die Hände zum Gebet, zogen sie die Stühle heraus und setzten sie sich hin. Schweigend wurde die Mehl- oder Brotsuppe genossen. Und dann ging wieder alles auf Kommando: Aufstehen, Händefalten, Gebet, Abmarsch!

Von Aufsehern geleitet, marschierten die Zöglinge zum Unterricht, wo wenigstens die Rangunterschiede wegfielen. Hernach war eine halbe Stunde, von 11—11½ Uhr, der „Propreté" gewidmet. Dann abermals Aufmarsch und Musterung, meist unter den scharfen Augen des Herzogs. Sehr häufig wohnte der Stifter mit seiner Freundin dem Mahle bei. Dann griffen die Eleven nicht eher zu, bis der Herzog, dem Kavalierstische näher tretend, befohlen hatte: Dinez, Messieurs!

Nach Tisch wurden die Abteilungen entweder spazieren geführt oder mit „Voltigieren" und „Exerzieren" beschäftigt. Später zu Stuttgart konnten sie in dieser Zeit auch das Stückchen Land bebauen und pflegen, das einem jeden zugeteilt war. Der Unterricht wurde von zwei bis sechs Uhr wieder aufgenommen. Die Erholungsstunde bis sieben Uhr mußte zur Wiederholung der Lektion, zur Musik oder zur Reinigung benützt werden, dann ging es wieder in der gewohnten Weise zum Abendbrot. Der Höhepunkt der Unfreiheit wurde damit erreicht, daß seit dem Jahre 1775 auch die Privatarbeitszeit für die einzelnen Fächer genau bestimmt wurde.

So ging es das Jahr hindurch fast ohne Abwechslung. Nur größere Spaziergänge an Sonn- und Feiertagen, gelegentliche Festakte und Theatervorstellungen der Schüler unterbrachen das öde Einerlei. Ferien kannte die Akademie nicht, und Urlaubsgesuche der Zöglinge wurden sogar bei dringlichsten Familienanlässen, selbst

in schweren Krankheits- und Todesfällen, rundweg abgeschlagen. Planmäßig sollten die Kinder ihren Eltern entfremdet, die natürlichen Empfindungen für die Familie unterdrückt werden. Des Herzogs „Söhne“ sollten die Eleven sein und nur in ihm ihren „Vater“ und Wohltäter verehren. Besuche der Eltern durften an Sonntagnachmittagen angenommen werden und auch da nur unter argwöhnischer Aufsicht. Wie „dem erwachsenen ledigen Frauenzimmer“ überhaupt, so waren auch den Schwestern die Tore der Akademie verschlossen. Selbst der briefliche Verkehr der Eleven mit ihren Familien blieb allezeit der schimpflichsten Überwachung des Herzogs und seines Intendanten unterworfen: wer heimlich einen Brief abzusenden oder anzunehmen wagte, wurde empfindlich bestraft, der Angeber des Missetäters aber mit einem „Trinkgeld“ belohnt.

Verständiger war das Verbot gegen Einführung von Eßwaren und Näschereien. Aber nicht nur „Gebackenes“, „Kaffeehäfele“, Wein- und Schnupftabak gehörten zur „Kontrebande“, auch Bücher, Federkiele und Schreibwaren wurden bei Visitationen eingezogen, wenn ihr Besitz nicht vorher angezeigt war. Gerade durch dies peinliche Verbots- und Spioniersystem, mit dessen Hilfe der Herzog seine Zöglinge in der Hand behalten wollte, wurde das Gefühl für Wahrheit abgestumpft, wurden Lug und Trug gezüchtet. Die Handhabung dieser „Gesetze“ machte selbst vor den heiligsten Geboten natürlicher Sittlichkeit nicht Halt; man scheute sich nicht, selbst das kindliche Gefühl des Vertrauens zu den Eltern zu vergiften: so wurde einmal einem Schüler, bei dem man einiges, von seiner Mutter ihm zugesteckte Weihnachtsgebäck gefunden hatte, vom Herzog selbst ein Brief diktiert, womit er „die mütterliche Zärtlichkeit höchst beleidigte und in den bittersten Ausdrücken das noch übriggebliebene Konfekt zurückschickte.“

Wer sich gegen die Gesetze der Anstalt verging, — ein Vergehen aber war schon der geringste Verstoß gegen die Proprété, — der erhielt von dem Lehrer oder Aufseher ein „Billet“ mit der Bezeichnung des Vergehens; dieses mußte er bei der Musterung vor dem Mittagessen im Knopfloch tragen und sich dadurch selbst

dem Herzog zur Sühne seiner Schuld anzeigen. Verweise, Stockschläge, Karzer, Entziehung des Essens in beschämender Form und andere empfindliche Ehrenstrafen wurden von dem durchlauchtigen rector magnificentissimus persönlich den Übeltätern zugesprochen; oft auch entlud sich sein pädagogischer Unwille in einer höchsteigenhändig und plötzlich verabreichten Maulschelle. Wie die Strafen, so teilte der Herzog auch alle Ehren und Belohnungen aus, und zu guter Stunde erfreute der wohlgelaunte Despot die dankbare Jugend auch einmal durch humorvolle Anwandlungen und witzige Einfälle, wobei er sogar kecke Scherze von seinen „Söhnen" hinnahm. Als er zum Beispiel von der Gabe des jungen Schiller, Personen nachzuahmen, gehört hatte, forderte er den Eleven eines Tages auf, er solle einmal an ihm selber, dem Herzog, seine Kunst versuchen. Der Überraschte suchte sich zu weigern, aber der Gebieter bestand auf seinem Wunsch. Da bat sich Schiller den Stock Seiner Durchlaucht aus, nahm Gebärden und Redeweise des herzoglichen Examinators an und begann ein Verhör. Seine Durchlaucht aber bestand nicht gerade gut. Da fuhr Schiller nach des Herzogs Art auf: „Potz tausend Sakerment, Er ist ein Esel!" nahm die dabei stehende Gräfin Franziska an den Arm und wollte mit ihr davonlaufen. Da rief der verblüffte Herzog „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!"

Aber was konnten solche vorübergehenden Stimmungen gegenüber dem durchgehenden Mangel an sittlichen Idealen und geistiger Freiheit in der Jugenderziehung bedeuten? Aus dem allzu nahen und allzu abhängigen Verhältnis der Zöglinge zu dem fürstlichen Leiter der Anstalt flossen alle Schäden und Mängel dieser Erziehung. Derselbe Mann, der sie jetzt strafte und belohnte, hatte als Landesvater und Dienstherr auch ihre Zukunft völlig in Händen! Und er lohnte und strafte nicht, um sie zu freien, selbstverantwortlichen Persönlichkeiten zu erziehen, sondern um sie durch Gewöhnung an seinen Willen zu seinen Geschöpfen und Werkzeugen zu machen. Deshalb sollte alles, was er tat und anordnete, von seinen „lieben Söhnen" als beste Absicht eines gütigen und

weisen Vaters bewundert werden. Ausdrücklich verlangte er, „daß sie, von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohltaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrfurcht und Dankbarkeit von sich blicken" ließen. Wie wenig es bei dieser Erziehung auf selbständiges Nachdenken und Handeln abgesehen war, geht schon daraus hervor, daß es als eine besondere Ehrung galt, eine vom Herzog aufgestellte Behauptung, wenn man auch nicht damit übereinstimmte, verteidigen und durchfechten zu dürfen. So bezog sich schließlich alles auf die Person des Fürsten. Kein Wunder, daß ein Mann wie Schubart über die „Seelenfabrik" und „Sklavenplantage" grimmig spottete.

Die militärische Dressur diente aber nicht nur den erzieherischen Endzwecken des Despoten, sie befriedigte auch unmittelbar seine Eitelkeit und seinen Ehrgeiz: mit dieser Anstalt und dieser Schultruppe konnte er jederzeit glänzende Parade machen. Und so verdankte auch das, was den eigentlichen Ruhm und die wirkliche Größe der Akademie begründete, der Unterricht, seine großartige, weitumfassende Entwicklung im letzten Grunde der Ehrbegierde des Herzogs: wie es früher sein Ehrgeiz gewesen war, die erste Oper in ganz Europa, die schönsten Ballette, den reichsten Marstall, den glänzendsten Hof zu haben, so sollte jetzt seine Akademie eine von ganz Europa bewunderte Musteranstalt werden. Deshalb wurden, um auffallende Erfolge zu erzielen, die tüchtigsten Lehrer berufen und die Aufstachelung des Ehrgeizes in unerhörtem Maße zum treibenden Prinzip des Schülerfleißes gemacht. Der parademäßigen Schaustellung dienten mancherlei Feste, wie die Geburts- und Namenstage des Herzogs und Franziskas, vor allen aber die feierlichen Jahresprüfungen im Dezember. Weithin in den Zeitungen verkündigt, dauerten diese Prüfungen volle vierzehn Tage unter dem Vorsitz des Herzogs und in Gegenwart des gesamten Hofstaats, der Gesandten, der obersten Staatsbehörden und einer neugierigen Menge von Zuschauern von nah und fern. Da konnte der Herzog sich im Glanze seiner Schöpfung spiegeln, wenn die Zucht der Zöglinge, die Reden und Disputationen, die Streit-

und Probeschriften von Professoren und Schülern die Bewunderung der Besucher erregten. Er selbst trat als Redner, Opponent und Respondent auf den Kampfplatz oder ließ seine Lieblingsschüler von ihm aufgestellte Thesen verteidigen. Den eigentlichen Glanz- und Höhepunkt der ganzen Feier bildete der Stiftungstag am 14. Dezember mit dem Pomp der Preisverteilung. Der Herzog selber verteilte die Medaillen und Orden. Die Preisempfänger wurden, wenn sie Kavalierssöhne waren, zum Kuß der herzoglichen Hand zugelassen; die bürgerlichen Eleven durften nur den Rockflügel Seiner Durchlaucht küssen. Wer vier Preise erhielt, empfing den kleinen akademischen Orden, ein goldenes Kreuz, und wurde damit Chevalier. Errang einer acht Preise, so erhielt er ein Großkreuz mit Stern und wurde Grand-Chevalier. Mit der Ehre waren zugleich allerlei materielle Vorrechte und Vorteile für Gegenwart und Zukunft verbunden. Die Gloire der fürstlichen Anstalt wurde dann jedesmal in ruhmredigen, schmeichlerischen Berichten des Professors Uriot der Welt verkündigt.

Der Ehrgeiz des Herzogs sollte seine Befriedigung finden: der Ruhm seiner Akademie zog Gäste und Zöglinge von überall her an. Und doch, indem Karl Großes um seiner Selbstherrlichkeit und Selbstsucht willen schuf, brachte er Wirkungen hervor, die seinen eigentlichen Absichten geradezu entgegenliefen. Er wollte sich willfährige Diener und zuverlässige Stützen des absoluten Fürstenregiments schaffen; er wollte den Ruhm seines Namens verbreiten. Aber indem er es tat, leitete er auch den breiten Strom allgemeiner Kultur und geistiger Regsamkeit in weite Volkskreise, weckte er gerade jene Bestrebungen und Kräfte, die den Glauben an den „göttlichen“ Beruf der unumschränkten Fürstenwillkür untergraben und die Befreiung der Geister anbahnen helfen sollten. Überzeugte Anhänger der Revolution sind später aus der Karlsschule hervorgegangen. Der Geist der Aufklärung und sittlichen Freiheit, die Lehren von Tugend, Menschlichkeit und allgemeiner Glückseligkeit ließen sich eben nicht zum bloßen Spiel erfolgsüchtiger Despotenlaune erniedrigen. Gerade der Gegensatz zwischen der

geistigen Höhe und Freiheit des Unterrichts und der sittlich engherzigen und minderwertigen Erziehung in der Akademie mußte die kraftvolleren und tieferen Naturen, wie Schiller, zur Auflehnung ihres ganzen inneren Menschen rufen.

Durch einen Akt der Willkür, wenn auch scheinbar ohne äußeren Zwang, war Fritz Schiller unter die Schar der Zöglinge Karls eingereiht worden. Der erste Keim eines Zerwürfnisses war damit gelegt. Was am Ende zur „Entschwäbung" des Dichters führte, war das notwendige Ergebnis eines Prozesses, der mit seinen Wurzeln tief in den Boden der geschichtlichen Gesamtverhältnisse hinabreicht, der aber vor allem in den Naturen der beiden Hauptpersonen in diesem Drama begründet ist: zwei Herrscherseelen, der „Erdengott" und der Sohn des Volkes, stießen hart aufeinander, und den Sieg mußte der erringen, dessen Persönlichkeit nicht nur auf Herrschaft ging, sondern auch von Freiheit getragen war.

So umfing nun den bisher von Mutterliebe und Vatersorge warm umhegten, weichen Knaben die kalte, beengende Luft der Schulkaserne. Dazu geriet der Lateinschüler in einen ganz fremdartigen Unterrichtsbetrieb mitten hinein. Zwar stand auch hier das Lateinische beherrschend im Mittelpunkte, aber man legte weit weniger Wert auf die formale Beherrschung der Sprache, als auf gründliche Erfassung des sachlichen und poetischen Inhalts der gelesenen Schriftsteller und auf gute deutsche Übersetzung. Immerhin sicherte ihm seine Ludwigsburger Schulung gute Zensuren im Lateinischen. Auch im Griechischen, dem im Lehrplane der Akademie eine nicht ganz so bescheidene Stellung wie auf den übrigen Schulen des Landes eingeräumt war, zählte Fritz Schiller dauernd zu den besten Schülern. Am Stiftungstage des Jahres 1773 errang er sogar für die beste Übersetzung einiger äsopischer Fabeln seinen ersten und auf lange Zeit letzten Preis. Tief eingeführt ins Griechische wurden die Schüler durch diesen Unterricht nicht, weder durch Jahn, Schillers alten Ludwigsburger Lehrer, noch durch dessen Nachfolger Nast. Bei diesem tüchtigen jungen Philologen wurde im Jahre 1775 Homer in der Ursprache nur „mit

Schwierigkeit“ gelesen; umso begeisterter lauschte Schiller der Vorlesung einzelner Gesänge in der Bürgerschen Übersetzung. Auch seinem Religionslehrer rang der Knabe durch seinen geschäftigen Fleiß und sein langsames, aber gutes Urteil ein Lob über sein „ingenium“ ab. Weit schlechter freilich erging es ihm in den übrigen Fächern, deren Aufnahme in den Unterrichtsplan durch den auf das Praktische und im Leben Verwertbare gerichteten Zug der Anstalt bedingt war. „Mittelmäßig“ lauteten seine Zensuren in Geschichte und Geographie, worin Jahn widerwillig unterrichtete und Schiller gewiß nicht weniger widerwillig lernte. Wie hätte er auch an geistloser Aufzählung der Regierungsformen und Verfassungsarten des heiligen Römischen Reiches, an dem bloßen Auswendiglernen der Namen seiner Kreise und Fürsten Gefallen finden sollen! „Mittelmäßig“ waren ferner seine Leistungen in der Mathematik, im Französischen und zunächst auch in den philosophischen Fächern. Natürlich hatte der Ungewandte im Tanzen und Reiten noch weniger Geschick und Glück. Die härteste Probe aber mußte der gutwillige Knabe bestehen, als er mit vierzehn Jahren (1774), zu einer Berufswissenschaft gezwungen, unter die „Juristen“ eingereiht wurde. In jenen Anfangszeiten der Akademie galt nämlich der später verworfene Grundsatz, daß neben dem allgemeinen Unterricht möglichst früh mit den Fachstudien zu beginnen sei. Während also der Knabe sich mit dem Vielerlei der sprachlichen und realistischen Fächer abquälte, mußte er auch schon bei Professor Heyd drei Stunden Naturrecht, drei Stunden Reichshistorie und zwei Stunden Römische Altertümer hören und in fünfzehn Stunden Philosophie und Redekunst betreiben. Er gewann dem in trockenem Latein vorgetragenen juristischen Formelkram und dem Auswendiglernen von Definitionen und Distinktionen nach dem Rezept der Leibniz-Wolffschen Schulphilosophie so wenig Geschmack ab, daß er seinen Lehrern nur als ein „mittelmäßiges Genie“ erschien. Während Schiller zu Anfang 1774 noch den siebenten Rang unter elf Schülern behauptete, blieb er das ganze Jahr 1775 hindurch, wo noch Rechtsgeschichte hinzukam, gar der

letzte seiner Klasse. Den abfälligen Urteilen der Lehrer zum Trotz soll gerade der Herzog, die tieferen Anlagen seines Eleven durchschauend, gesagt haben: „Laßt mir diesen da gewähren, aus dem wird etwas!“

Schillers Zurückbleiben in den Leistungen, das in einem Berichte gerügte „dissolute und langsame Wesen“ rührte nicht bloß von dem Mangel an innerer Teilnahme her, sein anerkannt guter Wille und Lerntrieb wurden auch durch wiederholte Krankheit beeinträchtigt: siebenmal lag er in den ersten zwei Jahren seines Aufenthalts auf der Solitude krank danieder, einmal sogar durch volle fünf Wochen. Hemmend und niederdrückend mußte auch der Fesselzwang der peinlichen Zucht und kleinlichen Überwachung auf der Seele des redlichen Knaben lasten. Seine Fügsamkeit und Gewissenhaftigkeit, sein ehrerbietiges Betragen gegen die Vorgesetzten und seine Verträglichkeit mit den Kameraden wurden zwar ausdrücklich anerkannt, aber zu einer guten „Conduite“ gehörte in der „Militärakademie“ noch etwas anderes als ein sittlich untadeliges Betragen: ein schlecht geputzter Knopf, ein zu langes Endchen am Zopf, ein Stäubchen am Rock genügte, den Unteroffizierszorn der Vorgesetzten zu erregen und dem Frevler den Ruf eines unreinlichen Burschen zu verschaffen. Wenn wir also hören, der dicke Oberaufseher Ries habe dem Eleven Schiller öfters einen „Schweinepelz“ aufgebrummt, so ist das bezeichnender für den Kasernenton, den diese „Erzieher“ anschlagen durften, als für die Eigenschaften des Beschimpften selbst. Solchen Verstößen gegen die Proprété verdankte Schiller denn auch in den ersten zwei Jahren schwache Noten in der „Conduite“ und die meisten der sechs „Billets“, die er von Oktober 1773 bis Februar 1774 erhalten hat. Einmal hat er „vor 6 Kreuzer Wecken auf Borg“ gekauft, ein bei der dürftigen Kost anf der Solitude verzeihlicher Handel, — dafür wird er „mit zwölf Weidenstockstreichen“ gezüchtigt. Ein anderes Billet erhielt er an dem ersten Heiligabend, den er fern von Eltern und Geschwistern verbrachte, weil er in Gesellschaft zweier Eleven bei einer Reinigungsmagd Kaffee getrunken hat. Später hat er

sich keine Einträge mehr zugezogen: er schickte sich in den Regelzwang oder aber er lernte ihn, wie die anderen, schlau umgehen.

Aus den Zeugnissen der Lehrer und Aufseher gewinnen wir nur ein unvollkommenes und widerspruchsvolles Bild von den Fähigkeiten und Eigenschaften des jungen Schiller. Getreuer als in jenen schulmeisterlichen Urteilen spiegelt sich sein Wesen und Streben in einigen, teils von ihm selbst, teils von Mitschülern gefertigten Schriftstücken, deren Abfassung wir allerdings einer höchst bedenklichen pädagogischen Maßregel des Herzogs zu verdanken haben. Wie dieser ja auch sonst, um die jungen Seelen ganz in seiner Hand zu haben, zu Angeberei und Zwischenträgerei geradezu ermunterte, so verleitete er am 29. Januar 1774 die Schüler von Schillers Abteilung zur Verleugnung alles kameradschaftlichen Sinnes durch die schriftlich zu beantwortende Frage: W e l c h e r i s t u n t e r E u c h d e r g e r i n g s t e? — Übereinstimmend nannten alle Einen: Karl Kempff, der sich durch rohes und treuloses Betragen bei seinen Genossen verhaßt gemacht hatte. Schiller gab seine Antwort als „fermer“ Ludwigsburger Lateiner in Distichen. Mit gesundem Freimut läßt er durchblicken, daß er wohl ein Gefühl für das Peinlich-Gehässige der gestellten Aufgabe hat: nur der Befehl des Herzogs, der ja ihr Bestes wolle, kann ihm die geforderte Äußerung entringen. Schließlich aber sucht er den preisgegebenen Kameraden mit dem Geist der ganzen Klasse zu entschuldigen und gibt gutmütig der Hoffnung Ausdruck, der arme Sünder werde sich durch Besserung der Gnade seines Fürsten einst würdig machen.

Noch weit bedenklicher war die andere Zumutung des fürstlichen Erziehers an seine Zöglinge (vom Herbst 1774), s i c h s e l b s t u n d i h r e G e n o s s e n d e r s e l b e n A b t e i l u n g n a c h e i n e m v o r g e l e g t e n F r a g e b o g e n z u s c h i l d e r n. In den Fragen und erzwungenen Antworten spiegelt sich vor allem der die Anstalt beherrschende Geist: Gottesfurcht und Fürstenfurcht sind gleichbedeutend, der Himmelsgott und der Erdengott heischen gleiche Verehrung und Dankbarkeit. Demut vor dem einen ist unzertrennlich verbunden mit Unterwürfigkeit gegen den anderen. Was die Be-

richterstatter sich gegenseitig auch an Fehlern und Abneigungen vorwerfen mögen: den Frevelsinn traut doch keiner dem andern zu, daß er „wider Gott und aller Wohltäter“, den allergnädigsten Fürsten, sich erhebe. Selbstverständlich müssen die Eltern hinter diesen „Vater“ weit zurücktreten im Gefühl der Dankbarkeit. Auch Schiller gibt eine Probe erfolgreicher Dankbarkeitsdressur: „Dieser Fürst“, schreibt er, „durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen will, dieser Vater, welcher mich glücklich machen wird, ist und muß mir viel schätzbarer als die Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen.“ Und doch versäumt der gewissenhafte Knabe auch in diesem Bericht nicht, die Verantwortung dafür dem Machtspruch des Urhebers aufzubürden, ohne den er sich niemals zum Richter über seine Genossen aufgeworfen hätte. Ja, im Grunde verwirft er das ihm zugemutete „Werk“, da es „nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können“. Aber weil es denn sein muß, geht er mit Aufrichtigkeit und Ernst an die Lösung der Aufgabe. Was er mit scharfem Blick beobachtet hat, weiß er geschickt zu gliedern und darzustellen; vergleichende Gegenüberstellungen helfen ihm das Eigentümliche eines jeden der Geschilderten herauszuheben. Zeigt er dadurch seinen scharfen Verstand, so ehrt es sein Herz, daß er milder über Mängel des Geistes als über Fehler des Gemütes urteilt: Hochmut und Eigenliebe, vor allem Untreue und „kriechende Demut“ erscheinen ihm verächtlich.

Wichtiger noch ist, was er über sich selbst zu sagen hat. Klug dem Urteil seiner „Brüder“ vorgreifend, bekennt er dem Herzog freimütig seine Schwächen und Tugenden: „Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen.“ Er ist nicht zufrieden mit sich selbst, weil er seine „schönen Gaben“ bisher nicht aufs beste angewendet habe, aber „einigermaßen Entschuldigung“ findet er in seiner häufigen Kränklichkeit. Und zum Schlusse entpreßt ihm die Erinnerung an den aufgegebenen Zukunftstraum seiner Kindheit einen Wunsch, aus dem es wie eine halbunterdrückte Klage klingt: mit Munterkeit

habe er die Wissenschaft der Rechte angenommen und werde froh sein, durch diese einst seinem Fürsten, seinem Vaterlande dienen zu können; „aber", fügt er hinzu, „weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte".

In den Urteilen seiner Genossen schwankt Schillers Charakterbild. Die einen finden ihn lebhaft und munter, voll witziger Einfälle und fähig de grands mouvements de joie; andere wieder heben seine Eingezogenheit und Schwermut hervor; ein dritter nennt ihn veränderlich und wechselnd; „in guten Tagen ist er nicht allzu erhaben und im Unglück nicht niedergeschlagen", meint ein vierter. Seine Aufrichtigkeit aber und Gutherzigkeit, seine Gottesfurcht und freundschaftliche Gesinnung werden von vielen gerühmt. Mit dem tadelnden Urteil der Aufseher setzen sich diejenigen in Widerstreit, welche die „Reinlichkeit" zu den ihm eigentümlichen Vorzügen rechnen. Aber auch dieser Widerspruch findet seine Lösung in dem Ausspruch Freund Hovens: „Er macht aus der Reinlichkeit nicht die große Tugend, aber er scheint inzwischen doch sich derselben zu befleißigen." Und das Bemerkenswerteste: daß ein entschiedener Hang zur Dichtkunst den Eleven Schiller ergriffen hat, das haben zwanzig von den einunddreißig Urteilern beobachtet. Am klarsten bezeugt es Schillers vertrautester Freund aus dieser Zeit, Friedrich von Hoven: „Seine Hauptneigung gehet mit allem Eifer auf die Poesie, und nichts ist imstande, ihn davon abzubringen; zur Tragödie zeigt er den größten Geschmack, so daß er schon oft gesucht hat, für sich selbst etwas zu unternehmen."

In seiner Selbstschilderung hatte Schiller diese „Hauptneigung" verschwiegen. „Neigung für die Poesie", so bekannte er ja zehn Jahre später, „beleidigte die Gesetze des Instituts und widersprach dem Plan seines Stifters." Gar mancher hat in dieser Äußerung nur übertreibende Erbitterung gesehen, und doch entstammt sie schmerzlicher Erfahrung und einer nur zu wahren Empfindung. Für Poesie, wie überhaupt für alle Künste, hatte Herzog Karl nur soweit Sinn und Verständnis, als sie geeignet waren, zur Verherrlichung seines Hofes und seiner Person zu

dienen. Wer so wenig die innere Freiheit der Persönlichkeit achtete, wie er, mußte auch ihren vornehmsten Äußerungen verständnislos oder gar feindselig gegenüberstehen. Die Entwicklung persönlicher Eigenart zu unterbinden, dazu war ja der geistlose Mechanismus der akademischen Lebens- und Hausordnung geschaffen: ein doppelt gewagter Versuch bei den Söhnen eines Volksstammes, in dem, mehr als anderswo, jeder einzelne, oft bis zum Eigensinn, für sich das Recht beansprucht, die Welt auf seine Weise anzusehen und das Leben nach seinem Kopfe zu gestalten. Bei Schiller jedenfalls fachte die „Regel“ das Feuer persönlichen Lebens, das sie ersticken sollte, erst recht an. Und je weniger der Unterricht anfangs seinen Geist zu entzünden vermochte, desto begieriger vernahm er die frohe Botschaft erhebender Dichtung, desto inniger lauschte er auf die geheimnisvoll verheißenden Stimmen seines erwachenden Genius. Über die Schranken, die sein äußeres Leben im Banne hielten, aus der drückenden Enge seines Daseins schweifte sein Geist hinüber in eine schrankenlose „Idealenwelt“. Mochte der akademische Kerker ihn gefangen halten, — draußen vor seinen Toren lud die große, herrliche Natur den träumerischen Sinn des Knaben zu sinnender Betrachtung und andächtiger Bewunderung.

Wahrlich auf einem wunderbaren Fleck schwäbischen Landes hatte fürstliche Laune Schloß und Schule erstehen lassen. Auf der Jagd, während einer behaglichen Raststunde, war dem von der Lage des Ortes entzückten Herzog der Einfall gekommen, in der waldumschatteten Bergeinsamkeit der weithinschauenden Höhe sich ein Lustschloß zu erbauen, um dort „vom Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße und der Zurückgezogenheit zu verleben“. In mehr als vierjähriger Fronarbeit (1763—1767) wurde der Gedanke nach dem Plane eines französischen Baumeisters verwirklicht: in grüner Waldlichtung erhob sich auf einem Unterbau von Arkaden ein hellleuchtendes, anmutiges Rokokoschloß, bestehend aus einem runden, kuppelüberwölbten Mittelbau und gefällig gegliederten Seitenflügeln, an deren Enden zierliche Pavillons vorspringen; das Ganze ist umgeben von einer

breiten Galerie, zu der mächtig geschwungene Doppeltreppen auf der Nord- und Südseite emporführen. Solitude nannte der Herzog diese der Ruhe geweihte Stätte, aus der alsbald ein neuer Tummelplatz rauschender Feste wurde. Rasch schloß sich im Halbkreis um das Schloß und an seinen Seiten eine Reihe größerer und kleinerer Gebäude an, ein Kavaliersbau mit einer Kapelle, ein Marstall, eine Kaserne, ein Opernhaus, zahlreiche Wirtschaftsgebäude und Pavillons. Unabsehbare Garten- und Parkanlagen nach den strengen Regeln des französischen Geschmacks dehnten sich, mit Gewächs- und Vogelhäusern, Riesenbildsäulen und Wasserspielen, einer Orangenallee und einem Irrgarten geschmückt, über einen riesigen Flächenraum. An einem Wildpark mit traulich abgelegenen Seen fehlte es so wenig wie an einem besonderen Prachtgebäude für Festlichkeiten, dem Lorbeersaal. Umfangreiche Gebäude wurden von 1772 an für die Zwecke der herzoglichen Schule angelegt, aber schon im Jahre 1775 wurden die zum Teil unvollendeten Bauten verlassen, und vieles der Zerstörung preisgegeben.

Und doch steht heute noch genug von der alten Pracht, um uns ein Bild des Ganzen zu geben, vor allem der Kavaliersbau und das Schloß selbst, vor und unter dessen Arkaden an schönen Sommertagen die glücklicheren Nachkommen seiner fronenden Erbauer fröhliche Tafel halten. Noch umfängt uns dort oben, wie einst den Trost suchenden Zögling des Herzogs, der stille Friede der Waldnatur, noch hebt und weitet die Seele der Blick auf ein großes und schönes Landschaftsbild. In blaudämmernder Ferne schwimmen in unsicheren Zügen die Höhen des Schwarzwaldes und des Neckarberglands, näher schon grüßen die ragenden Gipfel der Alb. Davor aber liegt weit ausgebreitet die fruchtbare Ebene des schwäbischen Unterlandes, ein Riesenteppich, durchwirkt mit Ährengold und Wiesengrün, besät mit Weinbergen und Wäldern, dazwischen zahlreiche Dörfer und einzelne Städte; deutlich erkennbar der Hohenasperg mit Wall und Mauern und dicht dabei Ludwigsburg im Schmuck seiner Parke und Alleen. Vom Städtchen Leonberg ragt ein Turm empor, — dort im Schlosse spann die Frau Majorin

Schiller in ihrer Witweneinsamkeit so manches „Stückle fein Tuch" für den Sohn und seine „liebe Lotte". Und da drunten am Fuße des Berges liegt Gerlingen, wo Luise Schiller, die zweite Schwester, ihren Gatten kennen lernte, und Vater Schiller seine letzte Ruhestätte fand.

„Wenn ich abends in den Bogengängen, in deren Spitzen das Abendrot strahlt, unter den Statuen, den hundertjährigen Eichen spazieren gehe, wie schwer wird's mir da, an den Abzug zu denken. Kein Dichter wird ohne Begeisterung an den majestätischen Bäumen hinaufsehen können." Wenn schon auf den trockenen Reinwald, Schillers späteren Schwager, die Umgebung der Solitude einen so tiefen Eindruck machte, wie muß sie erst auf den sehnsüchtig ausschauenden Eleven gewirkt haben! Gerade an solchem Orte mußte sich ihm der Gegensatz zwischen der großen Natur und den engherzigen Anstaltsregeln aufdrängen. Mochten sie ihm Leib und Seele in eine „Schnürbrust" pressen, diese Horizonte konnten sie ihm nicht versperren. Der Ausblick in die weite, herrliche Gottesnatur mußte seiner Sehnsucht nach Freiheit Flügel leihen, seiner Seele erhabene Stimmungen und große Anschauungen zuführen. Und die so gewonnenen Natureindrücke flossen zusammen mit den Anregungen, die seine Lieblingsdichter ihm gewährten, und äußerten sich zunächst in „heiligen Schauern" und „gottesdienstlichem Entzücken": „er ergoß sich oft in Gebete und hielt, auch in Gesellschaft, Andachtsübungen ab", ohne sich jedoch mit den „Betbrüdern und Kopfhängern" einzulassen. Für diesen religiösen Enthusiasmus war Klopstock der rechte Dichter: mit dem Sänger der Freiheit, dem Verherrlicher einer übersinnlichen und überirdischen Welt konnte sein Geist auf Flügeln des Gesanges über den Druck des Alltags in himmlisch ideale Sphären emporschweben. In Klopstocks Oden, in dem eben (1773) vollendeten Messias fand Schillers für alles Große und Erhabene, wie für alles Innige und Zarte empfängliche Seele die ihren dichterisch-religiösen Bedürfnissen entsprechende Nahrung und ein begeisterndes Vorbild. Auch die Lieder und Hochgesänge der Psalmisten und überhaupt die Bibel in Luthers markiger, sprachgewaltiger Übersetzung füllten seine

Seele immer neu mit gläubigem Mute und seine Phantasie mit immer neuen, kraftvollen Bildern. Glaube und Poesie rinnen zusammen, und beide vereint tragen den Ergriffenen empor über die Bedrängnisse des Tages.

Aus dieser religiös-dichterischen Stimmung, in der Schiller in seinen einsamen Stunden auf der Solitude den Wundern der Natur sich hingab, ist die in reimlosen Rhythmen gehaltene Ode An die Sonne entstanden, die freilich in neuer Fassung erst später in der Anthologie erschienen ist: das aufgehende Gestirn, die erwachende Natur stimmen des Sängers Seele zu andachtsvollem Lobpreis des Schöpfers in seinen Werken. Nur von dem einen Gefühl der Anbetung bewegt, atmet das Gedicht noch die volle Windstille eines kindlich-gläubigen Gemüts.

Aber nicht nur die „endlosen Räume“, auch die Fernen heiliger Zeiten durchschwärmte der vierzehnjährige Knabe an der Hand des Messiasdichters. Indem er sich in tagtäglicher ernster Versenkung in alle Eigentümlichkeiten und Schönheiten des bewunderten Werkes einzufühlen suchte und zugleich seiner Schwester Christophine die schwersten Stellen brieflich erklärte, drängte ihn seine von Klopstockischen Anschauungen und biblischem Geiste ganz erfüllte Phantasie, den Seher und Gesetzgeber, den Heerführer und Staatsordner Moses zum Helden eines Epos zu machen. Über einen Entwurf kam er wohl nicht hinaus.

Während so unendliche Gefühle von der Herrlichkeit der Natur und der Größe ihres Schöpfers des Jünglings Brust bewegen, während er Ausschau hält nach großen Männern der „Urwelt“, da schlagen von draußen durch die dicken Mauern der Akademie die ersten Sturmklänge der Zeit an sein Ohr. Er lernt, von einem Freunde darauf hingewiesen, Gerstenbergs Hungertragödie Ugolino, den Vorboten der literarischen Revolution, kennen, und sein Empfinden wird bei allen dramatischen Schwächen des Stücks von der im Gräßlichen wühlenden Leidenschaft tief erschüttert, von dem wahren Pathos nachhaltig ergriffen. Reifes Kunstverständnis und wohlabgewogene Menschenkenntnis, Eigen-

schaften, die dem ersten Sturm- und Drangdrama fehlen, treten dem werdenden Poeten in Lessings erschreckendem Gemälde fürstlicher Selbstsucht, der Emilia Galotti, klar gestaltet entgegen. Aber schon rüstet sich draußen die gärende, tatendurstige Jugend, unter dem Schlachtruf „Natur und Shakespeare“ über den kaum gesicherten Grund Lessingschen Kunstschaffens nach neuen Zielen hinwegzustürmen; allen voran und von allen umjubelt der junge und vornehme Frankfurter, Goethe, dessen Götz von Berlichingen, die Verkörperung deutscher ritterlicher Kraft und deutschen Gemütes, 1773 erscheint; ein Jahr darauf folgen Clavigo und Werthers Leiden. Und während draußen die Wogen der Erregung hochgehen, wirft das Sturmeswehen der Zeit kleine Wellen sogar in die Abgeschiedenheit der Akademie: was die Welt bewegt, wird auch Ereignis in der Entwicklung des nach Anregung und Äußerung dürstenden Jünglings. Für seinen Freiheitsdrang, seine Sehnsucht nach Wahrheit und Größe findet er einen Widerhall im Götz. Wie Tausende seiner Zeitgenossen sieht er in Werthers Leiden ein Abbild des eigenen Wesens. „Warum so grenzenlos an Gefühl und warum so eingeengt in der Kraft des Vollbringens?“, so konnte auch er mit dem Helden des Romans fragen. Aber tiefer und stärker als die übrigen mußte der junge Dichter kraft der ihm angeborenen größeren Mitleidensfähigkeit die Schmerzen und Träume Werthers mitleben, seine glühenden Anklagen gegen Regelzwang und geisttötende Arbeit, seine Sehnsuchtsrufe nach Natur und reinen Menschenherzen aus eigenstem Erleben verstehen.

Mit dem Eleven Schiller seufzten aber auch andere unter dem gleichen Joch. Und wenn schon die strenge Disziplin der Anstalt an sich die Zöglinge näher aneinander rückte, so schuf nun die gemeinschaftliche Begeisterung für die Dichtkunst einen engeren Bund. Freund Hoven wurde zuerst von Schiller angeregt, in kleinen lyrischen Gedichten Klopstock und Kleist nachzuahmen. Der Dritte im Bunde war Georg Friedrich Scharffenstein, ein Goldschmiedssohn aus Mömpelgard, der einiges Talent für Malerei besaß und gerne auch, nach Jugendweise, seine Empfindungen in Vers und

Reim kleidete. Und dann der Predigerssohn Johann Wilhelm Petersen aus dem rheinpfälzischen Bergzabern, der seine epischen Kräfte an dem vielbesungenen Schwaben Konradin versuchen wollte. Zuerst war Klopstock der einzige „Abgott“ dieses Bundes, dann aber ward Goethe neben und über ihm verehrt. Auf Spaziergängen las Schiller den Freunden aus dem heiß bewunderten Götz vor und weidete sich an der Rolle des Beaumarchais im Clavigo. Der Werther wurde von den Freunden verschlungen und regte, wie Karoline von Wolzogen berichtet, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, ihren Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Der Entwurf zu einem gemeinsamen Romane, einem zweiten Werther, blieb freilich unausgeführt. In Schiller regte sich wieder der Trieb zu dramatischer Gestaltung. Aber noch fehlte das entscheidende Erleben. So suchte er nach einem dramatischen Stoff. Für einen solchen hätte er damals, wie er später in Jena seinem Lorcher Jugendgespielen Conz erzählte, seinen letzten Rock und sein letztes Hemd hingegeben. Da las er in einer Zeitung von dem Selbstmord eines Nassauer Studenten; diese Nachricht entzündete seine Phantasie. Sogleich malte er sich das Geschehnis mit allen seinen inneren Beziehungen weiter aus und machte es zur Grundlage einer Tragödie Der Student von Nassau, die offenbar in Wertherstimmung getaucht und auf den Boden der Gegenwart gestellt war. Doch bald wurde die der Hauptsache nach mißlungene Jugendarbeit wieder vernichtet, was der Dichter noch in seinen reifen Jahren bedauerte; denn einige mit der ersten, glühenden Wärme des Gefühls ausgeführten Szenen meinte er noch damals benutzen zu können.

Unter solchen poetischen Beschäftigungen und bei seiner Unlust zu den ihm aufgedrungenen, geisttötenden Studien war Fritz Schiller in seinen Leistungen immer mehr zurückgegangen. Da trat eine Wendung in der Geschichte der Anstalt ein, wodurch auch des jungen Dichters Schicksal eine entscheidende Wandlung erfuhr: die Akademie wurde nach Stuttgart verlegt.

5. Auf der Akademie zu Stuttgart.

Am 18. November 1775 zogen die Eleven in Reih und Glied, mit ihren Vorgesetzten und Lehrern an der Spitze, von der Solitude ab nach der etwa zwei Stunden entfernten Hauptstadt. Am Hasenberg nahm der Herzog seine „Söhne" militärisch in Empfang, und dann bewegte sich der Zug, geleitet von Stadtreitern mit Pauken und Trompeten und von berittenen Stuttgarter Bürgerssöhnen in bunten Uniformen, umwogt von einer festfrohen Menschenmenge und übergossen von einem Blumenregen, durch die Straßen der jubelnden Hauptstadt.

Die Stuttgarter hatten ihren Herzog wieder! Ein elfjähriger Zwist sollte begraben werden! Schon im Erbvergleich hatte Karl versprochen, seine Residenz wieder nach Stuttgart zu verlegen, aber erst jetzt, fünf Jahre danach, hielt er sein Versprechen, hauptsächlich weil ihm die vielseitigen Bedürfnisse seiner wachsenden Lieblingsschöpfung deren Verlegung von der einsamen Bergeshöhe in die bequemere Hauptstadt wünschenswert erscheinen ließen.

Bereitwillig hatte der schmiegsam gewordene Magistrat den Ausbau der hinter dem Residenzschlosse liegenden Kaserne für die Zwecke der herzoglichen Erziehungsanstalt übernommen. Ein weitläufiges Gebäude, bestehend aus einem großen Querbau mit vier Flügeln und drei Höfen, nahm die Akademie in seine hellen, großen Räume auf. Die Hausordnung blieb die alte, nur sollte sie in der „verführerischen" Stadt womöglich noch strenger gehandhabt werden.

Für Fritz Schiller war mit dem Umzug ein Wechsel des Studiums verbunden: mit seinem Freunde Friedrich von Hoven und einigen anderen Eleven trat er in die neugegründete medizinische Fakultät über. In ihren juristischen Studien waren die beiden Freunde so sehr zurückgeblieben, daß an ein Nachholen des Versäumten, zumal bei ihrem Widerwillen gegen den Formelkram, nicht mehr zu denken war. Im Felde der Medizin aber schienen für den nach Erkenntnis dürstenden Geist kräftigere Quellen zu fließen. Sie handelte vom Menschen und hatte das weite Reich der Natur zum Hintergrund; und dann bot sie einem zu philosophischer Gedankenbildung und ethischer Betrachtung geneigten Geiste mancherlei Anregung zu einer Zeit, in der sich die Heilwissenschaft besonders im Aufstellen von neuen Theorien über die Lebenserscheinungen gefiel und mit Vorliebe den geheimnisvollen Beziehungen des Menschen zur Geister- und Tierwelt nachging. Deshalb schien dem jungen Dichter die Medizin auch in viel näherer Verwandtschaft mit der Poesie zu stehen, als die trockene Rechtswissenschaft. Das treffendste Beispiel einer glücklichen Vereinigung von Arzt und Dichter bot der damals schon von Schiller bewunderte Haller.

Dem Vater mochte der erneute Wechsel ja ungelegen kommen, zumal da er erst kurz vorher große Ausgaben für die juristischen Bücher des Sohnes gehabt hatte. Aber der Wunsch des Herzogs und sein Versprechen, dem jungen Schiller „in diesem Berufe einst eine bessere Versorgung geben zu können“, ließen auch diesmal den Hauptmann gute Miene zum bösen Spiel machen. Hatte er doch kaum ein paar Tage vorher, kurz nach der Übersiedelung der Akademie, die Gnade seines Herrn erfahren, als dieser ihn (am 5. Dezember 1775) zum Intendanten der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude ernannte.

Zunächst betrieb der junge Mediziner auch die neuen Fachstudien nur mit geringem Eifer; einzig der Anatomie wandte er regere Aufmerksamkeit zu, weil hier der Unfleiß am meisten in die Augen fallen konnte. Gleichwohl erhielt Schiller im Oktober 1776

in der Natur- und in der Arzneigeschichte die Noten „recht gut“, in der Anatomie nur „gut“.

Stärker aber als früher fühlte er sich jetzt von den neben dem Berufsstudium herlaufenden allgemein bildenden Vorträgen angezogen. Wenn in den ersten Jahren der Anstalt, dem ungeduldigen Drängen des Herzogs nach sichtbaren, schnellen Erfolgen entsprechend, ein unsinniges Maß von buntem Wissen in die jugendlichen Köpfe einzupressen versucht worden war, so ward jetzt allmählich ein vernünftigeres Tempo und eine weisere Beschränkung erstrebt. Junge Gelehrte von anerkannter Lehrtüchtigkeit wurden gewonnen. Zwischen ihnen und den Eleven entstand nach und nach ein freundlich anregendes Verhältnis um so leichter, als die in mancher Hinsicht ja mißliche Trennung von Zucht und Lehre die Professoren vor dem herkömmlichen Schülerhasse bewahrte, der sich hier um so kräftiger den Aufsehern zuwandte. Nicht selten geschah es, daß einzelne Zöglinge ihren Lehrer an dem Akademietor, der äußersten Grenze ihrer Bewegungsfreiheit, abholten oder auch vom Vorlesungssaal zurückgeleiteten, wobei über die Unterrichtsgegenstände und politische Fragen, oft auch über die Privatangelegenheiten einzelner freundlich verhandelt wurde. Ja, diesen Erörterungen wurde zuweilen gar ein Teil der Unterrichtsstunde selbst geopfert.

Gerade der Lehrer, der uns diesen Zug überliefert hat, gewann in den folgenden Jahren einen entscheidenden Einfluß auf die Denkrichtung des jungen Mediziners und ward ihm ein treu ratender Freund. Jakob Friedrich Abel, 1751 zu Vaihingen an der Enz geboren, also nur acht Jahre älter als Schiller, war schon mit einundzwanzig Jahren nach erfolgreichen philosophischen und philologischen Studien im Tübinger Stift zum Professor an der „Pflanzschule“ ernannt worden. Der philosophische Unterricht an der Akademie fand dann in ihm seinen Reformator und wirksamsten Vertreter. Herzog Karl, der selbst nach dem Ruhm eines Weltweisen geizte, war von vornherein gesonnen, seine Lieblingsschöpfung mit dieser Krone aller Wissenschaften zu zieren, deren Besitz als

das höchste Kennzeichen wahrer Geistesbildung galt. Den Ansprüchen des begeisterten jungen Professors aber konnte das, was er als Philosophiebetrieb in der Akademie vorfand, nicht genügen. Durch verschiedene Gutachten und Entwürfe gewann er den zu Versuchen stets geneigten Herzog für eine völlig neue Einrichtung des philosophischen Unterrichts. Danach sollte nicht ein Ballast von spitzfindigen Unterscheidungen und toten Formeln dem widerwilligen Gedächtnis fertig aufgeladen werden, sondern der Lehrer sollte den jugendlichen Geist anleiten, aus den einzelnen, diesem vertrauten Fächern, besonders aus Geographie, Geschichte und Naturkunde, geeignete „Materialien“ zusammenzutragen, aus welchen dann durch Vergleichen, Ausscheiden und Verbinden eine Philosophie der Natur und des Menschen abzuleiten sei. Durch solche „natürliche Logik“ sollte das Denken des Schülers geklärt und geübt, zugleich aber auch sein Herz veredelt und sein Geschmack gebildet werden.

Durch Vermittlung allgemeiner Begriffe wollte auch dieser Unterricht, in Übereinstimmung mit der Grundweisheit der Aufklärungszeit, Verstand und Gemüt zugleich bilden. Freilich handelte es sich bei dieser Philosophie nicht um die gewaltigen Fragen, die durch und seit Kant aufgeworfen worden sind. Aber gerade ihre Genügsamkeit und Leichtfaßlichkeit machte sie zur schulmäßigen Verwendung geeignet; kam nun noch, wie bei Abel, zu dem Bestreben, alles vor das Forum des gesunden Menschenverstandes zu ziehen, die Richtung auf edle Moralität hinzu, so war dieser Unterricht der warmen Teilnahme wißbegieriger Jünglinge sicher. Indem Abel vom Einfachen zum Schwierigeren, vom Sinnlichen zum Übersinnlichen, von der Körperwelt zum Menschen und von da zum Weltganzen und zum Weltschöpfer vorrückte, gelang es ihm, die Philosophie wirklich zur „Generalwissenschaft“ zu machen: das Vielerlei des gesamten Unterrichts wurde durch die zusammenfassende Betrachtungsweise von einem einheitlichen Bande umschlungen, und der Schüler zur denkenden Durchdringung und Aneignung des zerstreuten Stoffes ausgerüstet und angehalten.

Abel brachte in sein Amt den rechten wissenschaftlichen Geist und eine vielseitige, gediegene Bildung mit. Er war kein selbständiger Forscher, aber ein frischer, anregender Lehrer, dem sein gesamtes Wissen nur als ein Mittel galt, die Jugend zur Erkenntnis zu führen und für eine sittliche Lebensführung zu erwärmen. Selbst begeistert, vermochte er Begeisterung zu wecken, zumal da alle seine Schüler mit warmer Zuneigung an dem „engelgleichen" Mann hingen. Sein inneres Feuer ließ den kleinen, dicken Herrn nie lange still auf dem Katheder weilen; mit raschen Schritten im Saale auf und ab laufend, pflegte er seinen Gegenstand in breitester Ausführlichkeit zu behandeln, ohne jemals langweilig zu werden. Er las über Logik, Moral, schöne Wissenschaften und Metaphysik. Seinen Vorlesungen über Psychologie zuhören zu dürfen, erbaten sich auch die älteren Mediziner gern als eine besondere Vergünstigung.

Durch Abel wurde auch Schiller für die Philosophie gewonnen; in seinen Vorlesungen hauptsächlich wurde er mit der herrschenden Leibnitz-Wolffschen Lehre und mit der Glückseligkeitsphilosophie der Zeit vertraut. Eine besondere Wichtigkeit aber erhielt dieser Unterricht für den jungen Dichter, weil in ihm eine vielseitige und von Kritik durchdrungene Literaturkunde vermittelt wurde, indem als Beispiele und Belege zu den allgemeinen Sätzen Stellen aus deutschen und fremden, alten und manchmal auch neueren Dichtern gegeben wurden. Auf diesen ungeordneten Nebenwegen wenigstens stahlen sich die vom Herzog geringgeschätzten Autoren in die Hörsäle der Akademie und die Herzen der Zöglinge ein, denen zu Schillers Zeiten ein planmäßiger Unterricht in der Muttersprache und in der Literatur noch vorenthalten wurde.

In einer Vorlesung Abels, wohl schon zu Anfang des Jahres 1776, war es denn auch, wo Schiller zum ersten Male mit dem Dichter bekannt wurde, dessen Genius wie die allbelebende Sonne über dem aufkeimenden deutschen Geistesfrühlung stand, mit Shakespeare. In einer Psychologiestunde hörte er seinen Lehrer Abel zur Veranschaulichung von Leidenschaftskonflikten einige Stellen

aus Shakespeares Othello nach Wielands Übersetzung vorlesen. „Schiller war ganz Ohr,“ so erzählt Abel selbst, „alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer.“ Aber die gigantische Größe des Briten ergab sich dem jugendlichen Liebeswerben nicht auf einmal. Der Jüngling, so hat Schiller weit später sein werdendes Verhältnis zu Shakespeare erklärt, wollte dem Herzen des Dichters begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand reflektieren, aber der Poet ließ sich gar nirgends fassen; seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, stieß den nach Empfindung Hungernden zurück. Und doch ließ dieser nicht ab, in die naturgewaltigen Abgründe der Shakespearischen Welt sich zu versenken. Dort spürte er in vollendeter Wirksamkeit eine Kraft, die auch in ihm gärte und nach Gestaltung rang.

Überhaupt ließ sich in der Residenzstadt die Absperrung der Eleven von der Welt nicht mehr so gut durchführen wie auf der abgelegenen Solitude. „Kontrebande“ jeglicher Art wurde auf allen möglichen Schleichwegen eingeschmuggelt. Verbotene Früchte schmecken ja immer am besten. Allen Spürnasen zum Trotz fanden Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürste und Hefenknöpfe und andere Leckerbissen ihren Weg in die Hände schlauer Eleven. Ein besonders durchtriebener Kamerad, von Schiller der „Allmächtige“ genannt, ward zum regelrechten Marketender der Akademie, und in den letzten Semestern befriedigte ein gutmütiger, alter Krankenwärter die geheimen Wünsche der jungen Mediziner: sie nannten die verbotenen Waren „Sünden“, jede „Sünde“ hatte ihre Nummer, deren Angabe genügte, um in ihren Besitz zu kommen. Aber auch ihren geistigen Hunger, der ja durch die von den Professoren gebotenen Kostproben erst recht angeregt wurde, wußten sie auf mancherlei Art zu stillen. Der Geist der Zeit drang ein in seinen guten und schlechten Erzeugnissen, mit empfindsamen

Romanen und kraftgenialischen Trauerspielen. Auf Lessing und Goethe und Shakespeare folgten ihre Schüler und Jünger. Allen voran Klinger und Leisewitz, die Wettbewerber um den von der Hamburger Theaterleitung (1775) ausgesetzten Preis. Die von stürmischer Leidenschaft und trotzigem Kraftgefühl erfüllten Zwillinge des shakespearisierenden Rousseaujüngers Klinger trugen den Sieg davon über den empfindsamen, an Lessings künstlerischem Vorbild gereiften Julius von Tarent. Von den akademischen Freunden wurden beide Brudermorddramen begeistert aufgenommen. Was Schiller bei Shakespeare vermißte, das fand er hier: das warme, vollschlagende Herz des Dichters in seinen Helden. Darum rührte ihn, wie er später noch bekannte, der Julius sogar mehr als Lessings Emilia, die heiße Empfindung mehr als die Kunst der Darstellung. Also gerade das, was Leisewitz, den Schüler Lessings, mit den sonst von ihm befehdeten „Genies" verband, die Kraft des Gefühls, brachte ihn dem Herzen des Jünglings näher. Klinger aber zählte der Dichter noch in seinen reifsten Jahren zu denen, welche zuerst mit unauslöschlicher Kraft auf seinen Geist gewirkt hatten. Zunächst äußerte sich die Wirkung in einem dichterischen Wettstreite der jungen Freunde. Jeder wählte die ihm passende Form; Hoven machte einen Roman, zu dem Goethes Werther Pate stand und auch der Vicar of Wakefield und Wielands Agathon ihre Angebinde gaben; Petersen schrieb ein „weinerliches Schauspiel"; Scharffenstein ein mit Götzischen Redensarten ausgeputztes Ritterstück; Schiller aber verfaßte, alle seine Kräfte zusammenraffend, „ein dramatisches Stück tragischen Inhalts", zu dem er seinen Stoff aus der Quelle seiner Vorbilder, der Geschichte des Hauses Medici, geschöpft hatte. In der Form soll dieses Trauerspiel, Kosmus von Medici betitelt, viel Ähnlichkeit mit dem Julius von Tarent gehabt haben. Einige seiner Züge und Gedanken sind später, wie Petersen versichert, auf die feindlichen Brüder in den Räubern übergegangen.

Ihre fertigen Arbeiten teilten sich die Freunde zu gegenseitiger Kritik im geheimen mit und fanden manches zu tadeln,

mehr noch zu loben. Munter dichtete man weiter, dankbar für jede Anregung, bis allmählich eine erkleckliche Anzahl poetischer Erzeugnisse beisammen war. Schon träumte man von Druckenlassen, natürlich unter Verschweigung der Autorennamen. Ein geeigneter Tübinger Buchhändler sollte durch Hoven gewonnen werden, aber mehrere Schreiben blieben ohne Antwort. Das Rätsel löste sich, als man nachträglich erfuhr, daß der Verleger schon einige Jahre zuvor gestorben sei. Der „süße Wahn der Autorschaft“ war schon vorher einem und dem anderen der Bündler vergällt worden, als ein älterer Zögling, der Franzose Masson, mit einer groben, aber nicht unwitzigen Posse, die jeden an seinen Schwächen packte, der allzu hoffnungsfreudigen Poetenbegeisterung einen Dämpfer aufsetzte. Auch Schiller mochte sich einen Augenblick durch diesen Streich verblüffen lassen, der ihn gleichwohl nicht irre machen konnte. Bald erhielt er von anderer Seite eine Aufmunterung: sein Wunsch, gedruckt zu werden, ging in Erfüllung, als Professor Balthasar Haug, Lehrer der Logik und der schönen Wissenschaften an der Akademie, zwei Gedichte von ihm in sein „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen“ aufnahm. Im zehnten Stück des Jahrgangs 1776 erschien die gereimte Elegie „Der Abend“ und im dritten Stück des nächsten Jahres, 1777, die Ode „Der Eroberer“, beide unter der Chiffre Sch. Schwäbische Talente „in den Tempel des Geschmacks und des Ruhmes“ einzuführen und dem zweifelnden „Ausland“ anzupreisen, sah der Herausgeber als seine besondere literarisch-patriotische Pflicht an. Darum hat er wie dem jungen Schiller auch anderen Schülern des Gymnasiums und der Akademie zuerst die Spalten seiner Zeitschrift geöffnet. Es lag in der Natur dieses Entdeckerberufes, daß Haug gern den wohlwollenden Propheten spielte und häufig in der unscheinbaren Knospe schon eine verheißungsvolle Blüte zu sehen beliebte. Wie manchem anderen, so weissagte er auch dem jungen Friedrich Schiller, der „schon gute autores gelesen habe“, mit einem Lieblingsausdruck ein „os magna sonaturum“, eine Stimme, die noch laut zu erschallen berufen sei. Und auch beim zweiten Gedicht sagte er dem „Jüngling, der allem

Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht“, eine ehrenvolle Zukunft voraus, obwohl er ihn väterlich vor Übertreibung und Undeutlichkeit warnen zu müssen glaubte.

Die Elegie Der Abend ist noch ganz erfüllt von der ungetrübten Stimmung eines frommgläubigen Kindergemüts, von jener Naturandacht, die schon auf der Solitude die Seele des Knaben in Sehnsucht zerschmelzen ließ, zur Bewunderung begeisterte. Diesmal ist es die Betrachtung der entschlummernden, von einem letzten Lebenshauch noch „durchbebten“ Natur, die des Dichters Harfe zum Preis Gottes in seinen Werken, zur Anbetung seiner Allmacht und Ewigkeit stimmt. Mit Klopstockischem Schwung, angeregt auch durch Hallers Sprache und Betrachtungsweise, entwirft er ein empfindungsvolles Naturgemälde, dem es an zartgetönten Einzelzügen nicht fehlt, wie das von „müden Abschiedsstrahlen“ bemalte Gewölk, das Gold auf Hügeln, Eichenwipfeln und Bergeshügeln, das Tal im Feuermeer, der strahlende Abendstern, das Rieseln der Silberquelle, der am Weidenbusche liegende Schäfer, der Käfer, der „die stille Luft durchsumst“, der Gesang der Vögel. Aber über die Betrachtung der abendlichen Erscheinungen hinaus erhebt sich des Dichters Seele immer wieder zum Unendlichen, Allmächtigen und zu jenem helleren Ort, wo „nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit“ mehr ist. Und ganz leise klingt auch schon ein neuer persönlicher Ton mit herein, wenn er mit Anspielung auf das freie Amerika von „anderen ach! glücksel’geren Welten“ spricht, denen nun die scheidende Sonne ihr „Morgenangesicht“ zuwende, oder wenn er sein Sehnen und Wollen von dem der Könige und Großen dieser Welt scheidet mit der stolzbescheidenen Bitte: „Teil Welten unter sie, — nur, Vater, mir Gesänge!“

Eine überraschende Wendung kündigt sich in dem zweiten Gedichte Der Eroberer an. Mag auch in der Anwendung des reimlosen antiken Metrums, in der biblischen Ausdrucksweise und in der Nachbildung des jüngsten Gerichts der Einfluß des Messiassängers und Odendichters Klopstock erkennbar sein: aus dem

leidenschaftlichen Zorn über die Vergewaltiger der Menschheit spricht Schillers eigenste Empörung, sein mächtig aufgärendes Selbst- und Freiheitsgefühl, die Not einer vergewaltigten Seele. Bis dahin ist seine Dichtung feierlich-andächtig durch sanfte Gefilde und erhabene Räume gewandelt, und nun auf einmal schlägt, wie in vulkanischem Ausbruch, das lange verhaltene Feuer aus den Tiefen seiner Seele, in brausendem Strome maßlos über die Grenzen dichterischer Freiheit schäumend, eine ungebändigte Naturgewalt, aber auch wie diese voll elementarer Kraft und Größe. Was der Dichter von Fürstenwillkür gehört und was er davon im eigenen Leben verspürt hat, das steigert sich in seiner glühenden Phantasie zur übermenschlichen Vision eines ruhmesgierigen, weltenzertrümmernden Ungeheuers. Zum ersten Male übt er das Richter- und Rächeramt des Poeten: in der Stunde des Gerichts, wenn Erde und Himmel an der „furchtbaren Wage“ reißen, da soll des Dichters verdammender Fluch entscheidend in die Schale fallen und sie zum Abgrund der Hölle stürzen. Ein Thema seiner späteren Jugenddichtung war damit schon angeschlagen. Bezeichnend genug schrieb er um jene Zeit einem Kameraden ins Stammbuch:

> O Knechtschaft,
> Donnerton dem Ohre,
> Nacht dem Verstand und Schneckengang im Denken,
> Dem Herzen quälendes Gefühl.

Überhaupt wurde das Jahr 1777 bedeutungsvoll in Schillers Entwicklung. Damals zuerst, meint Petersen, „brach sein Geist mit vielverkündender Kraft hervor,“ jetzt erst wurde er sich seines Dichterberufes recht bewußt. Seine ersten Versuche waren im wesentlichen durch die aus der Lektüre empfangenen Eindrücke ausgelöst worden; sein erwachender Schaffenstrieb mußte so lange zu bloßen Phantasiegebilden sich versteigen und ins Un- und Übersinnliche ausschweifen, als ihm das rechte Maß der Dinge in eigenen Erfahrungen und Erlebnissen fehlte; bis ein eigener, selbsterworbener Gehalt seiner Gestaltungskraft als Stoff sich darbot. Das „Leiden“ ist auch Voraussetzung für den, dem ein Gott es

zu „sagen“ gegeben hat; erst mit der im Laufe der Jahre anwachsenden Fülle von Eindrücken steigt auch die Kraft und die Leistung des dichterischen Ausdrucksvermögens.

Ein Reichtum von neuen Ideen und Vorstellungen wuchs dem Jüngling aus seinen medizinischen, philosophischen und literarischen Studien in den folgenden Jahren zu. Sie festigten sein Wesen und weiteten seinen Blick, aber sie brachten auch mit der Erschütterung seines Glaubens an manche bis dahin verehrte Autorität und manche als heilig überlieferte Wahrheit Gärung in die junge Brust. Während mehr und mehr das Paradies seines Kinderglaubens versank und seine Seele voll Sehnsucht nach Neuland Ausschau hielt, vernahm er, ein williger Jünger, das Evangelium Rousseaus, das der Menschheit die verlorenen Wege zu glücklicher Unschuld, zu Erlösung und Wiedergeburt, Befreiung von Zwang und Entartung, von Eigennutz und Unnatur weisen wollte. Wenn der große Genfer auch alle Wirklichkeit im tiefsten Schwarz sah, so leuchtete doch, wie Gold auf dunklem Grunde, sein Traumbild allgemeiner Menschenbeglückung um so hoffnungsheller auf, verführerisch genug für einen mit dem Schicksal hadernden Jüngling. In Rousseau fand, nach des Dichters eigenen bitteren Worten, die Indignation seiner verletzten Menschenwürde Gehalt und Gestalt, Erfüllung und Ziel.

Und zu dem empfindsamen Philosophen trat Plutarch, der heroische Geschichtsschreiber, von jenem selbst als der rechte Lehrer der Jugend empfohlen. „Plutarch, mein Lehrer und Tröster!“ so riefen es alle jungen Genies dem bewunderten Weisen nach. Wie dieser war der Grieche in einer verderbten Zeit ein Erwecker der Sehnsucht nach Erneuerung der Menschheit; der gesunkenen Mitwelt stellte der Erzieher des späteren Kaisers Hadrian die begeisternden Lebensbilder großer Männer des Altertums gegenüber. Hier fand der nach einem „großen Mann“ suchende junge Dramatiker treu ausgeführte Seelengemälde höherer Naturen; hier wurde er in das Innere markiger Charaktere, die Werkstätte großer Taten, geführt; hier empfing er rechte Maßstäbe für Heldengröße

und einen weiten historischen Blick. Schiller wußte, was er dem Plutarch zu verdanken hatte: „der erhebt über diese platte Generation," schreibt er 1788 an die Schwestern von Lengefeld, „und macht uns zu Zeitgenossen einer besseren, kraftvolleren Menschenart." Zeitlebens ist er diesem Führer seiner Jugend treu geblieben.

Von den eigentlich philosophischen Schriftstellern hat Schiller nach seinem späteren Geständnis nur wenige gelesen; im wesentlichen blieb er da auf die Anregungen des Unterrichts angewiesen. Doch wurden ihm einzelne Schriften der Aufklärungsphilosophen Mendelssohn, Sulzer und namentlich Garve vertraut, und auch einzelnen Schriften Lessings und Herders verdankte er manchen Anstoß zu philosophischer Betrachtung der Menschheitsgeschichte. Während diese Studien ihn mit neuen Anschauungen von Gott und Welt erfüllten und insbesondere die medizinische Wissenschaft ihn die Rechte der Sinnlichkeit achten lehrte, riefen auch neue dichterische Einflüsse seine Phantasie aus den endlosen Räumen auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Je weiter sich seine geistige Entwicklung von den Vorstellungen und Empfindungen seines kindlichen Glaubens entfernte, je stärker das Gefühl seines besonderen Berufes wurde, desto mehr mußte er sich von den Banden Klopstocks befreien. Langsam, unter Schwankungen, Rückfällen und unvermeidlichen Nachwirkungen vollzog sich dieser Loslösungsprozeß. Aber es kam doch die Zeit, wo der gereifte Schüler sich dem einst bewunderten Meister mit bewußter Kritik gegenüberstellte und nicht nur die Schwächen einzelner Oden, sondern auch die Unzulänglichkeit der ganzen dichterischen Art des Messiasdichters erkannte. Zunächst noch fesselten ihn dessen Jünger, die Dichter vom Göttinger „Hain", deren Losungsworte Deutschtum, Freundschaft, Liebe, Frohsinn, Natur und Freiheit waren: Höltys bald wehmutsvolle, bald harmlos heitere Freundschafts- und Mondscheinlyrik, die tyrannenmörderische Freiheitsdichtung des gräflichen Brüderpares Stolberg und die noch ganz in Klopstocks Spuren schwerfällig wandelnden Oden des biederen Voß. Von Goethes Werther führte der Weg zu der seichten Flut der Wertheriaden;

vor allem Millers Klostergeschichte Siegwart rührte auch Schiller zu Tränen: stundenlang konnte er am einsamen, vergitterten Fenster bei den Lilien, die er in Scherben zog, schwärmend über dem Buche des Ulmer Predigers sitzen. Aber auch andere Einflüsse vermittelte der Werther. Wie die gesamte unbefriedigte Jugend las Schiller die Schriften des Engländers Young, seine über die Nichtigkeit des Irdischen grübelnden „Nachtgedanken“ und wohl auch seine Abhandlung „Über die ursprüngliche Dichtung“, deren reiner Quell sich in den schwermütigen Liedern des angeblich urkeltischen Barden Ossian zu öffnen schien: auch zu Schiller drangen ihre Klagetöne herüber aus den Nebeln des schottischen Hochlandes. Zu dem Jungbrunnen des echten Volksliedes führte ihn eine Sammlung altenglischer und schottischer Weisen, in deren Nachahmung Schiller mit Hoven und Petersen wetteiferte. Damit war auch die Richtung auf die volkstümlichen Erzeugnisse einheimischer Dichter gewiesen. In Bürger lernte Schiller den ersten Vollblutlyriker kennen, in dem Pfälzer Maler Müller den heimatfrohen Darsteller urwüchsigen Volkslebens. Wenn schon die volkstümliche Natürlichkeit solcher Poesie, ihre derbe Sinnlichkeit und Frische, zu der blut- und naturlosen Dichtung Klopstocks in schroffem Gegensatze stand, so führten gar Wielands, des Graziendichters, Komische Erzählungen mit ihren gewagten Götterliebschaften und lüsternen Badeszenen ganz weit ab von der sittlichen Strenge des Messiasdichters.

Aber mehr als alle diese vermochte ein Dichter der eigenen geknechteten Heimat das geheime Feuer in Schillers junger Seele zu nähren: aus Schubarts gewaltigen Zornesausbrüchen gegen Fürstenwillkür und Despotenmacht schlug ihm ein flammender Hauch des Geistes entgegen, der in ihm selber gärte. Da war kein abstraktes Freiheitsverlangen, kein unbestimmter Tyrannenhaß, wie etwa bei den im Leben so sanften Dichtern des „Hains“: aus der Wirklichkeit der heimischen Zustände, aus den Schicksalen des eigenen Lebens wuchs diese Empörung und loderte hell auf in den rächenden Liedern des allzeit kampfbereiten Zeitungsschreibers und

Stegreifdichters. Seit seiner Vertreibung aus Württemberg hatte ein unstetes Wanderleben Schubart zuerst nach Augsburg, dann nach Ulm geführt: sein eigener Leichtsinn und die Rachsucht seiner Feinde ließen ihn nirgends zur Ruhe kommen; sein scharfer Mutterwitz und seine kecke Feder wurden ihm überall gefährlich. Ein klar blickender Politiker in einer höchst unpolitischen Zeit; ein Mann rücksichtslosen Freimuts in der Blütezeit der Knechtseligkeit; eine kraftvolle Natur, maßlos im Guten wie im Schlimmen, zog er (seit 1774) in seiner Deutschen Chronik gegen Entartung und Dummheit, Menschenschinder und Sklavenseelen, Despoten und Jesuiten mit unerhörter Kühnheit zu Felde. Da ereilte ihn zu Anfang des Jahres 1777 die heimtückische Rache desjenigen, dem er oft genug seinen beißenden Spott, seinen heißen Haß zu kosten gegeben hatte: Herzog Karl ließ den vorlauten Schreiber auf württembergisches Gebiet locken und als Gefangenen auf den Hohenasperg bringen, um ihn durch die Zuchtrute des inzwischen wieder zu Gnaden aufgenommenen Generals Rieger zur Tugend und zum rechten Christentum bekehren zu lassen. Sicherlich hat auch Schiller von diesem Gewaltstreich des Herzogs und der grausamen Behandlung des Eingesperrten, den jahrelang nicht einmal seine Gattin besuchen durfte, gehört. Und bezeugt ist uns der starke Eindruck, den „einige kräftige Gedichte Schubarts, vorzüglich die Fürstengruft“, sofort auf Schiller machten. Möglicherweise hat er diese flammenden Verse noch vor ihrem Erscheinen (1780) in irgend einer Abschrift kennen gelernt. Jedenfalls sind bald die verwandten Saiten politisch-satirischer Lyrik in Schiller erklungen: in einem Gedichte Die Gruft der Könige, von dem nur ein paar grollende Verse erhalten sind, und in einer „regellosen“ Ode Triumphgesang der Hölle, worin, wie überliefert wird, der Satan alle seine verderblichen Erfindungen „von Beginn der Welt bis auf heut'“ aufzählt, während die übrigen Teufel mit blasphemischen Chören ihrem Herrn und Meister sekundieren.

Aber auch die wichtigste und folgenschwerste Anregung dieser Jugendjahre verdankte Schiller dem unglücklichen Landsmann:

eine Erzählung Schubarts gab noch im Jahre 1777 dem immer um einen Stoff Verlegenen den ersten Anstoß zu den Räubern. Bald zwar wurde die feurig aufgenommene Arbeit gehemmt, da die medizinischen Studien zunächst die Kräfte des Jünglings mit ausschließlicher Dringlichkeit in Anspruch nahmen, aber im stillen reifte der Plan mit dem Wachstum seines Geistes. Der frühere Mißerfolg in der juristischen Wissenschaft wirkte mit scharfer Mahnung nach, nicht auch die neue „Brotwissenschaft" zu vernachlässigen, bis es zu spät wäre. Und so faßte Schiller mit Hoven den schweren Entschluß, das Dichten einstweilen als „Nebensache" zu behandeln; zwei Jahre, 1778 und 1779, sollte „die Pause in der Poeterei" dauern: ein rühmliches Zeugnis für die sich selbst beherrschende Kraft des jugendlichen Willens.

Vielleicht hat auch eine bittere Enttäuschung persönlicher Art, die mit Schillers poetischen Neigungen zusammenhing, ihm diese Entsagung erleichtert; eine Erfahrung, die ihn seinen besten Freund kostete und die ihn zugleich aus allen Himmeln schwärmerischer Verzückung in die nüchterne Welt der Wirklichkeit stieß.

Der poetische Bund der Freunde hatte sich im Laufe der Zeit erweitert. Ein bewegliches Element war mit Friedrich Haug, dem witzigen Sohn des würdigen Professors Haug, in die „ästhetische Association" gekommen. Unerschöpflich an Einfällen, gefiel sich sein spottlustiger Sinn ebensosehr in allerlei Neckereien der Aufseher wie in fröhlichen Stachelversen, die den zukünftigen Epigrammatiker ankündigten. Seine Erzählung eines Traumes vom jüngsten Tage, an dem der Oberaufseher Nies mit seiner gewaltigen Stimme alle Posaunenengel in der Auferweckung der Toten übertroffen habe, entfesselte immer wieder die stürmische Heiterkeit der Genossen. Er regte nicht bloß zu poetischen Wettkämpfen an, wie etwa zu einem Preisgedicht „Rosalinde im Bade", sondern forderte echt schwäbisch auch zu Wettspielen in der Grobheit heraus; er selbst erwarb sich den Siegerkranz, indem er die Göttin Grobheit von ihrem Wolkenthron herab zu Schiller sagen ließ: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." Auch Ludwig

Schubart, der Sohn des Gefangenen auf dem Hohenasperg, fand Zutritt zu dem Freundesbunde, obschon er weit jünger als die übrigen war. Aus der Abteilung der „Künstler“ gesellten sich mehrere Zöglinge hinzu; in vertraute Beziehungen kam Schiller mit dem Musiker Zumsteeg, der schon frühe die Gedichte des Freundes in Musik setzte, dem Kupferstecher Schlotterbeck und dem Maler Heideloff, durch den der Dichter mit dem Dekorationswesen der Bühne bekannt wurde, und mit dem Bildhauer Dannecker, der später das berühmte Marmorbildnis des bewunderten Freundes schuf.

Aber keinem aus dem ganzen Freundeskreise hatte sich der junge Dichter so völlig hingegeben, wie dem Militäreleven Scharffenstein, und gerade an ihm erlebte sein liebebedürftiges Herz die erste schwere Enttäuschung. Der um ein Jahr ältere Halbfranzose hatte durch sein festes, furchtloses Auftreten selbst gegenüber dem mächtigen Intendanten dem jungen Schwaben von vornherein gewaltig imponiert. Eine begeisterte Ode auf den wackeren Mömpelgarder, die Schiller selbst für sein Meisterstück hielt, eröffnete den freundschaftlichen Gefühlsaustausch: in einer feierlichen „Stiftungsstunde“ erschlossen sich ihre Herzen „bis zum völligen Wechsel ihres Innersten“. Wieder und wieder pries Schiller den geliebten Freund, ihre für die Ewigkeit geschaffene Freundschaft in glutvollen Gedichten, von denen uns eine erhaltene Strophe zeugt:

> Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
> Wie Du mich, mein Scharffenstein,
> Selim liebte seinen Sangir zärtlich
> Wie ich Dich, mein lieber Scharffenstein.

Vorm Schlafengehen, auf dem Rande seines Bettes sitzend, las Schiller oft dem Freunde seine Herzensergüsse vor, und dieser zahlte mit Bewunderung zurück. In stillen Sternennächten sagten sie sich mit Blicken, was Worte nicht fassen konnten. Seine geheimsten Gedanken und seine Träume von zukünftiger Größe und ewigem Nachruhm vertraute der junge Dichter dem auserwählten Genossen.

Mehrere Jahre schon währte die Freundschaft, da wurde sie durch einen Dritten empfindlich gestört, und die Störung führte zum völligen Bruch. Um die Zeit, wo Schiller wieder energischer der Medizin sich zuwandte, drängte ein Landsmann Scharffensteins, namens Boigeol, mit lieblos absprechender Kritik und böswilligen Nachreden sich zwischen die beiden. Scharffensteins Freundschaftsempfinden hielt der Probe nicht stand: wie er den Freund durch Bewunderung verwöhnt hatte, so sprach er ihm jetzt auf einmal Echtheit des Gefühls ab; seine Poesie sei nur „bei Lesung Klopstocks“ entstanden, seine Freundschaftsempfindungen aber seien bloße Wirkungen der Phantasie. Schillers Herz war im Innersten getroffen, seine stolze Ehrliebe tief verletzt. Das Heiligtum der Freundschaft schien ihm geschändet. Nicht daß man seinen „Dichternamen“ preisgab, sondern daß man die Wahrhaftigkeit seiner Empfindungen bezweifelte, schmerzte ihn am tiefsten. Und dies tat der Freund, den er liebte, der Vertraute seiner Seele, und tat es um eines zudringlichen Spötters willen. Mit diesem letzteren war Schiller rasch fertig, da ja hier die Gefühle seines Herzens nicht in Mitleidenschaft gezogen waren: in einem Briefe an Boigeol weist er den Vorwurf der Treulosigkeit mit gelassenem Stolze zurück, die Gleichgültigkeit ihres Verhältnisses und die Ungleichheit ihrer Seelen betonend; ihm kann er ruhig sagen: „Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoff als viele.“ Von Scharffenstein aber reißt er nur unter Schmerzen und im Aufruhr einer erschütterten Seele sich los: er hat erkannt, daß der Sangir, den er liebt, nur in seinem eigenen Herzen lebt. Indem er dem ungetreuen Freunde in einem Abschiedsbriefe zum letzten Male sein Herz öffnet, stellt er zugleich mit leidenschaftlichem Ungestüm die furchtbare Wirkung dieses ersten enttäuschenden Erlebnisses auf sein Gemüt dar. „Ich habe nicht bös an Dir gehandelt“, beginnt er, „wie Du mein Herz anklagst.“ Sein Herz sei rein; nur aus Liebe habe er gefehlt, indem er seinen Freund in seinen Gedichten zu sehr gepriesen habe. Mit innigen Worten ruft er die ersten Stunden ihrer Freundschaft zurück: ein „unsterbliches, himmlisches Band“ hätte es sein sollen.

„Gott weiß", so beteuert er, „ich vergaß alles, alle anderen neben Dir! ich schwoll neben Dir, denn ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höhern Welt, nach der mein Herz mir so glühte.... Gehe alle, alle die um Dich sind durch, wo hättest Du einen finden können, als Deinen Schiller, wo ich einen von Tausenden, der mir das wäre, was Du mir — hättest sein können!" Nun aber sei er, Schiller, „kaltsinnig" geworden. „Warum aber, weiß ich wohl, wirst Du mich fragen, warum bist du kälter geworden? Höre, Scharffenstein, Gott ist da, Gott hört mich und Dich, Gott richte!... weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war, und sah, daß Du es nicht von mir warst; — faßt Dich der Gedanke, Du warst nicht mein Freund! Du hättest Achtung vor mir haben müssen, wie ich vor Dir; denn wenn man eines Freund ist, muß man in ihm Eigenschaften verehren, die ihn verehrungswert machen, aber, aber — möge das Dein Herz nicht treffen, wie der Donnerschlag — Du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, Du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, Dich darüber lustig gemacht, und da es Deine Freundschaftspflicht gewesen wäre, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorn vorgeworfen, Pfui! Pfui! der schändlichen Seele! — war das Freundschaft oder war's Trug, Falschheit? ... Oder hattest Du wirklich im Sinne, mich zu bessern — ah! pfui! des betrogenen, blinden Seelenkenners: Du hast den Weg verfehlt, Seelen zu bessern! — — So greift man's nicht an!"

Schiller vergab dem Freunde, aber er hielt sich ferne von ihm, solange sie zusammen auf der Akademie waren: von Freundschaft, wie Schiller sie meinte, konnte ja doch nicht mehr die Rede sein. An Scharffensteins Stelle trat ein jüngerer Zögling aus der juristischen Abteilung, Albrecht Friedrich Lempp aus Stuttgart, zu dem der Dichter besonders durch gemeinsame philosophische Interessen hingezogen wurde. Seine Fachstudien brachten ihn jetzt

auch mehr mit Medizinern in Berührung, unter denen auch Elwert, der Ludwigsburger Kamerad, sich befand. Schiller und Hoven erkannten bald, daß ihnen die Fachgenossen durch andauernden Fleiß einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hatten; um so lieber nützten sie nun die fördernde Gelegenheit medizinischer Unterhaltungen mit jenen. Vor der Gefahr der Einseitigkeit schützte der tagtägliche Verkehr und Gedankenaustausch mit der nach Herkunft, Alter und Berufsstudien so buntgemischten Elevenschar, die gerade in den letzten Jahren von Schillers akademischer Zeit aus allen Hauptländern Europas, ja sogar aus Amerika und Ostindien Zufluß erhielt. Kein Zweifel, daß solche Gemeinschaft Schillers Blick weiten, seine Teilnahme für mancherlei Lebensgebiete wecken mußte.

Anregungen anderer und nicht immer der erquicklichsten Art boten die verschiedenen Festtage der Akademie. Die Muse als höfische Schmeichlerin war dabei willkommen, und auch die „Söhne" Karls durften da ihr poetisches Licht leuchten lassen. Schillers Talente wurden erkannt und zu Gelegenheitsdichtungen und Reden und beim Theaterspiel wiederholt benutzt. So hat er einmal zum Namensfeste der Frau Reichsgräfin von Hohenheim den „Empfindungen der Dankbarkeit" der Eleven der Akademie und der Schülerinnen der unter Franziskas Gönnerschaft stehenden Ecole des Demoiselles pflichtschuldigst und gewandt zweifachen poetischen Ausdruck verliehen. Die anmutige Erscheinung der liebenswürdigen und allgemein beliebten Freundin des Fürsten mochte in der Tat die festlich gestimmte Phantasie des jungen Dichters verlocken, in ihr ein „holdes Himmelsbild" zu erblicken, in dem Tugenden und Grazien in schönstem Bunde stehen. Ihre sanfte Milde, ihr segenvolles Wirken, ihre hilfreiche Güte erscheinen ihm als Ausdruck innerer Harmonie, und damit verrät uns der weltfremde Akademist wenigstens sein jugendliches Ideal von edler Weiblichkeit. Unbefangen läßt er Franziskas „Töchter" die Geliebte Karls als „der Mütter Würdigste" preisen und legt ihnen ganz harmlos gar das Gelübde auf:

„Und feuervoller wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Meisterbild der Tugend nachzustreben.“

Noch von anderen Huldigungen Schillers haben wir Kunde: für ein „Hoffest“, gleichfalls zu Ehren Franziskas, verfaßte er allerlei Inschriften, die im Bunde mit sinnbildlichen Darstellungen die Vorzüge der Herrin Karls in helles Licht setzen sollten; auf ein Geburtsfest des Herzogs lieferte er zur Aufführung durch die Zöglinge ein kleines Vorspiel Der Jahrmarkt, das nach Petersens Urteil „schon den genialischen Kopf verriet, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß.“ Auch zu einem Geburtstag der Gräfin soll Schiller „gnädigst befohlenermaßen“ eine „Komödie“ verfertigt haben, „worin er die akademische und Universitätsfreiheit nebeneinander stellte“; der Intendant aber habe sie ihm wiederholt zurückgegeben, da der Vergleich immer mehr „zum Vorteil der Universitäten“ ausgefallen sei. Theatralische und musikalische Aufführungen, französische Singspiele und italienische Opern, Prunk- und Ausstattungsstücke mit tanzenden und singenden Göttern und Göttinnen, seltener auch Stücke wie Molières L'avare, hatten ja von vornherein zur Verherrlichung der akademischen Feste das Ihrige beitragen müssen. Die ursprüngliche Prunkliebe Herzog Karls und sein nachlassendes Theaterinteresse lebte an solchen Tagen wieder auf, namentlich wenn es fürstliche Besuche zu ehren galt. Ein billiges Personal wurde ihm ja in der Theaterschule der Akademie herangezogen, die auch in der Ecole des Demoiselles ein Seitenstück fand. Ihre Geschicklichkeit auch in der Muttersprache zu zeigen, erhielten die Zöglinge dieser beiden Künstlerabteilungen erst vom Jahre 1779 ab Gelegenheit, als Herzog Karl, durch die Kassenerfolge einer deutschen Wandertruppe angeregt, auf Seegers Vorschlag ein „deutsches Theater“ zu gründen beschloß. Zweimal in der Woche, am Dienstag und am Freitag von vier Uhr ab, wurde gespielt; seit 1780 in dem aus Holz erbauten „Kleinen Theater“, während das Große Theater der welschen Kunst vorbehalten blieb. Die studierenden Zöglinge, die zu den akademischen Theateraufführungen

sämtlich Zutritt hatten, durften auch den deutschen Vorstellungen gruppenweise beiwohnen, aber was sie zu sehen bekamen, waren wiederum meistens Singspiele, Operetten und komische Farcen, von unbeholfenen Liebhabern und weiblichen Drahtpuppen steif und schwerfällig dargestellt. Der Regelzwang der herzoglichen Schule war eben nicht geeignet, spröde Talente geschmeidig zu machen, eingeschüchterte junge Schwaben, die ohnedies von Haus aus zur Schüchternheit neigen mochten, aus sich heraustreten zu lassen.

Bei den Festspielen in der Akademie traten zuweilen auch Zöglinge der wissenschaftlichen Abteilungen als Darsteller auf. So hatte Schiller am 10. Januar 1779, bei der Geburtstagsfeier der Reichsgräfin, in dem von Professor Haug gedichteten Huldigungsstück „Der Preis der Tugend in ländlichen Unterredungen" unter allerlei Götter- und Landvolk als Bauer Görge einige Verse aufzusagen. Am gleichen Tage aber mußte er auch als Festredner seine Huldigungen darbringen. Der Strom feierlicher Rhetorik pflegte an solchen Tagen hoch anzuschwellen. Den Zöglingen stellte der Herzog selbst die Aufgaben, die sie zu behandeln hatten: Tugend und immer wieder Tugend war das Thema dieser akademischen Reden. Der Herzog fühlte sich in intimster Berührung mit der Philosophie der Zeit, wenn er diesen ihren Lieblingsbegriff beständig im Munde führte und seine „lieben Söhne" Betrachtungen darüber anstellen ließ. Da sollten die halbwüchsigen Redner, die kaum je ein „Frauenzimmer" zu Gesicht bekamen, entscheiden, „ob große Seelen des weiblichen Geschlechtes die Standhaftigkeit der männlichen erlangen können" oder „über die zu erwartende Standhaftigkeit tugendsamer Frauen" sich auslassen. Als Inbegriff aller Tugenden erschien dem Fürsten natürlich sein „herzallerliebstes Franzele". Ihre „tugendsame Seele" ward er selbst zu preisen nicht müde. Wenn daher die Eleven am Ehrenfeste seiner „Gehilfin" über Tugenden zu reden hatten, so entsprach es der Gelegenheit, der Sitte der Zeit und noch mehr den Absichten und Ansichten ihres fürstlichen Erziehers, daß die ganze Abhandlung zu einer blumenreichen Verhimmelung der Gefeierten und ihres fürstlichen Freundes sich zuspitzte.

Danach behandelt auch Schiller das Thema seiner (ersten) Rede: Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend? Von einer Bestimmung der Tugend geht er aus: ihr Wesen ist Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand; sie ist „das harmonische Band von Liebe und Weisheit“. Auf der Wage des festgesetzten Begriffes werden dann „prangende Taten“ gewogen, auf ihre innerste Quelle geprüft. Was Herrschsucht und Ehrgeiz auch Großes gewirkt, wird unendlich weit überwogen von „einer mitleidigen Träne in Hütten geweint“: wo die Liebe fehlt, ist echte Güte nicht. Beim „großen Julius“, beim freigebigen Augustus war die Güte nur Larve des Lasters, sie war mit Weisheit, aber nicht mit Liebe im Bunde. Aber auch das Fehlen der Weisheit mindert den Wert einer Tat. „Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber er behauptet seine Würde.“ Den Allzugütigen kostet seine Tat keinen Kampf. Aber „die schönste Tat, ohne Kampf begangen, hat gar geringen Wert gegen derjenigen, die durch großen Kampf errungen ist.“ Sie verdient den glorreichen Namen Tugend nicht. Nachdem der junge Redner seinen Beweis geführt und mit einem raschen Blick auf den „durchlauchtigsten Herzog“ die Bildung der Jugend als die liebe- und weisheitsvollste Tugendtat gepriesen; nachdem er in jauchzenden, prangenden Worten die Liebe, die Erstgeborene des Himmels, und die Weisheit, ihre schönste Gespielin, als die Krone der Tugend, und Mark Aurel als den vollendetsten Träger dieser Krone in der Vergangenheit gefeiert hat, richtet er mit kühner Wendung seine Blicke auf die anwesenden „Muster edler Güte und Leutseligkeit“ und läßt seine Rede in ein rhetorisch kunstvolles Lob Karls und Franziskas, der Menschenfreundin, „unser aller besonderen Freundin“, austönen.

Dieser schwungvollen Rede wohl verdankte Schiller den Auftrag, auch am nächsten Geburtstage der Gräfin, im Jahre 1780, vor der Festversammlung zu sprechen. Die Tugend in ihren Folgen betrachtet hieß diesmal das Thema, und der Redner

behandelte es nicht weniger feurig, aber mit weit größerer Sicherheit und schärferer Gliederung der Gedanken als das erstemal. Wiederum nennt er als Merkmale der Tugend „weises Wohlwollen“, Weisheit und Liebe. Von diesem gesicherten Boden aus prüft er die Folgen der Tugend auf das Ganze und ihre Folgen auf den Tugendhaften selbst, die äußeren und inneren Folgen der Tugend. Ein weiser, wohlwollender Mensch, führt er aus, fördert nicht nur die Vollkommenheit und Glückseligkeit der durch Liebe aneinander geketteten Geister, sondern nach einem „ewigen Gesetz“ auch seine eigene. Deutlicher noch werden hier alle moralischen Handlungen, Gedanken und Empfindungen nach dem Wert ihres Einflusses auf das „Weltsystem“ bestimmt, und von den einzelnen Entsagung von egoistischem Selbstgenusse gefordert. Bereits tauchen die Ideen auf, die später in der Phantasie an Laura, der Freundschaftsode und der Theosophie des Julius energisch-überschwenglichen Ausdruck finden: was die Anziehungskraft in der Körperwelt, das ist in der „Geisterwelt“ das Band der allgemeinen Liebe; sie ist es, „die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines alliebenden Vaters macht“. Natürlich weiß der jugendliche Rhetor auch diesmal und zwar am Ende jedes Hauptabschnittes die geforderte Wendung zum tönenden Lobpreis des fürstlichen „Menschenbildners“ und seiner „Gehilfin“ zu finden.

Schillers Name wurde bei dieser Gelegenheit zum ersten Male öffentlich genannt: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militärakademie“, so verkündigte Balthaser Haug in seiner Zeitschrift, „hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und Hof eine öffentliche Teutsche Rede gehalten.“ Die Nachwelt freilich ist weniger geneigt als der schwäbische Hofchronist, für diese Leistungen dem Eleven Schiller eine rühmliche Note zu erteilen. Zwar die Kraft und Größe der Gedanken, das Feuer und den Schwung der Empfindung, die Sicherheit und Kühnheit des rhetorischen Ausdrucks bewundern auch wir von heute rückhaltlos; selbst da, wo seine Einbildungs=

kraft sich taumelnd fortreißen läßt, spüren wir den Drang einer hochfliegenden Seele, selbst in ihrem Überschäumen die echte Begeisterung für wahre Menschengröße und hehre Fürstentugend. Glühender Freiheitsodem, ein voller Hauch Rousseauschen Geistes, schlägt uns entgegen aus der flammenden Entrüstung, mit der der jugendliche Redner das „verlarvte Laster“ enthüllt, den schnöden Ehrgeiz der „Großen mit pöbelhafter Seele“ verwirft und das furchtbare Gottesgericht über die „Domitiane“ auf schwankenden Thronen, die „Cäsaren unter blutig errungenen Diademen“ und alle Feinde der Freiheit heraufbeschwört. Um so widerwilliger vernehmen wir aber auf solche Donnertöne das schmeichelnde Lob, die überlaute Verehrung des gegenwärtigen Tyrannen. Ist das der nämliche Jüngling, so fragen wir uns befremdet, der die damals schon Leben gewinnende Gestalt des Räubers Moor mit seinem Herzblut nährte, der damals schon im Stillen das Racheschwert gegen die Vergewaltiger der Menschheit schmiedete? Den Widerspruch zu lösen, reicht die Auffassung nicht aus, welche hinter dem scheinbaren höfischen Schmeichler den ironischen Schalk wittern möchte; sie reicht nicht aus, wenn auch für unser Empfinden in der ganzen Situation eine ungeheure Ironie liegt. Nur aus dem Geiste der Zeit, aus dem besonderen geistigen Dunstkreis der herzoglichen Akademie und aus der Lage und eigentümlichen Gemütsverfassung des jugendlichen Festredners läßt sich das Verhalten Schillers verstehen. In untertäniger Gesinnung zu ersterben, vor der Person des Herrschers in unbedingter Demut sich zu beugen, galt selbst den freiesten Geistern im Zeitalter des unumschränkten Gottesgnadentums als selbstverständliche Pflicht. Wer möchte behaupten, daß dieser knechtische Trieb selbst heute, in den Söhnen einer freieren Zeit, völlig abgestorben wäre? Der Byzantinismus scheint unsterblich, und oft wechseln mit den Tyrannen die Formen und Ziele der Schmeichelei. Vielleicht erscheint uns die Unterwürfigkeit unserer Väter in milderem Lichte, wenn wir heute, im Zeitalter der Gleichheit und der Demokratie, die unbeugsamsten Vertreter des Männerstolzes vor Königsthronen dem launischsten

aller Herrscher, dem souveränen Volke, huldigen und schmeicheln; wenn wir auch heute noch Höflinge und Streber in Unterwürfigkeit vor den Gewaltigen dieser Erde sich erschöpfen sehen. In der Akademie aber, Karls eigentümlicher und eigenartiger Schöpfung, der er seinen Willen und Geist aufgeprägt hatte, bildeten Devotion und Schmeichelei gleichsam Teile der Verfassung. Tagtäglich, von allen Seiten und bei allen Gelegenheiten hörten und sahen die „Söhne“ Karls nur Worte und Zeichen der Unterwürfigkeit unter seinen einzigen Willen. Er selbst spielte sich als ihren Vater auf und wollte ihr Wohltäter sein, wenn sie nur ganz seinen Absichten sich fügten. Von den Lehrern wurde er als der Weise und Menschenfreund, als der „Vater unter Seinen Söhnen“, als ihr Ratgeber und Führer zu Tugend und Religion überschwenglich gepriesen. An den höfisch-akademischen Festtagen aber wurde der ganze Apparat pomphafter Künste und wortreicher Beredsamkeit in Bewegung gesetzt, um das Wesen und Wirken des durchlauchtigsten Stifters in dem strahlendsten Lichte erscheinen zu lassen.

So eingehüllt in eine dichte Weihrauchwolke schmeichelnden Lobes, war die fürstliche Gestalt in ihrem wahren Wesen gerade für die Nächststehenden nur schwer erkennbar. Der Scharfblick des großen Friedrich freilich ließ sich nicht täuschen: er nannte den schwäbischen Tyrannen groß im kleinen und klein im großen. Nicht so leicht wurde es den anderen Zeitgenossen, über die widerspruchsvolle, alle Gegensätze ihrer Zeit in sich abspiegelnde Persönlichkeit zu einem klaren Urteil zu kommen. Wo feste Grundsätze, im Guten wie im Bösen, wirksam sind, ist der Beurteilung eine sichere Grundlage gegeben; schwanken aber muß sie, wo wie bei dem Herzog alle Handlungen von Stimmungen, Launen und Einfällen bestimmt werden. Schwankend und widerspruchsvoll, wie der Mann selbst, war die Schätzung, die er zu seiner Zeit fand; unausgeglichen ist bis auf den heutigen Tag das Urteil der Geschichtsschreibung über ihn. Wie hätte also ein achtzehn- bis zwanzigjähriger Jüngling sich zur bewußten Klarheit durchringen sollen über einen Fürsten, der trotz aller Vergewaltigungen an seinem Volke doch die Herzen wieder so zu ge-

winnen wußte, daß in der Erinnerung der Schwaben „Karl Herzich" weiterlebt, von den schlimmsten Flecken gereinigt, als eine von Humor und Sage umwobene Gestalt, der Held von vielen heiteren Geschichten? Gewiß konnte sich auch der junge Schiller gegen diesen Zauber der fürstlichen Persönlichkeit nicht verschließen. Noch in späteren Jahren hat er in Widersprüchen über ihn geurteilt, je nachdem die Dankbarkeit für die guten Absichten des fürstlichen Wohltäters oder die Erinnerung an dessen Gewalttätigkeit vorwog. Daraus können wir einige Schlüsse für die Psychologie seines Verhältnisses zum Herzog auch während der akademischen Zeit ziehen. Wie sehr auch der Regelzwang der Akademie auf der Seele des jungen Poeten lasten mochte, dem Gefühle der Dankbarkeit gegen den Fürsten, den alle Welt als Freund der Jugend rühmte und den die eigenen Eltern ihm ausdrücklich als seinen persönlichen Wohltäter priesen, konnte er sich nicht entziehen; von der Persönlichkeit des Herzogs fühlte er sich bald angezogen, bald abgestoßen, und seine junge Seele ward lange Jahre hindurch zwischen den Empfindungen knabenhafter Bewunderung und erwachenden Trotzes, zwischen anerzogener Ehrfurcht und aufdämmernder Erkenntnis hin und her geworfen. Es bedurfte bitterster Erfahrungen und schwerster Kämpfe, bis Schiller durch Zweifel und Schwanken hindurch zu einer entscheidenden persönlichen Stellungnahme dem Herzoge gegenüber kam. In der Akademie konnte er begreiflicherweise dazu noch nicht gelangen.

Wie sollte ein Jüngling in der Lage und von der Art Fritz Schillers sich verhalten, wenn ihm nach akademischem Brauche anbefohlen wurde, — und es galt dies doch als ein höchst ehrenvoller Auftrag, — in feierlicher Festversammlung über ein vorgeschriebenes Thema zu sprechen und der Sitte gemäß seine Rede in einem Lob der Gefeierten gipfeln zu lassen? Ablehnung war unmöglich. Der Auftrag mußte im herkömmlichen Stile der Akademie ausgeführt werden. Dazu gehörte, daß er, wie sonst in schriftlichen Übungen, die im Unterricht erworbenen und durch Selbstdenken erweiterten philosophischen Anschauungen in seiner

Rede niederlegte. Denn als Philosophen sollten die Eleven glänzen. Wenn dann die von den Leitbildern der Tugend und Weisheit zu den Höhen der Begeisterung emporgetragene Seele des jungen Dichter-Philosophen, der feierlichen Gelegenheit eingedenk, die vergleichende Betrachtung zu dem Fürsten und seiner Freundin hinlenkte, so mußte von den gepriesenen Idealen auch auf diese eine unverdiente Fülle von Glanz fallen. Karl und Franziska wurden neben die erhabensten Gestalten der Geschichte emporgehoben, ja die Ideale schienen in ihnen — für die Dauer des Festes wenigstens — verkörpert. In der Gegenüberstellung der verwerflichen Herrscher aber und des gepriesenen Herzogs zeigte sich gerade die Unbefangenheit des Redners.

Trotz ihres pomphaften Anlasses sind uns diese Reden Schillers wichtig, weil sie die frühesten Niederschläge seiner in der Schule Abels gewonnenen philosophischen Anschauungen, die ersten Keime seiner höheren Geistesbildung enthalten. Ihren Ursprung hat diese Jugendphilosophie in dem Leibnitz-Wolffschen Optimismus und der Erfahrungslehre und Moralphilosophie englischer und schottischer Philosophen. Am bestimmtesten war der Einfluß, den Shaftesbury durch die Vermittlung Garves und dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie auf den gleichgestimmten Jüngling zu üben vermochte. Auch Rousseau und Plutarch geben in der Schätzung historischer Persönlichkeiten und irdischer Größe ihren Einschlag. Die Weltansicht Shaftesburys aber, die ethische und ästhetische Anschauungen zusammenfügte, das Weltall als ein harmonisches Ganzes, ein lebendiges Ineinanderwirken von Trieben und Kräften auffaßte, die sittliche Qualität des Menschen nach seiner Stellung zu dem „System aller Dinge“ bestimmte und die Begriffe Harmonie, Glückseligkeit, Vollkommenheit, Liebe in enge Beziehung brachte, diese Weltansicht mußte in dem Gemüt des nach innerem Glück und nach Liebe dürstenden jungen Dichters eine empfängliche Stätte finden. Wie tiefe Wurzeln diese Ideen in ihm schlugen, das zeigt sich erst recht da, wo er sie auf sein medizinisches Denken übertrug: in seinen akademischen Dissertationen.

Wenn Schiller in seiner Wissenschaft am liebsten spekulierte und philosophierte, so befand er sich ganz im Einklang mit der Neigung der Zeit und mit dem Geiste der Akademie. Bei seinem Übertritt zur medizinischen Fakultät, die später hauptsächlich den hohen Ruhm der Karlsschule begründete, waren die wissenschaftlichen Einrichtungen noch recht mangelhaft und der Unterricht dürftig genug. Die berufenen vier Professoren waren fast ausschließlich für das Praktische vorgebildet und sollten doch fast nur theoretischen Unterricht ohne rechte Hilfs- und Anschauungsmittel erteilen. Für die fehlende Klinik boten das städtische Krankenhaus und die akademische Krankenabteilung einen notdürftigen Ersatz. Wenn ihnen der Zufall einmal einen interessanten Fall bot, hatten die Eleven über ihre Beobachtungen Bericht zu erstatten. Das Beispiel eines solchen bietet der Rapport Schillers über die Todesursache eines am 10. Oktober 1778 gestorbenen Malerzöglings, welche ein heutiger Mediziner als Lungen-Tuberkulose bezeichnen würde, während der Eleve die Merkmale der Erkrankungen nur umständlich aufzuzählen weiß. Schillers Fortschritte in der Berufswissenschaft fanden schon bei den Schlußfestlichkeiten des Jahres 1778 Anerkennung; er wurde zu der feierlichen Disputation über Professor Consbruchs Thesen aus der Pathologie und Therapie zugelassen und mit drei anderen Zöglingen für den Preis in der Anatomie vorgeschlagen, — seine erste Auszeichnung seit fünf Jahren, die dann aber das Los dem als „gleich gut“ bezeichneten Elwert zuerkannte.

Die Ausarbeitung des ersten größeren Probestücks seiner fachwissenschaftlichen Reife, der Philosophie der Physiologie, fällt in das Jahr 1779, also zwischen die beiden Festreden. Zuerst in deutscher Sprache niedergeschrieben, ward die Abhandlung in lateinischer Fassung im Herbst den Professoren eingereicht. In fünf Kapiteln wurden das geistige Leben, das nährende Leben, die Zeugung, der Zusammenhang dieser drei Systeme und schließlich in einem der Schlaf und der natürliche Tod behandelt. Aber nur einzelne Teile des ersten Abschnitts vom geistigen Leben, elf Para-

graphen von den ursprünglichen einundvierzig, sind aus einer späteren Abschrift der deutschen Bearbeitung erhalten.

Der zuversichtliche Optimismus des jungen Philosophen gibt auch in dieser auf dem Grenzgebiet zwischen Seelischem und Körperlichem kühn sich bewegenden Untersuchung den Ton an, das physiologische Wissen der Zeit liefert den kritisch behandelten Stoff, das poetische Empfinden eines selbstbewußten Geistes, der die Dinge mit eigenen Augen schauen will, leiht der Darstellung die Farben. Auch hier bildet die Feststellung der Bestimmung des Menschen die Grundlage der Betrachtungen: er soll dem unendlichen Ideal der Gottgleichheit durch Erkenntnis und Überschauung des Schöpfungsplanes zustreben. Je umfassender ihre Anschauung des göttlichen Kunstwerkes ist, desto glücklicher ist die menschliche Seele. Darum bedingen Vollkommenheit und Glückseligkeit sich gegenseitig. Aber, so will es die Lehre von der Harmonie des Weltalls, die Vollkommenheit und Glückseligkeit des Ganzen ist mit der des einzelnen durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden, die uns treibt, das Glück des Nebenmenschen wie unser eigenes zu fördern. Von jener Bestimmung des Menschen aus kommt Schiller zu seiner eigentlichen Untersuchung, der Wechselwirkung zwischen Außen- und Innenwelt, Materie und Geist, Körper und Seele. Kühn steuert er zwischen den einseitigen Ansichten der Materialisten und Idealisten hindurch zu einem selbständigen Lösungsversuch des schweren Problems; als rechter Stürmer und Dränger findet er es seiner „Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neuere und bessere schaffen zu wollen"; er scheut vor heftigen Ausfällen gegen die höchsten Autoritäten der Wissenschaft nicht zurück, und eine Hypothese des französischen Gelehrten Bonnet über die Seelenvermögen entlockt ihm einen Ausbruch seines deutschen Gefühls gegen den „unverzeihlichen Leichtsinn" des „französischen Gauklers"; selbst der bewunderte Haller — „ohne welchen Schiller," nach dem Urteil eines seiner Professoren, „doch gewiß ein elender Physiologus wäre" — muß sich den Vorwurf der Oberflächlichkeit gefallen lassen: Quandoque bonus dormitat Hallerus, zuweilen macht auch der gute Haller sein Schläfchen.

Bereits beschäftigt den jungen Denker das Problem der Willensfreiheit. Ferner wird die Seele als „empfindendes Wesen“ betrachtet. Aber gerade da, wo der Einfluß des Schönen, der ästhetischen Gefühle, auf die Ausgestaltung und Vervollkommnung unseres Seelenlebens behandelt werden soll, endet das Bruchstück: die Ausführung des Themas, das den jungen Kandidaten hier anzieht, hat nach Jahren der gereifte Denker wieder aufgenommen.

Die Abhandlung fand vor den Augen der Professoren keine Gnade. Als Anhängern bestimmter Systeme war ihnen schon durch die revolutionären Neigungen des jungen Mediziners ein unbefangenes Urteil erschwert. Man tadelte denn auch den „gefährlichen Hang zum Besserwissen“, die „falschen Grundsätze“ und die verwegene, „auch gegen die würdigsten Männer“ nichts weniger als demütige Sprache. Dem einen war die Schreibart zu frei und zu schwülstig, manche Stelle „noch lakonisch“, dem anderen der Stil zu blühend und zu witzig, einem dritten wieder die ganze Abhandlung zu weitläufig und ermüdend, der Sinn oft dunkel. Mehr als der philosophische Gedankenflug fanden die guten physiologischen Kenntnisse Schillers Anerkennung. Der Fleiß, die Denkkraft und die „guten und auffallenden Seelenkräfte“ des Verfassers wurden gerühmt. Man versprach sich von diesem „alles durchsuchenden Geist nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten“, aber die Schrift zum Druck zu empfehlen konnte man nicht für ratsam halten.

Demgemäß entschied auch der Herzog, obschon ihm, dessen Urteil durch fachwissenschaftliche Bedenken nicht behindert war, gerade das Feuer des Ausdrucks, der belebte Gang der Untersuchung und das wagemutige Vordringen auf frischen Wegen gefielen. In der Stille gab der Herzog seinem Stolze über seinen Eleven Ausdruck, indem er die Probeschrift einem Geheimen Legationsrat von Mosheim mit dem wohlgefälligen Hinweis auf „das vorzügliche Genie des jungen Mannes“ vertraulich übersandte. Sie an die Öffentlichkeit zu geben, trug er eben jenes noch zu starken Feuers wegen Be-

denken. „Daher glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann.“

Die gewöhnliche Annahme, daß Schiller durch die „verweigerte Entlassung“ in seinen Freiheitshoffnungen schwer enttäuscht und dadurch verbittert worden sei, kann schon deswegen nicht zutreffen, weil eine persönliche Zurücksetzung gegenüber seinen Kameraden damit nicht verbunden war: so gut wie er mußten auch die anderen Mediziner ein Jahr noch ausharren, und so wenig wie Schillers Probeschrift wurde die seines Freundes von Hoven des Druckes für würdig befunden; nur die Arbeit des Eleven Plieninger wurde gedruckt, dieser selbst aber gleichfalls erst im Dezember 1780 zusammen mit Schiller entlassen. Im übrigen wurde dem letzteren bei den Schlußprüfungen des Jahres 1779 reichliche Anerkennung zuteil: dreimal trat er bei den öffentlichen Disputationen als Opponent oder Respondent auf den Kampfplatz, davon einmal bei Haugs Sätzen über deutsche Sprache, Schreibart und Geschmack, vier Preise wurden ihm zuerkannt, und diese Ehrung erhielt eine besondere Weihe durch die zufällige Gegenwart erlauchter Gäste.

Schon mancher berühmte oder hochstehende Besucher war im Laufe der Jahre gekommen, um das eigenartige Institut Herzog Karls kennen zu lernen. So war noch auf der Solitude eines Tages im August 1774 der vielbewunderte Zürcher Prediger Lavater erschienen, um die Köpfe der Eleven zu seinen physiognomischen Zwecken zu messen und zu betasten; aber der Gesichtsdeuter hatte kein Glück: den gutmütigsten der Knaben erklärte er für einen heimtückischen Gesellen. Im April 1777 hatte Kaiser Joseph II., unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reisend, gleichwohl aber von den schwäbischen Poeten laut begrüßt, die Einrichtungen der Anstalt und den Unterricht der Zöglinge eingehend geprüft und durch sein einfaches Wesen schnell alle Herzen gewonnen. Und jetzt gegen Ende des Jahres 1779 war auf der Rückreise aus der

Schweiz der Mann in der württembergischen Hauptstadt eingekehrt, dem wie keinem anderen die Begeisterung der Jugend gehörte: der Weimarische Geheimrat Johann Wolfgang Goethe im Gefolge seines fürstlichen Herrn und Freundes, des Herzogs Karl August. Natürlich ließ sich der württembergische Herzog die Gelegenheit nicht entgehen, dem Beschützer der Künste und dessen berühmtem Freunde die Akademie in ihrem höchsten Glanz und Prunk zu zeigen. Schon zwei Tage vor der Stiftungsfeier sahen die staunenden Eleven den denkwürdigen Besuch der Gäste. Am Abend des festlichen Tages aber wohnten diese in glänzender Versammlung der Preisverteilung bei. Da empfing auch Friedrich Schiller seine Preise aus der Hand des Stifters und durfte jedesmal zum Dank den Rockzipfel Seiner Durchlaucht küssen, während zu dessen Rechten der Herzog von Weimar, zu seiner Linken Goethe stand. Mächtig erregte den Jüngling der Anblick des Mannes, der schon Jahre lang seine Seele erfüllt hatte. „Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht," erzählt Karoline von Wolzogen. „Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, was wären diese für ihn gewesen: Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geist begrüßte, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen."

Eine Gelegenheit seiner Verehrung für Goethe Ausdruck zu geben, bot sich, als Schiller mit der Wahl und Einübung eines Theaterstücks betraut wurde, das die Eleven zum 11. Februar 1780, dem Geburtstag des Herzogs, im Chevaliersaal der Akademie aufführen sollten. Er schlug den Clavigo vor und übernahm selbst die Titelrolle; aber die Ausführung glückte ihm nicht. Er war kein guter Schauspieler. Was ihn im Innern mächtig bewegte, das kam in allzu leidenschaftlichen Gebärden und schreiender, überstürzter Deklamation zum Ausdruck. Für das Übermaß seiner Empfindung wußte er die rechte Form nicht zu finden. In der Unterredung mit Beaumarchais soll er, nach einem übertreibenden Bericht, sich „in so wilden Zuckungen" auf dem Sessel herumgeworfen haben, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen.

Auch dem lange zurückgehaltenen dichterischen Schaffenstrieb Schillers scheint der Anblick des vom Ruhm umstrahlten Dichters des Götz einen unwiderstehlichen Anstoß gegeben zu haben. Zwei Jahre hatte der Poet Entsagung geübt, nun forderte die Natur ihr Recht. Gerade in dem Jahre, da das Feuer des „jungen Menschen" gedämpft werden sollte, kam der mühsam gestaute Strom seiner Leidenschaft zum Durchbruch und ergoß sich brausend in die starke Form des schon lange geplanten Dramas: Die Räuber. Vorlesungen gab es in diesem letzten Jahre weniger zu hören; die medizinischen Eleven wurden häufiger auf Krankenwachen geschickt. In solchen Stunden fand Schiller reichlich Zeit zu geheimer poetischer Betätigung. Diese aber forderte seine volle Seele und setzte sein ganzes Innere in leidenschaftlichen Aufruhr: selbst am Krankenbett, wo er einen Leidenden beobachten sollte, soll er dichtend in so heftige Bewegung geraten sein, daß der Patient fürchtete, sein Arzt sei in Wahnsinn verfallen. Oft auch zog er sich in das Versteck eines Mansardenzimmers zurück oder meldete sich krank, um im Krankensaale, wo Licht brennen durfte, insgeheim an seinem Drama zu schreiben. Gerade die Stille der Nacht, wo er ungestört seinen dichterischen Träumen nachhängen konnte, weckte seine Phantasie zu ihren kühnsten Flügen. „Manchmal", so berichtet Schillers Schwester, „visitierte der Herzog den Saal; dann fuhren die ‚Räuber' unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medizinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft."

Was so aller Regel und Ordnung trotzend, mit dämonischer Gewalt aus den Tiefen seiner Seele hervorgebrochen war, das wurde schon während des Entstehens auf seine Wirkung hin erprobt. Im Garten und in den Höfen, in Gängen und in Winkeln des weitläufigen Gebäudes, auf kleinen und größeren Spaziergängen, wo und wann immer sich eine kurze Gelegenheit bot, las Schiller den Freunden Bruchstücke seiner Dichtung vor oder ließ sich, um selbst ihren Eindruck beurteilen zu können, einzelne Szenen von anderen vortragen. In den Herzen der Jugendgenossen, die

unter dem gleichen Drucke seufzten und nun in dem Dichter den Kündiger ihres Freiheitssehnens erkannten, in gleichgestimmten, begeisterungsfrohen Jünglingsseelen hat Schillers donnerndes Pathos zuerst mächtigen Widerhall geweckt, hat die Sturmkraft seines Geistes zuerst geheimes Feuer zu lodernden Flammen emporschlagen lassen. In Bild und Wort hat uns ein Zuhörer den gewaltigen ersten Eindruck einer Räubervorlesung auf die jugendlichen Gemüter geschildert. An einem herrlichen Maisonntag wandern die Zöglinge unter Führung eines Hauptmanns über die Weinsteige in das sogenannte Bopserwäldchen. Schon vorher wird unter den Getreuen des Dichters die Parole herumgegeben, sich bei guter Gelegenheit von der Hauptschar abzusondern und an einer abgelegenen Stelle des „Bopsers" sich zu treffen. Der Plan gelingt. Schiller stellt sich auf die hervorstehende Wurzel eines mächtigen Fichtenbaumes; rings um ihn lagert sich erwartungsvoll die jugendliche Schar. Er beginnt zu lesen, zuerst ruhig und heiter, freudig gestimmt von der Waldesfrische und Freiheitsluft und gehoben vom wachsenden Beifall der Freunde. In atemloser Spannung folgen diese dann seinem weiteren Vortrag, der zu leidenschaftlichem, übermächtigem Pathos sich steigert. Bei der Turmszene im vierten Akt, wo Karl Moor seinen totgeglaubten Vater anredet, bricht die Begeisterung in wilden Beifall aus. Diesen Moment hat der Maler, Viktor Heideloff, in einem Bilde festgehalten.

In seinem engeren Freundeskreise hatte Fritz Schiller eine überragende Stellung inne, hier wurden nur die, welche durch Charakter und Herzensgüte sich auszeichneten, zugelassen. Gemeinen, unzuverlässigen, bösartigen Gesellen zeigte der junge Dichter offen seine Verachtung oder er behandelte sie, wenn eine Berührung nicht vermieden werden konnte, mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er, dünkelhafte aber bekamen seinen Spott zu fühlen. Einer seiner Kameraden, der im Essen Außergewöhnliches leistete, hatte ihn um eine Eintragung ins Stammbuch gebeten. Schiller schrieb ihm hinein: „Wenn Du gegessen und getrunken hast und N. B. satt bist, so sollst Du den Herrn Deinen

Gott loben.“ Den Peinigern der Jugend, den Aufsehern, zeigte er seine Überlegenheit, indem er sich mit Selbstüberwindung in die äußere Ordnung fügte; erregte er aber doch einmal ihren Unwillen, so hatte er immer einen witzigen Einfall bereit, der den Unverstand der Vorgesetzten dem heimlichen Lachen der Kameraden preisgab. Auch in Haltung und Bewegung begann jetzt sein wachsendes Selbstgefühl sich auszudrücken. Die Schüchternheit und Verschlossenheit des früher so linkischen Jungen war einem freien, sicheren Auftreten gewichen. Sein stolzer Gang entlockte, wie erzählt wird, einer Frau, die ihn den Schlafsaal durchschreiten sah, den Ausruf: „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Württemberg!“

Aber der Jüngling, der so in seinem Äußern die selbstbewußte Kraft seiner Seele bezeugte, hatte doch auch Stunden, in denen er die Zukunft dunkel vor sich liegen sah, die in seine Träume von Weltenharmonie störende Mißklänge brachten, Stunden, in denen seine Glückseligkeitsphilosophie durch die widersprechenden Übel und Rätsel des Lebens in allen Tiefen erschüttert und sein Vollkommenheitsglaube vor die schwersten Proben des Zweifels und der Verzweiflung gestellt ward.

Jetzt griff auch der Tod zum erstenmal in Schillers Freundeskreis ein: August von Hoven, der jüngere der Brüder, starb am 13. Juni 1780. Gerade in der letzten Zeit war Schiller dem hoffnungsvollen Zögling der juristischen Abteilung näher getreten und in den letzten Tagen hatte er mit der Mutter und dem Bruder lange und bange Stunden am Bette des Kranken gewacht. Der Tod des jüngeren Hoven traf mit einem anderen ergreifenden Ereignis zusammen: Zwei Tage zuvor hatte der juristische Eleve Grammont aus Mömpelgard den befreundeten Schiller in beweglichen Worten um einen „Schlaftrunk“ gebeten; nur mit Mühe war es diesem gelungen, den Lebensmüden so weit zu beruhigen, daß er seinen verzweifelten Entschluß wenigstens aufzuschieben versprach. Als Schiller nun nach dem Abscheiden Hovens selbst von Trauer und Todesgedanken auf das schmerzlichste ergriffen war, erhielt

er gar den Auftrag, den an krankhafter Melancholie leidenden Grammont ärztlich zu beobachten.

Wie tief verstimmt und todeswund das empfindliche Gemüt des Dichters nach dem Hingang des jüngeren Freundes war, bezeugen uns mehrere Briefe und ein Trauergedicht. An den Hauptmann von Hoven schrieb Schiller zwei Tage nach dem traurigen Ereignis einen teilnehmenden Brief, dessen schmerzliches Pathos in manchen Stellen der Räuber wiederklingt. Dem untröstlichen Vater kann er zwar nachfühlen, „was es heißt, die Freuden seines Lebens in einem Sarge dahintragen sehen,“ aber ihm selbst erscheint der Tote beneidenswert, der „in der reinsten Unschuld des Herzens mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet“ abgeschieden ist; er sieht verächtlich herab „auf den bestandlosen Tand der Welt, wo so viele Pläne scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden“. Der weltschmerzlichen Empfindung ist der Tod ein Ziel, aufs innigste zu wünschen: „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können.“ Nur der Gedanke an seine Familie vermag die Todesgedanken zu verscheuchen, und doch kehren sie verstärkt wieder in einem gleichzeitigen Schreiben an die Schwester Christophine: „Und ich darf dir sagen, mit Freuden wär ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war und ist mir eine Last worden. . . . Mir wär's erwünscht, zehntausendmal erwünscht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlassen darf. Ich bitte dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sei klug und tröste dich und deine Eltern.“ Er vermehrt seine Qual mit der Vorstellung der Schmerzen, welche die „gute Schwester“, die „zärtliche Mutter“ und der „ehrwürdige beste Vater, der so viel auf ihn rechnet“, bei seinem Tode zu erleiden hätten, er zählt alles Glück seines Lebens

auf, und doch kann alles „keine Heiterkeit von einiger Dauer“ in seine Seele rufen. Immerhin mag es die treue Schwester ein wenig beruhigt haben, daß der Bruder am Schluß des Briefes den Ewigkeitsgedanken ein paar recht irdische Alltagsaufträge folgen ließ: sie soll ihm Wäsche und Schuhe besorgen, die „liebe Mama“ an die Strümpfe und ein Nachthemd mahnen, vom „lieben Papa“ ein Buch Papier und einige Kiele fordern.

Das erschütternde Erlebnis fand auch seinen poetischen Ausdruck in einem Trauergedicht, das Schiller der Sitte gemäß an den trostbedürftigen Vater richtete. Ist dem Briefschreiber der Tod als erlösender Freund erschienen, so wird er in der Leichenphantasie als der grausame Zerstörer jugendlicher Lebensfülle, blühenden, hoffnungsvollen Lebens aufgefaßt. Der schmerzliche Trauerfall ist dem Dichter ein Anlaß, seine tragischen Gefühle in Form des Gelegenheitsgedichtes zu ergießen. Es fehlt auch in diesem Gedichte nicht an gesuchten und schwülstigen Ausdrücken; des Dichters von qualvollen Vorstellungen erregte Phantasie kann sich nicht ersättigen an grausamen Schilderungen und grauenvollen Bildern des Todes. Kein Zug bleibt dem Vater erspart, denn nicht schalen Trost will der Dichter ihm bieten, nein, aufzureißen „seine Feuerwunde“ erscheint als das treibende Motiv. Mit dramatischer Anschaulichkeit bewegen sich die einzelnen Szenen des Leichenzuges an uns vorüber. Noch einmal wird der Lebenstraum des „herrlichen Jungen“ heraufbeschworen, und in freudig bewegten Daktylen und wechselnden Bildern das jugendfrische Wesen des Sohnes gemalt. Wehmütig ertönt dann der Scheidegruß:

> Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
> Freudig weiter der Vollendung zu,
> Lösche nun den edlen Durst nach Wonne,
> Gramentbundener, in Walhallas Ruh.

Doch nun versinkt der Sarg unter der dumpf „schollernden“ Erde, — und der eben noch einmal erweckten Lebensfülle und Wiedersehenshoffnung gegenüber starrt nur die erschütternde Vernichtungsmacht des Todes: denn „nimmer gibt das Grab zurück“.

Die tätige Teilnahme an dem Leiden Grammonts, zu der Schiller durch seinen ärztlichen Beruf in den folgenden Wochen gezwungen wurde, hatte wenigstens das Gute, ihn aus dumpfem Brüten emporzureißen. Denn der Zustand des gemütskranken Kameraden verlangte unausgesetzte Wachsamkeit. Mit welcher Hingebung, Klugheit und Geduld Schiller den Kranken zu behandeln und zu beruhigen wußte, dafür haben wir die unmittelbaren Zeugnisse noch in acht Tagesrapporten des jungen Arztes. Er konnte mit dem körperlich und seelisch Leidenden um so tiefer empfinden, als er bei Grammont seine eigene Sehnsucht nach Erlösung aus den Mauern der Akademie in krankhafter Steigerung wieder fand. Lieber Tagelöhner oder Bettler sein als Akademist, — in solchen Klagen des Verstörten, in seinem Seufzen nach Natur und Freiheit klangen dem Dichter der Räuber die eigenen Herzensrufe verzweifelter Stunden entgegen. Da Schiller nun, um das Vertrauen Grammonts zu gewinnen, scheinbar auf seine Ideen einging, zog er sich vom Intendanten den ungerechten Vorwurf heimlicher Begünstigung der Befreiungsgedanken des Gemütsleidenden zu. Dagegen verwahrte sich Schiller geschickt und freimütig. Übrigens ist Grammont in der Tat erst gesund geworden, als man ihn freigegeben hatte.

Solche Beobachtungen seelischer Zustände und Vorgänge kamen natürlich Schillers Forschungen über den Zusammenhang zwischen Körper und Seele und mittelbar auch seinem poetischen Schaffen zugute. Soviel es seine Zeit erlaubte, suchte er noch im letzten Jahre aus literarischen und geschichtlichen Vorlesungen Nutzen zu ziehen. So hörte er bei Professor Nast Vorträge über griechische Literatur, bei Professor Drück, einem Marbacher, dem er auch Anregungen zur Plutarch-Lektüre verdankte, Vorträge über ältere Geschichte und Vergil. Infolge davon unternahm Schiller im Jahre 1780 die Übersetzung eines kleinen Bruchstücks des ersten Buchs der Äneis im Versmaß des Originals. Sie erschien unter dem Titel: Sturm auf dem Tyrrhener Meer in Haugs Schwäbischem Magazin und berechtigte durch ihre Freiheiten und

die absichtliche Steigerung der kraftvollen und pathetischen Elemente den Herausgeber zu dem Ausruf: „Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!“ Im ganzen ist der Versuch, wie schon Haug bemerkte, „nicht übel geraten“.

So rückte unter mancherlei Beschäftigungen und wechselnden Gemütsstimmungen die Zeit der letzten Prüfung heran. Schiller legte diesmal zwei Arbeiten vor. Die erste, eine rein medizinische Abhandlung: De discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum (Über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber) konnte bei aller „löblichen Einsicht“ des Verfassers und trotz seiner geschickten Benutzung der ihm zugänglichen Lehren und Erfahrungen wegen ihrer Lückenhaftigkeit zum Druck nicht empfohlen werden. Mehr Glück dagegen hatte der Kandidat mit der zweiten, deutschen, wieder auf dem Grenzgebiet der Physiologie und Psychologie sich bewegenden Abhandlung: Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

Die Harmonie der Heilwissenschaft mit der Philosophie und die Möglichkeit, durch die Verbindung beider zu einer gesetzmäßigen Erkenntnis des Menschen vorzudringen, das war es, was Schiller immer wieder von neuem an der Medizin anzog. Schon die Wahl des Themas bekundet dies, und die der Abhandlung vorausgeschickte Widmung an den Herzog sagt es ausdrücklich: nicht die praktische Heilkunde, die vielleicht vor dem Krankenbette Wunder tut, schätzt er so sehr wie die Erhebung der hippokratischen Kunst „aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre“. Dem geheimnisvollen Dunkel letzter Probleme geht der durch seinen früheren Versuch gewitzigte Mediziner aus dem Wege. Dort hat er die Art und Möglichkeit der Verbindung von Materie und Seele erst zu ergründen gesucht; hier wird, bescheidener im Ziel, klarer und sicherer in der Ausführung, der als Tatsache angenommene Zusammenhang in seinen Folgeerscheinungen untersucht und auf seinen Wert für die Vollkommenheit des Geistes geprüft. Wiederum gründet sich die Arbeit

auf die bekannten moralisch-ästhetischen Lehren und das physiologische Wissen der Zeit, aber der junge Psychologe kann diesmal eine Fülle von Gedanken aus eigener Erfahrung beisteuern und seine Behauptungen weit besser stützen. Und weil die Untersuchung nun auf festerem Boden sich bewegt, gewinnt die Darstellung an Übersichtlichkeit und Bestimmtheit: die Sicherheit des Vortrags und die klare Ordnung der Gedanken läßt auf eine größere innere Reife und vertiefte Denkweise des Verfassers zurückschließen.

Zu zwei einander entgegengesetzten Ansichten nimmt Schiller gleich in der Einleitung Stellung: zwischen den Spiritualisten, denen der Leib nur ein Kerker des Geistes ist, und den Materialisten, die allein im leiblichen Wohl Ziel und Zweck des Lebens sehen, will er „die Mittellinie der Wahrheit“ einhalten. Da jedoch jenes die Geisteskraft überschätzende System im ganzen mehr Glauben und Anhänger findet als das andere „Extrem“, so hält es unser Philosoph für angemessen, diesmal mehr die eiserne Notwendigkeit als die Freiheit zu betonen, die Rechte der Sinnlichkeit und den großen Einfluß der „tierischen“ Empfindungen auf das Geistige in ein helleres Licht zu setzen.

Demgemäß geht die Betrachtung nach zwei Hauptrichtungen: zuerst wird der „physische Zusammenhang“, die Abhängigkeit des Geistes von den tierischen Empfindungen und Begierden, untersucht; dann erst werden die Wirkungen der Triebe auf die Entwicklung des menschlichen Geistes im „philosophischen Zusammenhang“ erörtert.

Die Bestimmung des Menschen kennen wir: sie liegt „in der Übung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans“. Aber diese Tätigkeit der menschlichen Seele, und damit auch ihr Streben nach Vollkommenheit, ist an die Tätigkeit des Körpers, der Materie, gebunden. Die tierischen Empfindungen sind zur Erhaltung des Körpers notwendig, sie befestigen auch die Tätigkeit des Geistes. Deshalb ist dieser gezwungen, um seiner Selbsterhaltung willen auch auf das Wohlbefinden des Körpers zu achten, ihn wider schädliche Einflüsse von außen zu schützen. Indem die Seele sich

des Wohl- und Übelstandes ihrer körperlichen Organe durch die Empfindungen der Lust und Unlust unmittelbar bewußt wird, wird sie in das Interesse des Körpers verflochten. Diese Empfindungen sind dem Menschen durch die unaufhaltsame und unwiderstehliche Macht blinder Naturnotwendigkeit aufgedrungen, keine Überlegung und keine Denkkraft kann sie auflösen oder beseitigen. Selbst „der hartnäckigste Stoiker, der am Steinschmerzen darniederliegt, wird sich niemalen rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben", wenn er auch durch die Macht seiner Philosophie die Kraft des Schmerzes teilt und schwächt oder gar in eine geistige Lust verwandelt. Auch Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, leidet nicht geringeren Schmerz als der weichste Wollüstling, wenn auch der Gedanke an die Bewunderung Roms seine Seele über die Gewalt des tierischen Schmerzes triumphieren läßt. Dieser Notwendigkeit liegt die weiseste Absicht des Schöpfers zu Grunde: sie gilt der Erhaltung der „Maschine". Denn ohne die unausgesetzte Nötigung zur Abwehr von „physischen" Übelständen und zur Befriedigung von „tierischen" Bedürfnissen würde der Geist, „wenn er einmal in den Geheimnissen einer höheren Wollust eingeweiht worden ist, mit Verachtung auf die Bewegungen seines Gefährten herabsehen", und der Mensch vergessen, daß er doch nur „das unselige Mittelding von Vieh und Engel" ist. ... Gegenüber dem Einwurf der Moral, daß diese sklavische Verstrickung mit dem niedrigen Gefährten den Geist von seinem hohen Urbild entfernen und „in sinnliche Verworrenheit" stürze, verweist Schiller auf den zweiten, philosophischen Teil seiner Arbeit: aus anscheinender Verwirrung und Planlosigkeit werde für die tiefere Betrachtung Harmonie und Schönheit hervorgehen.

Die Natur des Geistes selbst fordert mit Notwendigkeit die tierischen Triebe: sie erst wecken und entwickeln die geistigen Kräfte, erst die tierische Empfindung setzt „das innere Uhrwerk des Geistes" in Gang. Sein Saitenspiel ertönt erst, wenn der Schmerz, die Empfindung anschlägt. Aufgabe des Geistes kann es daher nicht sein, die sinnlichen Triebe auszurotten; er soll sie vielmehr sich

dienstbar und zur sicheren Grundlage seiner stetig fortschreitenden Entwicklung machen. Wie aber aus tierischen Trieben allmählich sich geistige Handlungen gebildet haben und diese, anfangs nur Mittel zum Zweck der Befriedigung physischer Bedürfnisse, sich Selbstzweck geworden, wie aus niedrigen Verrichtungen die Werke der künstlerischen, wissenschaftlichen und politisch-sozialen Kultur entstanden sind, das muß die Geschichte des Einzelmenschen wie die des Menschengeschlechtes uns bezeugen. „Der Mensch mußte Tier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war; er mußte im Staube kriechen, eh er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Tätigkeit, Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit." Das Thema der „Künstler", die Grundgedanken seiner späteren kulturgeschichtlichen Betrachtungen und Gedichte hat Schiller in den Ausführungen über den Werdegang des Menschen zum Teil schon vorweggenommen. Mit der Annahme einer nach vorwärts weisenden, selbst durch Verirrungen geförderten Entwicklung aber ist er über die Forderung Rousseaus, das Ideal in einem glücklichen Urzustande zu suchen, theoretisch bereits hinausgeschritten.

Die wechselseitige Abhängigkeit der beiden Naturen zeigt sich aber ferner auch in ihrer gesetzmäßigen Zusammenstimmung: sie sind so eng ineinander verschlungen, daß ihre Empfindungen, Zustände und Tätigkeiten sich gegenseitig begleiten und beeinflussen. „Geistige Lust hat jederzeit eine tierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine tierische Unlust zur Begleiterin. Geistiges Vergnügen befördert, geistiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maschine. Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maschine träger." Natürlich sind umgekehrt auch die Stimmungen des Geistes von denen des Körpers abhängig. Von hier aus erkennt er auch den gesetzmäßigen Einfluß, den Land und Klima auf die Bildung der Völker haben müssen, und kommt zum ersten Male auf den Gegensatz zwischen „dem feinen griechischen Himmel" eines Homer, eines Plato und Phidias und den „wilden, stürmischen Zonen" des Nordens zu sprechen. Um ein Volk aufzuklären, muß man dem-

nach „seinen Himmel verfeinern". Durch eine Fülle von Beispielen aus der dichterischen Literatur weiß der Kandidat der Medizin diese „Fundamentalgesetze" zu erhärten und zu erläutern. Wie das Studium der Medizin ihm nur das Geheimnis des Menschen erschließen und als Vorschule zur Dichtkunst, der angewandten Seelenkenntnis, dienen soll, so betrachtet er die Werke der Dichter als Fundgruben psychologischer Aufschlüsse. Wie dauernder Seelenschmerz, schleichender Zorn und Gewissensangst abzehrend und zerrüttend auf die körperlichen Organe wirken, müssen uns Shakespearesche Gestalten, der hagere Cassius, Richard III. und Lady Macbeth bezeugen. Der sterbende Winchester aus Shakespeares Heinrich VI., der aufheult in wütender Verzweiflung, veranschaulicht die furchtbare Wirkung todkündigender Krankheit auf die verbrecherische Seele; Addisons sterbender Cato dagegen die unverwüstliche Heiterkeit der über Not und Tod erhabenen Philosophenseele. Aus Goethes Götz erscheint Bruder Martin, um die wundertätigen Wirkungen maßvollen Weingenusses zu bestätigen, und selbst ein unbekannter englischer Dichter Krake muß aus einer tragedy Life of Moor eine ganze Szene als anschauliches Beweisstück hergeben. Wer ahnte, daß der Dichter der Räuber sich selbst hinter diesem Namen versteckte? Uns jedenfalls gibt dieser Zusammenhang einen Schlüssel zur Erklärung der Charaktere und Pläne Franz Moors und Spiegelbergs: wir sehen, wie jener auf den Gedanken kam, dem Leibe des Vaters durch die Seele beikommen zu wollen, und woher der schlaue Banditenwerber den „Kunstgriff" hatte, mit dem man Kameraden fängt: „Du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst." Auch für andere Stellen seiner Schrift entlehnt Schiller seinen Lieblingsdichtern die Darstellung erhellende und belebende Aussprüche: Haller, Klopstock und Gerstenberg, die Bibel, Vergil und Ovid werden bald hier, bald dort angeführt.

Charakteristisch für den jungen Dramatiker und Menschenbildner und grundlegend für spätere ästhetische Anschauungen, besonders in der Schrift über Anmut und Würde, ist auch der Ab-

schnitt von der Physiognomik der Empfindungen, worin er dem Einfluß der edelsten und häßlichsten Erregungen der Seele auf die Gesichtsbildung und Körperhaltung nachspürt. Die Affekte verleiblichen sich in körperlichen Gebärden; jede Leidenschaft hat ihre spezifische Äußerung, ihren eigentümlichen Dialekt in der Gebärdensprache. Die „zur Fertigkeit gewordenen", sich wiederholenden Affekte gehen in dauernden Charakter über und graben dem Antlitz des Menschen feste, bleibende Züge ein: diese aus dem „Consensus" der beiden Naturen entstandene Physiognomie ist sein „zweites Gesicht" im Gegensatz zu dem angeborenen; sie ist der Ausdruck der erworbenen Eigenschaften und Leidenschaften, nicht der Anlagen. In diesem Sinne gibt Schiller zu, daß sich der Geist den Körper baut. „Eine untätige und schwache Seele, die niemals in Leidenschaft überwallt, hat gar keine Physiognomie, wenn nicht eben der Mangel derselben die Physiognomie der Simpel ist." Eine solche Seele kann der junge Tragiker, welcher erhabene Verbrecher vor das Tribunal der Dichtung ruft, nur bedauern.

Die Leidenschaften eher als die ursprünglichen Anlagen mag man aus dem Gesichtsausdruck eines Menschen erkennen; aber an eine Bestimmung einzelner Eigenschaften aus einzelnen organischen Teilen, z. B. der Gestalt und Größe der Nase und der Ohren, der Farbe der Haare u. dgl., will der junge Mediziner nicht recht glauben, „wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte".

Von dem vorübergehenden und gänzlichen Nachlassen der physischen Kräfte, von Schlaf und Tod, handelt der letzte Abschnitt. Im Schlaf wird der Verbrauch der Kräfte jedesmal wieder ersetzt; aber im Laufe der Zeit überwiegt der Kräfteverlust den so gewonnenen Ersatz; zuletzt erfolgt völlige Erschöpfung, die Trennung der beiden Naturen: der Tod. Er entwickelt sich aus dem Leben wie aus seinem Keime. „Die Materie zerfährt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in anderen Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in anderen Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von anderen Seiten zu be-

schauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre ... vollkommener hätte verlassen können, aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser." So schließt die medizinische Dissertation mit einem theosophischen Ausblick auf die Möglichkeit einer Wiederkunft, einer Seelenwanderung.

Über diese Arbeit hatten nicht nur die medizinischen Lehrer, sondern auch der Philosoph Abel zu urteilen. Sie erschien beiden Teilen trotz mancher Beanstandungen des Druckes würdig, falls nur die nötigen Veränderungen vorgenommen würden. Die Mediziner stoßen sich an einzelnen gewagten Schlüssen und Behauptungen, ihrer Nüchternheit mißfällt der fortreißende Schwung des an glänzenden Bildern reichen Stils; aber sie sind einig darüber, daß der Verfasser „ein so schweres Thema mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benützt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat". Dagegen stimmen sie mit Abel überein, daß der Verfasser wider die Meinung der Spiritualisten zuviel eingenommen sei.

Uns sagt die medizinisch-philosophische Dissertation etwas mehr! Sie verrät uns die Vielseitigkeit der Interessen und die Mannigfaltigkeit der Anregungen, die Schiller in der Akademie empfangen hat. Sie bezeichnet uns, zusammen mit den anderen Jugendarbeiten, nicht nur die Wege, auf denen Schillers jugendliches Denken schritt, und die Richtung seiner geistigen Neigungen: wir sehen darin auch schon die Keime aufsprossen, aus denen noch manche dichterische Blüte und später die reifen Früchte seiner philosophischen Kunst- und Lebensansichten sich entwickeln sollten. Wir erkennen in der einseitigen Betonung der Bedeutung der Materie eine gesunde Gegenwirkung des Studiums der Medizin gegen seine von Haus aus dem Ideellen und Geistigen ausschließlich zugewandte Natur. Daß er die Rechte des Geistes jemals unterschätzen werde, das ließ Schillers innerste Anlage nicht befürchten. Wäre er durch die schwäbischen Klosterschulen und das Stift gegangen, so hätte

ihr einseitig humanistisch-theologischer Lehrbetrieb und die Auferziehung in übersinnlicher Rechtgläubigkeit diesen idealistischen Hang zum Überfliegen der wirklichen Welt wohl nur verstärkt. Da gewinnen seine physiologischen Studien eine besondere, kräftig nachwirkende Bedeutung für den Dichter und Denker: ihnen vor allem verdankt er die wichtige Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang des Natürlichen und Geistigen, des Sinnlichen und Vernünftigen, eine Einsicht, die auch seinem künstlerischen Bedürfnis nach Harmonie entgegenkam. Dem allzu willig von der Erde wegstrebenden Geiste war durch die Erkenntnis des „Rechtes der Sinnlichkeit" die Pflicht auferlegt, dieses Recht zu achten und zu wahren, in einer ebenmäßigen Entwicklung aller Triebe und Kräfte des Menschen das Ideal vollen Menschentums zu erblicken. Auf den durch die Sinne erschlossenen Weg zum Ideal hat er auch später immer wieder hingewiesen und höchste Sittlichkeit nur da erkannt, wo auch die Sinnlichkeit in ihrem Dienste ist, eine freudige Helferin, nicht eine um ihre Rechte betrogene und unterdrückte Sklavin.

Schillers erste gedruckte Schrift erschien im Herbst 1780 bei dem Hof- und Kanzleibuchdrucker Christoph Friedrich Cotta zu Stuttgart. Nun waren nur noch die mündlichen Prüfungen und das Stiftungsfest zu überstehen, zum letzten Male eine der stets von Tugendphrasen triefenden Ansprachen des redelustigen Herzogs anzuhören. Schiller hatte, wie es scheint, nur bei einer medizinischen, lateinisch gehaltenen Disputation gegen einen Professor zu opponieren. Hierbei war es, wo ein junger Stuttgarter Musiker, Andreas Streicher, den ihm bis dahin unbekannten Dichter zum ersten Male sah und sofort einen so „unauslöschlichen Eindruck" von ihm empfing, daß er noch achtundvierzig Jahre später seine Erscheinung zu schildern vermochte: „die rötlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne

hervorleuchtete", fielen ihm auf. Als Streicher nach der Prüfung von der Galerie des Speisesaals der Abendtafel der Zöglinge zuschaute, sah er, wie der Herzog mit demselben Jüngling „auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponierte".

Dies war der letzte Abend in der Akademie; am folgenden Tage, am 15. Dezember 1780, wurde Friedrich Schiller, zur Ausübung medizinischer Praxis befähigt, entlassen. Nun mußte sich zeigen, was er von der Gunst seines Herrn zu erwarten hatte.

6. Regimentsmedikus.

Verheißungsvoll hatte der Tag der Freiheit dem Zögling des Herzogs in seinen trübsten Stunden oft vorangeleuchtet. Nun war er gekommen, und sofort zerrann das lockende Traumbild. Die Stelle eines Regimentsmedikus mit Feldschersuniform, ohne Offiziersrang, dazu ein kümmerlicher Monatsgehalt von achtzehn Gulden, das war alles, was die Gnade Herzog Karls seiner „Kreatur" gewährte. So schlecht hatte es keiner seiner Kameraden getroffen. Und mit der bitteren Enttäuschung verband sich herbe Demütigung! Beim Grenadier-Regiment von Augé sollte Schiller hinfort seine Kunst üben. „Er kommt zu Augé" war bei den spottlustigen Schwaben eine sprichwörtliche Redensart geworden. Denn was an bresthaften, dienstuntauglichen Gesellen in der verwahrlosten „Armee" des seiner früheren Soldatenspielerei überdrüssig gewordenen Herzogs nur aufzutreiben war, das „kam zu Augé", das wurde in diesem Regiment aufs Gnadenbrot gesetzt. In schäbigen, zerflickten Uniformen schlichen diese Jammergestalten, gelegentlich auch bettelnd, durch die Straßen der Residenz. Seinen Sohn als „Doktor" dieser armen Teufel mit einem wahren Bettelgehalte angestellt zu sehen, das war auch für den besorgten Vater Schiller eine schwere Enttäuschung. Das also war die „sehr gute Versorgung", die der Herzog in sichere Aussicht gestellt hatte! Dazu war der Sohn von seiner ursprünglichen Bestimmung weggelockt, dazu dem herzoglichen Dienst mit Leib und Seele verschrieben worden! Ohne Lateinschule und langjähriges akademisches

Studium hatte es der Vater selbst einst zum Feldscher gebracht, und das mit einem weit höheren Gehalt und in freierer Stellung.

Doch der lebenskluge Hauptmann suchte sich in das Unabwendbare zu schicken. Blieb doch die Aussicht, daß der Sohn durch Privatpraxis sich genügenden Erwerb schaffen und so seiner Familie nicht weiter zur Last fallen werde. Deshalb wies Kaspar Schiller in einer Eingabe vom 17. Dezember, worin er pflichtschuldig seinen untertänigsten Dank für die „allergnädigste Placierung“ seines Sohnes aussprach, ausdrücklich darauf hin, daß er in der ersten Freude über dessen Glück die Anschaffung „zweier anständigen ganzen (bürgerlichen) Kleidungen“ veranlaßt habe; nach der Parade habe er aber erfahren, daß sein Sohn die Feldschersuniform tragen solle. Damit jedoch der Aufwand von 120 Gulden für die Zivilkleider nicht umsonst gemacht sei, so bitte er, daß sein Sohn „bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Stadt oder auf dem Lande“, „außer seiner Verrichtungen beim Regiment“ diese Kleider anziehen dürfe. Der schroff ablehnende Bescheid des Herzogs lautete: „Sein Sohn soll Uniform tragen.“

Damit war der junge Arzt ausschließlich auf seinen höchst einseitigen Dienst angewiesen; nicht einmal die Stadt verlassen durfte er ohne die ausdrückliche Erlaubnis seines Regimentschefs. Vielfältige Erfahrungen zu sammeln war ihm durch das Verbot der Privatpraxis benommen. Das waren unerfreuliche Anfänge eines neuen Lebensabschnitts; selbst die ersten Tage der Freiheit im Zusammensein mit den Seinen konnten dem Enttäuschten „kein frohes Lächeln abgewinnen“.

So hatte Fritz Schiller gegen den alten Druck nur neuen Zwang eingetauscht, gegen die enge Jacke des Eleven den unbequemen Rock des Regimentsdoktors. Das war also die ganze, so heiß ersehnte Wandlung! Nur die Farbe der Uniform hatte gewechselt: früher stahlblau, jetzt dunkelblau. Und gerade die Feldschersuniform war ausgesucht „steif und abgeschmackt“. Wunderlich genug nahm sich die hohe, hagere, wenn auch ebenmäßig gebaute Gestalt des jungen Dichters darin aus. Sein schmaler Leib mit

der zwischen breiten Schultern sich wölbenden Brust und den langen Armen stak eingepreßt in dem nach altpreußischem Muster frackartig zugeschnittenen Rock, der lange, etwas starke Hals in einer schmalen Roßhaarbinde; die Beine waren in knappe, weiß angestrichene Hosen und weiße, meist mit Schuhwichse befleckte Gamaschen gezwängt; der diesen letzteren unterlegte Filz gab den Unterschenkeln einen unförmlichen Umfang. Nicht fehlen durften natürlich die drei steifen, vergipsten Lockenrollen auf jeder Seite und der lange, dicke Zopf. Über all dem schwebte auf dem buschigen, goldroten Haupthaar, über der breiten Stirne, ein kleiner, spitzer, blecherner „Militärhut". Dieser ganze steife „Apparat" stand zu der „Idee von Schiller", wie seine Freunde fanden, zu seiner stolzen und großartigen Haltung, seinem kühnen geistigen Wesen in einem so komischen Gegensatz, daß jenen zum Lachen und Necken der Stoff nie ausging, was Schiller gewiß stets mit gutem Humor zu ertragen wußte. Aber daß er die „unpoetische" Uniform überhaupt und besonders den Degen ohne die Offiziersquaste tragen mußte, dies „sah er als ein Abzeichen an, das ihn unabläßig an die Subordination erinnern sollte". Schon wenige Wochen nach seiner Anstellung schrieb er voll Unmut an Elwert, der damals in Straßburg studierte, „seine Knochen haben ihm im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen".

Der Regimentsmedikus hatte allmorgentlich die Kaserne und das Lazarett zu besuchen. Nach der Vorschrift des Herzogs sollte er sich in wichtigen Fällen an seinen Vorgesetzten, den Leibmedikus Johann Friedrich Elwert, den Vater seines früheren Mitzöglings, halten. Schiller widmete sich anfangs seinem Dienst mit gewohntem Pflichteifer und kühnem Selbstvertrauen. Auch in der Behandlung der alten Grenadiere ging er gern seinen eigenen Weg und scheute vor gelegentlichen Gewaltkuren nicht zurück, durch welche er einmal mehrern Typhuskranken das Leben gerettet haben soll. Aber nicht immer erwies sich seine Vorliebe für stärkere Portionen und dickflüssige Mixturen glücklich. Zudem versäumte er es, dem Vorgesetzten die befohlenen Rapporte abzustatten, so daß dieser bei einer

Nachfrage des Herzogs in peinliche Verlegenheit kam. Der pünktliche Leibmedikus hielt deshalb, um allen Unannehmlichkeiten auszuweichen, den Schiller unterstellten Feldscherer zum Rapport an; stillschweigend änderte er dann selber das Nötige ab, ohne dem allzu selbständigen Regimentsmedikus je deshalb einen Verweis zu erteilen. Indes zu Mißhelligkeiten führte dies Verfahren doch, und Schiller empfand die stete Überwachung bald als eine gewisse Verleidung seines ohnehin nicht anregenden Handwerks.

Tag für Tag mußte der Regimentsmedikus nach seinen Krankenbesuchen bei der Wachtparade erscheinen, um auch dem General über den Gesundheitszustand der gebrechlichen Grenadiere Rapport zu erstatten. Auf dem Paradeplatz war es gewesen, wo Schiller gleich am Tage seiner Einführung den einst so geliebten Scharffenstein wiedersah. Früher bereits hatte der Infanterieleutnant, welchem „bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen" seiner neuen Existenz das Herz leer geblieben war, dem schwer verkannten Genossen seiner reinen Jugendtage brieflich Versöhnung angeboten, und dieser hatte die hingestreckte Hand nicht zurückgewiesen. Nun aber sah sich der Leutnant beim ersten Wiedersehen zu seinem Schmerze durch das unleidliche „Dekorum" gehindert, „den lang Entbehrten zu umfassen". Bald jedoch schlossen sich die Freunde aufs neue einander an, aber jetzt war Scharffenstein der bewundernde Teil. „Ich staunte," so schrieb er in späteren Zeiten aus treu festgehaltener Erinnerung, „und mein Geist beugte sich vor der imponierenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein . . . war er in der Geschichte, in den theoretischen, philosophischen Wissenschaften professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt fürs Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüts war weniger brausend zwar, aber wahrer, konzentrierter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwicklung und Bildung sehr viel."

Und dieselbe Gewalt übte Schiller auch auf die Herzen der anderen Freunde aus, die sich mit ihm wieder zusammenfanden.

In ihrem geselligen Kreise, in freiem Meinungsaustausch, durfte der Dichter auf Stunden vergessen, daß er in Ketten ging; unter den Freunden durfte er nach dem Recht kraftvoller Jugend den Becher der Lebensfreude auch einmal überschäumen lassen. Da war der witz- und weinfrohe Petersen wieder, seit 1779 als herzoglicher Unterbibliothekar angestellt; mit ihm kam sein gleichfalls auf der Akademie erzogener Amtsgenosse Karl Ludwig Reichenbach, der Sohn eines Regimentsfeldschers. Schon von Ludwigsburg her bestanden freundschaftliche Beziehungen zwischen Schillers Eltern und dem Reichenbachschen Hause. Ludovike, die Schwester des Unterbibliothekars, war mit Christophine Schiller innig befreundet, und so schlossen sich auch die Brüder leicht aneinander an. Mit Hoven, der als Medikus am Militärischen Waisenhause zu Ludwigsburg eine bessere und freiere Stellung gefunden hatte als Schiller, wurden häufig Besuche oder Briefe gewechselt. Auch Dannecker, der als Hofbildhauer die Akademie verlassen hatte, und Zumsteeg, der Hofmusikus, der immer bereit war seine Kunst in den Dienst der Schillerschen Muse zu stellen, gehörten dem Kreise an.

Mit einem anderen Zöglinge der Akademie, dem Leutnant im Gabelenzschen Regimente Franz Joseph Kapf, bezog Schiller etwa einen Monat nach seinem Austritt ein Zimmer im Erdgeschoß eines Hauses am „Kleinen Graben“. Der Hausbesitzer, Professor Haug, hielt im oberen Stockwerk Vorlesungen ab, die unteren Räume waren an die Hauptmannswitwe Luise Vischer vermietet, die einzelne Zimmer weiter abgab. Von Kapf hatte der Eleve Schiller in jenem aufgedrungenen Bericht an den Herzog vom Jahre 1774 ein wenig anziehendes Bild entworfen: das großsprecherische Maulheldentum des Militärzöglings hatte den bescheidenen Knaben abgestoßen. Doch schon auf der Akademie lernten sich beide mit der Zeit näher kennen: auch Kapf befindet sich unter den Vertrauten des Bopserwäldchens. Nun war aus dem renommistischen Eleven ein gewandter, feuriger, nach Abenteuern und Lebensgenuß dürstender Offizier geworden. Beides hat er reichlich gefunden; nach einem stürmischen Leben wurde dem heiß-

blütigen Manne in Batavia im Jahre 1791 ein abenteuerlicher Tod zuteil. Bei den Philistern und Frommen Stuttgarts war der Ruhm des leichtlebigen, wilden Offiziers nicht gerade fein, aber dem jungen Schiller, der von Regel, Zwang und Tugendheuchelei über und über genug hatte, mußte selbst eine so derb-sinnliche Kraftnatur eine Zeitlang imponieren, weil in ihr doch wenigstens Blut, Leben, Mannheit sich regte.

Jedenfalls paßte Kapfs stürmisches Temperament vortrefflich zu dem burschikosen Ton und Treiben des Schillerschen Kreises in dieser ersten Freiheitszeit. Das enge Zimmer am „Kleinen Graben" vereinigte die Freunde oft zu genialischem Tun. In dem von Tabaksqualm und Schnupftabaksgeruch durchzogenem Raum sah es toll genug aus: ein großer Tisch, zwei Bänke, zwei Feldbetten in einem höhlenartigen Alkoven und ein Ofen, der zum Heizen und Kochen dienen mußte, bildeten die Ausstattung; an der nackten Wand hingen allerlei Kleidungsstücke, in einer Ecke lag ein Haufen Kartoffeln und darauf halbzerbrochene Teller und leere Flaschen, in einer anderen fanden nach dem Erscheinen der Räuber ganze Stöße des Buches ihre Unterkunft. Aber man war jung, hier fühlte man sich frei. „Wir waren arm," erzählt Scharffenstein, „und hatten meistens gemeinschaftliche, frugale, aber durch jugendliche gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seines Magazins überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser." Den Aufwärter machte der Furierschütz Kronenbitter, dessen groteske Gestalt und schelmisch-täppische Art ein taugliches Objekt für die Witze der jungen Herren abgaben. „Mein Kerl" nennt ihn Schiller, und als der Tollpatsch wieder einmal eine Verwirrung angerichtet hat, da berichtet er an Hoven: „Denk' doch den Tausendsakerments Streich — ist der Hunds . . . . mein Kerl schuld." Derb und kräftig verkehrten die Freunde auch untereinander, Worte wie „Kerl" und „Bruder" gehörten zum

Geniestil, und wenn der Gefangene vom Hohen-Asperg in einem Briefe Zumsteegs liebkosend als „der alte Sauhund Schubart“ angeführt wird, so begegnet sich in diesem Ausdruck schwäbische Urwüchsigkeit mit dem Kraftstil der Sturm- und Drangzeit.

Der eigentliche Schauplatz des studentischen Treibens, womit die so lange niedergehaltene Jugend für das ewige Einerlei der Akademie sich entschädigte, war das Gasthaus Zum Ochsen in der Hauptstätterstraße. Wenn ein französischer Aventurier, namens Maubert, selbst von dem feinsten Gasthof des damaligen Stuttgart, dem Ritter St. Georg am Kleinen Graben, behauptete, er habe keine Stube, die für einen Pariser Metzger zu gut wäre, so fand die einheimische Jugend die von Bauern und Fuhrleuten vielbesuchte Schildwirtschaft des ehrsamen Herrn Brodhag für ihre Zwecke gerade recht. Dort wurde an brausender Tafelrunde gesungen und gelacht, über zeitbewegende Fragen und persönliche Anliegen gestritten, Bier gekneipt und, wenn der Beutel es erlaubte, auch heimischer Landwein getrunken. Im Sommer schob man Kegel, im Winter wurde dem Kartenspiel, der Manille, gehuldigt. Einmal kommt Schiller zur verabredeten Stunde und wartet vergeblich auf die Spielgenossen. Da macht er ihnen auf einem Zettel, den er hinterläßt, gründlich den Standpunkt klar: „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“ Wie bescheiden übrigens die Ansprüche der Stammgäste des „Ochsen“ waren, das verrät uns eine noch erhaltene Rechnung des Wirtes, worin bei Heller und Pfennig aufgeschrieben ist, was Herr „Doktor Schiller und Herr Bibliotarius Petersinn“ vom 13. Mai bis 19. Juli 1782 schuldig geblieben sind. Schinken, Brot und Salat sind die gewöhnlichen Speisen, eine halbe Maß Wein der übliche Trunk; ausnahmsweise bringt es Schiller auf anderthalb Maß. Und doch war auch dies schon zuviel für seine magere Börse, zuviel auch für die tugendhaftigen Stuttgarter Philister. Sie hielten sich darüber auf, daß der des

Weines ungewohnte junge Mann zwei oder dreimal tüchtig über den Durst getrunken, ja daß er einmal sogar von einem Festessen bei seinem General, wo man ihn nicht ohne Absicht zu raschem Trinken angespornt hatte, in seine Wohnung zurückgebracht werden mußte, — von diesem Tage an stand es fest, „daß er sich zu betrinken pflege“. Das ganze Genietreiben Schillers und seiner Freunde erregte Anstoß: es ließ sich weder mit den Forderungen der „galanten“ Sitte der Leute von „Welt“ noch mit der ängstlichen Moral der in ihre Beschränktheit verliebten Spießbürger Stuttgarts vereinigen.

Und ward nicht, was die Fama über den „sittenlosen“ Lebenswandel des Regimentsmedikus raunte, bestätigt durch das, was die ruhsamen Bürger an dem Dichter zu ihrem größten Ärgernis selbst erlebten? Da war am 16. Januar 1781 ein Stuttgarter Apothekerssohn gestorben. Auch er war aus der medizinischen Abteilung der Akademie hervorgegangen, und die Freunde beauftragten nun Schiller, dem früh verstorbenen Genossen althergebrachter Sitte gemäß das Grablied zu singen. Sein Talent auch für diese Gattung von Poesie hatte der Medikus schon zwei Wochen nach seinem Eintritt ins Regiment durch ein Leichenkarmen auf den ihm von der Solitude her bekannten Hauptmann von Wildmeister bewiesen. Jenem Mitzögling hatte er kaum ein halbes Jahr zuvor den zukunftsgewissen Vers ins Stammbuch geschrieben:

Auf ewig bleibt mit Dir vereint
Der Arzt, der Dichter und der Freund,

nun war ihm dessen Tod eine Mahnung an die Nichtigkeit aller Ewigkeitsschwüre, an die Hinfälligkeit menschlichen Schicksals: ein Sturm widerstreitender Gefühle erschüttert die Seele des Dichters, die in der Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins ergreifenden Ausdruck finden. Nagende Zweifel werden laut gegen die sichersten Trostgründe des Glaubens; Bitterkeit mischt sich in die süßesten Hoffnungen. Wenn der Jüngling, der lebensvolle und lebenswerte, „in dem Mai der Jahre“

dahingerafft wird mit der ganzen Fülle seiner ungenützten Gaben, wo bleibt da die Gerechtigkeit Gottes, auf die des Dichters kindlicher Glaube fest vertraut, wo die Weltenharmonie, von der die Philosophie ihm weise gesprochen hat?

O, ein Mißklang auf der großen Laute!
Weltregierer, ich begreif' es nicht!
Hier — auf den er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!

Liebe zum Leben und bittere Sterbensnotwendigkeit; alle Süße und Anmut des Daseins und finstere Grabesnacht, — diese Gegensätze läßt der Dichter in ihrer ganzen Schärfe und Wucht auf die Leidtragenden wirken. Einen, nur einen herben Trost weiß diese grausame Anschauung der Dinge zu bieten: wenn auch Jugendblüte und Zukunftshoffnungen ins Grab sinken, der Würger Tod kommt doch auch als Freund, als Erlöser vom Weltenelend, von Lüge und Heuchelei:

Aber wohl dir! Köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus!
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus . . . .
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle;
Diesem komisch-tragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder! diesem bosheitsvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

Und so erscheint der eben noch Beklagte schließlich als der Glücklichste, weil er „der langen Torheit Ende" so früh im Sterben gefunden hat. Die Glaubensvorstellungen der Kindheit sind gewichen, der Dichter vermag das Ziel des Lebens

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen

zu erblicken, und doch vertraut er auf eine unzerstörbare, ewige Liebesgemeinschaft der Seelen. So lösen sich die grellen Dissonanzen in einem versöhnlichen Schlußakkord.

Dieses Gedicht wurde auf Kosten der Freunde bei Christoph Gottfried Mäntler gedruckt und bei der Beerdigung verteilt. Ein Leichenkarmen solcher Art war unerhört in der frommen Stadt Stuttgart. Mit Entsetzen vermißte man die wortreiche Salbung, die jenseitssicheren Vertröstungen der herkömmlichen „Leichenalexandriner", in denen die Kasualdichter „bezahlten Schmerz auszutropfen" pflegten. Den Strenggläubigen und den Pharisäern erschien dieser dichtende Regimentsmedikus als ein Aufrührer und Friedensstörer, als ein Frevler an ihren heiligsten und — scheinheiligsten Empfindungen. Und dabei hatte der Zensor die anstößigsten Stellen noch vor dem Druck beseitigen lassen! Der weltunkundige Dichter war über die „Fata" seines „Karmens" überrascht. „Sie sind zum Totlachen," meint er in einem Briefe an Hoven; „Bruder! ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Namen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!"

Stärker als das Gezeter der Philister berührten den brausenden Jüngling die „im weichen Liebeston" vorgebrachten Klagen der Mutter, daß ihr Fritz fern vom Vaterhause Einbuße an seinem Glauben erlitten habe. Am Mutterherzen fand er gleichwohl, wie früher der Knabe in seinen kleinen Nöten, auch jetzt stets Zuflucht und Frieden. So oft es ihm möglich war, wanderte er, allein oder mit Freunden, hinauf auf die Solitude. Dort fanden die jungen Leute, „wenn sie einen guten Tag haben wollten", immer gastliche Aufnahme, wie Scharffenstein erzählt; „denn was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!" Der Mutter standen jetzt schon zwei erwachsene Töchter zur Seite, Christophine, nun dreiundzwanzig Jahre alt, und Luise, im fünfzehnten stehend; jene

gereift an Geist und Gemüt, ruhig und sicher, von religiösen Gefühlen stark bewegt, aber auch für andere, geistige und künstlerische, Interessen empfänglich; die zweite eine mehr hausmütterlich besorgte Natur. In Christophine, der vertrauten Gespielin seiner Kindheit, fand der Jüngling wie früher eine verständnisvolle Freundin. Sie fühlte, was in dem Bruder gärend nach Offenbarung drängte, und wurde so die verschwiegene Mitwisserin und Beraterin seiner Pläne. Ihrer willigen Feder konnte er die sorgfältige Abschrift seiner „wild hingeworfenen“ Dichtungen anvertrauen. .... Zwei jüngere Schwestern, in Ludwigsburg geboren, waren schon im Anfang von Schillers akademischer Zeit gestorben. Dafür eilte dem erwachsenen Bruder, so oft er heimkam, die kleine Nanette entgegen, ein reizendes, vielversprechendes Kind. Für den nahezu sechzigjährigen Vater wäre die Sorge für seine Familie groß genug auch ohne den Zuschuß gewesen, den er dem schlecht besoldeten Regimentsmedikus zu leisten hatte. Der Gedanke, sich irgendeinen sicheren Nebenverdienst zu schaffen, ward denn auch durch jeden neuen Besuch im Vaterhause dem Sohne nahegelegt.

Zeitweiliger Geldnot konnte dieser ja freilich durch gelegentlichen Verkauf eines seiner wenigen Bücher steuern. Petersen, der bei solchen Geschäften geschickt den Vermittler machte, scheint dem Regimentsmedikus auch eine kleine literarische Einnahmequelle erschlossen zu haben. Schiller wurde Mitarbeiter an den wöchentlich zweimal im Mäntlerschen Verlage erscheinenden Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen und versuchte schließlich sogar, für kurze Zeit den Redakteur zu spielen. Ein schwäbischer Zeitungsschreiber hatte damals nur sehr bescheidenen Ansprüchen zu genügen, und so waren denn auch die drei oder vier „politischen“ Zeitungen Stuttgarts nach Schreibweise, Auffassung, Inhalt und Umfang ganz auf ein selbstgenügsames, hausbackenes Lesepublikum zugeschnitten. Auch die „Nachrichten“ hielten's wie herkömmlich, und Schillers laue Teilnahme war nicht dazu geeignet, den Gedankenflug des Blättchens den Himmel stürmen zu lassen. Unter der von überallher zusammengewehten, dürftigen Spreu der

politischen, vermischten und seltenen literarischen Neuigkeiten, der gemeinnützigen und gelehrten Sachen glaubt man hie und da einmal aus einer kleinen Erzählung oder einer Randbemerkung ein Schillersches Weizenkorn zu entdecken; man freut sich, wenn die Zeitung zuweilen gegen Aberglauben kämpft, für großmütige Handlungen eintritt, die Tüchtigkeit des großen Preußenkönigs Friedrich II. anerkennt, die Menschenfreundlichkeit des österreichischen Reformkaisers Joseph II. rühmt und die Freiheit Amerikas gegen ihre englischen Unterdrücker verficht, aber man erstaunt auch, wenn wenige Jahre vor der großen Revolution die treffliche Finanzverwaltung Frankreichs und die Zufriedenheit seines glücklichen Volkes gepriesen wird, genug — für die Charakteristik Schillers ist aus diesem Gemisch wenig Farbe zu entnehmen, zumal da kaum mit Sicherheit festgestellt werden kann, wieweit er für diese Artikel als Verfasser oder Redakteur „verantwortlich" ist. Literarische Bedeutung hatte das Wochenblättchen ohnedies nicht, und für Poesie war in ihm wenig Raum und noch weniger Sinn vorhanden. Nur bei feierlichen Anlässen, hauptsächlich aber zum gelegentlichen Lobpreis Serenissimi, öffnete es dem gereimten Schwulst knechtseliger „Kasualdichter" seine Spalten. Auch Schiller hat als Redakteur einmal, so erzählt Petersen, ein derartiges Poem, die „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten" zum 6. März in die Mäntlersche Zeitung „einrücken" lassen. Erscheint aber schon diese Nachricht aus mehr als einem Grunde höchst zweifelhaft, so liegt glücklicherweise nicht die geringste Nötigung vor, das Schuldkonto des Dichters der Räuber gar mit der Verfasserschaft des versifizierten, schmeichlerischen Phrasenschwalls zu belasten. Übrigens scheint das journalistische Zwischenspiel dem Regimentsmedikus von Verdrießlichkeiten mehr eingetragen zu haben als von dem erhofften Mammon: Auseinandersetzungen und heftige Zusammenstöße mit dem ängstlichen Zensor Volz mußten ihm den undankbaren Nebenberuf verleiden, wahrscheinlich noch, bevor die „Nachrichten" zu Ende des Jahres 1781 ihr Erscheinen gänzlich einstellten.

Während so der Regimentsmedikus seine dienstfreie Zeit nur zum „Nutzen und Vergnügen", gelegentlich auch zum Ärgernis seiner Mitbürger zu verwenden und sonst im Genuß burschikoser Freuden aufzugehen schien, lebte seine Seele, fern vom Alltäglichen, in einer eigenen, selbstgeschaffenen Welt. Das Werk, das seines Dichters Schicksal in mehr als einem Sinne werden sollte, die Räuber, sollte noch einmal überarbeitet und dann dem Druck übergeben werden. Noch einmal wurde die Ausführung des Stückes im einzelnen und ganzen überdacht, auf Spaziergängen der Rat der Freunde Petersen und Abel, seines früheren Professors, angehört und vorurteilslos beachtet. „Manche zu grelle und sittenlose Szene," die ihre Entstehung auf dem Krankenzimmer nicht verleugnen konnte, wurde gemildert oder ganz weggelassen. Das fertige Manuskript wurde dann Petersen noch einmal zu letzter, gründlicher Durchsicht vorgelegt: nicht eine „schale und superfizielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften" erwartete Schiller, sondern eine vollständige „Zergliederung" des Stückes ohne „törichte Schmeicheleien", damit er die Anmerkungen des Freundes auch wirklich nutzen könne.

Darauf sah sich der Dichter nach einem Verleger um. Aber in Stuttgart wollte keiner auch nur die Druckkosten an das Stück wagen. Unverzagt richtete Schiller seine Blicke nach dem „Ausland". In Mannheim, wo sich in den letzten Jahren literarisches Leben entwickelt hatte, sollte Petersen bei Gelegenheit einer Reise in seine pfälzische Heimat und mit Hilfe verwandtschaftlicher Beziehungen einen Verleger zu gewinnen suchen. In einem charakteristischen Briefe legt der Dichter dem Freunde noch einmal eindringlich die Gründe dar, warum das Stück jetzt herauskommen soll und muß: „Der erste und wichtigste Grund ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht, das Geld." Da der Lyriker Stäudlin „für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen" hat, so hofft Schiller mit naiver Zuversicht: „warum sollt ich für mein Trauerspiel, das zwölf bis vierzehn Bogen eng gedruckt geben wird, von einem

Mannheimer nicht ebensoviel, nicht mehr bekommen können?" Seines Erfolges gewiß, spricht er dem redlichen Vermittler gleich seinen Lohn zu: „Was über fünfzig Gulden abfällt, ist Dein." Sein zweiter Grund ist „das Urteil der Welt" kennen zu lernen: es reizt den Dichter zu wissen, was er „für ein Schicksal als Dramatiker zu erwarten habe", und in seiner Welt- und Menschenunkenntnis glaubt er, das von ihm selbst und seinen Freunden „mit vielleicht übertrieben günstigen Augen" angesehene Werk „dem unbestochenen Richter, dem Publikum", zur Entscheidung preisgeben zu sollen. „Ganz echt" erscheint ihm aber erst der dritte Grund, und gerade er enthält die stärkste Selbsttäuschung: um sich später ungehindert seinem Lebensplan, „Professor in der Physiologie und Medizin zu werden," widmen zu können, müsse er jetzt schon „Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödien u. s. w." durch den Druck „wegzuräumen" suchen. Natürlicher aber und durchschlagender als in dieser ziemlich erkünstelten Begründung kommt Schillers ungeduldiger Drang in der urwüchsigen Nachschrift zum Ausdruck: „Höre, Kerl! wenn's reüssiert! Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder drauf schmecken lassen!"

Aber aus Geld und Burgunder wurde nichts: auch in Mannheim fand sich kein Verleger. Doch Jugendmut ist nicht zu beugen: trotzdem sollten die Räuber heraus! „In seines Herzens Ungeduld" entschloß sich Schiller zu dem folgenschweren Schritt, das Drama auf eigene Kosten drucken zu lassen. Da seine Kasse viel zu schlecht bestellt war, mußte er den nötigen Betrag, etwa hundertfünfzig Gulden, auf Bürgschaft eines Freundes hin borgen; damit machte er den bösen Anfang mit jenen Schulden, die ihm in der Folge noch Sorge und Kümmernis genug bereiten sollten. Nun fand sich auch ein Drucker, wahrscheinlich J. B. Metzler in Stuttgart, zu einem Abkommen bereit.

Das ersehnte Ziel war erreicht. Aber noch während der Drucklegung des Dramas betätigte sich Schillers nach immer höherer Vollendung strebender Geist. Kaum hatten die ersten gedruckten Bogen die brennende Ungeduld des jungen Poeten befriedigt, da

erschrak er doch selbst darüber, „wie grell und widerlich sich manches dem Auge darstelle“. Und von außen her wurde er in seiner abfälligen Kritik mancher Szenen bestärkt. „Um zu versuchen, ob er nicht zu einigem Ersatz seiner Auslagen gelangen könne, und um sein Werk auch im Ausland bekannt zu machen,“ sandte Schiller die fertigen Bogen an einen Mannheimer Buchhändler, den Hofkammerrat Schwan, der als einflußreicher Verleger dramatischer Werke und urteilsfähiger Förderer aufstrebender junger Talente bekannt war. Durch Petersen wohl schon auf Schiller aufmerksam gemacht, sandte Schwan diesem die Druckbogen mit allerlei Bemerkungen und Ratschlägen wieder ein. Um diese zu nützen, zog der Dichter, die Kosten nicht scheuend, den fertigen Satz zurück, ersetzte die knappe, ursprüngliche Vorrede durch eine neue, im Ton gemilderte Fassung, worin er den moralischen Gehalt des Dramas eingehender und nachdrücklicher hervorhob, arbeitete den zweiten Bogen völlig um und änderte mancherlei auch an den beiden letzten Bogen.

Glücklicherweise haben sich von den unterdrückten Stücken wenigstens die Vorrede und der zweite Bogen in der ursprünglichen Fassung erhalten. Die Änderungen der wirklich aufgenommenen Teile zeugen von Schillers künstlerischer Selbstzucht. Die schlimmsten Cynismen und wildesten Derbheiten im Dialoge zwischen Karl Moor und Spiegelberg (in der Szene an den Grenzen von Sachsen) sind beseitigt; stehen geblieben ist ja immer noch genug der Art. Ursprünglich wettert Karl noch viel maßloser über „die verfluchte Ungleichheit in der Welt“ und das überflüssige Dasein der Despoten, dem zuliebe „sich Tausende und wieder Tausende unter die Laune eines Magens krümmen“; blasphemisch verherrlicht er den Satan als ein „außerordentliches Genie“, das voll Kraft und Trotz „sich anmaßte, den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern“. „Dieser ist's, über den unsere Waschweiber das Kreuz machen,“ aber der Kraftmensch möchte „lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Katilina, als mit jedem Alltagsesel dort droben zu Tische sitzen“. Und natürlich will auch der Spitzbube

Spiegelberg von dem „Schlaraffenleben" im Himmel nichts wissen: „Dank du Gott, daß der alte Adam den Apfel angebissen hat, sonst wären wir mitsamt unseren Talenten und Geisteskraft auf den Polstern des Müßigganges vermodert." Wichtiger noch als die Milderung oder Beseitigung derber Auswüchse war eine von ästhetisch-dramaturgischen Erwägungen gebotene Änderung. Ursprünglich wurde Karl Moor gleich im Anfang der Handlung zum Mitwisser und Hehler eines von Spiegelberg verübten Diebstahls gemacht. Dieser Zug stand im Widerspruch zu den die Entschlüsse und Handlungen Moors bestimmenden edlen Motiven und vernichtete von vornherein die tragische Sympathie des Lesers oder Zuschauers. In der neuen Fassung ist dieser Mißgriff beseitigt.

Endlich, zur Jubilatemesse, im Mai 1781, war die erste Druckausgabe der Räuber fertiggestellt: mit „unbeschreiblicher Freude" wurden die ersten Exemplare von Schiller und seinen Freunden begrüßt. Der Titel lautete: Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781. Der Name des Verfassers fehlte. Zwei Vignetten von Nielson in Augsburg schmückten das Titelblatt und den Schluß des Buches, jene die Turmszene im vierten Akt, diese das Gespräch zwischen Brutus und Caesar darstellend. Bedeutungsvoll gewählt war der hippokratische Leitspruch: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; quae ferrum non sanat, ignis sanat, Was Arznei nicht heilt, heilt Eisen; was Eisen nicht heilt, heilt Feuer.

So kündete der Sturm sich an. Die Maitage des Jahres 1781 wurden entscheidend für Schillers Leben; aber sie bedeuten auch einen Abschnitt in der deutschen Geistesgeschichte. Mit der Veröffentlichung der Räuber hebt eine Wendung im Schicksal unseres Dichters und in der Geschichte der dramatischen Literatur an.

7. Die Räuber.

Nicht allmählich, sondern plötzlich und mit einem Schlage ist Schillers Name weithin berühmt geworden. Einen ähnlichen Erfolg wie die Räuber hatten noch wenige Jahre zuvor Goethes Götz und Werther errungen, deren Wirkung auf Leben und Dichtung noch durchaus im Wachsen war. In diesen lebensvollen, mit dem warmen Blute eines reichen Dichterherzens erfüllten Gestalten sahen alle, die deutsch und jung waren, alle, die mit der Jugend fühlten, ihr geheimstes Sehnen, ihre besten Hoffnungen, ihre bittersten Schmerzen kühn offenbart. Die Pforten zum Herzen des Volkes waren gesprengt, die Bahn zur Sonnenhöhe des Ruhmes gewiesen. Dahin drängte, um die siegreiche Fahne des Frankfurter Dichterjünglings geschart, mit stürmischem Eifer die begeisterte Dichterjugend. Natur, Kraft, Freiheit, Leidenschaft ward die Losung im Kampfe gegen das Alte; das Wilde, Ungeheuerliche, Maß- und Formlose nur konnte diese leidenschaftlichen Geister entzücken, Gesetz und Regel haßten sie wie Einschränkung und Unterdrückung. In zügellosem Sturme und Drange umwarben die ungestümen Genies die mißverstandene Muse Shakespeares und trieben so gerade die künstlerischen Fehler und Einseitigkeiten des Dramatikers Goethe, ihres erklärten Führers, auf die Spitze. Mit Sorge sah Lessing, der Reformator der deutschen dramatischen Kunst, dem wilden Treiben zu: was er mühsam aus Schutt und Trümmern aufgebaut hatte, das schien die neuerungslustige Jugend leichten Herzens wieder preiszugeben und zu zerstören.

Aber während die Nachahmer noch wetteiferten, den Götz an Regellosigkeit zu übertreffen, seine charaktervolle Kraft ins Maßlose zu verzerren und in tumultuarischem Durcheinander zahlloser Szenen die ungeheuersten Leidenschaften auszumalen; kurz während sie auf dem vermeintlichen Heilswege zur Natur meist nur zu Unnatur und Roheit kamen, war Goethe schon zu tieferer Einsicht fortgeschritten: er hatte, unter dem mäßigenden Einflusse von Lessings Emilia Galotti, in sich abgeschlossene, künstlerisch einheitlich aufgebaute Bühnenstücke, Clavigo und Stella, geschaffen. Indessen, immer noch harrte man des dramatischen Genies, des echten Tragikers, dem der volle Kranz eines deutschen Shakespeare geweiht werden konnte. Straßburg, Frankfurt, Hamburg, Göttingen hatten die Blicke der Kundigen auf sich gelenkt; die rheinische Jugend, selbst Ostpreußen und Livland entsandten Herolde und Wettkämpfer in die Schranken, und nun sollte der dramatische Messias an einer Ecke des Reiches auftauchen, von wo man sich zu allerletzt einen Originalgeist erwartet hätte: im weltverlorenen, vom literarischen Deutschland wie durch eine Mauer geschiedenen schwäbischen Winkel. Die Räuber des unbekannten, einundzwanzigjährigen Regimentsmedikus erschienen, und sofort hatten die Mitlebenden das Gefühl: hier ist trotz Lessing, Goethe und Sturm und Drang etwas Niedagewesenes, Eigenartiges ins Leben getreten! Hier ist dramatische Energie und Wucht, hohes tragisches Pathos, wie sie weder Lessingscher Kunstverstand noch Goethesche Poesie zu bieten vermochten. In der richtigen Ahnung einer neuen Epoche des deutschen Dramas schrieb gleich der erste Rezensent des noch unaufgeführten Schauspiels, Christian Friedrich Timme, in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781: „Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.“

Und doch, daß überhaupt so ungeheure Leidenschaften dargestellt werden, daß ein tragischer Held wie Karl Moor und seine wildtrotzige Schar die Bühne betreten konnten, das hat ihr Schöpfer gewiß auch jenen kecken Pionieren zu verdanken; der Boden, in dem seine Saat gedeihen konnte, war erst von ihrer scharfen Pflug-

schar urbar gemacht worden. Ihre leidenschaftlichen Versuche waren bahnbrechende Vorstöße in dramatisches Neuland. Sie rüttelten die Geister wach und gewöhnten die Zagen an den Anblick des Außerordentlichen; sie sprachen kühnlich neue Ideen aus, entdeckten dankbare dichterische Motive und weckten die Empfänglichkeit für gewaltige Stimmungen. Zu einer ganzen, vollbürtigen, lebendigen Leistung jedoch brachte es keiner von ihnen. Erst Schiller konnte, was sie wollten: mächtige Leidenschaften und gewaltige Gegensätze in dramatischen Gestalten und tragischen Konflikten darstellen und persönliches Leiden mit dem großen Menschenschicksal verflechten.

Es ist bezeichnend, daß der junge Eleve den ersten Anstoß zu seiner Dichtung durch die Erzählung eines echten und rechten „Genies“ empfangen hatte. „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ war sie betitelt, und Schubart, wie wir wissen, ihr Verfasser. Was dieser im Januarstück des Schwäbischen Magazins vom Jahre 1775 von einem Edelmann und seinen zwei ungleichen Söhnen erzählte, war eine Geschichte so recht nach dem Herzen der zeitgenössischen Jugend. Der Erzähler konnte auf inniges Verständnis bei seinen Lesern rechnen, wenn er eine feurige, leichtsinnige Kraftnatur „die Rechte des offenen Herzens“ gegenüber einem heuchlerischen Frömmling und selbstsüchtigen Duckmäuser vertreten ließ. Der lebenslustige Student Karl stürzt sich durch Leichtsinn und Gutherzigkeit in Schulden, der „strenge“ Wilhelm sendet dem oft zu nachsichtigen Vater übertriebene Berichte von den Streichen des älteren Bruders. Schließlich folgt Karl, durch ein unglückliches Duell zur Flucht genötigt, den Fahnen des großen Friedrich und wird in der Schlacht bei Freiberg verwundet. Im Elend des Lazaretts zur Selbstbesinnung gekommen, fleht der reuige Sohn den Vater in einem zärtlichen Brief um Vergebung an. Umsonst! Der schlimme Bruder unterschlägt das Schreiben, und Karl bleibt ohne Antwort. Nach Friedensschluß findet der Heimatlose unerkannt Dienste bei einem Bauern in der Nähe des väterlichen Rittersitzes. Schnell macht er sich durch seine Tüchtigkeit im ganzen Dorfe beliebt. Eines Tages, als der wackere Knecht gerade im Walde

Holz fällt, glückt es ihm, den Vater aus Mörderhänden zu erretten. Drei der verlarvten Mordgesellen tötet er; dem vierten entfährt das Geständnis, daß kein Geringerer als der gestrenge Junker Wilhelm aus Herrschgier den Mord des allzu langlebigen Vaters ins Werk gesetzt habe. Nun will der Alte schier verzweifeln, da er erkennt, daß er eine „scheußliche Furie mit Schlangen umwunden“ liebend an seinem Herzen gehegt, dagegen „den Jüngling mit dem fühlenden Herzen“ in Not und Tod gestoßen habe. Da gibt sich dieser dem Vater zu erkennen und wird die Wonne seines Lebens. Edelmütig, wie er ist, erbittet er sogar Verzeihung und Unterhalt für den schurkischen Wilhelm. Beides wird gewährt, und Wilhelm „wohnt seit der Zeit in einer angesehenen Stadt, wo er und sein Hofmeister das Haupt einer Sekte sind, die man die Sekte der Zeloten heißt“.

Dieses „Geschichtchen“ mit fröhlichem Ausgang gab Schubart ausdrücklich „einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen“. Er selbst hatte das ihm nahe liegende Motiv der ungleichen Brüder verschiedene Male angepackt, war aber bei seinem unstäten Leben und seiner zerfahrenen Art zu schaffen nie zur völligen Ausgestaltung des Stoffes gekommen.

Der achtzehnjährige Schiller fühlte sich als das Genie, das dieses Stoffes Herr werden konnte. Sein mit biblischen Vorstellungen genährtes Gemüt mußte zunächst von dem in der Erzählung liegenden Gleichnis vom verlorenen und reuig wiederkehrenden Sohn angezogen werden. Freund Hoven, der den allzeit stoffhungrigen Dichter auf die Geschichte aufmerksam gemacht hatte, schlug ihm vor, einmal „darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe“. Diese allgemeine Idee entsprach ganz der moralisch-lehrhaften Auffassung der Poesie, von der Schiller sich damals erst frei zu machen begann. Was aber der Jünger Klopstocks billigte, konnte auch der Schüler der Moralphilosophen noch gut heißen, dem betrachtende Versenkung in den unergründlichen Plan der Vorsehung als die Bestimmung des Menschen und als der Weg zu Vollkommenheit

und Glückseligkeit erschien. So legte er denn auf das biblische Motiv, den religiösen Grundgedanken der Führung, anfänglich den Hauptton: sein Stück sollte „der verlorene Sohn“ heißen.

An dieses ursprüngliche Motiv erinnern noch manche Auftritte, Bilder und Vorstellungen der späteren Fassung, und an die biblische Erzählung selbst klingt es an, wenn Spiegelberg (in der ältesten uns überlieferten zweiten Szene des ersten Aktes, die mit dem zweiten Bogen ausgeschaltet wurde) vor einem in der Schenke hängenden Bilde fragt: „Sag doch einmal, was das für Schmiererei ist? Glaub, es soll den verlorenen Sohn vorstellen“, und Moor erwidert: „Ich hab's schon lange drum betrachtet, wenigstens die Schweine würde ich nicht hüten, auch keine Träber fressen“. Und sogar auf jenen ersten Titel griff Schiller noch einmal zurück, als Dalberg dem unheimlich revolutionären Stück einen friedlicheren Anstrich zu geben bemüht war; da schrieb der Dichter: „Hier erscheint endlich der Verlorene Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber.“

Wie aus dem „verlorenen Sohn“ die „Räuber“ wurden, wie das religiöse Moment mehr und mehr von politisch-sozialen Motiven verdrängt wurde, dafür fehlen uns im einzelnen bestimmte Zeugnisse. Aber so viel ist sicher: von vornherein mußte den Dichter mit dem religiösen auch das psychologische Motiv der ungleichen Brüder fesseln, deren entgegengesetzte Anlagen und Neigungen den Keim zu tragischen Willenskonflikten bargen. Schon früher, im Cosmus von Medici,*) hatte er solche Gegensätze zwischen Bruder und Bruder, Vater und Söhnen behandelt und war damit nur dem Beispiel von Klinger und Leisewitz gefolgt, die selber, gerade wie vom Zeitgeist dazu gedrängt, gleichzeitig aber unabhängig von einander dieses Thema aufgegriffen hatten. An schroffen Gegensätzen und unversöhnlichen Widersprüchen war ja das Leben im achtzehnten Jahrhundert besonders reich und forderte durch sein vielgestaltiges Wesen das dramatische, auf Widerstreit gestellte Schaffen gleichsam heraus. Raffinierte Unnatur und überschwengliche Natur-

*) Siehe oben Seite 86.

freude, einengendes Herkommen und schrankenloser Persönlichkeitskult, rohe Genußsucht und erhabene Begeisterung, selbstgenügsames Philistertum und kühnes Drängen nach weltweiten Horizonten, kalte Vernunft und tränenselige Empfindsamkeit, spottlustige Zweifelsucht und mystischer Wunderglaube, brutaler Egoismus und selbstloser Opferwille kreuzten sich allenthalben und stießen oft hart genug aufeinander. Nicht selten mögen diese Gegensätze zu Kampf und Entzweiung innerhalb derselben Familie geführt haben, wie ja auch das Schicksal des alten Moor, nach dem Zeugnis von Schillers Gattin, „einen wahren Grund" hatte; wie auch Schubarts Geschichte „sich mitten unter uns zugetragen hat" und dem Erzähler als Beleg deutscher Kraft und Leidenschaft dient. Deshalb forderte Schubart ausdrücklich, die Szene „auf teutschem Grund und Boden", und nicht etwa, wie üblich, „aus Zaghaftigkeit" in fremdem Lande zu eröffnen. Diese Mahnung traf zündend auf Schillers Instinkt für das dramatisch Wirksame, der sich mit der Richtung seines Geistes auf „der Menschheit große Gegenstände" verband. So ward das Zeitalter selbst mit seinen unversöhnlichen Gegensätzen der Gegenstand seiner Darstellung. Wie konnte er stärkere Wirkungen erzielen, als wenn er den Widerstreit der gesellschaftlichen Neigungen und Bestrebungen in den Gegensatz der ungleichen Brüder zusammendrängte, wenn er die Kontraste der Zeit im tödlichen Konflikte feindlicher Blutsverwandten aufeinanderprallen ließ, wenn er mit den Leidenschaften und der Selbstsucht der Individuen die großen Anliegen der Jugend, des Volkes, der Menschheit verflocht?

Ehe der Stoff zu dieser umfassenden Größe emporwuchs, mußte der Dichter selbst wachsen, sich entwickeln, reifen. Jahre hindurch trug er den Gegenstand in gärender Seele; die einmal aufgegangenen Keime nährten sich von den immer reichlicheren, immer tiefer verstandenen Erfahrungen und Erkenntnissen, Erlebnissen und Stimmungen. So gediehen sie ganz im stillen, selbst während der „großen Pause in der Poeterei". Als der Dichter danach wieder bewußt schaffend zu seinem Stoffe zurückkehrte, da mußte dieser schon mancherlei Umbildung erfahren haben, wie ja

auch das Verhältnis des Dichters zu Gott und Welt sich geändert, sein innerer Gehalt sich aus eigenem Denken und Leben bereichert und geklärt hatte.

Nun gewann jener Gegensatz für ihn lebendige, persönliche Bedeutung, er kam dem erlebten Gehalte seines eigenen Innern entgegen; in Karl und Franz gestalteten sich die in dem Dichter wirkenden Gegensätze und Widersprüche: sein Trieb nach Glückseligkeit und sein unbefriedigter Tatendrang, sein zartes, natürlichen Regungen folgendes Gewissen und sein scharfer, grübelnder Verstand, seine idealistischen Hoffnungen und seine materialistischen Zweifel, die erhabenen Gedanken seiner spekulativen Philosophie und die niederdrückenden Erkenntnisse und Erfahrungen des Mediziners, kurz der Widerstreit einer jungen, aus ihrer Unschuld aufgestörten Seele, die zwischen Ideal und Wirklichkeit, Geist und Natur zum erstenmale die schreckliche Kluft sieht; die ihre Kraft fühlt, aber in ihrem Fluge zum Erhabenen durch das Gemeine, Alltägliche gehemmt wird und ihren Glauben an eine Weltharmonie durch „manchen Mißklang auf der großen Laute“ gestört findet. So durchdrang das innere Schicksal des Jünglings das Werden und Wachsen der Dichtung.

Zu diesem inneren Schicksal trug, wie schon Goethe bemerkt hat, nicht am wenigsten die „jugendliche Ungeduld und der Unwille über einen schweren Erziehungsdruck“ bei. Die innere Auflehnung eines kraftbewußten Selbstgefühls gegen die pedantische, klösterlich-militärische Regel, die Empörung einer angeborenen Freiheitsnatur gegen den Druck und die Gewalt einer einschränkenden, alle Rechte ursprünglicher Begabung mißachtenden Dressur mußten das tragische Pathos des Dichters nähren und als leidenschaftliche Elemente in seine Dichtung einströmen. Je länger und tiefer aber der junge Poet in die wirkliche Welt Einblick gewann, desto schärfer erkannte er, daß sein persönliches Geschick nur ein Stück und eine besondere Form des Leidens der anderen, ein notwendiger Ausfluß desselben unumschränkten Herrscherwillens und derselben gesellschaftlichen Mißstände war, die auf dem Leben all der

Menschen rings um ihn lasteten, und so durfte er der „Privatverbitterung“ seines Helden die allgemeinsten Beziehungen geben, individuelle Erlebnisse und Konflikte zu sozialen steigern.

Diese entscheidenden Einblicke und Erfahrungen wurden Schiller erst recht zuteil, als er aus der Schule ins Leben trat. Nun sah der Regimentsmedikus mit schmerzlicher Deutlichkeit, was der Knabe in Ludwigsburg schon dumpf geahnt, der Zögling der Akademie bestimmter empfunden hatte: daß die Menschheit aus denselben Wunden blutete, die auch ihm das Leben geschlagen hatte und noch schlug. Und keine herzogliche Tugendsophistik, keine tröstliche Glückseligkeitslehre konnten ihn nun über diese Welt des äußeren Prunkes und der inneren Fäulnis noch länger täuschen, ihm die herrschende Ungerechtigkeit, Heuchelei und Verlogenheit mehr ausreden. Je reiner er sein eigenes Wesen, Sehnen und Streben gegenüber dieser Welt des glänzend übertünchten Elends empfand, je herrlicher das ideale Bild gewesen war, das sich seine unschuldig vertrauende Seele von eben dieser Welt gemacht hatte, desto bitterer mußte die Enttäuschung, desto grimmiger die Empörung, desto glühender sein Freiheits- und Gerechtigkeitsdrang zu dichterischem Ausdruck kommen. Und dann noch ein anderes! Wie wenig oder wie viel er sich von dem Tage der Freiheit erhofft haben mochte, — je eigensinniger ihn der herrische Wille seines „Erziehers“ an das schmähliche Joch eines untergeordneten, unfreudigen Berufes band und so das freie Auswirken seiner unmittelbarsten Rechte und Kräfte hinderte, desto stärker mußte er in der aufgedrungenen „Gnade“ eine sein ganzes Sein und Werden für alle Zukunft verhängnisvoll bedrohende Übermacht empfinden. Verknechtet, unlöslich gebunden — für eine Herrennatur ein unerträgliches Gefühl! Wie sollte er an diesen Verhältnissen etwas ändern? Aber in Melancholie und Weltschmerz tatenlos zu versinken, entsprach nicht der willenskräftigen Natur des jungen Schwaben, so oft auch Schwermut und Todessehnsucht sein Gemüt gefangen halten wollten. Schillers ganzer Aktionstrieb, sein persönliches Freiheitsverlangen und sein revolutionärer Drang schlugen zusammen mit seinem Ingrimm und Haß

gegen die heillos verrottete Welt und füllten und weiteten die Formen der längst begonnenen, der letzten Überarbeitung harrenden Dichtung: so ward diese zugleich der Ausdruck persönlich erlebter Tragik und allgemeinen Leidens, eines subjektiv-sittlichen Pathos und eines ethischen Lebensgehaltes der Zeit, ein leidenschaftlicher Ruf nach Erlösung und eine flammende Kriegserklärung gegen die Mißstände in Staat und Gesellschaft. Der Dichter selbst hatte in den brausenden Frühlingstagen des Jahres 1781 das deutliche Gefühl, daß seine Dichtung zugleich auch eine revolutionäre Tat sein werde. In dieser Stimmung hat er zu Scharffenstein geäußert: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß."

Mit dieser ganzen Entwicklung nun war die Dichtung längst über das Motiv des verlorenen Sohnes hinausgewachsen. Der liederliche Student konnte nicht mehr wie Schubarts gutmütiger Karl reuevoll heimkehren, seinen Rücken zu gemeinem Dienste beugen und durch eine brave Tat und schwächliches Verzeihen die Sache zu einem glücklichen Ausgange führen. Auch nicht nach Hovens zahmem Moralrezept vermochte der Dichter-Mediziner, der die tragischen Widersprüche zwischen kraftvollem Lebenswillen und unerbittlichen Lebensverhältnissen als Leidensnotwendigkeiten erkannt hatte, nun noch die Krankheit seines Helden zu heilen. Seine männliche Willensnatur, die sich selber zwischen Widersprüchen und hemmenden Mächten durchzukämpfen hatte, forderte Ausprägung der Kontraste in ihrer ganzen Schärfe, seine tragisch gerichtete Einbildungskraft Austrag der Konflikte bis zur lebenzerstörenden und doch neue, höhere Lebenswerte erzeugenden Endkatastrophe.

Jetzt erst sind die Charaktere der feindlichen Brüder zu ihrer vollen tragischen Größe ausgewachsen, die Gegensätze in ihrer Bedeutung weit über die Interessen und Grenzen der Familie, in der sie sich abspielen, hinausgesteigert: als Repräsentanten der die Zeit bewegenden gegensätzlichen Empfindungen und Bestrebungen treten sie auf den dramatischen Kampfplatz. Kultur und Natur, Aufklärung und Empfindsamkeit, Verstand und Gemüt, Selbstsucht

und Selbstaufopferung, Gewalt und Freiheit, Weltverachtung und Weltverbesserung, Materialismus und Idealismus hat man in Franz und Karl Moor verkörpert sehen wollen, aber diese Gestalten sind zu reich und lebensvoll, als daß man mit einzelnen Schlagworten ihr Wesen treffen könnte. Beide haben aus entgegengesetzten Lebensstimmungen des Dichters ihr Dasein empfangen. So ungleich sie aber auch sind, eines haben diese Söhne des gleichen Vaters, diese Kinder ihrer Zeit doch gemeinsam: Kraft, die Kraft des Willens, sich selbst durchzusetzen als einzelne gegen bestehende Lebensordnungen, in denen sie sich eingeklemmt fühlen. Aber diese Kraft ist wie die Einschätzung der Werte des Lebens bei jedem von ihnen nach entgegengesetzten Zielen gerichtet; ihre Antriebe zum Wollen und Handeln werden durch ihre grundverschiedenen Naturanlagen und Charaktere bestimmt.

Was Franz will, ist weiter nichts, als die rücksichtslose, brutale Befriedigung seines Ichs, und befriedigen kann dieses nur der uneingeschränkte, rohe Sinnengenuß, die Ausübung roher physischer Gewalt. Sein Wahlspruch ist: „Das Recht ist beim Überwältiger, und die Schranken unserer Gewalt sind unsere Gesetze.“ Die Natur hat ihm fast alles versagt, was er zur Erreichung seines selbstischen Zieles bedarf: sie hat ihn, den jüngeren Sohn, enterbt; ihm wie Shakespeares Richard III. eine „Bürde von Häßlichkeit“ aufgeladen; ihm eine lieblose, neidische Seele gegeben und damit dem „trockenen Alltagsmenschen, dem kalten, hölzernen Franz“ auch die Liebe der anderen, sogar seines Vaters, versagt. Darum hat er „große Rechte, mit der Natur zu grollen“, seine Bosheit einen zureichenden Grund. Herr will er sein trotz der Natur! Eins hat ihm diese ja doch gegeben: „Erfindungsgeist“, einen überlegenen, kalt berechnenden Verstand als geschmeidigen Diener seiner Selbstsucht und als Helfer beim Seelenmorde. Vor dem Tribunal dieses Verstandes können Tugend, natürliche Gefühle und sittliche Pflichten nicht bestehen; da gilt nur der leidenschaftlich begehrende Wille, dem eine raffinierte, materialistische Philosophie, eine zynische Betrachtungsweise die Rechtsgründe an die Hand gibt, sich über die

heiligsten, unantastbarsten Ordnungen der Natur und die Einwürfe des Gewissens mit ruchloser Beharrlichkeit hinwegzusetzen. Für eine Weltanschauung, die alles auf blinde Naturtriebe und lächerlichen Zufall zurückführt; für ein Begehren, das nur rohmaterielle Ziele kennt, dem die Liebe nichts weiter als Befriedigung fleischlichen Verlangens ist, kann es auch nur materielle Hindernisse geben. Und so ist es für den Zyniker Franz ein leichtes sophistisches Begriffsspiel, die innigsten und idealsten Beziehungen des Menschen zu Gott, Welt und Familie ihrer sittlichen Würde zu entkleiden, um dann über sie, als über Schranken für Pöbel und Narren, frech hinwegzuschreiten.

Ein Schurke wie Franz wird in der Wirklichkeit zwar selten, doch gewiß nicht unmöglich sein, jedenfalls aber hat der Dichter ihn und sein Schicksal mit kühner Folgerichtigkeit und psychologischem Scharfblick aus den gegebenen Voraussetzungen entwickelt. Dieser Charakter ist, wie Schiller schon in seiner Selbstrezension bemerkt, „so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst“. Freilich, jene Voraussetzungen sind oft gewagt, und die Intrigue, in der sich Franz' Verruchtheit darstellt, „plump und vermessen, abenteuerlich grob und romanhaft“, wie sich der Selbstrezensent klar bewußt ist. So verliert dieser Charakter an künstlerischer Lebenswahrheit, obwohl auch er aus dem Leben gewachsen ist. Der junge Schiller selbst hatte mit den Zweifeln und Sophismen einer nihilistisch-materialistischen Philosophie zu ringen; in dem philosophisch durchgebildeten und folgerichtig nach seiner Weltanschauung handelnden Teufel läßt er sie Gestalt werden, ins Leben eingreifen und Schiffbruch leiden: weil Franz die sittlichen Mächte verkennt, ist er bei aller Feinheit und Spitzfindigkeit des Verstandes ein dummer Teufel, ein betrogener Betrüger, ein sich verrechnender Rechner.

Anders, in schärfstem Gegensatze zu seinem Bruder, ist Karl Moor in diese Welt gestellt. In seiner Gesinnung und seinem Wollen spiegelt sich die andere Seele in des Dichters Brust, sein heldenmütiger Tatendrang und sein erhabener Gedankenflug, seine

männliche Kraft und seine zarte Empfindsamkeit. Wie der Dichter schwärmt sein Held für die Ideale Rousseaus und die Männer Plutarchs, für Natur und Vorzeit, für kraftvolles Handeln in Freiheit und für glückseliges Träumen in idyllischer Einsamkeit. Karls Geist dürstet nach Taten, sein Atem nach Freiheit. Sein feuriges Herz glüht für jede Schönheit und Größe. Aber wo ist für sein schrankenlos ideales Sehnen Raum in dieser nüchternen, kleinmütigen, schalen Welt, in diesem „tintenklecksenden Säkulum", diesem „schlappen Kastratenjahrhundert"? „Die gesamte Natur" findet er „mit abgeschmackten Konventionen" verrammelt, die freie Entfaltung der Persönlichkeit durch „Gesetze" gehemmt. Wo soll seine maßlose Kraft, sein ungezügelter Wille ein Ziel finden in einer Zeit, die den „Adlerflug" nicht duldet? In Heldenzeiten wäre dieser Jüngling ein großer Mann geworden, ein Brutus; die elenden Weltverhältnisse aber drängen diesen ungebundenen Geist auf die Bahn des Irrtums und Verbrechens, er wird ein Catilina. Schon haben seine Sitten, als wir ihn kennen lernen, durch ein lockeres Leben mit leichtfertigen und verderbten Gesellen gelitten, aber der edle Kern seines Wesens ist unversehrt. Wie sehr sich sein aufs Große gerichteter Sinn auch gegen die „Schnürbrust" der Gesetze und den „Schneckengang" des Lebens empört, wie mächtig die Gaukelbilder des Verführers seiner herrisch gestimmten Phantasie schmeicheln, sein weiches Gemüt, sein innig liebendes Herz weisen ihm den Ort, wo er Zuflucht und Trost in seiner mißlichen Lage zu finden hofft: im Schatten seiner väterlichen Haine, in den Armen seiner Amalia lockt ihn „ein edler Vergnügen", als „auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms" emporzusteigen. Doch das Schicksal erspart ihm diese für ihn kaum durchführbare Rolle empfindsamer Resignation. Die „Blutliebe", der er selbst seinen Tatendrang zu opfern bereit ist, übt an ihm Verrat durch die schändliche Handlungsweise des eigenen Bruders.

Damit ist auch das letzte Band zerschnitten, das den Verzweifelnden an die Menschen, „die falsche heuchlerische Krokodil-

brut", knüpft. Nun fällt es wie der Star von seinen Augen: „Was für ein Tor ich war, daß ich ins Käficht zurück wollte!" Der tolle Vorschlag seiner Genossen findet einen Widerhall in seiner Stimmung, löst die Spannung seiner überreizten, widerstreitenden Gefühle auf in den Befreiungsruf: „Mörder! Räuber! Mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füße gerollt!" Der von der Gesellschaft Verstoßene, vom Vater Verfluchte hat nun die Freiheit, seinem Drange nach großen Taten zu genügen: zu handeln als Rächer und Richter der Menschheit.

Mit Seufzen und Klagen über die entartete Welt sich genug sein zu lassen, das entsprach weder des Dichters Art noch der Veranlagung seines Helden. Eben noch hat Moor über die herrschende Ungerechtigkeit und Unnatur vernichtende Worte gesprochen, — nun sieht er sich selbst als ihr Opfer. Wie er, so leiden Tausende unter der bestehenden Ordnung, so leidet die größere Hälfte der Menschheit: wenn er sich selbst hilft, so hilft er den anderen. Auch Goethe hat seinen Götz zum Selbsthelfer in wilder, gesetzloser Zeit gemacht. Aber der wackere Reichsritter fühlt sich und gibt sich als Vertreter der Ordnung gegenüber dem Mißbrauch der Gewalt; er glaubt, gegenüber der Fürstenselbstsucht, der kaiserlichen Autorität zu dienen. Anders Moor: sein Schwert richtet sich gegen die ganze bestehende Ordnung als gegen eine einzige, große Ungerechtigkeit und Unvernunft, eine verderbte, heuchlerische Gesittung. Er bricht mit der Gesellschaft und allen Grundlagen der Kultur; er zieht in die „böhmischen Wälder", um von dort aus der verletzten Menschenwürde zu ihrem Rechte zu verhelfen und den reinen, natürlichen Zustand der Natur mit Gewalt wiederherzustellen. Was Rousseaus grandiose Irrlehre phantasievoll ausgemalt und als sicheres Rettungsmittel gepriesen hatte, das ließ der deutsche Dichter zur Tat werden, indem er seinen Helden und dessen wilde Schar dem „Sirenenlied" von Natur und Erlösung folgen und den Kampf gegen die faule Welt aufnehmen hieß.

Einen Räuberhauptmann zum dramatischen Helden zu machen, mag ja für unser modernes, an polizeilich gesicherten Verhältnissen

geschultes Gefühl stark nach jugendlicher Romantik und lebensunkundiger Phantasterei schmecken. Aber was uns heute als Romantik erscheint, war noch im achtzehnten Jahrhundert eine oft nur zu empfindliche Tatsache. Von Räuberhelden und Räubertaten wußte sich das Volk gerade zu Schillers Zeiten viel zu erzählen. So wurde im Jahre 1771 der Räuberhauptmann Klostermaier hingerichtet, der unter dem Namen „bayrischer Hiesel“ die Phantasie des Volkes lange in Bewegung hielt. Nicht minder berühmt waren der große Bayersepp und der Zigeunerhauptmann Hannikel. Im Jahre des Erscheinens der Räuber ward in Bayern eine fast tausend Mann starke Räuberbande gefangen genommen, und auch im benachbarten Schwabenlande stand das Räuberunwesen zeitweise in reicher Blüte. Unseren Dichter aber hatte sein Lieblingsschriftsteller Plutarch gelehrt, wie überhaupt für große Charaktere, so auch für „erhabene Verbrecher“ sich zu begeistern. Einen Räuber als „majestätischen Sünder“, als irregeleitete Kraft aufzufassen, begünstigte überdies die Stimmung so vieler Zeitgenossen, denen nichts über die Kraft ging, die ein kraftvolles Ungeheuer höher schätzten als einen zahmen Tugendhelden. Zu solcher Betrachtungsweise wurde der Dichter schon von seinem Lehrer Abel angeleitet, der seinem Schüler gerne von Friedrich Schwan, dem Sohn des Sonnenwirts zu Ebersbach, erzählte: er habe das Zeug zu einem Brutus oder Catilina gehabt. Wie das „Sonnenwirtle“ zum „Verbrecher aus verlorener Ehre“ wurde, hat ja Schiller später selbst dargestellt.

Für die „Parole Räuber“ boten sich außerdem noch manche literarische Anregungen dar. Der idealisierte, edle Räuber war schon lange vor Schillers Drama in die Poesie eingezogen. In Robin Hood, dem Helden der englischen Volksballade, hatte Schiller einen Geächteten der Gesellschaft, einen Freund der Unterdrückten und Feind der Gewaltherren kennen gelernt. Und dem Roque Guinart, dem „ehrwürdigen Räuber“ aus dem Don Quixote des Cervantes, verdankt Karl Moor nach Schillers eigenem Bekenntnis „seine Grundzüge“: auch den „großen“ Räuber des spanischen

Dichters hat erlittenes Unrecht zum Banditen gemacht; auch er ist von Natur mitleidig und menschenfreundlich und macht Rache zu seinem Gewerbe, auch er erkennt erst das Vermessene und Verderbliche seines Beginnens, als es zu spät ist.

Abkehr von der einengenden Gesellschaft hatten ja auch die anderen Stürmer und Dränger schon in mancherlei Tonarten gepredigt. Schiller aber hat mit der Rückkehr zur Natur zum ersten Male ernst gemacht, indem er seine Räuber den Naturstaat in den Wäldern wirklich begründen läßt. Und mehr: er hat die Ideen des Sturmes und Dranges mit seinem persönlichen Lebenspathos durchdrungen und gestaltet; er hat vor allem ein aus persönlichem Erleben gewachsenes tragisches Problem ohne Rest dramatisch gelöst, nicht nur wie seine Vorgänger mit Kraftworten um sich geschleudert. Als rechter Jünger der Geniezeit, als Genosse der Lenz und Klinger, die zu shakespearisieren glaubten, wenn sie dramatisierte Geschichten, formlose Lesedramen schufen, meinte auch Schiller nur „einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama“ geschrieben zu haben; aus angelerntem Haß gegen „die allzuengen Palisaden“ der französischen Dramatik wollte er lieber auf das „Bürgerrecht auf dem Schauplatz“ ganz verzichten. Und doch! Ohne die Absicht für die Bühne zu schreiben, ohne das deutsche Theater zu kennen, erfüllt von einer falschen Theorie, hat Schiller gleich mit seinem dramatischen Erstling ein Stück auf die Bühne gestellt, das an tragischem Gehalt und Geist, an dramatischer Energie und Sturmkraft in Handlung und Sprache, und damit auch an echter, nachhaltiger Bühnenwirksamkeit alles in den Schatten stellte, was bis dahin die deutsche Literatur an Bühnenwerken besaß.

Gewiß, das Stück hat seine Mängel und Fehler, und es ist nicht schwer, sie herauszufinden, zumal der Dichter in seiner bewundernswerten Selbstrezension der Kritik das Beste schon vorweggenommen hat. Mit glücklicher Leichtfertigkeit springt der jugendliche Dramatiker über Schwierigkeiten der Motivierung hinweg, und dann ist unserem Geschmacke so manches Wilde, Über-

triebene und Rohe in der sprachlichen Darstellung, so mancher grelle Ausdruck in den zynischen Enthüllungen des eigenen Innern bei Franz zuwider, — aber auch der Selbstrezensent hat schon „durchgängig mehr Anstand und Milderung" gefordert und seinen jugendlichen Hang zu derben Kraftworten mit köstlicher Selbstironie also gekennzeichnet: der Dichter „soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben."

Zimperlich im Ausdruck konnten eben Räuber und Schurken nicht sein, sowenig wie der junge Dichter und seine Stuttgarter Genossen vor Derbheiten Angst hatten. Kraftstrotzende Jugend ist gerne überschwenglich, und auch da, wo sie einmal geschmacklos wird, ist noch Gesundheit, Naturwuchs und Ursprünglichkeit. Schiller aber war nicht nur jung, er war auch Mediziner und Schwabe: durch Fach und Herkunft ward er also nicht eigentlich zur Pflege eines zierlichen Salontons angeregt. Verglichen mit der Sprache der eigentlichen Sturm- und Drang-Dramatiker ist die Schillers maßvoll genug, vor allem individuell und charakteristisch. Und welche hinreißende Gewalt, welche dramatische Schlagkraft besitzt diese Sprache! Sie ist genährt vom Mark der Bibel, erfrischt vom lebendig strömenden Quell der heimischen Mundart, durchweht von einem kräftigen Hauch shakespeareschen Geistes. In einzelnen Monologen und Gesprächen sind mißliche Längen und rhetorische Auswüchse, gewiß, — aber sie verschwinden unbemerkt im hinreißenden dramatischen Strom. Ihrer wesentlichen Aufgabe, das Werden und Wachsen und Reifen des Willens und der Willenskonflikte zu veranschaulichen und das Entstehen der Handlung aus den Charakteren darzustellen, wird diese lebendige, auf alle Tonarten gestimmte, bald kraft- und kunstvoll zur Rede anschwellende, bald knapp und scharf akzentuierende, immer von seelischen Rhythmen bewegte Sprache in erstaunlichem Maße gerecht. Man achte nur

auf die verschiedenen Situationen des Franz: dem Vater, dem Mädchen, dem Helfershelfer, dem Diener, dem Pastor und sich selbst gegenüber — immer schlägt er eine andere Tonart an. Man vergleiche Karls verschiedene Stimmungen vom tragischen Pathos bis zur elegischen Wehmut: diese Sprache kann wettern und donnern und brausen, aber auch männlicher Fassung oder aufgelösten Gefühlen zartester Rührung Ausdruck geben.

Auch in der Charakteristik leistet der junge Dichter Bedeutendes, ihre Fehler und Schwächen hat er selbst mit scharfem Spott gegeißelt. Eine lebensvolle, natürliche Mädchengestalt zu zeichnen, konnte einem Jüngling nicht gelingen, der, ohnedies „mehr zum Heroischen und Starken" geneigt, jahrelang nie zu Frauen in nähere Beziehung gekommen war. „Das Mädchen hat mir zu viel im Klopstock gelesen," damit hat Schiller der Schwärmerin Amalia, die viel duldet und niemals handelt, die aus begrifflichen Elementen konstruiert, nicht aus der Anschauung gewachsen ist, treffend ihr Urteil gesprochen. Nur der empfindsame Grundzug ihres Wesens ist echt und dem Empfinden jener Zeit gemäß. Deshalb konnte ein Kritiker von damals gerade in der schwärmerischen Amalia den „einzig vortrefflichen Charakter des Stückes" finden, während uns diese Seite ihres Wesens eher befremdet, umsomehr als sie diesen Zug bald übertreibt, bald durch wütende Heftigkeit verleugnet.

Auch den Widersprüchen im Wesen des alten Moor ist der Selbstrezensent seinen Spott nicht schuldig geblieben. Was würde er erst zu dem Jammergreis sagen, den seitdem die Schauspielkunst aus ihm gemacht hat! Anders als schwachköpfig und übertrieben gutmütig konnte Schiller den edlen Greis nicht gebrauchen, er hätte denn die Intrigue des Franz bedeutend verfeinern und verwickelter machen müssen. Sein Wesen, wie es ist, bildet eine wichtige Voraussetzung der ganzen Handlung; denn seine verzärtelnde Vorliebe für Karl läßt diesen ungestählt und ungesichert gegen die Kämpfe und Reize des Lebens, erklärt aber auch zum guten Teil die verhängnisvolle Entwicklung des Franz zu Neid

und Bosheit. Und ferner: nur ein hilflos beschränkter Vater konnte das Opfer eines Teufels von Sohn werden.

Meisterhaft gelungen, aus einem Guß sind, wie wir schon sahen, die ungleichen Brüder; mit sicherer Hand sind auch die Nebenfiguren gebildet und in die Handlung gefügt. Vor allem die Gestalten der Räuber! „Jeder hat“, wie der Selbstrezensent sagt, „etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessieren, ohne ihm Abbruch zu tun.“ Einige Namen und Charakterzüge soll Schiller nach Abels Zeugnis aus seinen Umgebungen in der Akademie entlehnt haben. Zu Moor stehen am treuesten der ihm mit Leib und Seele ergebene Roller und der biderbe, unbedingte Schweizer: sie haben seines Geistes gleichsam einen Hauch verspürt, ohne ihn völlig zu begreifen. Das äußerste Widerspiel zum erhabenen Räuber ist Spiegelberg, der Spitzbube aus Passion, die personifizierte Freude am Lumpen- und Luderleben. So viel Gemeinheit wäre unerträglich, wenn sie nicht ihren eigenen Humor hätte: sie muß komisch wirken, weil sie sich selbst so ungemein wichtig vorkommt und vor anderen wichtig tut. Dem Halunken Spiegelberg reihen sich an Schufterle, der gemeine Kerl, und der unsichere Razmann. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen, in allgemeineren Linien gehalten, Grimm und Schwarz. Und nun diese Gestalten zusammen in den großen Räuberszenen, — welche sichere Führung bei bewegtestem Leben und erregendsten Auftritten! In der Herrschaft über die Massen steht Schiller schon hier als Meister da. Keiner seiner Vorgänger verstand es wie er, verschiedene Personen, die gleichzeitig auf die Bühne gestellt sind, in steter, gesteigerter Bewegung zu erhalten und ineinander greifen zu lassen. Welches Geschick, gerade aus diesen Massenszenen entscheidende Momente zugleich der Charakteristik des Räuberlebens und der fortschreitenden Handlung zu gewinnen! Erinnert sei nur an die große Libertinerszene am Schluß des ersten Aktes und die Auftritte vor und nach der Befreiung Rollers in der dritten Szene des zweiten Aktes.

Und nun der dramatische Aufbau des Ganzen, die Führung und Verknüpfung der Handlung und schließlich die tragische Katastrophe. Selbstverständlich strebt der Dichter des „dramatischen Romans“ nicht nach eng gebundener Einheit der Handlung, er gestattet sich Freiheiten in Bezug auf Raum und Zeit und scheut selbst Unwahrscheinlichkeiten nicht. Aber sein dramatischer Instinkt bewahrt ihn auch vor der absoluten Regellosigkeit und Zerfahrenheit seiner unmittelbaren Vorgänger, vor der Verzettelung der Kraft in zerstückelten Momentbildern und zusammenhanglosen Szenen, wie sie der Sturm und Drang in seinen Kindheitstagen zu geben liebte. Schiller, der alles als lebendiges Spiel vor sich sah, baut schon sein Erstlingsdrama in packenden, in sich abgerundeten Szenen und Szenengruppen auf. Jeder der einzelnen Teile steigert die Handlung auf einen Höhepunkt, von hier aus springt die Wirkung rasch und sicher von einem Teile zum anderen, die Aktion sammelt sich zu immer neuen, erhöhten Wirkungen: so drängt alles mit energischer dramatischer Bewegung vorwärts, ein hinreißender Schwung geht durch die ganze Entwicklung.

Mit der meisterhaften Sicherheit des geborenen Dramatikers gibt der Dichter im ersten Akt die Voraussetzungen und zwar in kräftig einsetzender, stetig fortschreitender Handlung. Mit den ersten Worten des Franz schon geht es mitten in die Situation hinein, und nun sehen wir ihn am Verleumdungswerke: die zeitweilige Verstoßung Karls wird beschlossen, der Keim des tragischen Konfliktes ist gelegt, und sofort schlägt er aus. Karl tritt auf mit seinen Genossen, anschaulich enthüllen sich ihre Charaktere und Verhältnisse und erklären das, was kommen muß: mit Notwendigkeit treibt die Intrige des Bruders den leidenschaftlich Verzweifelnden auf die Bahn des Verbrechens und Leidens.

Und weiter sehen wir im zweiten Akt Entschlüsse werden, Taten reifen. Was die Brüder, dem Gesetz ihres Wesens gehorsam, begonnen haben, das müssen sie weiterführen, sich und den anderen zum Leid. Franz muß, um ganz Herr zu werden und

Amalia zu erringen, einen weiteren Schritt tun: eine falsche Todesbotschaft soll den Vater durch Schreck töten und ihm das Mädchen in die Arme treiben. Und sofort macht er sich an die Ausführung seines höllischen Planes. Nun fühlt er sich Herr! Nun kann er den „nackten Franz“ zeigen, den brutalen Gewalthaber.

Dem vollendeten Tyrannen stellt sich in der zweiten Hälfte des Aktes der fertige Revolutionär gegenüber. Karl hat sein Richter- und Rächeramt angetreten. Aber während er Gewalt übt im Dienste eines idealen Gedankens, kann er nicht hindern, daß die anderen aus Gewinnsucht und Freude am Schlechten rauben, morden und brennen. Ja, um seinen Roller zu befreien, muß er selbst furchtbare Greuel verüben lassen. „Roller, du bist teuer bezahlt!“ Eine Ahnung seines Irrtums dämmert ihm zum ersten Male auf! Den Schufterle stößt er ob seiner Schandtaten aus der Bande aus und droht mit einem Blick auf Spiegelberg „fürchterliche Musterung“ an. Vor sich selbst aber gesteht er mit leidvoller Beschämung, daß er der Mann nicht ist, „das Racheschwert des oberen Tribunals zu regieren“, daß er Pygmäen niederwarf, wo er Titanen zerschmettern sollte. Doch jetzt ist keine Zeit zur Besinnung. Denn schon erfolgt der Gegenstoß der überrumpelten Stadt und drängt den Hauptmann weiter auf der beschrittenen Bahn. Will er kein Elender sein, so muß er mit seiner Bande kämpfen auf Leben und Tod. Der Schwung des drangvollen Augenblicks führt ihn wieder auf die Höhe seines stolzen und uneigennützigen Selbstgefühls. Noch einmal darf er in Grimm und Verachtung dem bigotten Pater gegenüber das Recht seines Tuns aus voller Empfindung verteidigen, aber er muß auch, fester als je, sein Los mit dem der Bande verketten: denn seinen Edelmut belohnt sie mit Treue und setzt Leib und Leben für ihn aufs Spiel.

Der dritte Akt leitet die Umkehr ein. Franz ist zwar Herr, aber auf der Höhe seiner Herrlichkeit muß er erfahren, daß er umsonst den Vater in den Hungerturm geworfen hat: Amaliens Herz kann er nicht bezwingen. Sie jagt ihn davon, aber obwohl

sie vom reuigen Hermann erfährt, daß ihr Geliebter noch lebt, kann sich die Schwärmerin, die sich eben noch „stark wie das funkensprühende Roß“ gefühlt, „grimmig wie die Tigerin“ beim Raub ihrer Jungen gebärdet hat, zu keiner Tat aufraffen. Immerhin, in dem Busen ihres Peinigers sitzt der Stachel: ihre Gunst fehlt ihm zu seinem vollen äußeren Glück, aber auch innerlich ist er nicht recht befriedigt. Und Karl, der Sieger in einer glorreichen Schlacht, kann die im Kampfgetümmel untergegangenen Regungen nicht mehr unterdrücken: an der Donau, in den Anblick der scheidenden Sonne versunken, ergriffen von den Bildern einer stillen, großen und reinen Natur, fühlt er es mit herzdurchschneidendem Weh, wie friedlos, verworfen und befleckt sein eigenes Dasein ist. Und mit der Gewalt des Gegensatzes steigen seiner Sehnsucht nach Unschuld und Seelenfrieden die Bilder und Tage der schuldlosen Kindheit mit herauf. Doch das Leben, das er gewollt, läßt den Räuberhauptmann nicht los. Während seine Gedanken noch klagend das auf ewig versunkene Idyll seiner Jugend umschwärmen, kommt der wackerste seiner Schwurgenossen, Schweizer, mit dem Trunk Wasser, den er unter Lebensgefahr geholt hat: „der süße Name Kind“, „der Geliebten schmachtender Blick“, „des Busenfreundes Umarmung“, können ihm, dem Verstoßenen, dem Räuber und Mörder, ja nimmer zu teil werden, hier aber stehen verkörpert vor ihm die Treue und der Opfermut. Der Heldentod seines Roller, die frischen Wunden und die alten Narben Schweizers mahnen den Hauptmann an Schuld und Pflicht der Bande gegenüber, und so erneuert er in der Verworrenheit widerstreitender Gefühle den Schwur der Treue. Welcher Gegensatz! Welche Veranschaulichung des leidvollen Konflikts! In demselben Augenblick, wo der Held von Reue gepackt, auf die Höhe seines inneren Leidens geführt ist und innerlich sich von seiner Irrbahn abkehren muß, muß er doch auch die entscheidende, verhängnisvolle Folgerung seines Irrtums ziehen. Dieser Widerspruch zwischen Gewissensqual und Räuberpflicht muß zum Austrag kommen. Eine neue Wendung der Handlung ist vor

bereitet; sie tritt mit dem Erscheinen Kosinskys ein. In der Abweisung des jungen Edelmannes, dessen Schicksal Moors eigenem ähnlich, nur noch schrecklicher ist, spricht sich die bittere Erkenntnis aus, daß Verzweiflung war, was er selbst einst für „Stärke des Geistes“ hielt: zurück von dem Abgrund der Gefahr und Schande, an dessen Rand er selbst hinschreiten muß! Indes die Erzählung Kosinskys verstärkt in Moor die durch jene lyrische Episode bereits geweckte Sehnsucht nach der Heimat und erregt den qualvollen Gedanken, daß auch seine Amalia „in den Klauen des Tigers“, inmitten einer schnöden Welt, geblieben ist. Sein Ruf „nach Franken“ ertönt: vielleicht gibt es dort noch Arbeit für den Richter und Rächer. Dort, so fühlen wir, muß der Konflikt in der Seele Moors und der mit dem Bruder zum Austrag kommen.

Im vierten Akt finden wir ihn tatsächlich in seiner Heimat. Nun kann der Doppelstrom der Handlung in eins zusammenfließen. In herrlichen, von leidvoll-süßem Weh durchbebten Worten begrüßt Karl den Boden der Heimat, und fast treibt ihn sein Schuldbewußtsein wieder ins „Elend“, fort aus den „Vaterlandstälern“, den Schauplätzen seiner kindlichen Spiele, Hoffnungen und Entwürfe. Aber die Sehnsucht zwingt ihn dennoch ins Schloß. Er trifft mit Amalia zusammen, ohne daß sie, merkwürdigerweise, den Geliebten in dem fremden Grafen erkennt, zu dem sie eine geheimnisvolle Neigung hinzieht. Ihre unerschütterliche Liebe jedoch offenbart sich ihm durch ihre Tränen. Da reißt ihn eine rasche Welle der Glücksempfindung zu jähem Jubel empor, doch nur, um den Schuldbewußten gleich wieder desto tiefer in die Abgründe der Verzweiflung zu stürzen. Und als ihn die Geliebte endlich im Garten an den plötzlich abgerissenen, altvertrauten Abschiedsworten des Hektor an Andromache erkennt, da ist er auch schon geflohen: ein Unreiner darf hier nicht länger weilen. Er darf es umsoweniger, als er kurz vorher, im Gespräch mit Daniel, durch Erinnerungen weich gemacht, dem treuen Diener sich verraten und von ihm eine Andeutung des brüderlichen Bubenstücks

erhalten hat: was ihm der Bösewicht getan, das will er nicht mit Bruderblut sühnen, und doch könnte er in der Wut sich vergessen. Drum fort, ohne Verzug!

Auf Franz hat das Erscheinen des fremden Grafen eine furchtbare Wirkung ausgeübt. Wie bei ihm Empfindungen von etwas Unheimlichem zu schrecklichen Ahnungen werden, aus Ahnungen die furchtbare Gewißheit entsteht, daß der Fremde niemand anders ist, als der totgesagte Bruder, das stellt sich uns in dramatischer Anschaulichkeit vor Augen. Der aus dem Gefühl seiner sicheren Selbstherrlichkeit aufgeschreckte Schurke fühlt dunkel das Rächerschwert über sich. Noch sucht er seine Fassung zu bewahren, seine Gewissensangst zu ersticken und das Schicksal durch ein neues, plumpes Mordansinnen zu überlisten, aber schon erfüllen sich seine Geschicke.

Den in den Tiefen der Seele erschütterten Karl erschreckt die „rächende Nemesis“ bei seiner Rückkehr zur Bande durch eine düstere Warnung: der ihm einst „das Sirenenlied trillerte“, Spiegelberg, liegt von der Hand des wachsamen Schweizer getötet. Moor versteht: „die Blätter fallen von den Bäumen, und mein Herbst ist kommen.“ Vergebens sucht er durch den markigen Römergesang das erschütterte Herz zu beruhigen. Doch die Versuchung, mit einem armseligen Druck auf die Pistole dem verfehlten Leben ein Ende zu machen, scheitert an seinem mannhaften Selbstgefühl. Er fürchtet die Schauer der Ewigkeit nicht, doch größer als Brutus, den sein Lied eben gefeiert, räumt er dem Elend den Sieg nicht ein und will's vollenden als Mann, wie er's begonnen. Und er muß es vollenden, aber anders als er gedacht. Noch einmal wird Karls Leidenschaft wachgerüttelt und seine Tatkraft wie mit Sturmesbrausen auf ihre höchste Höhe emporgeführt. Am Hungerturm enthüllt sich seines Vaters Schicksal und seines Bruders Schandtat; da berauscht ihn noch einmal das Hochgefühl seiner Sendung, und er schleudert in heiligem Ingrimm den furchtbaren Racheschwur zum Himmel empor. Ganz und lebendig, so lautet sein Auftrag, soll Schweizer den Schurken herbeischleppen.

Schlag auf Schlag entladen sich nun die Schicksalswetter. Zuerst bricht im fünften Akt über Franz das Gericht herein. Noch ehe die Rächer erscheinen, sehen wir den Bau seiner Selbstherrlichkeit Stück für Stück zusammenbrechen, seine Seelenkräfte sich verzerren und auflösen in Gewissensfurcht und Todesangst. Wie die furchtbare Vision des Weltgerichts alle bösen Geister in seiner Brust weckt und gegen ihn selbst kehrt, wie er ihre Stimmen durch herrische Worte niederzuschreien und in die Ausflüchte und Winkelzüge seiner ohnmächtigen Philosophie sich zu verkriechen sucht, wie er bald lästert, bald winselt und dann dem „Perlendaniel" sich hilfeflehend an die Brust wirft und aberwitzige Gebete zum Himmel emporsendet und sich schließlich, als die „feurigen Reiter" seinen Weltgerichtstraum wahr zu machen drohen, mit der letzten Kraft der Verzweiflung selber den Tod gibt, das ist alles von tiefer psychologischer Wahrheit und überwältigender dramatischer Wucht.

Aber auch für Karl ist die Stunde des Schicksals gekommen. Durch die Unterredung mit dem Vater, der ihn nicht erkennen soll, hat sich inzwischen sein Leiden gesteigert. Weich gemacht und von Reuequalen gepackt, darf er einen Augenblick dankerfüllt aufatmen, als er durch die Meldung des Geschehenen sich selbst den Racheakt erspart sieht. „Nun wär' auch das überstanden — alles überstanden!" ruft er erleichtert aus. Und doch, das Schwerste gilt es noch zu überstehen. Denn nun wirft sich Amalia, von den Räubern verfolgt, an des „Bräutigams" Brust, der Vater stirbt vor Entsetzen, da er in dem Hauptmann der Mordbrenner den verlorenen Sohn wiederfindet. Die Geliebte jedoch will auch jetzt noch nicht von dem Verzweifelten lassen. Das Leben lockt diesen noch einmal, ein reines Glück an der Seite des Weibes scheint ihm zu winken, — dann muß auch dieser Wahn überwunden werden. Die Geister der Erwürgten, die Opfer seiner toten und lebenden Genossen, seine eigenen Schwüre und Taten scheiden ihn auf ewig von Glück und Hoffnung. Um Amalia vor der gierigen Bande zu retten, muß er sie töten, und damit sind die „Narben,

die böhmischen Wälder“ bezahlt. Karl Moor ist fertig, — fertig mit der Welt und fertig mit sich. Mag sein Schuldbekenntnis, wie man gesagt hat, zu abstrakt und theoretisch herauskommen, mag auch der Sprung zu dem freiwilligen Opfer überraschend sein: die Erkenntnis der Schuld und das tragische Ende selbst sind das notwendige Ergebnis dessen, was durch die ganze Handlung vorbereitet worden ist. Karl ist nicht nur äußerlich gescheitert: er hat die Reinheit und Unschuld verloren, das Bewußtsein seines Rechts, das ihn früher über alle Skrupel und Zweifel hinausgehoben, völlig eingebüßt und das Törichte und Vermessene seines Beginnens erlebt und erkannt. Seine Ideale von Größe, Güte und Menschenbeglückung bleiben bestehen, aber die unumschränkte Willkür des einzelnen muß sie nicht nur verfehlen, sondern auch „den ganzen Bau der sittlichen Welt“ zu Grunde richten. Indem Moor sich der Ordnung, die er befehdet hat, beugt, zieht er die letzten Folgen seines Irrtums; indem er sich von dem befreit, was früher sein Tun bestimmt hat, und auf seine angemaßten Herrenrechte verzichtet, wird er wahrhaft frei und im Untergange groß. Sühnend geht er als Sieger in den Tod. Sein Leiden war nicht umsonst: es war nötig zu seiner Läuterung. Das ist das Erhebende und Versöhnende aller echten Tragik, daß Großes geopfert wird, um Größeres zu gewinnen; daß Leben eingesetzt wird, damit eine reinere Form des Lebens und ein höherer Gehalt daraus hervorgehe.

Für die Beurteilung Schillers ist dieser die höchsten tragischen Gesetze erfüllende Abschluß von größter Bedeutung. Denn auch für den Dichter selbst war dieser tragische Austrag ein Gewinn, ein Markstein auf dem Wege seiner Entwicklung. Wie sein Held war ja auch er von den Phantasiebildern Rousseaus erfüllt, auch ihm ekelte vor dem tintenklecksenden Säkulum, wenn er in seinem Plutarch von großen Menschen las. Das leidenschaftliche Gefühl des Kontrastes zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Kraft heroischer Zeiten und dem schlappen Kastratenjahrhundert hatte der Dichter seinem Helden in die Seele geflößt. Indem Schiller aber seine eigenen revolutionären Gedanken durch das Unterfangen

seines Helden Tat werden und diese scheitern ließ, stellte er im Ausgange das Recht des Ganzen über das des einzelnen und kam zur Erkenntnis der Schranken eines kraftvollen, an sich berechtigten Individualismus. In der Beherrschung der Leidenschaften, nicht in ihrer wilden Entfesselung liegt die wahre sittliche Freiheit, — das erlebte der Dichter so gut wie sein Held. Und weil Schiller zu dieser höheren Freiheitsidee durchdrang, darum blieb er ästhetisch nicht stecken in revolutionärer Anklage und Auflehnung, sondern konnte, mit freiem Walten über seinem Stoffe stehend, sein Drama zu einem ästhetisch, künstlerisch und sittlich befriedigenden Abschluß führen. Damit war aber nicht nur die überschäumende Kraft und das trotzige, wenn auch noch so gerechte Wollen des einzelnen in ihre Schranken gewiesen, sondern auch die Unmöglichkeit dargetan, an Stelle der wirklichen, geschichtlich gewordenen Welt eine Traumwelt zu setzen. Gewiß, die Kultur, die Schiller vorfand, der Zustand, gegen den sich das Gemüt seines Helden auflehnte, war schlecht, verlogen, widernatürlich und darum haltlos, aber überwinden ließen sie sich nicht durch die Rückkehr zur Natur nach dem phantastischen Rousseauschen Rezept. Wer die Welt von ihren Gebresten heilen will, darf nicht mit ihr brechen, sondern muß, in ihr verharrend, mit dem Übel ringen, die schwache Menschheit mit einschließen in sein strebendes Bemühen. Mit diesem dichterischen Ergebnis hatte Schiller das Rousseausche Naturideal schon ästhetisch überwunden, ehe seine ganze geistige Entwicklung ihn darüber hinausführte.

Der Held war gerichtet, aber doch nicht er allein. Das Urteil war auch gesprochen über die Mißstände in Staat und Gesellschaft, über die Vergewaltiger der Menschheit und die Verwüster des Rechts. Was Schiller als sein Persönliches hier aussprach, das gärte in unzähligen Herzen. Und nun brauste die Jugendsturmkraft dieser Dichtung über die deutschen Lande und fachte die unter der Asche glimmenden Funken an und weckte überall den Drang nach Freiheit, den Haß gegen Heuchelei, die Sehnsucht nach menschenwürdigeren Lebensformen. Die Neigung zu bürgerlich-

moralischer Entrüstung gegen Willkür und Bosheit der Machthaber war überall vorhanden, auch Schillers Vorgänger hatten schon gegen Standesvorurteile, Adelshochmut, falsche Erziehung angekämpft; in den Räubern aber, die mitten in Deutschland und in der Gegenwart spielten, war allen schlimmen Mächten und Gewalten und Lebensformen Fehde angesagt. Und wenn auch die staatliche Rechtsform der Zeit, die absolute Monarchie als solche, mit keinem Worte angetastet wird, so werden doch ihre gewissenlosen Vertreter und Verderber mit unerhörter Deutlichkeit gegeißelt. Die Zeitgenossen kannten solchen „Schurken mit goldenen Borden, der die Gesetze falschmünzt und das Auge der Gerechtigkeit übersilbert", Minister, die sich „aus dem Pöbelstaub" zum „ersten Günstling" des Fürsten „emporgeschmeichelt", Leute wie den Finanzrat, „der Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Türe stieß". Von der Sorte Montmartin, Rieger und Wittleder gab es auch in anderen deutschen Staaten und Vaterländchen. Und dann die übrigen „Niederträchtigen", die dem Spott und der Verachtung preisgegeben werden: Kerle, „die den Schuhputzer belecken, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und den armen Schelmen hudeln, den sie fürchten", die pfäffischen Heuchler, die rechtsverdrehenden Advokaten, die Landjunker, die ihre Bauern „wie das Vieh" schinden, und was des Gelichters mehr ist, dem die Dichtung die Maske vom Gesichte reißt. Kein Wunder, daß diese flammenden Anklagen zusammen mit dem unwiderstehlichen dramatischen Zug die Leser und Hörer zu jauchzendem Beifall hinrissen, daß neue, schönere Lebenshoffnungen in tausend Herzen durch diese Offenbarung höherer Menschenwürde geweckt wurden. Wie aufwühlend ihre Wirkung, wie zwingend ihre Gewalt war, das bezeugt, nicht minder als die Begeisterung, auch das Entsetzen und der Abscheu, den die Dichtung bei Zierlichen und Zimperlichen in Perücke oder Zopf hervorrief. Zum Sprecher ihres Schreckens machte sich jener Fürst Putiattin, der nach Eckermanns Erzählung zu Goethe äußerte: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß

Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen".

Der Mann hatte recht vom Standpunkt eines um seine absolute Herrlichkeit besorgten Autokraten, wenn er auch der Vorsehung seinen beschränkten Despotenverstand unterzuschieben allzu bereit war. Seine Befürchtung hat sich bewahrheitet: unter den deutschen Dichtungen ist wohl keine, die mehr zur Erhebung und Befreiung der Geister aus dem Joch unwürdiger Knechtschaft beigetragen hat als dieses Drama. Und bis zur Stunde findet der eherne Vollklang dieser Tragödie begeisterten Widerhall in allen Herzen, die für Jugendkraft und männlichen Ernst glühen. Denn ewig ist der Kampf, der in den Räubern ausgefochten wird zwischen Mensch und Welt, wenn auch seine Formen wechseln.

---

8. Der Erfolg der Räuber.

In der Heimat des Dichters, zumal in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart, brachte der poetische Erstling des Zöglings der herzoglichen Akademie eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Die von Schubart und der neueren Dichtung angeregte leidenschaftliche Jugend des Landes spendete dem „schönen Ungeheuer“ begeisterten Beifall. Der Ruf nach Befreiung hallte wieder von der theologischen Zwingburg zu Tübingen: „Alle jungen Schwaben, wenn sie helle Köpfe sind, gehören zu Schillers Sekte,“ schrieb der Stiftler Reinhardt. Auch die Herzen der jungen Akademisten, die noch in „Karls Sklavenschule“ seufzten, gerieten in gärende Bewegung: „Offener Krieg!“, „Schwarzbrot und Freiheit!“, „Fluch der Sklaverei!“, „Eine Bohne in der Freiheit ist besser als Zuckerwerk in der Gefangenschaft“, mit solchen Worten machten sie sich in ihren Stammbucheinträgen Luft. Anders wirkte die ungewöhnliche Dichtung auf die breite Schicht der ruhsamen Leute, die, sofern sie überhaupt ein bescheidenes literarisches Interesse hatten, „mit den frommen, sanften Schriften“ der geistlichen und idyllischen Dichter ihren Geist zu nähren pflegten. In diesen Kreisen sah man, wie Streicher versichert, in den Gedichten von Bürger und in den Erzählungen von Wieland „das Äußerste, was die Poesie in sittlichen Schilderungen sich erlauben darf“; Gerstenbergs Ugolino galt da als das schauderhafteste und Goethes Götz als das ausschweifendste Produkt dichterischer Phantasie. Während Shakespeare kaum einigen dieser gebildeten Schwaben und Schwä-

binnen bekannt war, hatten die Leiden „Siegwarts“ und Hermes' fünfbändiger Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ die innige Teilnahme aller empfindsamen Seelen gefunden. Nur derjenige, meint Streicher, der sich den ruhigen, stillen Eindruck dieser Schriften zurückrufe und dann einige Auftritte aus den Räubern lese, nur der allein vermöge sich die außerordentliche Wirkung des alles überbietenden Dramas vorzustellen.

Der Name des ungenannten Verfassers ward schnell bekannt, und bald ließen sich vom „Auslande“ her gewichtige Stimmen vernehmen, die den ängstlichen und zweifelnden Gemütern in seiner Heimat den durchschlagenden Erfolg des verblüffenden Werkes ankündigten. Zuerst lenkte die auch von den wissenschaftlichen Leuten in Schwaben viel beachtete Erfurtische Gelehrte Zeitung die Aufmerksamkeit auf das ungewöhnliche literarische Ereignis. Bald deuteten auch andere Zeichen darauf hin, daß das „Meteor am literarischen Himmel zu zünden“ anfing. Reisende „Belesprits“ wurden durch den Ruhm des jungen Dichters angezogen. Selbst der „umfliegende Schwärmer“ Leuchsenring ließ sich durch seine empfindsame Abneigung gegen alles Wilde und Derbe nicht abhalten, dem Räuberdichter im Sommer 1781 in seinem „nach Tabak und allerhand stinkenden Loche“ einen Besuch abzustatten: er kam „in schöner Equipage vor das Quartier angefahren“ und war nicht wenig erstaunt, den Dichter „in dem größten, nichts weniger als eleganten Négligé“ anzutreffen. Auch der Berliner Aufklärer Nicolai, der Freund Lessings, versäumte im Juli 1781 auf seiner „Beobachtungsreise“ durch Württemberg nicht, die Bekanntschaft des auftauchenden schwäbischen Genies zu suchen und von ihm sich einen Stammbucheintrag zu holen. Er fand, daß Schiller in Stuttgart „zwar von Leuten, welche einsehen konnten, was von einem so trefflichen Kopfe noch zu erwarten sein möchte, etwas gerühmt“ wurde, daß er aber im übrigen „doch sehr unterdrückt war“.

Solche Besuche mußten den staunenden Stuttgartern zu denken geben, für die schon das bloße Anfahren eines Reisewagens eine

vielbesprochene Begebenheit war. Und nun stiegen die Fremden gar noch am Quartier dieses Regimentsmedikus ab! Im September konnten Schillers Landsleute weitere überraschende Nachrichten in einer einheimischen Zeitschrift, in Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" (der Fortsetzung des „Magazins"), lesen. Da hieß es von den Räubern: „Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht hat und noch viel Größeres machen wird. . . . Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritt schon Karawanen von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert! Wenn der nicht époque macht für unsere Nationalbühnen! Nun was ist denn? Weiter? — Inhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage, daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurteilung von einem neuen Produkte des teutschen Witzes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwerge, hinaufgaffen werden."

Der Verfasser dieser Anzeige war gut unterrichtet. Schiller war in der Tat mit der Überarbeitung seines Schauspiels für die Bühne beschäftigt. Unmittelbar nach der Veröffentlichung hatte er noch einmal den Versuch gemacht, ob Schwan in Mannheim nicht doch die ganze Auflage der Räuber — 800 Exemplare — für seinen Verlag käuflich übernehmen wolle. Diesen Antrag lehnte der Buchhändler ab, da das Stück mitunter Szenen aufweise, die er „dem ehrsamen und gesitteten Publikum verkäuflich anzubieten für unschicklich" halte. Aber diese geschäftsmännischen Bedenken hinderten Schwan nicht, den „inneren Gehalt" des Werkes „für die Schaubühne" zu erkennen. Als Förderer des im Jahre 1778 begründeten Mannheimer Nationaltheaters wollte er das Erfolg verheißende Stück der pfälzischen Bühne wenigstens zur Aufführung gewinnen. Schon als er jene ersten (sieben) Druckbogen geprüft hatte, war er damit „voller Enthusiasmus" zu dem Intendanten

von Dalberg geeilt und hatte sie ihm „brühwarm“ vorgelesen. Auch das fertige Buch las er diesem und dem Dichter Otto Heinrich von Gemmingen vor, dessen Teutscher Hausvater im Winter 1780/81 seinen Weg über die Bühnen angetreten hatte. Der eifrige Theaterfreund teilte das Stück ferner dem Intendanten des Regensburger Theaters, Reichshofrat von Berberich, mit und holte das Urteil der Schauspieler Iffland, Böck u. a. ein, — und alle stimmten in dem Wunsche überein, das merkwürdige Stück auf der Bühne zu sehen.

Schon wollte der Regensburger Theaterdirektor die Räuber für seine Bühne bearbeiten, da kam ihm der Mannheimer Intendant zuvor. Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg (geb. 1750) hatte zu Anfang des Jahres 1781 auch die künstlerische Leitung des Mannheimer Nationaltheaters in die Hand genommen; durch die finanzielle Lage des Instituts, dem seine Liebe und sein Ehrgeiz galt, sah sich der rührige Intendant genötigt, immer nach neuen, zugkräftigen Stücken Ausschau zu halten. Diese wertvolle Eigenschaft traute er, wie alle Sachverständigen, dem Erstlingswerke des jungen Schwaben zu. Und so richtete der kurpfälzische Kammer-Vizepräsident und Geheimrat, der am Hofe des württembergischen Herzogs nicht selten zu Gast war, ein überaus schmeichelhaftes Schreiben an den Regimentsmedikus mit Vorschlägen wegen einer Bearbeitung der Räuber für seine Bühne und der Aufführung anderer „noch in Zukunft zu verfertigender Stücke“.

Über diesen Antrag und diese Aussichten war Schiller hocherfreut. In seiner Antwort (vom Juli 1781) bekennt er, seine Bescheidenheit sei durch die „stolzen Prädikate“, die der „Reichsfrei Hochwohlgeborene insonders Hochzuvenerierende Herr Geheime Rat“ ihm beigelegt habe, „auf die schlüpfrigste Spitze gestellt“; er wolle jene aber als bloße Aufmunterung seiner Muse ansehen. „Gewiß aber,“ ruft er aus, „wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstück hinaufklettern können, so danke ich es Euer Exzellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt.“ Von

Stuttgart, dessen Theater „noch im Stande der Minderjährigkeit“ sei, richtet sich seine Sehnsucht auf Mannheim und dessen Bühne. „Seitdem ich einen dramatischen Genius näher in mir fühle,“ gesteht er, „war es mein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Württemberg erschwert werden dürfte.“ Zugleich läßt er durchblicken, wie förderlich für die „Zeitigung“ des Dalbergschen Vorschlags „wohl eine genauere Kenntnis der Partikularökonomie von Euer Exzellenz Theater, von den H.H. Schauspielern und dem non plus ultra der Theatermechanik, mit einem Wort ein lebendiger Augenschein“ sei, den er in Stuttgart nicht haben könne. Daß „ökonomische Verfassungen“ ihn außer stand setzen „viele Reisen zu machen“, bedauert er umsomehr, als er „noch einige fruchtbare Ideen für das mannheimische Theater“ mitzuteilen hätte.

Sobald als möglich machte sich Schiller an die „Theatralisierung“ seines Stückes. Schon im zweiten Briefe vom 17. August kündigte er Dalberg an, er hoffe, „die ganze veränderte Auflage innerhalb vierzehn Tagen zustande zu bringen“. Aber so rasch sollte es doch nicht gehen. Die Menge und Wichtigkeit der zu treffenden Änderungen machte die Arbeit langwieriger als Schiller gedacht hatte, und zudem rief eine Ruhrepidemie den Regimentsmedikus sehr häufig von seinen „otiis poëticis“ weg zu den kranken Grenadieren. Endlich am 6. Oktober konnte er den „Verlorenen Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber“ einsenden.

Diese Umschmelzung hatte Mühe und Entsagung genug gekostet. Jetzt nach getaner Arbeit versicherte Schiller, daß er „mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte“, als sich der Umformung nochmals unterziehen. „An sich gute Züge den Grenzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Galerie oder sonst leidigen Konventionen zu opfern“, war ihm nicht leicht gefallen; umsomehr freute er sich einiger wertvollen Verbesserungen und neuer Motive.

In der Tat, selbst wo wir dieser nicht recht froh werden können, dürfen wir dem jungen Dichter, der ohne irgend welche Theatererfahrung seine Dichtung den Bedürfnissen der Bühne mit kluger Zurückhaltung und umsichtigem Geschick anzupassen suchte, unsere Bewunderung nicht versagen. Indem er mit kühnem Griff einzelne Szenen kürzte, andere wie I, 1 und I, 3 zusammenzog oder zur Vermeidung des allzu häufigen Szenenwechsels neu anordnete, wurde die Handlung straffer und die inneren Zusammenhänge deutlicher. Die Monologe des Franz suchte Schiller durch geschickte Kürzung und Umarbeitung von dem allzu breiten, den Zuhörer ermüdenden philosophischen Räsonnement zu befreien. Sie noch mehr abzukürzen oder auch sonst „hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinwegzutun", das wollte Schiller der „Willkür des Theaters" gerne zugestehen. „Aber dawider", heißt es in seinem Schreiben, „protestiere ich höchlich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele." Ohnedies sind der Rücksicht auf den konventionellen Wohlanstand der Bühne schon manche kraftvolle Stellen in den Tendenzreden Karls und in den Räuberszenen geopfert, mit dem Räuberliede sind auch die übrigen lyrischen Einlagen gefallen, und der charakteristische Pater hat sich, offenbar aus ängstlicher Rücksicht auf die katholischen Theaterbesucher, in eine farblose Magistratsperson verwandeln lassen müssen. Auch dem schwadronierenden Spiegelberg ist manches Kraft- und Kernstück seiner spitzbübischen Beredsamkeit entzogen worden, so die Erzählung von der Mißhandlung des Hundes, von der Erstürmung des Nonnenklosters und von seiner sauberen Art, Rekruten zu werben. Der Dichter, der „schriftliche, mündliche und gedruckte Rezensionen" benutzte, folgte dabei, wie in manchem anderen Punkte, den Winken seines Erfurter Kritikers; aber die „ganze Rotte" der Räuber nach dessen Wunsch fallen zu lassen, lehnte Schiller ab: dazu war er sich

seiner dichterisch-dramatischen Absichten mit diesen, zu dem Hauptmann und untereinander kontrastierenden Gestalten zu wohl bewußt. Nur Schwarz wurde der Einfachheit halber beseitigt, und auch der Pastor Moser, man weiß nicht welchen Rücksichten, geopfert. Die Rolle Hermanns dagegen wurde durch neue Züge verstärkt und wahrer gemacht, indem seine Wandlung vom willigen Werkzeug des Frevlers zu einem gutmütigen Retter des alten Moor psychologisch tiefer begründet wurde. Rachgier war die Triebfeder seiner Mithilfe an den abscheulichen Schandtaten gewesen, aus Rachgier wiederum spielt er seine Gegenintrigen gegen die verbrecherischen Anschläge seines wortbrüchigen Meisters, der ihm den verheißenen Lohn, Amaliens Besitz, schnöde vorenthalten hat. Nicht den braven alten Daniel, sondern seinen schon längst in Schuld verstrickten Helfershelfer will der schlaue Bösewicht jetzt mit der Ermordung des heimgekehrten Bruders beauftragen; Hermann aber kündigt dem Schurken den Gehorsam und droht ihm obendrein mit der Enthüllung seiner Verbrechen. Wenn auch diese Szene unter grob theatralischen Zügen, wie die gegenseitige Pistolendrohung, leidet, so hat mit ihr und ihren Folgen doch der ganze vierte Akt an Leben gewonnen. Auch Franz, der seinen Witz zuschanden werden sieht, ist von dieser Seite her der „Menschheit" näher gebracht. Freilich nötigt die Verlegenheit, in die er durch die Weigerung Hermanns versetzt ist, den Schurken gleich im folgenden Monolog (IV, 9) zu verfrühten und ihm wenig zu Gesicht stehenden moralisierenden Anwandlungen, und auch der spätere Aufruhr seines Gewissens in dem furchtbaren Weltgerichtstraum hat an psychologischer Wahrscheinlichkeit eingebüßt, weil das Schuldbewußtsein des Bösewichts vom Furchtbarsten ja entlastet ist: hat er den Tod des Vaters auch gewollt, so weiß er jetzt doch, daß er gerettet ist und lebt.

Noch unglücklicher ist die Umwandlung der folgenden (zwölften) Szene zwischen Amalia und dem fremden Grafen, dem unerkannten Karl. Ist schon in der ersten Fassung die rätselhafte Verworrenheit der Gefühle Amalias einem Fremdling gegenüber

schwer verständlich, so steigert sich nun die „drangvolle Situation“ ins Unnatürliche und Gekünstelte: Amalia läßt sich zu einer leidenschaftlichen Kundgebung ihrer Liebe zu dem Fremden hinreißen und peinigt sich mit Selbstvorwürfen über ihre Untreue gegen den fernweilenden Karl. Sie erkennt den Geliebten nicht an seinem „vollen Blick der Liebe“, nicht an seinen Küssen und Umarmungen, und doch ist ihr eben erst (im elften Auftritt) durch Hermann die Gewißheit geworden, daß Karl lebe.

Aber die weitaus einschneidendste und zugleich mißlungenste Umgestaltung, die dem Dichter nun „die Krone“ des Stückes zu sein deuchte, betraf den Schluß. Franz tötet sich jetzt nicht mehr selbst, er wird lebendig vor Karls Gericht geschleppt und durch das Urteil der Räuber in denselben Turm hinabgestoßen, in dem er den Vater lebendig zu begraben gedachte. Ganz abgesehen davon, daß in diesen letzten Auftritten Karl Moor und die Räuber theatralischen Effekten zuliebe aus einer Stimmung in die andere geworfen werden, daß Schwulst und Unnatur in Sprache und Gebärden sich unangenehm breit machen; auch der Grundgedanke der Abänderung ist für die sittliche Haltung des Helden und für die ganze Auflösung des tragischen Konfliktes verhängnisvoll. Um einer theatralischen Wirkung, um äußerlicher Gerechtigkeit willen ist die Katastrophe des Franz von seinem inneren Zusammenbruch losgetrennt; denn gerichtet und fertig mit der Welt ist er ja schon vor dem Spruch seiner Richter: die Schreckbilder seines Gewissenstraumes haben ihn und seine Philosophie völlig vernichtet, wozu ihn also noch einmal vor seinen Bruder bringen? Dieser wird dadurch ja doch nur in die peinlichste Verlegenheit versetzt! Er selber hat ja erkannt, daß er „am Rande eines entsetzlichen Lebens“ steht, — und nun soll er sich noch einmal von der Erkenntnis seiner knabenhaften Vermessenheit so weit entfernen, daß er hochtrabend sich einen „Bevollmächtigten des Weltgerichts“ nennt und in der Reinsprechung Schweizers und Kosinskys den Mittler zwischen dem „Vater im Himmel“ und den Sündern zu spielen wagt? Mit dieser Änderung hat der Dichter seinen

Helden aufs neue dem Irrtum seines Lebens ausgeliefert und die klaren Ergebnisse der dramatischen Handlung, die tragische Idee des Ganzen, verwirrt und in Frage gestellt.

Soweit als möglich und mehr als gut war Schiller der Bühne entgegengekommen. Doch mußte er die Erstaufführung seines Werkes mit noch größeren Zugeständnissen erkaufen. Amalia, so wünschte der Intendant, sollte durch ihre eigene Hand umkommen. Vergeblich sträubte sich der Dichter gegen diese Neuerung, die ein wesentliches Moment des tragischen Konfliktes zwischen dem feurigen „Liebhaber“ und dem „Banditenführer“ gänzlich außer acht ließ: denn nur dadurch, daß Moor auch das letzte, was ihn an das Leben fesselte, selbst aufopferte, wurde er fertig mit sich, der Welt und seiner Bande. Bei der Aufführung ließ Dalberg das Mädchen durch Selbstmord enden, der Dichter jedoch sicherte in der bei Schwan erschienenen Bühnenausgabe der Braut den Tod von der Hand des Geliebten. Einen besonderen Hieb versetzte Schiller dem Ungeschick des eigenwilligen Theaterleiters, indem er in seiner Selbstrezension bitter spottete: „Soll sie sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behulf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde.“

Noch heftigeren Widerstand fand und verdiente eine andere Forderung Dalbergs, der Schiller schließlich gleichfalls seine bessere Einsicht widerwillig opfern mußte. Der kurpfälzische Hofmann konnte es als Leiter eines fürstlichen Theaters — und das ist ja begreiflich genug — nicht auf sein Gewissen nehmen, ein Stück auf diese Bühne zu bringen, das rückhaltlos Sturm lief gegen gesellschaftliche und sittliche Mißstände, die mit der bestehenden Staatsform aufs innigste verwachsen waren; ein Stück, das in Deutschland, im Deutschland des siebenjährigen Krieges, spielte und die unmittelbare Gegenwart und die in ihr herrschenden Gewalten befehdete. Dalberg verlangte nichts mehr und nichts weniger als die Zurückverlegung der Handlung in das Zeitalter Kaiser Maximilians I., „in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unter

drückten Faustrechts." Das vom Sturmwind der Zeit durchbrauste, vom Pathos einer feurigen Seele durchglühte Gegenwartsdrama sollte zum mittelalterlichen Ritter- und Spektakelstück herabgemildert werden, — ein menschlich begreifliches Verlangen, aber nichtsdestoweniger, vom ästhetischen Standpunkt aus, eine ungeheuerliche Zumutung an den Dichter. Dalberg maskierte seine kluge Vorsicht mit der sehr anfechtbaren Behauptung, „daß schwerlich in unserem hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schoße der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen könnte". Auf das dieser guten Meinung von der „abgeschliffenen" Polizei hohnsprechende, tatsächlich vorhandene Räuberunwesen verzichtete Schiller hinzuweisen; er begnügte sich damit, sein Recht herzuleiten aus der „Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen." Liege ein Fehler vor, so sei es ein Geburtsfehler, den das Stück auch mit ins Grab nehmen müsse, weil er in sein Grundwesen verflochten sei und nicht ohne Zerstörung des Ganzen aufgehoben werden könne. Aber auch besondere Gründe schienen dem Dichter gegen eine Verlegung in das fünfzehnte Jahrhundert zu sprechen: alle seine Personen redeten zu modern; die „Simplizität" des Dialogs, die uns der Verfasser des Götz so lebhaft gezeichnet habe, fehle völlig; die ganze Charakteristik und Farbengebung sei „aus der gegenwärtigen Welt herausgehoben" und stimme nicht zu dem maximilianischen Zeitalter; das Liebesverhältnis zwischen Karl und Amalia bilde „gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Kontrast", und auch der Charakter des Franz, des spekulativischen Bösewichts und metaphysisch-spitzfindigen Schurken, widerspreche jenem Zeitalter. Allein dem Dichter half „die eifrige Fürsprache für sein Kind" nicht das geringste. Der Intendant, um Scheingründe nicht verlegen, beharrte auf seiner Forderung. Selbst sein Theaterausschuß, der gegen das uncharakteristische „altdeutsche Kostüm" sich aussprach,

vermochte ihn nicht umzustimmen. Es blieb bei dem „idealischen Anstrich“, der Dichter mußte sich fügen, und der von Dalberg erwartete „Theatereffekt“ traf ja auch ein. Widerwillig brachte Schiller die notwendigsten Änderungen an, um das Stück der Zeit des ewigen Landfriedens anzupassen; aber Dalberg, damit nicht zufrieden, trug noch eine Reihe von Zusätzen, Anspielungen und Änderungen hinein, um ja dem Zuhörer zu Gemüte zu führen, daß alle diese bösen Dinge sich nicht in der ruhsamen Gegenwart, sondern in Urväter Zeiten zugetragen hätten. Aber was half all dieser äußere Aufputz, wenn der tief im Wesen der Dichtung liegende moderne Charakter immer wieder durchschimmerte? Schiller hatte recht, wenn er in der Selbstrezension spottete: „So entstand ein buntfärbiges Ding, wie die Hosen des Harlekins, alle Personen sprechen nun viel zu studiert, jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschehen oder gestattet werden durften.“

Inzwischen hatten in Mannheim die Vorbereitungen zur Aufführung der Räuber schon begonnen. Um die Teilnahme der Theaterliebhaber zu wecken, las Gemmingen, der Dichter des „Hausvaters“, das Werk des um vier Jahre jüngeren Schwaben einer größeren Gesellschaft vor. Dieser selbst verfaßte auf Dalbergs Wunsch ein „Avertissement“, welches das Publikum über die Hauptcharaktere und den Inhalt des Stückes unterrichten und ängstliche Gemüter, durch entschiedenen Hinweis auf die vortrefflichen moralischen Endabsichten der Dichtung, über die dargestellten Laster beruhigen sollte. Durch die von dem Intendanten zugesagte Vergütung der Reisekosten sah Schiller sich instand gesetzt, der ersten Aufführung selbst beizuwohnen, und er freute sich darauf „wie ein Kind“. Da er aber als Militärperson am 10. Januar zum Geburtsfest der Reichsgräfin von Hohenheim noch in Stuttgart anwesend sein mußte, wurde die Aufführung auf seine Bitte zuletzt noch einmal hinausgeschoben.

Heimlich, ohne Urlaub zu nehmen, machte sich Schiller mit Petersen auf die Reise nach Mannheim. Dort verkündigte der an

Straßenecken und Brunnensäulen angeschlagene Theaterzettel: „Sonntags den 13. Jänner 1782 wird auf der hiesigen Nationalbühne aufgeführet Die Räuber. Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.“ Und am Schlusse hieß es: „Wegen Länge des Stücks wird heute präcise fünf Uhr angefangen.“ Aber schon von ein Uhr an stellten sich die Gäste ein, die keine festen Plätze hatten, und warteten geduldig, bis der Vorhang aufrollte. Aus der ganzen Umgegend, aus Heidelberg, Worms und Speier, ja sogar aus Darmstadt, Mainz und Frankfurt strömten die Zuschauer zu Roß und zu Wagen herbei, „um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publizität erlangt hatte, zu sehen“.

So war das Haus schon lange gedrängt voll, ehe kurz vor Beginn der Aufführung Schiller mit Petersen erschien. In der dunklen Parterreloge seines Freundes Schwan harrte er klopfenden Herzens des entscheidenden Schicksalsspruchs. Jetzt hüllte sich alles in Dunkel, der Vorhang hob sich, das Spiel begann. Gespannt lauschte das Publikum den drei ersten Akten. Von der Galerieszene des vierten Aufzugs an steigerte sich die Wirkung, die in der Turmszene zu brausenden Beifallsstürmen anwuchs und die Begeisterung der Zuschauer zu immer neuen Ausbrüchen entfesselte. „Das Theater glich“, wie ein Augenzeuge berichtet, „einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.“

Der Dichter feierte einen ersten, großen Triumph, wie ihn noch kein deutscher Dramatiker bis dahin erlebt hatte. Dankbar erkannte Schiller die Verdienste Dalbergs und seiner Schauspieler um das Gelingen der Aufführung an. Eine trefflich geschulte Truppe stand damals dem Mannheimer Theaterleiter zur Verfügung, und er verstand, den künstlerischen Eifer in ihr zu wecken und energisch zusammenzuhalten. Auch für die äußere

Wirkung hatte Dalberg trefflich gesorgt: alle Personen trugen neue Kostüme, und zwei prächtige Dekorationen waren besonders für das Stück gemacht. Die besondere Bewunderung Schillers, der doch gewiß von der Oper seines Herzogs her an starke Beleuchtungseffekte gewöhnt war, erregte ein Mond mit blechernem Spiegel, der bei Karls Schwur „Höre mich, Mond und Gestirne" „gemächlich über den Theaterhorizont lief und nach Maßgab seines Laufs ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete".

In dieser Szene war auch Boeck, der Darsteller Karl Moors, auf der Höhe seiner Leistung: die Wärme seines Gefühls, der Ausdruck großer Leidenschaft und das Feuer seines Spiels rissen „das Publikum, Akteure und Statisten" und den Dichter mit sich fort und ließen vergessen, daß er für den „hager und groß" gedachten Hauptmann „nicht Person genug" hatte. Aufs angenehmste enttäuscht sah sich Schiller durch die Darstellung des Franz, denn diese Rolle hatte er für die Bühne schon verloren gegeben. Iffland, damals ein schmächtiger junger Mann von 22 Jahren, hatte seine Rolle „nicht nur durchdacht, sondern dergestalt in sich aufgenommen, daß sie mit seiner Person eins und dasselbe schien". Gerade in den letzten Szenen, obwohl er seine Worte oft verschlang und sich im Deklamieren überstürzte, bot er ein bis in die kleinsten Schattierungen durchgeführtes Meisterbild. „Noch hör' ich ihn," so berichtete einige Zeit darauf Schiller in einem Brief an das Württembergische Repertorium, den er, um seine Verfasserschaft zu maskieren, aus Worms datierte, „in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. ‚Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!' — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knien liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten." Zermalmend war die Wirkung, als er mit geisterbleichem, von fahlem Lampenlicht beleuchtetem Gesicht ohnmächtig zusammenbrach. „Teutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden!" rief der gleichaltrige Dichter prophetisch aus. „Herr Beil, der herrliche

Kopf, war ganz Schweizer, Herr Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden (durch Beck und Pöschel) sehr gut getroffen. Frau Toskani spielte (die Amalia) durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende, weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist."

So urteilte Schiller, und der allgemeine Eindruck war: so hat noch nie vorher ein Theaterstück die Zuschauer erschüttert; so gut ist noch keines gespielt worden wie die Räuber in Mannheim. Und überall, wohin sie auf ihrem Siegeszuge kamen, machten sie volle Häuser, übten sie eine gewaltige Wirkung aus, ob das „schauerliche Meisterstück" den jubelnden Beifall des Publikums oder die erregte Ablehnung der verblüfften Kritik fand: seiner genialen Kraft konnte sich niemand entziehen.

Im September 1782 errang das Stück in Hamburg vor „brechend vollem Hause" mit Fleck und Ungelmann als Karl und Franz Moor einen gewaltigen Erfolg, „wiewohl das häufige Schießen den Damen ziemlich bange machte" und die Kritik vieles „unglaublich und unnatürlich" fand. Im gleichen Monat noch wurde das Trauerspiel in Leipzig „in jetzt üblicher Kleidung" mit großer Wirkung aufgeführt. Trotzdem kam es nur zu drei Vorstellungen. Denn als nach der ersten bedeutende Diebstähle vorgekommen waren, schoben die hochwohlweisen Stadtväter die Schuld dem verführerischen Schauspiel zu und verboten es aus Furcht, die Leipziger Studenten könnten nach dem Muster der Schillerschen Libertiner sich zu einer Räuberbande zusammenrotten oder doch durch Nachahmung ihrer „pöbelhaften Reden" den Ruf der galanten Stadt in Gefahr bringen. Später kam das Stück in einer Bearbeitung wieder auf, wurde abermals verboten und durfte erst zehn Jahre danach (1801), wie früher schon in dem kursächsischen Lauchstädt und später noch in Wien, nur unter dem friedlicheren Titel „Karl Moor" sich hervorwagen. Auch in der „wohl poli-

cierten" Stadt Stralsund gelang es einer „um die guten Sitten und die Religion" ihrer Bürgerschaft ängstlich besorgten Stadtregierung die wiederholten Versuche einer Aufführung des „gefährlichen" Stückes bis zum Dezember 1799 zu unterdrücken. Da war selbst der Herzog von Württemberg viel weitherziger: die Neugierde seiner Stuttgarter wurde schon am 5. Oktober 1784, nicht erst am 19. Oktober 1787, wie bisher angenommen, durch die Darbietung des auf württembergischem Boden gewachsenen Dramas befriedigt; in rascher Folge wiederholt, brachte das Stück der herzoglichen Kasse hohe Einnahmen. Andere süddeutsche Städte waren vorangegangen, vor allen Mainz (im Oktober oder November 1782) und dann Frankfurt (am 19. November 1782), wo Direktor Böhm ankündigte: „. . . Das feurige Genie eines jungen Dichters, der einst der deutschen Bühne Meisterstücke liefern und ihr das sein wird, was Shakespeare der englischen war." Und längst war der Ruhm des kühnen Räuberhauptmanns durch die Wandertruppen in die weitesten Kreise des Volkes gedrungen, wo man sich besonders freilich für den auf die offene Szene verlegten Kampf der von Waffen strotzenden Räuber mit der zwanzigfachen Übermacht der Soldaten begeisterte. Diese kühne Räuberromantik verdrehte manchem unreifen Bürschchen den Kopf: in „einer ansehnlichen Stadt in Schwaben" kamen halbwüchsige Gymnasiasten auf den tollen Einfall, als Räuber zu Fuß die Welt zu durchschweifen, aber beim tränenreichen Abschied ihres „Hauptmanns" von seiner lieben Mama kam die Verschwörung der kleinen Bande noch rechtzeitig ans Licht.

Verballhornungen weniger wildromantischer Art, als die Wanderbühnen, gestatteten sich fingerfertige Bearbeiter da, wo es galt, den Bedenken der Zensur oder rationalistischen und süßlich sentimentalen Ansprüchen des an Plattheiten gewöhnten Publikums entgegenzukommen. Berüchtigt war vor allen die Verwässerung des Berliner Theaterdichters Plümicke, dessen aus Stücken des Originals und eigenen saftlosen Zutaten zurecht gemachtes Ragout, wie der starke Erfolg zeigte, den Leuten ganz nach dem Geschmacke war. In

Berlin am 1. Januar 1783 zum erstenmal aufgeführt, hielt sein Machwerk den echten Text lange Zeit von den norddeutschen Bühnen fern und verdrängte auch die Buchausgaben des Originals. Diese Herrschaft Plümickes wird uns am besten veranschaulicht durch einen frühreifen Versuch, mit dem der sechzehnjährige Tieck im Jahre 1782 das verwilderte Berliner Theatergewächs „durch ein neues Pfropfreis aus der ersten Fassung Schillers zu veredeln" suchte. Noch im Jahre 1796 klagte der Dichter Kosegarten dem Verfasser, daß er nie einer echten Ausgabe der Jugenddramen Schillers, „sondern immer nur der verstümmelten, verschnittenen, ver-Plümickten habe habhaft werden können." Natürlich erweckte ein solcher Erfolg auch die Nachläufer und Nachahmer, wie die zahlreichen Räuberdramen und Räuberromane des folgenden Jahrzehnts beweisen. Und schließlich kamen dem philiströsen Verlangen nach einem behaglichen Schluß noch die Fortsetzer entgegen: in Deutschland Frau von Wallenrodt mit dem sechsaktigen Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini: Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsszene beim alten Turm (1801), in Frankreich ein Drama mit dem Titel Le Tribunal redoutable von dem Citoyen de La Martelière, der schon durch eine Nachahmung Robert, Chef des Brigands die deutschen Räuber den französischen Revolutionsschwärmern mundgerecht gemacht hatte. Eine französische Übersetzung der Räuber war schon im Jahre 1785 erschienen; die erste englische Übersetzung folgte im Jahre 1792.

Zunächst war Schiller von seinem Mannheimer Erfolg hochbeglückt. Nach der Vorstellung verbrachte er noch einige frohe Stunden in der Gesellschaft der Schauspieler; unter anregenden Gesprächen über Bühne und dramatische Kunst verging die Zeit schnell. Vor seiner Abreise empfing der Dichter durch Vermittlung Schwans vierundvierzig Gulden aus der Theaterkasse als Reisekostenvergütung.

In gehobener Stimmung kehrte der Regimentsmedikus in sein „Loch der Prüfung" zurück. Das Urteil der Kenner, der stürmische Beifall des Publikums, die Anschauung seiner Schöpfung in der lebendigen Verkörperung bedeutender Bühnenkünstler, das

alles hatte es ihm entscheidend zum Bewußtsein gebracht, daß er zum Schauspieldichter geboren sei. Und doch, umbraust von Begeisterungsstürmen, emporgehoben von stolzem Selbstgefühl, bewahrte er sich seine kühle Besonnenheit und ein unbestechliches Urteil über den Wert der eigenen Leistung. Kaum hatte sich die Spannung seiner Gefühle nach diesem unerhörten Erfolge gelöst, da schrieb er an Dalberg unterm 17. Januar 1782: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ Zugleich kündigte er eine Abhandlung über sein Schauspiel und eine weitläufige Zergliederung der Mannheimer Vorstellung an. In der öfters erwähnten Selbstrezension und in dem angeblichen Briefe aus Worms hat er bald danach diese Absichten ausgeführt. Wenn er dort schon unerbittlich streng mit sich und seinen Gestalten ins Gericht geht, so versteigt sich sein Theaterbericht bis zur Ungerechtigkeit: „Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll,“ heißt es da am Schlusse, „dieses Stück ist demohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht; er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh sein.“

Die von Mannheim mitgebrachte gute Laune war bald wieder dahin, und mißmutiger noch als vorher ging Schiller nun ins Lazarett und zum täglichen Rapport; verhaßter als je war ihm die Feldschersuniform und der eintönige Garnisonsschlendrian, — erst nach Wochen konnte sich das aufgeregte Gemüt des Dichters wieder in die Verhältnisse des Regimentsmedikus finden. Neue Arbeit und neue Pläne halfen ihm auch jetzt wieder, seiner widerstreitenden Stimmungen Herr werden. An die bereits im Spätherbst 1781 geplante Anthologie mußte die letzte Hand gelegt, das Württembergische Repertorium vorbereitet und die Theaterausgabe der Räuber besorgt werden. Schon vor der Mannheimer Aufführung hatten sich mit dem Aufsehen, welches die erste Druck-

ausgabe machte, die ersehnten Verleger und leider auch die unerwünschten Nachdrucker eingestellt. Die in der Zimmerecke am Kleinen Graben aufgestapelten Vorräte des Dramas hatten anfangs, wie Scharffenstein meldet, nur „wenig Abgang“ gefunden, und der Selbstverleger sah den „Kram“ schon „mit komisch-bedenklichen Augen“ an. In seinen Geldnöten soll er den Rest seines Vorrates an einen Stuttgarter Antiquar verkauft haben. Um die steigende Nachfrage nach dem Werk befriedigen zu können, veranstaltete Schiller eine „zweite verbesserte Auflage“ des Schauspiels, den Verlag übernahm der Mannheimer Buchhändler Tobias Löffler. Die Verbesserung besteht in einigen unbedeutenden Kürzungen und Streichungen grober Stellen; eine Änderung im Wesen des Stücks lehnte Schiller in seinem Vorwort (vom 5. Januar 1782) ausdrücklich ab: die Handlung ist wieder in die Mitte des 18. Jahrhunderts verlegt. Diese zweite Auflage trägt auch zum ersten Male unter der Titelverzierung, einem zornig aufsteigenden Löwen mit erhobener Tatze und ragendem Schweif, den kühnen Wahlspruch: in Tirannos. Und zum erstenmal nennt sich hier Schiller als Verfasser.

Zur Übernahme der Theaterbearbeitung hatte sich Schwan im Einverständnis mit Dalberg schon im Dezember 1781 bereit erklärt. Sie erschien als Trauerspiel im April 1782 und behielt die Zeit des ewigen Landfriedens bei, jedoch ohne alle aufdringlichen Zutaten Dalbergs zu bringen; einige Verstöße gegen die Zeitrechnung freilich blieben stehen. Leider ist keine der zahlreichen folgenden Ausgaben mehr von Schillers Hand besorgt worden, aber hätte er die wiederholt geplante Sammlung seiner Dramen selbst noch ausgeführt, dann hätte er gewiß auf die erste Fassung, das „Schauspiel“, zurückgegriffen; im zweiten Band des erst 1806 herausgegebenen „Theaters“ ist in der Tat diese älteste Gestalt des „Schauspiels“ ziemlich genau wiedergegeben: in ihr haben wir des Dichters Vermächtnis und ureigenes Geisteserzeugnis zu ehren.

So mannigfaltig Schillers literarische Arbeit nach der Rückkehr von Mannheim war, genügen konnte sie ihm nicht. Die Er-

kenntnis der Mängel seines Erstlings war seinem Selbstgefühl nur ein neuer Sporn, Vollkommeneres zu leisten. Und schon beschäftigte sich seine Einbildungskraft mit neuen dramatischen Stoffen und Plänen. Er wollte Goethes Götz für die Bühne bearbeiten, wenn Dalberg ihm bei dem Dichter die Erlaubnis erwirkte; er suchte „ein interessantes Thema zu einem Nationalschauspiel“ und dachte eine Zeit lang an eine Konradin-Tragödie, zu der die Lorcher Jugenderinnerungen ihn anregen mochten; schließlich aber entschied er sich für die dramatische Bearbeitung der Verschwörung des Fiesko zu Genua. Eifrig ging er an die geschichtlichen Vorstudien, ans Planen und Skizzieren und führte in guter Stimmung auch einzelne Szenen und Monologe aus, die er, wie es ihm ja stets Bedürfnis war, seinen empfänglichen Freunden vorlas. So stürmte er eines Tages in das Zimmer Professor Abels mit dem Rufe: „Hören Sie! Hören Sie!“ und deklamierte „mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl“ den Auftritt, wo Fiesko vor dem Gemälde Romanos zu ruhmvollen Taten entflammt wird.

Bald aber wurde des Dichters Arbeitseifer gehemmt. Er mußte anfangs April, zu derselben Zeit, wo er dem aufmunternden Dalberg von seinem neuen, aussichtsvollen Schaffen berichtete und ihn schon um ein weiteres „teutsches Thema zu einem Nationalschauspiel“ bat, „einen verdrießlichen Sprung von dem milden Himmelsstrich des Pindus in den Norden einer trockenen terminologischen Wissenschaft machen“. Die Militärakademie war um die Wende des Jahres 1781 von Kaiser Joseph zum Range einer Universität erhoben worden, ihr herzoglicher Rektor aber hielt strenge darauf, daß auch die bereits abgegangenen Zöglinge die von ihr zu verleihenden Grade nachträglich erwarben. Der Regimentsmedikus konnte sich der Verpflichtung, eine Doktordissertation zu schreiben, nicht wohl entziehen, wo es galt der fürstlichen Anstalt vor den Augen der Welt neue Ehre zu bereiten, zumal dabei seine bürgerliche Zukunft auf dem Spiele stand. Der notgedrungene Streifzug in das Gebiet seiner „Handwerkswissenschaft“ wurde ihm schwer genug. „Vielleicht“, so schreibt er an Dalberg, „umarme

ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden bin, vielleicht finde ich dann im Schoß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß.“ Wie weit seine Dissertation gediehen, welcher Art sie gewesen ist, wissen wir nicht. Bald drängte trotz allem die „Lieblingsneigung“ die Wissenschaft wieder zurück, und schließlich wurde er dieser lästigen Pflicht mit den anderen Pflichten seiner Stuttgarter Stellung durch die Flucht enthoben. So hat er den Doktortitel niemals erworben, den er bis dahin nach altem Brauch der akademisch gebildeten Ärzte seiner Namensunterschrift sorglos beizusetzen pflegte.

Immer wieder wurde der Dichter daran erinnert, daß er nicht Herr seiner selbst sei, immer wieder ward ihm die Betätigung seines Talentes, die er als Naturbestimmung und Glück erkannt hatte, durch die äußere Lage beschnitten und gehemmt. Für diese Hemmungen mußte er um so empfindlicher werden, je mehr er sogar in Stuttgart durch manches ermunternde Zeichen in seinem Glauben an sich und seinen Beruf bestärkt wurde. Zwar auf Redouten und in größeren Gesellschaften immer als der berühmte Mann angestaunt zu werden, war wenig nach seinem Geschmacke; desto mehr schmeichelte es dem schwesterlichen Stolze, wenn Christophine die Leute dem Bruder unwillkürlich Platz machen sah und sagen hörte: „Seht, da kommt Schiller!“ Ihm galten die Herzen mehr, die ihm seine Dichtung daheim erobert hatte. Diese führte ihm auch C o n z, den alten Gespielen aus den Lorcher Kindheitstagen, wieder zu. Vom Tübinger Stift herüber war er schon im Herbst 1781 mit einem anderen Magister, seinem Freund Karl Friedrich R e i n h a r d t, gekommen, um Schiller zu besuchen. Beide waren eifrig bestrebt im Dienste der Musen und nannten Schiller mit Stolz ihren Landsmann. Wie fremd auch dem sanften Conz das leidenschaftliche Pathos der Räuber war, so bewunderte er doch willig und aufrichtig die gewaltige dichterische Kraft des Dramas. Dem harmlosen, schüchternen Stiftler gegenüber durfte sich Schiller als ganz weltfertig fühlen; aber im Verkehr mit ihm ward er auch mancher Vorteile seiner eignen akademischen Bildung gewahr:

es gelüstete ihn nicht mehr, ein „tübingisches Magisterchen“ zu sein. Aus anderem Holze geschnitzt war Reinhardt, der Schorndorfer Pfarrerssohn. Zwei Jahre jünger als Schiller, hatte er auf den Klosterschulen und im Stift ganz ähnliche Stimmungen durchlebt, unter einem fast ebenso unerträglichen Joche der Tyrannei und Bevormundung, der Pedanterie und Unnatur geseufzt, wie der Eleve der Akademie. Auch er dankte dem Aufenthalt in seiner Schule „nichts als ein durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfnis“, wie er weit später an Schiller schrieb. Auch er stand unter dem Banne Rousseauscher Ideale, und auch aus seinen Jugendgedichten tönt neben idyllischer Sehnsucht prometheischer Trotz und Haß gegen jede Art von Despotismus. Sein schwärmerischer Idealismus führte später den schwäbischen Pfarrvikar in die Wirren der französischen Revolution, nachdem ihm eine freimütige Kritik des Tübinger Stifts das Vaterland gekostet hatte. Als Diplomat allen französischen Regierungen von der Gironde bis zum Julikönigtum dienend, brachte er es bis zum Grafen und Pair von Frankreich. Die Versöhnung zwischen idealer und geschichtlicher Welt, die der dichterische Genius gestaltend suchte und in seinen Schöpfungen offenbarte, lag für den Staatsmann erst am Ende eines mit Erfolgen und Ehren wie Enttäuschungen und Bitternissen überreichen Lebensweges. Während jener Stuttgarter Herbsttage fand Schiller Gefallen an den metrischen Übersetzungen Reinhardts aus dem Arabischen und aus Tibull, und auch zu dem Menschen faßte er eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat. Sie sollten sich später auf politischem Gebiete, nicht dem der Dichtung, wieder begegnen.

Und noch einen Landsmann, ein gutes, treues Schwabenherz, einen Bewunderer und einen Freund, der sich in Stunden des Unmuts und in Tagen der Not am besten bewähren sollte, führte dem Dichter sein Werk zu: den jungen Musiker Streicher. Eines Tages ließ dieser sich dem ihm noch unbekannten Dichter der Räuber vorstellen. Wie erstaunte er, in letzterem jenen Jüngling wiederzuerkennen, der kürzlich bei den akademischen Schlußprüfungen auf ihn einen so unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte. Und wie

überrascht war er, in dem Dichter des ungestümen Dramas einen jungen Mann von zartestem Gefühl, seelenvollster Milde und liebenswürdiger Bescheidenheit zu finden! Durch den unbewußten Zauber seines Wesens, durch die Macht seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit, durch seine außerordentliche Kunst, ein Gespräch zu führen, nahm Schiller den jungen Tonkünstler ganz gefangen. Der Dichter lud diesen ein, „so oft zu ihm zu kommen, als er nur wolle". Und so verging während eines Jahres selten ein Tag, an dem die beiden sich nicht gesehen hätten. Ein rückhaltloses Vertrauen setzte sich zwischen ihnen fest: Schiller hatte eine treue, selbstlose Seele gefunden, die er an all seinen Sorgen und Kümmernissen, seinen Hoffnungen und Entwürfen teilnehmen lassen konnte. Der junge Goethe mag geistvollere Menschen um sich gehabt haben, — einen so völlig sich hingebenden Freund hat er niemals sein eigen genannt, niemals so viele treuliebende Herzen gewonnen und festgehalten. Streicher aber war der erste, dem Schillers Freundschaft zum Glück und Stolz seines Lebens wurde; der erste unter vielen, denen der Dichter als der Edelste und Herrlichste unter den Menschen erschien.

Noch eine andere Verbindung wurde in den Tagen des Erfolges geknüpft, aus der dem Dichter später in Bedrängnissen noch segensreiche Hilfe fließen sollte. Ein drei Jahre jüngerer Akademiezögling der Kavaliersabteilung, Wilhelm von Wolzogen, war mit Schiller während dessen Studienzeit nur oberflächlich bekannt geworden. Aber als nun „die Räuber den Flug seines Genius ankündigten, faßte Wolzogen", wie dessen spätere Gattin Karoline berichtet, „eine herzliche Zuneigung zu dem Dichter" und machte diesen auch mit seiner Mutter bekannt. Henriette von Wolzogen, die vier Söhne in Herzog Karls Erziehung gegeben hatte, pflegte ihren Wohnsitz zwischen ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen und der schwäbischen Residenz zu wechseln. „Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an diese gute Frau an; auch wurde sie bald mit seiner Familie bekannt."

Auch mit zwei schwäbischen Dichtern von Ruf kam der Verfasser der Räuber in Beziehung. An Wieland in Weimar über-

sandte er ein Exemplar seiner Dichtung und erhielt zum Dank einen artigen Brief, in dessen Liebenswürdigkeiten feiner Tadel zierlich eingeflochten war. In einem gleichzeitigen Schreiben an einen Stuttgarter Professor sprach sich Wieland deutlicher über das „ungeheure Produkt" aus, — es war dem vorsichtigen, lebensgewandten Mann nicht leicht gefallen, auf Schillers „honetten, verbindlichen und bescheidenen Brief" gebührend zu antworten. Die „seltsame Hirnwut, die man izt am Neckarstrom für Genie zu halten pflegt", war ihm und ebenso Goethe ein Greuel. Übrigens verzweifelte er nicht, „daß aus dem jungen Mann noch was werden könnte, wenn er den Schwaben und Pfälzern noch in Zeiten aus den Klauen gerissen" werde. Schiller aber war über die Antwort, die er selbst erhielt, überglücklich, und für seine Freunde „war es eine Art Fest, diesen Brief zu lesen"; sie waren nicht wenig stolz darauf, „daß der Sänger des Musarion auch ein Schwabe sei".

Bedeutsamer und eindrucksvoller für den jungen Feuergeist war die Begegnung mit dem unglücklichen Christian Schubart. Dieser befand sich nun schon im fünften Jahre in der Zucht seines Kerkermeisters General Rieger, der trotz seiner eigenen Leidenszeit auf dem Hohentwiel und trotz des dort eingesogenen „Christentums" sich aufs neue als „Despot und Despotenscherge" all die Jahre bewährt hatte. Je nach den Anwandlungen seiner Laune traf seine Gnade oder Ungnade den zwischen Zerknirschung und trotzigem Unmut hin und her geworfenen Gefangenen.

Zur Vertreibung der Langeweile hatte Rieger eine Bühne auf der Festung eingerichtet; dem poetischen Arrestanten fiel die Aufgabe zu, den Dichter und Regisseur zu machen und dabei vor allem der Eitelkeit des Kommandanten zu schmeicheln. Bei einer Festvorstellung an dessen Geburtstag, der zufällig auch Hoven beiwohnte, erregte der Ludwigsburger Arzt die wohlgefällige Aufmerksamkeit Riegers dadurch, daß er gerade bei den plumpsten Lobhudeleien ungeheuren, übertriebenen Beifall spendete. Der kunstsinnige junge Mann wurde deshalb in schmeichelhaftester Weise aufgefordert, seinen Besuch zu wiederholen und seine Freunde, besonders

den Verfasser der Räuber, mitzubringen. Für die Stunde ihres Kommens ersann sich der seltsame Kunstfreund ein eigenartiges Vergnügen. Bei Schubart wurde eine Besprechung der Räuber bestellt. Der angekommene Dichter wurde als ein Dr. Fischer und Freund des Räuberdichters vorgestellt, und der arme Gefangene dahin gebracht, seine Kritik vorzulesen, die mit dem Wunsche schloß, daß er den großen Dichter persönlich kennen lernen möchte. Da klopfte Rieger dem Opfer seines Scherzes auf die Schulter und sagte: „Hier steht er vor Ihnen!“ „Ist es möglich?“ rief Schubart frohlockend aus, „das ist also der Verfasser der Räuber!“ Und der Kommandant hatte nun sein Gaudium, als der freudig erregte Gefangene dem jüngeren Dichter um den Hals fiel und ihn unter Tränen küßte.

Noch oft gedachten Schiller und Hoven in der Folge dieser Szene; in welcher Gesinnung und Stimmung, das können wir leicht erraten. Hier war nicht nur der Dichter dem Dichter begegnet, dessen Freiheitspathos dem seinen verwandt war; dem auch „Großheit und Schauerhöhe“ die Seele weiteten und „der Knechtschaft Geklüft“ sie verengen wollte; der auch in der Jugend schon „den Schmerz der Vergänglichkeit, die Trauer über Tod und Grab bis ins Mark gefühlt“ hatte. Hier traf der Zögling Karls mit einem anderen Opfer der fürstlichen Erziehungssucht zusammen; hier sah er die Kehrseite der aufdringlichen „Gnade“ des eigenwilligen Herrschers. So also, hinter düsteren Kerkermauern, nahm man den „deutschen Voltaire“ in „Korrektion“, — sollte das dem Jünger Rousseaus nicht eine Warnung gewesen sein? Schiller wiederholte seinen Besuch, und jede Wiederholung mußte ihn nachdenklicher stimmen über das, was das Schicksal über ihn noch verhängen konnte.

Bei Schubart hinterließ das junge „Genie“ einen unauslöschlichen Eindruck. Er sah in ihm den Vollender dessen, was er gewollt und begonnen hatte. Hellauf aber loderte seine Begeisterung, als im Frühjahr 1782 Schillers Anthologie erschien. Da fand er erst recht Geist von seinem Geiste, Glut von seiner Glut. Und bald sah er den Geistesverwandten auch als Publizisten und Kritiker kraftvoll seinen Weg beschreiten.

9. In der literarischen Bewegung Schwabens.

Während Schiller noch die Zurüstungen zum entscheidenden Probegang seiner Räuber auf der Bühne traf, ließ er sich auch schon in einen offenen lyrischen Wettstreit mit einer Schar junger schwäbischer Dichter ein. Und noch war diese Fehde im Gange, da griff der Rastlose, um die Fülle seiner Kräfte zu bewähren, mit einem neuen journalistischen Unternehmen in die geistige Bewegung seines Heimatlandes ein. Durch die literarischen Zustände und Bestrebungen im schwäbischen Winkel hervorgerufen und bedingt, haben beide Versuche unserm Dichter zu vielseitiger Aussprache und zur eigenen Klärung gedient, und so verdanken wir ihnen, wenn nicht immer wertvolle und vollwertige Leistungen, doch wichtige Urkunden seiner geistigen Entwicklung.

Allüberall im deutschen Vaterlande trieb damals der fast ausschließlich auf das Gebiet der Phantasie und Empfindung angewiesene Freiheits- und Tatendrang der Jugend poetische Blüten und Blumen hervor, und wo immer einige Jünglinge im Namen der Dichtkunst sich aneinander schlossen, da banden sie jene zu einem Strauße zusammen. Boie und Gotter hatten im Jahre 1770 nach französischem Muster den ersten deutschen Musenalmanach herausgegeben; nun hatte so manche Landschaft und manche Stadt, wo auf „Geschmack“ gehalten wurde, ihre poetische Blumenlese, — und da hätte Schwaben zurückstehen sollen? Aufgestachelt durch den Spott des „Auslandes“ über schwäbische Barbarei, beschämt und erzürnt durch den bitteren Tadel einsichtsvoller Landsleute aufgerüttelt durch die Bewegung der Geister im Norden, hatten

vereinzelte Schwaben schon drei Jahrzehnte vor Schillers Auftreten begonnen, aus Dumpfheit und Enge, aus philisterhafter Selbstzufriedenheit und eigensinniger Rückständigkeit sich herauszuarbeiten. Aber nur langsam verzogen sich die Nebel, die während mehr als eines Jahrhunderts über dem Schwabenlande sich gesammelt hatten. Solange von der Hauptbildungsstätte des Landes, Tübingen, damals einer Hochburg pedantischer Gelehrsamkeit und starren Buchstabenglaubens, immer neue finstere Wolken heraufzogen und den schwäbischen Geisteshimmel verdüsterten, konnten die Strahlen nicht durchdringen. Dort wehrte die Theologie, die alle Wissenschaften und das gesamte höhere Geistesleben Württembergs gängelte, den Musen lange den Eintritt, die „schönen Wissenschaften" wurden höchstens geduldet. Die wiederholten Versuche einiger Stiftler aber, sich gar mit den unheiligen Erzeugnissen ihrer dürftigen Kunst ans Licht zu wagen, fanden als sündhafter Frevel an der streng behüteten Ordnung schwere Strafe. So war es dort geblieben bis in die sechziger und siebziger Jahre. Draußen aber im Lande war die Bewegung durch Kritik und poetische Versuche einzelner Männer, wie Johann Ludwig Huber und Eberhard von Gemmingen, immer mehr in Fluß gekommen; das empfindlich gewordene Stammesbewußtsein der Schwaben war nicht mehr zu beruhigen. Sollten sie, die von den Zeiten der Minnesänger an so manchen Geisteshelden ins Feld gestellt und nun wieder einen Wieland, einen Schubart aufzuweisen hatten; sollte das Volk, das „die herrschende Sprache gezeugt" und im deutschen Geistesleben einst die Führung gehabt hatte, sich jetzt von Sachsen und Brandenburgern über die Schulter ansehen lassen? Der Ehrenrettung der Schwaben widmeten sich nun die besten Köpfe: historische Darstellungen, Flugblätter und Zeitschriften sollten dem „Ausland" die Verdienste der Schwaben in der Vergangenheit und Gegenwart beleuchten, — besonders Balthasar Haug war darin unermüdlich, — aber auch dichterische Leistungen sollten den hochmütigen Leuten im übrigen Deutschland den Beruf des schwäbischen Stammes, in Sachen des Geschmackes mitzureden und mitzutun, bündig beweisen.

So wuchs zwischen Selbstkritik und Selbstgenügsamkeit der Älteren, unter anregenden Auseinandersetzungen mit dem übrigen Deutschland in Württemberg ein junges Geschlecht heran, das ganz von dem Drange ergriffen ward, jenen schwäbischen Stammesehrgeiz durch literarische Taten zu befriedigen. Auch im Tübinger Stift begann es zu rumoren. Während man noch die Idyllen Geßners verbot, wurden Klopstocks Messias und die Gesänge des „Hains“ schon heimlich von den empfindsamen Jünglingen an den Busen gedrückt. Alle Verbote, Drohungen und Strafen fruchteten nichts mehr, denn schon von den Klosterschulen brachten die jungen Studenten Götz und Werther und alle ihre kraftgeschwollenen und tränenreichen Nachzügler mit. Mochte man ihnen die Bücher wegnehmen, — sie kannten sie bereits auswendig. Gar mancher wollte, des lateinischen Versedrechselns überdrüssig, lieber mit den angebeteten deutschen Dichtern wetteifern; statt in dogmatischen Spitzfindigkeiten und der „Scholastik Dorngebüsch“ sich einzuspinnen, lieber mit dem Genfer Philosophen in Entwürfen einer neuen, glücklichen Welt schwelgen. Schließlich mußten die Professoren das Unabänderliche dulden mit dem schmerzlichen Bedauern, daß Württemberg „schöne Geister zu Pfarrern bekomme, die in Empfindungen zerschmelzen und die Gesellschaften mit Liedern unterhalten“.

Und so war denn auch Schwaben reif geworden für eine lyrische Blumenlese. Im Stift schon hatte sich ein Kreis von jungen schwäbischen Sängern zusammengefunden; sein Haupt, der unternehmungslustige Stuttgarter Regierungsratssohn Gotthold Friedrich Stäudlin, wurde nun der Begründer des im September 1781 bei Cotta herausgegebenen ersten Schwäbischen Musenalmanachs auf das Jahr 1782. Dem gewandten jungen Manne (geboren 15. Oktober 1758) war es nicht schwer gefallen, den poetischen Schwabentrupp um seine Fahne zu scharen; denn mit den älteren Herren stand er auf gutem Fuß, bei den jüngeren in großem Ansehen. Aufmunterung dort, Bewunderung hier war ihm frühe und reichlich zu teil geworden. Schubart hatte den Siebzehnjährigen „das beste dichterische Genie unter den lebenden

Württembergern" genannt und Haug ihn beim Abgange vom Gymnasium mit dem Dichterlorbeer gekrönt. Ein schwungvolles Lobgedicht auf den verstorbenen Albrecht von Haller trug dem früh verwöhnten Dichter außer neuen Lobsprüchen seines Gönners Haug eine fürstliche Belohnung vom Berner Rat und ein so ansehnliches Honorar von seinem Verleger ein, daß danach, wie wir gehört haben, der nach einem solchen ausschauende Räuberdichter seine Ansprüche nicht niedrig bemessen zu dürfen glaubte. Stäudlin verstand es auch weiterhin, freundliche Beziehungen mit Männern und Zeitschriften des In- und Auslandes zu pflegen; Bodmer betraute ihn mit seinem Nachlaß, Uz war ihm herzlich zugetan, der junge Hölderlin nannte ihn später einen „herrlichen Mann". Bedeutender durch die unmittelbare Art seines Wesens, als durch seine dichterischen Gaben, zog er persönlich die Menschen an, ohne durch ausgeprägte Eigenart schwächere Talente abzuschrecken. Weich, empfindsam ohne rechte Tiefe und echtes Feuer, formgewandt ohne ursprüngliche Bildkraft, fremden Anregungen und Einflüssen (Hallers, Klopstocks und der Göttinger) hingegeben, war Stäudlin durch seinen geistigen Schwung und seinen regsamen Ehrgeiz wie geschaffen zum Gruppenbildner und Heerführer einer Anfängerschar, die seinen vermeintlichen Flug zur Unsterblichkeit mitzumachen von Herzen bereit war.

Stäudlins Ruf folgten nicht nur Tübinger Genossen wie Conz und Reinhardt, sondern auch die Karlsakademiker Hoven, Haug, Petersen, Ludwig Schubart, Heideloff und Zumsteeg, jeder mit Beiträgen aus seinem Gebiet. Der Dichter der Räuber durfte natürlich nicht fehlen; freilich war er nur mit einem Gedicht, der „Entzückung an Laura", vertreten, unter dem zum erstenmal des Dichters voller Name stand. Schiller soll dem Herausgeber mehrere Gedichte für den Almanach eingeliefert, dieser aber, dem es darin zu sehr „wirbelte, strudelte, donnerte, brauste", nur jene einzige Ode, noch dazu unter eigenmächtigen Kürzungen, der Aufnahme gewürdigt haben. Wenn dem so ist, so muß es jedenfalls zu persönlichen Auseinandersetzungen gekommen sein, von denen wir keine Kunde haben. Wir erfahren nur, daß Schiller sich von

dem Herausgeber des Almanachs gekränkt glaubte und mit ihm zerfiel. Bald kam es zu einer literarischen Fehde, die von beiden Seiten anfangs mit jugendlichem Übermute aufgenommen, von Schiller mit derbem, überlegenem Humor, von seinem Gegner zuletzt mit vergifteten Waffen durchgeführt wurde.

Den ersten Streich scheint Schiller geführt zu haben, indem er Stäudlins „Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten“ (1781), dazu noch in Haugs, dessen Gönners Zeitschrift, einer eingehenden und sachverständigen Kritik unterzog. War das Lob auch nicht gespart und der Tadel gerecht, so mußten doch die scharfen Hiebe auf den „gar zu sehr vom Gefühl seines eigenen Dichterwerts“ überzeugten „Herrn Verfasser“ den wundesten Punkt in dem Gemüt des verwöhnten Lieblings der schwäbischen Musen treffen.

Der Hauptschlag aber sollte erst folgen: Schiller beschloß, gleichfalls seine poetischen Freunde aufzubieten und durch eine eigene Sammlung den Almanach des Gegners zu „zermalmen“. Seinem Rufe aber folgten weit weniger Mitstreiter als dem des angesehenen „Anführers der poetischen Zunft im Lande“; nur die akademischen Freunde blieben den Feldzeichen ihres Meisters treu. Denn Schillers „Fahne hatte“, wie Scharffenstein bemerkt, „etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche Rekruten eher abschreckte, als anzog“. Deshalb war Schiller genötigt, aus seinem eigenen Talente Kapital zu schlagen. Als die Sammlung im Februar (bei J. B. Metzler) unter dem Titel: Anthologie auf das Jahr 1782 ohne Namensnennung des Herausgebers und Verlegers erschien, enthielt sie von dreiundachtzig, unter dreiundzwanzig verschiedenen Chiffern abgedruckten Gedichten zwischen fünfzig und sechzig alte und neue Stücke des Herausgebers selbst; mit voller Sicherheit freilich läßt sich sein Eigentum heute nicht mehr bestimmen. Aber soweit dies möglich war, zeigt sich vor allem eins: wie hoch der Dichter der Räuber auch auf diesem Gebiete den Stäudlinischen Kreis und seine eigenen Mitarbeiter an Wollen und Können überragte. Daß die Auswahl strenger, die Feile schärfer hätte sein dürfen, das erkannte Schiller bald selbst, als er sein aus Gründen

der Kriegsführung etwas überstürztes Unternehmen im Württembergischen Repertorium besprach; „aber“, so fügt er hinzu, „das Buch mußte eben dick werden, und seine achtzehn Bogen haben, was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet.“

Die kriegerische Absicht gegen den Almanach des Gegners trägt die Anthologie schon in ihrer Einleitung und Einkleidung zur Schau. Stäudlin hatte durch ein Titelbild, das den Aufgang der Dichtersonne über dem Schwabenlande darstellte, anspruchsvoll kundgegeben, daß mit seiner Blumenlese eine neue Zeit für das heimatliche Geistesleben angebrochen sei; nach den zuversichtlichen Worten der Vorrede sollte das Büchlein den „naserümpfenden Deutschen am Rhein und an der Elbe“ beweisen, daß auch unter dem angeblich „böotischen Himmel“ Schwabens „die herrliche Pflanze des Genies“ gedeihe. Solche selbstgewisse Kühnheit mußte den Spott des Räuberdichters reizen. In diesem „Norden des Geschmacks“, das fühlte er und sprach es um jene Zeit aus, konnte ein freies, starkes Talent schwerlich reifen; für sich selbst erwartete er eine gedeihliche Entwicklung in einem „milderen Klima“, unter „glücklicheren Sternen“. Und so wandelt er mit parodistischer Ironie den „böotischen Himmel“ Stäudlins in einen „sibirischen“ um, setzt als Druck- und Ausstellungsort „Tobolsko“ und nennt seine Anthologie kurzweg „sibirische Blumenlese“. Deutlicher noch, nicht bloß mit anspielendem Spott, wies er bald darauf in einer Besprechung des Almanachs (im Repertorium) jenen Anspruch zurück: „Potz! was wir Zeitgenossen des hundertachtundsiebzigsten Jahrzehnts nicht erleben! Der Stäudlinische Almanach die Epoche des Vaterlands! Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeit, — so sehe doch der Epochemacher zu, daß ihr roter, feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finsternis taumelnd — an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.“ Auch der in einem Gedichte „An die Jünglinge meines Vaterlands“ überschwenglich

ausgedrückten Hoffnung Stäudlins, gerade durch seinen Almanach seinem Vaterland „Saxoniens Erzeugten" gegenüber mit einem Schlage zu ungeahntem Ruhme zu verhelfen, versetzt der Vorredner der Anthologie einen satirischen Hieb mit der Bemerkung, so wenig wie der Musenalmanach werde seine eigene Anthologie die „lecker-haften Europäer" mit „uns Schneemännern" versöhnen, denn um „das eiserne Gewicht des widrigen Vorurteils" gegen den Norden von der Stelle zu räumen, dazu bedürfe es eines stärkeren Hebels als der Begeisterung von zwei oder drei Patrioten. Für seine Blumenlese beansprucht Schiller nur das eine Verdienst, „Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmack den G'nickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben." Und für den fieberhitzigen Durst seines Gegners nach Unsterblichkeit hat der als Jünger des „äskulapischen Ordens" sich verratende Vorredner einen bitteren Trank bereit: wenn seine Vorgänger ihre „Sächlein und Päcklein" durch Veröffentlichung dem Tod hinterziehen und hart an dessen Nase vorbei „ins Archiv der Ewigkeit transportieren lassen" wollten, so widme er, klüger als jene, sein Büchlein gleich lieber seinem „Prinzipal, dem Tod," dem „Großmächtigsten Czar alles Fleisches", — da könne er gewiß sein, daß dieser es unberührt weglegen werde.

Nicht nur in den Vorreden, auch in der Anthologie selbst rückt Schiller kecken Mutes mit derber Satire den Gegnern auf den Leib. Gleich das erste Gedicht, Die Journalisten und Minos, läßt durch „Seine Gnaden", den Richter der Unterwelt, der schreib- und ruhmsüchtigen Freibeuterschar der Zeitungsschreiber Schimpf und Schande antun, weil sie mit ihren Tintenfässern Styx, Lethe und Kokytos völlig ausgeschöpft haben. Noch derb-witziger und rücksichtsloser springt Die Rache der Musen mit den um den Helikon schwärmenden „jungen Tintenleckern" um. Der allzu aufdringlich um die Gunst der Töchter Apolls werbenden „Jaunerbande" wird auf Befehl des zu grimmigem Humor auf-gelegten Gottes eine als Muse verkleidete Furie im Dunklen über-lassen. Und das Ergebnis des Abenteuers ist eine Mißgeburt:

Die Göttin abortiert hernach:
Kam 'raus ein neuer — Almanach.

Seine eigene und seiner Freunde Beteiligung an dem Unternehmen weiß der Dichter mit der launigen Frage zu entschuldigen:

Waren hübsche Jungens drunter,
Wie gerieten sie,
Dieses, Brüder, nimmt mich wunder,
In die Kompagnie?

Indes um den Gegner zu zermalmen, genügte es nicht, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben: die dürftige Kunst des Stäudlinischen Almanachs mußte durch reichere, vielfältigere, kraftvollere Leistungen übertrumpft werden. Mancherlei Ausfälle gegen Alltagstorheiten der Gesellschaft fanden sich ja auch dort. Aber wo das rechte Pathos fehlte, konnte auch die Satire nur matt herauskommen; nur wer, wie der Dichter der Räuber, in tiefster Seele die Mißverhältnisse des Lebens leidenschaftlich empfunden und ein höheres, reineres Bild der Welt an die Stelle der gemeinen und niedrigen, die sein Spott spielend vernichten sollte, zu setzen hatte, nur der durfte und konnte mit sittlichem Recht und voller Wucht die satirische Geißel schwingen: „Vor Würden soll die fromme Muse knien", mit „Narren" aber darf sie ihre Possen treiben, wie in der nach Bürgers Art gedichteten burlesken Romanze Der hypochondrische Pluto, einem losen Spottgedicht auf die Heilkünste der Zeit; auf „Würdenschänder" gar soll ihre Geißel vernichtend niedersausen, ein Dichterrecht, das in dem derben Stücke Der Satyr und meine Muse poetisch begründet wird. Deshalb gelten dem Hochmut der „Erdenriesen" und der Schurkerei ihrer höfischen Günstlinge ein paar scharfe Epigramme (Aufschrift auf einer Fürstengruft, An den Galgen zu schreiben). Nicht mehr den Tag des Weltgerichts, wie einst im „Eroberer", wartet der Vergeltungszorn des Dichters ab; in diesem Leben schon soll das Lied sein rächendes Amt antreten. In dem Gedicht Die schlimmen Monarchen werden mit den toten auch die lebenden „Erdengötter" gerichtet. In der Ohnmacht der „welken Majestäten", mit

deren Leibern Würmer besoldet werden, spiegelt sich die Vergänglichkeit auch derer, die noch in Machtgefühl und Sinnengenuß schwelgen. Mit grausamem Hohn spottet der Dichter des „tausendpfundgen Schlummers“ der „Potentaten“, die einst allmächtig sich gedünkt: kein Siegesgeschmetter und kein Jagdenlärm, kein Vivatjauchzen und kein Liebeslocken kann die störrigen Siebenschläfer mehr aufwecken: „keine Antwort — ernstlich ist die Stille.“ An die Bewohner der Fürstengruft zwar richtet sich die Frage nach „des großen Pfundes Zinsen“, aber einem Lebenden gilt sie, dem herzoglichen Virtuosen im Tugendgaukelspiel; in den Kern seines Wesens trifft die scharf geschliffene satirische Spitze:

> Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
> Mit Gelübden und mit *lächerlicher Tugend*,
> Die — Hanswurst erfand.

Und aus dem Gruftgewölbe hallt, Schubarts Verwerfung der „stolzen Fürstentrümmer“ überbietend, der gefährliche Drohruf zu den Thronen der Herrscher hinauf:

> Bübelt aus des Thrones Hinterhalt,
> Aber zittert für des Liedes Sprache,
> Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
> Fürstenherzen kalt.

Doch das Lied soll nicht nur rächen und strafen, es soll auch die Helden ehren und verherrlichen, wo sie sich finden. Den „Schlimmen Monarchen“ stellt Schiller mit guter Absicht das den Siegern von Döffingen in den Mund gelegte, aus den Herzen aller Schwaben gesungene „Kriegslied“ auf Württembergs volkstümlichsten Helden, *Graf Eberhard den Greiner*, gegenüber. Mit dieser frisch und kräftig im Volkston gehaltenen Ballade wetteifert der Dichter wiederum aufs glücklichste mit den Sängern des Almanachs, unter denen besonders Reinhardt die schwäbische Heldenzeit und den Rotbart, „Schwabens Abstamm, Deutschlands Kaiser“, zu feiern versucht hat; zugleich aber nützt er die Gelegenheit, im Sinne der Ehrenretter Schwabens den hochmütigen Spöttern

„dort außen in der Welt“ durch die Krieger Eberhards das trotzig-stolze Wort zurufen zu lassen:

> Auch manchen Mann, auch manchen Held,
> Im Frieden gut, und stark im Feld
> Gebar das Schwabenland.

Einem Helden anderer Art, einem Führer seiner Jugend, dem „großen Dulder“ Rousseau hat der Dichter in einem vierzehnstrophigen Gedicht ein mit rhetorischem Schwulst überladenes Denkmal gesetzt, das gleichwohl bezeichnend ist für die Art seiner Begeisterung und seine bittere Kampfesstimmung gegen „dieses Lebens Jahrmarktdudelei“: in dem Verstorbenen sieht er nur den erhabenen Menschen, der das Opfer von frommem Eifer, Vorurteil und Eigennutz hat werden müssen. Mit der pathetischen Verdammung dieses „Drillingsdrachens“ verbindet sich ein teutonischer Ausfall gegen das für Erfassung jener Geistesgröße nicht geschaffene „Franzosenhirn“. Gegen Unverstand und Mißdeutung muß er auch den Helden seines Dramas schützen; ähnlich wie Goethe nachträglich die Jugend durch Werthers Geist vor Nachfolge warnen ließ, soll hier das Monument Moors des Räubers den Jünglingen die rechten Wege weisen: die Träne des Mitleids, der Zoll der Bewunderung mag dem „majestätischen Sünder“ zuteil werden, aber er bleibe einzig in seiner Art, „seines Geschlechtes Beginner und Ender“; wer gleich ihm „glühenden, tatenlechzenden Herzens“, „des himmlischen Genius Kind ist“, den soll das Phaeton-Schicksal des „hohen Gefallenen“ warnen, „mit des Genius gefährlichem Ätherstrahl“ unvorsichtig zu spielen.

Dem Kampfe mit lästigen Gegnern und feindlichen Mächten gelten die meisten der angeführten Gedichte. Aber feindselige Gewalten stehen nicht bloß draußen in der Welt, sie lauern auch in des Dichters Brust. Anfechtungen sinnlicher Natur, wie sie in der Entwicklung liegen, konnten einem Jüngling von Schillers Art und Erziehung am wenigsten erspart bleiben. Mit einem glühenden Verlangen nach Leben und Freiheit, nach Bewährung seiner geistigen und sinnlichen Kräfte war der junge Mediziner aus klösterlicher

Abgeschiedenheit in das Treiben einer teils spießbürgerlich engherzigen, teils sittenlosen Residenzstadt gekommen. Widerstand gegen ihre Verlockungen hatte ihn die knechtische Erziehungsweise der Akademie nicht gelehrt. Gewaltsam hatte man dort jede Regung zu knabenhafter Lust und rechter Lebensfreude zu unterdrücken versucht. Und nun auf einmal: Freiheit! Allerdings immer noch ein kärgliches Maß von Freiheit, aber doch genug für den Durstigen, den Becher des Lebensgenusses auch einmal in vollen Zügen zu schlürfen. Schillers Jugendkraft, als sie endlich sich des verhaßten Zaumes ledig fühlte, mag anfangs allzu wild in das neue Leben hineingestürmt sein. Wenigstens spricht seine spätere Schwägerin Karoline von Wolzogen von „Sinnentaumel, jugendlicher Torheit", die ihre Macht geübt hätten nach der so lange entbehrten Freiheit: „In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte besonders in der Hofwelt sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen." Jetzt kam die Zeit, wo der Gegensatz zwischen der sinnlichen und geistigen Natur, der so lange das philosophische Denken des jungen Akademikers beschäftigt hatte, dem über die Schwelle des Mannesalters tretenden Dichter in seinem physischen sowohl wie in seinem geistigen Entwicklungsprozesse ernstlich zu schaffen machte. Auf die Haltung Schillers in diesem Ringen, auf die Richtung seiner Phantasie und die Färbung seines poetischen Ausdrucks hat auch sein medizinisches Studium eingewirkt, das dem Jüngling frühzeitig eine intime und mit seinen übrigen Lebenserfahrungen in starkem Mißverhältnis stehende Kenntnis von Dingen verschafft hatte, die sonst der Jugend verhüllt bleiben.

Literarische Einflüsse wirkten mit alledem zusammen. Von dem unsinnlichen Klopstock war Schiller ja immer mehr abgerückt. Zwar finden sich in der Sammlung noch Zeugnisse seiner kindlich-gläubigen Gottesverehrung aus der Zeit, wo Haller und Klopstock seine Muster und Meister waren. Er preist die Macht und Kraft des Herrn im Gewittersturm (Hymne an den Unendlichen)

und in den Schrecknissen der Pest; in der friedvollen Harmonie der wieder beruhigten Natur offenbart sich ihm die Herrlichkeit der Schöpfung. Die Gottheit zu suchen und die Größe ihres Werkes zu ermessen, fliegt des Dichters nach Erkenntnis und Anschauung des Unendlichen dürstender Geist mit des Windes Flug „durch die schwebende Welt“: aber wo selbst der „Adlergedank“ und die „kühne Seglerin Phantasie“ am Gelingen mutlos verzweifeln müssen, da veranschaulicht sich unserem Gefühl um so gewaltiger die Größe der Welt, „die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug“. Die veränderte Stimmung und Lebensauffassung des Dichters aber gibt sich deutlich und scharf in einigen epigrammatischen Stücken kund, mit denen er zugleich die unbedingte Ehrfurcht des Stäudlinischen Kreises vor dem Messiassänger zu geißeln scheint. Die Messiade bezweifelt die religiöse Wärme und Wirkung des Klopstockschen Gedichts, das satirische Zwiegespräch Der einfältige Bauer verspottet dieselbe Dichtung als „ein hochg'studiert Gelese“ und den Dichter als einen erdenfern schwärmenden Menschen, der in Himmel und Hölle und „auf den sonngepflasterten Gassen“ zuhause ist, aber von „unser eines Korn und Flachse“ nichts weiß. Wohin die Neigung des jungen Schwaben sich gewendet hat, das spricht das Epigramm auf Klopstock und Wieland, als ihre Silhouetten nebeneinander hingen, offen aus: er entscheidet sich für den zur linken hängenden Wieland, der für Menschen, nicht für Himmelsbewohner geschrieben habe; den „auch unser einer“ lieben dürfe.

Bei ihm fand Schiller das Recht der Sinne in moralischer und ästhetischer Hinsicht gewahrt, eine Lebensphilosophie, die zu heiterem, geistig-sinnlichem Genießen auffordert. Die Rechte der „tierischen“ Natur gegenüber den einseitigen Ansprüchen des Geistes zu verteidigen, war ja dem jungen Mediziner geläufig. Und so tritt er denn auch hier im Fragment An einen Moralisten gegen die grämliche Lehre des Alters und sinnenfeindlicher Heuchler für das Lebensrecht kraftvoller Jugend ein; mit dem grimmigen Zorn Karl Moors über das schlappe Kastratenjahrhundert werden in

einem zweiten Gedicht, strotzend von Kraft und Derbheit und voll triumphierenden Spotts, Kastraten und Männer gegenübergestellt, und die saft- und kraftlosen Schwächlinge bös heimschickt. Wir fühlen den Pulsschlag gesunden jungen Blutes, das nicht zur Wollust sich drängt, aber doch gegen die „Schreibepultgesetze" allzu ängstlicher Sitte sich empört. Aber hier steht der Jüngling nicht in klarem Gefechte; sein Gefühl verwirrt sich. Während er Frechheit und Unnatur bekämpfen will, borgt sich seine Phantasie die gleißenden Waffen des gefährlichen Feindes. Die Wollust zu geißeln, schildert er sie mit ihren Leib und Seele verderbenden Folgen; dabei kann seine reizbare Einbildungskraft ein Behagen an schlüpfrigen Bildern nicht verleugnen; in seinen ehrlichen Grimm wider die Feindin mischen sich geheime Lustgefühle an zynischen Vorstellungen und sinnlich-erotischen Szenen. Diese Mischung von sittlicher Entrüstung und lüsterner Sinnlichkeit gibt einem Gedicht, das schon im Jahre 1781, ohne Namensnennung, im Sonderdruck erschienen war, seinen eigentümlichen Charakter. Wie Bürger in einem Gedicht Fortuna an den Pranger stellt, wie Schiller selbst den Bacchus im Triller (d. h. im Narren-Drehstuhl) seine Sünden an der Menschheit abbüßen läßt, so gibt das Strafgedicht Der Venuswagen die ruchlose „Metze Cypria" dem Hohn und der Verachtung aller preis, die jemals durch sie Schaden gelitten haben, und so werden mit der feilen Verderberin alle Lebensalter, Stände und Geschlechter satirisch gegeißelt. Der Dichter versäumt auch hier nicht den „Volksbeherrschern", den „Göttern unterm Monde", ihrer Sünden Spiegel vorzuhalten und den heillosen Einfluß der Günstlings- und Mätressenwirtschaft auf die Politik bloßzustellen. Der Mediziner verleugnet sich ebensowenig wie der Gesellschaftskritiker. Aber diese sittliche Tendenz droht fast unterzugehen in einem Strudel von medizinischen Zynismen, roh sinnlichen Schilderungen und schlüpfrigen Bildern: „im herkulschen Scheidweg stutzend", zwischen „ernster Tugend" und Verführung steht auch unser Dichter, der im heißen Kampfe gegen sinnliche Leidenschaft sehnsüchtig ausschaut nach dem verlorenen Paradies der Unschuld.

Wenn uns diese Gedichte den Jüngling im Sturm widerstreitender Empfindungen zeigen und von seinem moralischen Ringen Zeugnis ablegen, so weisen andere nach der Richtung, wo er den Ausgleich zwischen „Sinnenglück und Seelenfrieden" nach weiteren Entwicklungskämpfen finden sollte. Des „Schicksals Sterne", das Glück, in der eigenen Brust, in persönlichen Eigenschaften zu suchen, nicht in äußeren Dingen, das entsprach seiner aufs Erhabene gerichteten Naturanlage; Tugend und Glückseligkeit gleichzusetzen, lehrte ihn auch seine Philosophie. Darum muß sich Fortuna, die den Bund der Weisheit sucht, in der schlichten Parabel Das Glück und die Weisheit von dieser schroff abweisen lassen: „Ich brauch' dich nicht!" In diesem stoischen Sinne richtet in einem poetisch unreifen Gedichte Ein Vater an seinen Sohn die Mahnung, „in dem schrecklichen Gefechte zwischen Lust und Pflicht" immer nur der „höheren Weisheit Stimme" zu folgen, den „Sinnesfreuden" und dem „äußeren Glücke" zu mißtrauen, denn der Gerechte

Angeleuchtet könnt' er in den letzten Blitzen
Und vom Weltenumsturz angeschwungen sitzen,
Ohne Menschenbangigkeit.

Auch der Gedanke der Ewigkeit beschäftigt den Dichter: auf Grund antiker Vorstellungen von dem Leben der Seelen nach dem Tode versucht er in zwei einander entgegengesetzten Stimmungsbildern, Elysium und Die Gruppe aus dem Tartarus, das paradiesische Idyll und seine höllische Kehrseite auszumalen. Wenn diesen beiden Gedichten eine subjektive Bedeutung nicht innewohnt, dann umsomehr den uns bereits bekannten Gelegenheitsgedichten, der Leichenphantasie und der Elegie auf den Tod eines Jünglings, die beide in die Anthologie aufgenommen sind. Der in der Elegie lautgewordene Zweifel an der persönlichen Unsterblichkeit findet ein spottendes Echo in dem ironisch gewendeten Epigramm Zuversicht der Unsterblichkeit:

Zum neuen Leben ist der Tote hier erstanden,
Das weiß und glaub' ich festiglich.
Mich lehren's schon die Weisen ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.

Den tiefsten Einblick aber in die Seelenzustände und das Gedankenleben des jugendlichen Dichters gewähren uns die Lauraoden, neun an der Zahl, von denen allerdings drei den Namen Laura nur im Texte nennen. Viel ist darüber gestritten worden, ob die Laura der Lieder ein bloßer Name zur Bezeichnung einer erdichteten Liebe oder ein wirkliches Wesen von Fleisch und Blut gewesen sei. Die Dichtungen selbst nötigen uns nicht an eine bestimmte Person zu denken, das gefeierte „Mädchen" bleibt so schattenhaft wie die ganze Situation undeutlich. Aber „tiefes Gefühl", wie der Dichter in seiner Selbstkritik sagt, und sinnliche Liebesglut sind unverkennbar. Und jede unbefangene Prüfung der überlieferten Zeugnisse wird soviel einräumen müssen, daß Schillers Liebe nicht „ohne einen Gegenstand" war. Daß die Gedichte einer wirklichen Person galten, darin stimmen fast alle überein, die es wissen können, und einige erwähnen ausdrücklich jene Hauptmannswitwe, Frau Luise Vischer, bei der Schiller wie erinnerlich mit Leutnant Kapf im Februar 1781 Quartier genommen hatte. Scharffenstein nennt sie „ein gutes Weib, das ohne im mindesten hübsch und sehr geistreich zu sein, doch etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura" und verhalf der schon lange in Schillers „Feuerseele" schlummernden „Liebesmystik" zum Durchbruch. „Schiller entbrannte, und absolvierte diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch." Im wesentlichen stimmt damit der Bericht Karolinens überein: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständnis mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugnis eines ihm bis jetzt unbekannten exaltierten Gefühls als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen." Und selbst die Tochter Schillers, Freifrau Emilie von Gleichen, wußte dem Schillerbiographen Boas nach den Erzählungen ihrer Tante Christophine, „der die alten Zeiten noch wie gestern und heute vorschwebten", von einem Verhältnis zwischen Schiller und der Vischerin zu berichten, „welches in seiner seltsamen Mischung von Freundschaft und liebevoller Neigung

von vielen nicht begriffen und deshalb vollkommen mißdeutet wurde".

Die „kleine, niedliche Frau", deren Herzensgüte gerühmt wird, war das erste weibliche Wesen, dem der Jüngling vertraulich nahe trat. Sie war damals dreißig Jahre alt, Mutter von sechs Kindern, von denen zwei Knaben und ein Töchterchen noch am Leben waren. Mit diesen trieb der Herr Regimentsmedikus, wenn er abends heimkehrte, „rechte Kindereien". Aber auch die Mutter, eine schlanke Blondine mit blauen Augen, wußte ihn anzuziehen: „sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltierten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung ‚Laura am Klavier' kundgibt." Mochten andere sie mit kalten, nüchternen Augen ansehen und der als Berichterstatter höchst unzuverlässige Petersen in ihr gar „eine wahre Mumie" finden, — der von dem Reiz des weiblichen Geschlechts zum ersten Male bezauberte Dichterjüngling schaute sie mit den vergoldenden Blicken junger Liebe. Wie sich das Verhältnis zwischen den beiden gestaltete, wissen wir nicht. Jedenfalls nahmen weder Schillers Mutter und Schwester, noch Frau von Wolzogen daran irgendwelchen Anstoß. Auch nach seiner Flucht blieben sie in nahen Beziehungen zu der Witwe und vermittelten zwischen ihr und dem fernen Freunde, bis die Vischerin im Frühling 1785 mit einem jungen Kavalier auf und davon ging und so die Klatschsucht, die sich auch an ihr Verhältnis zu dem Regimentsmedikus geheftet hatte, nachträglich ins Recht zu setzen schien.

Ohne Zweifel also hat ein persönliches Liebeserlebnis den Anlaß zu diesen sinnlich-übersinnlichen lyrischen Bekenntnissen gegeben. Wie mangelhaft und dürftig auch der Gegenstand der Neigung gewesen sein mag, die von ihm erregte Empfindung reichte hin, die Phantasie des Dichters in Tätigkeit zu setzen. Was er da an Liebe erlebte, das setzte die in der Schule der Gemütsphilosophie erworbene Ideenmasse in Bewegung und erschien dem theosophischen Schwärmer als ein Glied jener großen Kette, die

alle Wesen untereinander und mit Gott verbindet. So mußte er seinen sinnlich-geistigen Erfahrungen die allgemeinsten Beziehungen zu den das Universum regierenden Gesetzen geben; seine Liebe erweiterte sich zur Empfindung der Weltharmonie: alle Liebesvorgänge und Liebesregungen werden zu Spiegelbildern und Gleichnissen kosmischer Prozesse und weltumspannender Ideen und zugleich leihen sinnliche Empfindungen und Vorstellungen den ungeheuerlichen Bildern dieser lyrischen Liebesphilosophie die brennenden Farben.

Wenn Laura ihn küßt, wird er sich der Liebe als der höchsten Weltkraft bewußt: in der Phantasie an Laura verherrlicht er die Liebe als das Leben spendende und Ordnung schaffende Prinzip in der Welt der Körper, im Reiche der Geister und im Dasein der Menschen. Volles Liebesglück aber wird den Liebenden erst dann zuteil werden, „wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut“. Magische Wirkungen entströmen dem Spiel und Gesang der Geliebten. Wenn der Dichter Laura am Klavier belauscht, dann fühlt er sich der Körperwelt entrückt, zur Geisterwelt emporgetragen: durch den Zauber der „seelenvollen Harmonien“ ihres Saitenspiels wird ihm das Gefühl der Weltharmonie, der Anblick der Gottheit zuteil. Voll Entzückung preist der Dichter Die seligen Augenblicke vollkommener Vereinigung, wenn „Körper in Körper wachsen“, „Seelen wie entbunden sich begegnen“. Die Welt schwindet den Liebenden, die Zeit scheint stille zu stehen, doch „die seligen Augenblicke“ verrinnen nur zu schnell:

> Aber ach! ins Meer des Todes jagen
> Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
> Schon die Strudel der Vergessenheit.

Solche Augenblicke der Seligkeit ihm nicht durch frühzeitiges Abschneiden des Lebensfadens völlig zu rauben, bittet der Dichter Die Parzen in halb scherzhaftem, halb schwermütigem Ton: die Liebe hat ihn den Wert des Lebens erst schätzen gelehrt. In ihr ruht alles Glück und aller Reiz des Lebens; sie beseelt die Schöpfung und ordnet das Chaos; Natur, Menschen und Götter

14*

empfangen von ihr die hehrsten Freuden, sie lockt selbst über das Grab hinaus. Sogar die Weisheit muß sich vor der Liebe beugen, das ist Der Triumph der Liebe:

> Liebe, Liebe leitet nur
> Zu dem Vater der Natur
> Liebe nur die Geister.
> Selig durch die Liebe
> Götter, — durch die Liebe
> Menschen Göttern gleich!

Ein Triumph der Geliebten ist es, den der Dichter in einen Vorwurf an Laura kleidet. Liebe hat in seinem Herzen den Sieg davongetragen über Ruhmbegier und Freundschaft, Begeisterung und Männersinn, aber in der Liebe zu Laura, das ist sein Trost, ist seinem stolzen Geist doch auch die Liebe zur Menschheit aufgegangen. So zieht dieselbe Liebe, die ihn sonst der Gottheit näher bringt, ihn auch zur Erde und ihren Geschöpfen zurück. Zu dem Urgeheimnis, das die Gottheit und die Menschenwelt verbindet, will die tiefsinnige Ahnung des jugendlichen Dichterphilosophen vordringen. Die Liebenden, Laura und der Dichter, werden als eines „Gottes schöne Trümmer" gedacht; nur eine dunkle, „leise Ahndung jener goldnen Zeiten", wo sie in ungeteilter Gemeinschaft selig durch das All schwebten, kommt in der Liebe zum Durchbruch: Liebe ist Wiedererinnerung, die Sehnsucht der Liebenden nach Vereinigung ist der in allem Weh der Getrenntheit beseligende Drang nach Wiederherstellung dieser ursprünglichen Einheit; die „Lustsekunden" der Liebe, die seligen Augenblicke der Gegenwart sind nur Träume, nur „matte Spuren" jener vollen „Götterstunden". So erklärt sich die mystische Naturgewalt der Liebe im Geheimnis der Reminiszenz als ein Sichwiederfinden der Seelen, als eine Kraft, „Gottheit zu erschwingen". Diesen geheimnisvollen Zug der Wahlverwandtschaft, freilich ohne die erhabenen kosmischen Vorstellungen, hat auch Goethe gekannt, wenn er den Einklang der Seele der Geliebten mit der seinigen aus dem Mysterium einer Urgemeinschaft zu erklären versuchte:

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

„Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer!“ ruft Schiller im schmerzlichen Gefühl des unseligen Verhängnisses, dem die Sterblichen nur „selige Augenblicke“ der Liebe verdanken. Den Ursprung ihres Bundes verdanken sie einem tragischen Geschicke. Der von erhabenen Ewigkeitshoffnungen hochgestimmten Dichterseele leuchtet aus dem „Weltenbrand“ das verheißungsvolle Bild einer ewigen „Brautnacht“, einer immerwährenden Vereinigung. „Laura! Laura! freue dich!“ ertönt sein Jubelruf ob dieses Triumphes der Liebe in der „Phantasie“. Anders aber, trüber, hoffnungslos, verzweiflungsvoll gestalten sich die Aussichten, wenn die Betrachtung der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge den Blick des Dichters gefangen hält; wenn Bilder der Zerstörung die idealistischen Hoffnungen des Theosophen verscheuchen und Gedanken von Alter, Tod und Verwesung die frohe Zuversicht zu tiefster Schwermut herabdrücken. Wo eben noch eine lebensvolle Schöpfung reizend blühte, da droht düster ein einziges großes „Moderhaus“; wo eben noch aus dem Tode ein höheres Leben aufwuchs, da keimt nun aus dem Leben nur der Tod: auch die Schönheit der Geliebten, die Liebe selbst, das Genie sind der allgemeinen Vernichtung preisgegeben. Den Dichter der Melancholie, der eben noch zu hoffen gewagt, daß dereinst an seinem „Monumente Chronos Sense splitternd niederfalle“, ergreift nun eine Ahnung seines allzu frühen Todes, der ihm „des Alters Straflos“ ersparen sollte:

Laß, ich fühl's, laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und im eignen Strahle lösch' ich aus.

— — — — — — — — — — — — —

Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fackel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Szene,
Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus.

Die idealistische Anschauungsweise des Theosophen erhält in der Ode Die Freundschaft (aus den Briefen Julius' an Raphael, einem noch ungedruckten Roman) noch einmal einen geklärten und vertieften Ausdruck. Dem Weltgrundgesetz der Sympathie gehorchen „Geisterreich und Körperweltgewühle". In der Freundschaft (wie in der Liebe) erhält dieses Prinzip einen Bewußtseinsinhalt. Wie der „Weltenmeister", um Liebe zu finden, sich „sel'ge Spiegel seiner Seligkeit" schuf, die ihm den Anblick seiner Unendlichkeit gewähren, so waltet auch im Menschen die Sehnsucht nach einem Gegenbild seines Wesens, nach Seelen, die mit der seinigen empfinden. Selbst in der toten Natur sucht die empfindende nach einem Widerhall:

> Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
> Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
> Und umarmend küßt' ich sie —
> Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
> Freute mich, antworteten die Klüfte,
> Tor genug, der süßen Sympathie.

Und dieser Drang waltet

> Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
> Zahlenloser Geister, die nicht schufen,

bis sie sich in Gott, dem Urquell und Endziel alles Lebens, zusammenfinden. Nie hat der junge Schiller den idealen Bedürfnissen seines Herzens, seinen erhabenen, weltumspannenden Gedanken und seinen Natur, Menschen und Gott einschließenden Empfindungen einen so einheitlichen, dichterisch gestalteten Ausdruck verliehen wie hier. Die Gewalt des Rhythmus, der Wohllaut und die Bildkraft der Sprache, die Bewältigung des Stoffes durch geschlossene Komposition machen das Gedicht zum besten dieser jugendlich hochgestimmten Gedankenlyrik.

Das Liebesthema schlagen außer den Lauraoden nur wenige Gedichte an. In dem zart und warm empfundenen, liedmäßigen Stück Meine Blumen läßt der Dichter, der das ganze All

beseelen möchte, auch den stummen „Frühlingskindern“ durch die Berührung der Geliebten „Leben, Sprache, Seelen, Herzen“ verleihen, sie zu beredten Liebesboten machen; der anakreontisch-zierliche Willkommgruß An den Frühling, den „schönen Jüngling“, enthält eine kindliche Bitte um Blümchen fürs Mädchen; die Absage An Minna ist zugleich eine in kräftigem Tone gehaltene, mit keckem Humor gewürzte Strafpredigt an eine flatterhafte Geliebte. Liegen in diesen Gedichten Elemente persönlicher Empfindung, so macht das volksmäßig derbe Bauernständchen den Versuch, die Liebesqualen eines trotz Sturm und Regen unterm Fenster seines Schatzes ausharrenden Bauernburschen darzustellen: seinen von flehentlichem Bitten zu grobem Fluchen rasch sich steigernden Klagen wird durch ein derbes Mittel, einen „kotignassen“ Segen vom Fenster der Angesungenen, ein jähes Ende bereitet. Ein andermal versetzt sich der Dichter in die verzweiflungsvolle Lage einer Verbrecherin aus betrogenem Liebesglück. In diesem Gedicht, Die Kindesmörderin, hat Schiller wieder ein im Jahrhundert der Aufklärung zeitgemäßes, von Rechtsgelehrten und Menschenfreunden, von Schriftstellern und Dichtern vielbehandeltes Thema aufgegriffen: man braucht nur an Goethes (vor dem Frühjahr 1775 schon gedichtete Hauptszene der) Gretchentragödie und an Heinrich Leopold Wagners Bühnenstück „Die Kindermörderin“ (1776) zu denken, in der Goethe manches von seinen „Vorsätzen“ „weggeschnappt“ fand. Auch Stäudlin hatte den beliebten Stoff in einem fragmentarischen Gedicht seines Musenalmanachs behandelt. Statt wie dort die Missetäterin mit Racheflüchen und Reueschwüren sich auswinseln zu lassen, mußte es den Deuter tragischer Geschicke, den Anwalt aller von gesellschaftlicher Heuchelei mitleidslos Verstoßenen reizen, mit den äußeren und inneren Ursachen der unmenschlichen Tat das Menschlich-Tragische eines solchen Falles darzustellen. Auf dem Wege vom Kerker zur Richtstatt steigen in dem unglückseligen Weibe noch einmal alle qualvollen Erinnerungen auf: die Zeiten der Unschuld und der hingebenden Liebe, des treulosen Mannes Verrat und des Mädchens Schande, die Trostlosigkeit der

Verlassenen und die Einzelheiten der wirren Verzweiflungstat. So entrollt sich in dem Rückblick ein erschütterndes Gemälde von Leidenschaft und Reue, Schuld und Verhängnis. Die Einheit einer bestimmten Situation freilich darf man von dem lyrischen Monolog nicht fordern: die Szene wechselt, die Handlung rückt vor, die letzte Strophe ertönt vom Schafott herab, — aber wir müssen uns das Ganze nicht ins Gegenwärtig-Dramatische übersetzen, sondern als Vision auffassen. Der wahre Schauplatz ist die leidende Seele der Unglücklichen: darin ruht die geschlossene und doch bewegliche Komposition des Gedichtes.

In den ergreifenden Klagen der Kindesmörderin schwingt fühlbar die leidenschaftliche Herzensteilnahme des Dichters mit; gerade sie gibt dem Ausbruch Fülle und Wucht. Ganz frei von der Aussprache persönlicher Gefühle und doch erfüllt von der Stimmung einer in Schlachtenbilder und Soldatengeist eingelebten Phantasie, ist die mit dramatischer Anschaulichkeit herausgearbeitete Darstellung einer Schlacht wohl das künstlerisch vollendetste Gedicht von Schillers gesamter Jugendlyrik. Ohne die Erzählungen des Hauptmanns Schiller wäre dem Sohne die Schilderung der Vorgänge In einer Bataille (später „Die Schlacht" betitelt) wohl nicht gelungen. Zum ersten Male zeigt sich hier Schillers Gabe, innerlich Geschautes, in der Wirklichkeit aber nie von ihm Gesehenes sicher und frei zu einem lebendigen, realistisch wahren Bilde zu gestalten. Vom Aufeinanderprallen der feindlichen Heere bis zum Triumphgesang der Sieger ist das furchtbare Schlachtendrama mit erstaunlicher Verdichtungskraft auf seine ausdruckvollsten Hauptlinien zurückgeführt, die einzelnen Anschauungsgruppen aber sind, von angemessenem Wechsel der Rhythmen getragen, zu einer festen, geschlossenen Einheit zusammengefügt. In den Gegenstand selbst ist diesmal alle Stimmung und Empfindung gelegt und bricht aus ihm nur in Lauten der Todesfurcht und des Kampfesmutes, in Stimmen der Liebe und in Seufzern der Sterbenden heraus; aber auch sie gehören zum Bild der Schlacht.

An Kühnheit der Rhythmen und realistischer Malerei wetteifert mit der „Schlacht" nicht gerade glücklich die Morgen-

phantasie, die in den ersten Strophen ein objektives Naturbild bietet, aber schließlich eine persönliche Wendung nimmt; denn die Schilderung des lachenden Morgens, der friedevollen Natur und des lebensfroh geschäftigen Treibens dient dem schwermütig gestimmten Sänger nur dazu, seinen eigenen friedlosen, auf Todestrauer gestimmten Seelenzustand in scharfem Gegensatze zu empfinden:

> Den Frieden zu finden,
> Wohin soll ich wenden
> Am elenden Stab?
> Die lachende Erde
> Mit Jünglingsgebärde —
> Für mich nur ein Grab!

In diesem elegischen Ausdruck unbefriedigter Sehnsucht mag der Dichter, wie man gemeint hat, „traumartig" sein Flüchtlingsschicksal vorausempfunden haben; Anlaß zu dieser biographischen Deutung bot er selbst, indem er später dem Gedicht den veränderten Titel „Der Flüchtling" gab. Weit ungezwungener läßt sich das Schlußgedicht der Anthologie, Die Winternacht, an persönliche Erlebnisse Schillers anknüpfen. Mit behaglicher Laune träumt sich da der Regimentsmedikus in die Zukunft, in ein warmes Nest,

> Das Hündchen schlummert sicher unterm Tische,
> Mein Weibchen nickt im Schlafgemach,

und er selbst läßt die Bilder der Jugend wieder auftauchen: die „Brüderchen" sitzen in „blauer Knasterwolke um einen teutschen Krug herum" und plaudern von den „Schweißtropfen im Gymnasium", wie manchen Fluch Terenz erpreßt, „wie ungestüm dem grimmen Landexamen des Buben Herz geklopft". Aber diese und andere Leiden sind überstanden, gar viele Pläne haben sich als Seifenblasen erwiesen, doch ein Trost ist übrig:

> Bleibt nur dies Herz noch ganz!
> Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —
> Zum Lohn ein deutscher Lorbeerkranz.

Noch ist das umfangreichste unter allen Gedichten der Anthologie zu erwähnen: Semele, eine lyrische Operette von zwei Szenen.

Die Entstehung dieses Stücks fällt in die Zeit, als Schiller eifriger dem medizinischen Studium sich zuwandte, also vor die Ausarbeitung der Räuber. Den Stoff entnahm der Dichter Ovids Metamorphosen (III, 260 ff.); die Anregung, die Liebe des höchsten Gottes zu der Sterblichen und die tödliche Eifersucht Junos in dieser musikalisch-dramatischen Form zu behandeln, geht wohl auf die Bühne Herzog Karls zurück, wo ja „lyrische Tragödien" und pomphafte Götteropern häufig zu sehen waren. Diesen „Maschinenstücken" hat Schiller die Beleuchtungseffekte abgelernt: als Zeus und Merkur erscheinen, tritt eine „plötzliche Klarheit" ein; Zeus „reckt die Hand aus", und „ein Regenbogen steht im Saal" oder „die Sonne verschwindet". Aber die reichlich angewandten opernhaften Bühnenwirkungen können den Mangel an Ausgestaltung und Motivierung der Handlung und die Oberflächlichkeit der Charakterzeichnung nicht verdecken. Am wenigsten befriedigen die Szenenabschlüsse. Am Ende der ersten Szene läuft (nach Hoffmeisters treffendem Wort) Semele wie ein Kind von der Bühne, weil sie sich vor Entzücken nicht mehr halten kann. Und das Ganze gipfelt in einem höchsten Moment, der auf der Bühne überhaupt nicht mehr darstellbar ist; und da Semeles „sterblicher Leib unter des Feuertriefenden Armen" vor unseren Augen nicht „niederschmelzen" kann, muß sie kurz vor Schluß abtreten, das verderbendrohende Wort des Zeus an Merkur aber den Mangel an Veranschaulichung verhüllen. Zeus selbst erscheint als ein launischer Despot, der gleich den „schlimmen Monarchen" mit dem Glücke seiner Untertanen spielt, sie nach Willkür beglückt und wieder verderbt. Wie in die Ausgestaltung dieses Charakters, so mischen sich auch sonst in die Empfindungs- und Ausdrucksweise der antiken Gestalten moderne Elemente. Nicht nur der Göttervater schwärmt wie der Sänger der Lauraoden von der Allgewalt und dem „Wonnerausch" der Liebe, „selbst Göttern süßer Taumel"; auch Juno-Beroe singt gleich im Anfang eine Arie, welche beginnt: „Götterbrot und Nektarpunsch — Überflügeln meinen Wunsch", später nennt die Eifersüchtige ihre Rivalin „Würmerfraß" und „lackiertes Gesichtchen".

Derartige Wendungen gemahnen bedenklich an die travestierte Antike etwa im „Hypochondrischen Pluto“; von dem Ideal der Einfalt und stillen Größe aber, wie es Winckelmann für griechische Art und Kunst aufgestellt hatte, entfernte den jungen Schiller seine leidenschaftliche Unruhe, sein Pathos, das der Sprache freilich Schwung und dem Spiel lebhafte Bewegung verleiht. Zum ersten Male hat Schiller hier für den Dialog den Jambus verwendet. Später, als er dem Geiste der Griechen näher zu kommen suchte, blickte er mit Schauder auf diesen Jugendversuch zurück. „Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe“, heißt es in einem Briefe an Lotte von Lengefeld im April 1789. Einzelne stilistische Mängel konnte Schiller nachträglich tilgen, aber die schweren Fehler waren mit dem Grundwesen des Stückes verwachsen.

Bei einem Gesamtüberblick über Schillers Beiträge zur Anthologie fällt vor allem der Reichtum der vorhandenen Stilarten, die Fülle und der Umfang lyrischer Töne auf. Da sind Oden und liedmäßige Stücke, Balladen im Volkston und burleske Romanzen, Parabeln und Epigramme. Mit hochfliegendem Pathos wechselt volkstümliche Kraft und Derbheit, mit übersinnlichen Phantasien burschikose Scherze und kecke Zynismen; neben Zierlichem und Zartem steht manche Probe abstoßender Maßlosigkeit. Der Kritik der Nachwelt hat auch diesmal der Selbstrezensent, der alsbald wieder dem allzu feurigen Dichter kühl und scharf das Handwerk prüfte, vieles vorweggenommen. Überspanntheit und „eine allzu unbändige Imagination“ schreibt er den Lauraliedern zu, hie und da bemerkt er „eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert“. An mehreren Gedichten, die auch wir zu den besten rechnen, werden „starke, kühne und wahrpoetische Züge“ gelobt. Der Selbstkritiker verkennt nicht den Witz, die gute Laune und Satire der humoristischen Stücke, aber „petronische Unart“ und Gezwungenheit des Witzes fällt ihm an manchen mit Recht auf. „Im ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und er-

stickt." Und stolz fügt er hinzu: „Viele Stellen sind von edlem Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht."

Harmonisch und einheitlich kann der Eindruck von Schillers Jugendlyrik im ganzen nicht sein, da sie ja der Ausdruck einer zwischen Widersprüchen und Gegensätzen hin und her geschleuderten Seele, die Bekenntnisse eines Suchenden und Werdenden sind, dessen Entwicklung die äußeren Umstände nicht gerade begünstigt hatten. Oft aber stoßen die ungleichartigen Elemente feindselig in einem und demselben Gedichte aufeinander. Natürlich überschauen wir heute deutlicher, als der in ihnen lebende Dichter, die Wirren und Kämpfe, die seiner Jugendlyrik den widerspruchsvollen Charakter aufprägen. Nirgends lassen sich aber die Bestandteile von Schillers Jugendpoesie besser erkennen als in diesen Gedichten, weil eben das Ungleichartige und Widerstreitende darin nicht so zur Gesamtwirkung verbunden ist wie in den Dramen. Schillers Geistesart war nicht darauf angelegt, beschaulich das Entstehen und Wachsen von Stimmungen in sich abzuwarten und allmählich zum Stimmungsbilde sich verdichten zu lassen; seine Art war aktiver, herrischer, mehr vom Willen getrieben, als die der eigentlichen Lyriker. Dem dramatischen Schaffen kam das zugute, weil dessen Seele der aus Gegensätzen entspringende Willenskonflikt ist. Wenn nun aber bestimmte Gefühle oder Leidenschaften, unmutige Verbitterung oder erhabene Hoffnung, Todesahnung oder Ewigkeitszuversicht, Haß oder Liebe den Dichter erregten oder begeisterten und zu lyrischer Aussprache drängten, so trieb sein leidenschaftlich gespannter Wille Gefühle, Affekte und Gedankenspannungen in ihrer ganzen Fülle und Wucht heraus. Daher oft der breit ausladende Strom, der nur mit Mühe sich ins Bett der Rhythmen fügt; daher die vielfachen Überstürzungen und Verschlingungen der Bilder, die häufige Übersteigerung und Überhitzung des Ausdrucks bis zu Geschmacklosigkeit und Schwulst. Nur da, wo der Gedanke vollständig geklärt ist, wie in einzelnen Epigrammen; wo eine feste Anschauung von vornherein gegeben ist, wie in der „Schlacht"; wo Empfindung und Ideen rein verschmolzen sind, wie in der „Freundschaft", da gibt es schlackenlose poetische

Gebilde. Jedenfalls aber erscheinen die Gedichte der Anthologie für die intimere Kenntnis der Geistesentwicklung Schillers unentbehrlich.

Wie man auch im einzelnen oder im ganzen über die Art dieser Lyrik Schillers denken mag, den großartigen Zug seiner Persönlichkeit wird man selbst da erkennen, wo der Dichter gewaltsam über alle Grenzen des Maßes und des Geschmacks hinwegstürmt. Ob er auf den Spuren Hallers oder Klopstocks, Schubarts, Bürgers oder Wielands wandelt, immer und überall findet er doch seine eignen Wege und gibt ehrlich *seinen* Gefühlen und Leidenschaften, Stimmungen und Betrachtungen einen ganz persönlichen Ausdruck. Eine eigenartige Persönlichkeit in mächtigem Ringen mit sich und der Welt bekundet sich allenthalben, ob sie nun dem Ansturm der Sinnlichkeit trotzt oder den Adlerflug ins Unendliche, Übersinnliche wagt, ob sie in Bildern des Todes schwelgt oder in Unsterblichkeitsträumen stolz sich wiegt. Überall hören wir auch hier „seines Bogens starken Klang“.

Den erhofften Erfolg freilich hatte die Anthologie nicht: sie „zermalmte“ weder den Gegner, dessen Almanach, in einem guten Verlage geborgen, durch eine Reihe von Jahren fortgesetzt werden konnte, noch brachte sie Schiller ersichtlichen Zuwachs an Ruhm, geschweige denn Gewinn an Geld. Der beste Käufer blieb schließlich der Dichter selber. Ins „Ausland“ ist die Sammlung fast nicht gedrungen, und auch in Schwaben selbst wurde sie nur wenig beachtet, zumal da nach Schillers Flucht an eine Fortsetzung nicht zu denken war. So hatte in der Hauptsache das Unternehmen nur die Wirkung die Schuldenlast des Dichters zu vermehren. Einer nur begrüßte das Buch mit begeistertem Zuruf, *Schubart*. Auf den Gefangenen von Hohen-Asperg wirkten die brausenden Gesänge wie ein frischer Trunk auf den „Langdurstenden“; drum verherrlichte er die Anthologie in einer dithyrambischen Kritik:

> Deiner Lieder Feuerstrom
> Stürzte tönend nieder vor mir,
> Und ich horchte seinem Wogensturze:
> Hoch empor stieg meine Seele
> Mit dem Funkengestäube
> Seiner Flut.

An seine Gattin aber schrieb Schubart im Sommersanfang 1782: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!" Diese Begeisterung für den jüngeren Dichter ließ der Gefangene sich auch nach der Flucht Schillers nicht mindern, obschon sie ihm gelegentlich Hafterschwerung eintrug. Und als ihn Schillers Mutter im Jahre 1784 mit dem Bibliothekar Reinwald, ihrem späteren Schwiegersohn, besuchte, da sagte er zu ihr beim Abschied: „Gebenedeiet bist du unter den Weibern, und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes."

Anders schallte Schillers Kriegsruf aus dem Stäudlinischen Lager zurück. Der Anführer der jungen Literaten war nur zu bereit, die Fehde fortzusetzen. In einem langen Gedichte seiner „Vermischten poetischen Stücke" (1782) versuchte er nun auch seinerseits das „Kraftgenie" der Lächerlichkeit preiszugeben, indem er mit wenig Witz und breitem Behagen den „neuen Shakespeare" als schwülstigen Phantasten und „Sprachverhunzer", als Geistesverwandten „Vater Lohensteins" und unsittlich ausschweifenden „Kraftmann" verspottete.

Natürlich blieb Schiller die Antwort nicht schuldig. Doppelt und dreifach zahlte er dem sich überschätzenden „Heerführer der schwäbischen Musen" im ersten Heft des Württembergischen Repertoriums den Spott heim; er bedauerte den von diesem arg geschundenen Pegasus, wendete die Satire auf das „Kraftgenie" gegen ihren Urheber zurück, indem er die Verse als ein verstecktes Spottgedicht auf Stäudlin selbst erklärte, das nur einem Irrtum des Druckers die Aufnahme in jene Sammlung verdanke. „Wir halten noch zu viel auf unsern Dichter," so schloß die humorvolle Wendung, „als daß wir ihn nicht einer besseren Satire würdig achten sollten. Alle Gedanken des Gedichts sind ohne Zweifel Aussprüche einiger Studenten im Bierrausche, die ein guter Reimer in diese Gestalt gegossen hat." Schließlich aber gab Schiller, der „beiderseits läppischen Zänkerei" satt, die Fehde auf, indem er in der Kritik seiner eigenen Anthologie den in seiner Vorrede gegen den „Herrn Städele" eingeschlagenen Ton lächelnd verspottete: diese

Verwechslung Stäudlins mit Städele, einem biederen Memminger Hutmacher und Poeten, der seiner Leier gern allzu hohe Töne entlockte, war der letzte Trumpf, den Schiller gegen seinen Gegner ausspielte. Dieser freilich war nun völlig aus dem Gleichgewicht gebracht; in seiner Gereiztheit suchte er durch Jahre lang fortgesetzte, plumpe und hämische, offene und versteckte Angriffe gegen den „literarischen Moor“ die Rechnung auszugleichen. Noch im Jahre 1788 konnte er es sich nicht versagen, einer Sammlung seiner Gedichte deutlich auf Schiller zielende Spottgedichte, wie das „Lied eines Vagabunden“ und „Der Egoist“, einzufügen; aber den längst schon fern von der Heimat weilenden, neuen Zielen entgegenstrebenden Dichter konnten diese Hiebe nicht mehr treffen. Was Stäudlin so häufig seinem Landsmann vorgeworfen hatte, Mangel an Maßhalten, das führte ihn selbst ins Verderben. Der Anbruch der französischen Revolution versetzte den schwäbischen Literaten in einen wahren Taumel des Entzückens. Zu Hause brotlos geworden, mußte er zum Wanderstabe greifen, nun selbst ein armer „Vagabund“. Nach manchem Umherirren, bitteren Enttäuschungen und mißlungenen Versuchen, sich eine Existenz zu gründen, machte er im September 1796 seinem durch eigene und fremde Schuld verpfuschten Leben ein Ende: er ertränkte sich bei Straßburg im Rhein. Dem vom Ruhme umstrahlten Gegner von einst hatte sich der vom Leben Besiegte schon einige Jahre vorher freiwillig und mit aufrichtiger Verehrung wieder genähert.

Wie mit der Anthologie hat Schiller auch mit dem öfters schon genannten zeitschriftlichen Unternehmen, dem Württembergischen Repertorium der Literatur, seine Persönlichkeit in der Geistesbewegung des Schwabenlandes zur Geltung zu bringen gesucht. Kaum war jene erschienen, da verband sich der Unermüdliche auch schon mit Abel und Petersen zur Herausgabe dieser Vierteljahrsschrift, die zu Ostern 1782 in Stuttgart begründet ward. Auch sie trat im Zeichen des Kampfes auf den Plan. Professor Haugs einst für Schwabens Ehre so verheißungsvolle literarische Tätigkeit hatte leider inzwischen ihre Reize schon eingebüßt. Kritiklos zu-

zusammengestoppelte Notizen und Auszüge, geistlose Erörterungen von spitzfindigen Fragen und endlose Aufzählungen von schwäbischen „gelehrten" Schriften konnten die Teilnahme des Publikums nicht fesseln, noch weniger die Sehnsucht des jüngeren Geschlechts befriedigen. Im Februar 1782 gab Haug die Absicht kund, das Feld zu räumen, was ihm Schiller bald darauf im Repertorium mit der ausfälligen Bemerkung quittierte:

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören.

Im August des Jahres hat Haug in der Tat seine Absicht verwirklicht: er machte durch öffentliche Anzeige bekannt, daß künftighin seine Zeitschrift ihr regelmäßiges Erscheinen einstellen werde, „da ohnehin jetzt ein sogenanntes Repertorium für Wirtemberg vorhanden" sei. „Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moralischen Gesinnungen," — das waren die Ziele, die sich die neue schönwissenschaftliche Zeitschrift stellte. Philosophie, Ästhetik und Geschichte, so verkündigt ein „Vorbericht", sollen die Gegenstände der Betrachtung liefern, bei deren Auswahl die Rücksicht auf das Leben, nicht bloße Gelehrsamkeit den Ausschlag zu geben hat. Langweilige Dinge, „abgedroschene Meinungen" und „fakultätische Aufsätze" gedenken die Herausgeber, gewarnt durch die verfehlten Versuche ihrer Vorgänger zu vermeiden. In den Beurteilungen wollen sie „immer mehr die Fehler rügen, als die Schönheiten preisen, und das aus dem besten Vorsatz: ein Schriftsteller, der weniger auf die innere Fürtrefflichkeit seines Werkes, als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, ist in unseren Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll samt allen Musen aus ihrem Reiche stoßen sollten".

Wie ernst es Schiller mit der Handhabung einer scharfen, rücksichtslosen Kritik nahm, bezeugen am besten seine von uns schon erwähnten, im Repertorium abgedruckten Besprechungen der Räuber und der Anthologie, in denen die Ergebnisse besonnener Selbstprüfung und die aus dem Studium der Lessingschen Dramaturgie

gewonnenen Einsichten verwertet sind. Der strenge Tadel und der beißende Spott in der anonymen Selbstrezension der Räuber wollte manchem Uneingeweihten nicht gefallen. Ja, ein Frankfurter Kritiker war darüber so entrüstet, daß er alsbald gegen den ungenannten Verfasser sich ins Zeug legte; der Gute mußte sich aber nun durch eine „Anzeige der Herausgeber“ belehren lassen, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen erfüllt habe, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels Herrn D. Schiller selbst stamme; weiter wolle man zu seiner Beschämung nichts anführen.

Scharf wie mit seinen eigenen Erzeugnissen ging Schiller auch mit denen anderer ins Gericht. Ein früherer Mitschüler muß für eine schwache Übersetzung des Voltaireschen Lustspiels Nanine die Abfertigung hinnehmen: „Der Übersetzer ist ein — Kameralist, und findet sich also verpflichtet, den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen.“ Selbst ein ehemaliger Lehrer Schillers, der Professor Johann Christoph Schwab, muß es schwer entgelten, daß er seine Mußestunden zu dilettantischen „teutschen und französischen Poesien“ benützt und „seine Werkeltagsgedanken mit gallischen Flittern zu bedecken“ sucht. „Gute französische Poesien“, meint der Kritiker, „wird kein Teutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmack seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet.“ Aber „der Fuchs finde die Poesie! . . . Da hat's der Herr!“ fährt er fort, nachdem er das „scharmante“ Französisch in sein „plumpes“ Deutsch übertragen hat. Weit glimpflicher konnte der Rezensent mit den „Kasualgedichten eines Wirtembergers“, des Pfarrers Johann Ulrich Schwindrazheim, des früheren Ludwigsburger Lateinschulprofessors, verfahren, da dieser anspruchslos auftrat und durch wirkliches Talent „mit diesen Bastardtöchtern der Musen“ versöhnte.

Den Zwecken „angenehmer Unterhaltung“ und moralischer Veredelung dienen mehrere Beiträge Schillers, vor allem die dem Leben nacherzählte Anekdote Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte. Daß sie den „Leser wärmer zurück

lassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela", und so „fürs praktische Leben" wirke, das hofft der Erzähler bestimmt: er hält die tatsächliche, historische Wahrheit des nackten, sprunghaften, realistischen Berichts für wirksamer und „wahrer" als die, welche der Dichter durch psychologische Ausdeutung und vertiefte Darstellung erreicht, — erst später sollte er scharf zwischen beiden unterscheiden lernen und das Recht und die Notwendigkeit kunstmäßiger Idealisierung voll begreifen. Bezeichnend ist es, daß auch diese erste Erzählung Schillers einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung, zwischen der Liebe zweier Brüder zueinander und der Liebe jedes von ihnen zu einem und demselben Mädchen, behandelt und der tapferen Entsagung zum Siege verhilft. Eine seltsame Fügung wollte es, daß die Schwester der beiden um den Preis des Edelmuts ringenden Brüder acht Jahre später des Dichters Schwiegermutter werden sollte. Von der ihnen verwandten Frau Henriette von Wolzogen wird er wohl auch die Erzählung vernommen haben.

Von noch höherem Wert, als Selbstbekenntnisse, sind zwei Dialoge, welche die in Schillers Seele um die Herrschaft ringenden Lebensanschauungen zur Darstellung bringen. Auch sie bezeugen, daß der Dichter fort und fort bestrebt war, sich den Zwiespalt, dessen Lösung er noch nicht absah, wenigstens zu klarstem Bewußtsein zu bringen. Wir erkennen sofort, woher die beiden Freunde, die da auf einem Spaziergang unter den Linden über den Wert des Lebens sich unterhalten, ihre Philosophie geholt haben. Diesem Wollmar, der die ganze Welt in die düsteren Farben seines Grams kleidet, der überall nur Schein, Tod und Verwesung sieht, aus allen Lauten der Natur nur den Sterbegesang einer Seligkeit vernimmt und dem das ganze Leben nur ein eitles Possenspiel ist, — diesem verbitterten Materialisten sind wir an mancher Stelle schon begegnet. Und auch Edwin, den heiteren, frohen, hoffnungsvollen Optimisten, kennen wir: sein gesunder Sinn umfaßt alles mit Wärme, ihm ist die Welt die Hymne der allgegenwärtigen Liebe; im frischen Gebrauch der

Kräfte, nicht in finsteren Grübeleien findet er seine Bestimmung, sein Glück. Bleibt der Streit der beiden auch unentschieden, so sehen wir doch, daß der ringende Dichterphilosoph seinen eigenen Skrupeln und Zweifeln mit trefflichen Einwürfen zu begegnen weiß: eine sichere Gewähr zukünftiger Versöhnung der jetzt noch sich bekämpfenden Lebensansichten.

Tatendurstige Jugend und beschauliches Alter treten in dem Zwiegespräch Der Jüngling und der Greis einander gegenüber. Dieser „Versuch eines Nichtstudierten" trägt die Chiffre Schstn. Demnach scheint Scharffenstein an der Arbeit mitbeteiligt gewesen zu sein; Selim aber, dem „Tatenahndung" die Brust schwellt, wenn der Strom braust, der Sturm sich sammelt, trägt unverkennbar die Züge Schillers. Wieder verteidigt er das Recht der Jugend, diesmal gegen einen Alten, der alle Wünsche für eitel erklärt und Genügsamkeit predigt. Dieser Selim glüht ganz von dem feurigen Drange Schillers, höher stets und höher zu steigen, wenn er ruft: „Ruhe ist nicht die Bestimmung unserer Natur, unaufhaltsam lispelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten, dunklen Szenen . . . Unaufhaltsames Streben ist das Element der Seele . . . Wenn du's überlegst, ist nur die Ahndung, die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens; der Genuß selbst ist sein Tod . . . Die Schwingen der Imagination sinken am Ziele . . . Ich fürcht' es nicht, Almar, weil neue, erhabene Ziele mir wieder entgegenwinken, meine Laufbahn ist die Ewigkeit."

Wie Edwin sieht auch Selim sein Heil im Genuß und im Gebrauch der Kräfte, in einem rastlos tätigen Leben. Verständigung mit der Gegenpartei findet keiner von beiden. Und so sehen wir auch Schiller, von den Ereignissen gedrängt, einem wechselvollen und schaffensreichen Leben entgegengehen, ohne daß der Zwiespalt in seiner Seele ausgeglichen wäre: die düstere, aus einer materialistischen Lebensansicht geborene Zweifelsucht ist durch philosophisches Grübeln nicht beruhigt und seine ideale Weltanschauung ist mit der wirklichen Welt nicht in Einklang gebracht. Mehr als alles andere sollte ihn in den nächsten Jahren diejenige Kunst

in Anspruch nehmen, zu deren Ausübung er den Beruf in sich fühlte und die Weihe empfangen hatte. Es ist daher bedeutsam, daß er gleichsam zur Einleitung dieser neuen Epoche seine Ansichten Über das gegenwärtige deutsche Theater zusammengefaßt hat. Die Kunst in den Dienst des praktischen Lebens, der Zivilisation und Moral zu stellen, das entsprach durchaus den noch ungeklärten ästhetischen Anschauungen des jungen Schiller, nach denen Sittlichkeit und Kunst sich gegenseitig auslösten und bedingten. Überzeugt von der großen Wirkung der sinnfälligen dramatischen Darstellung, weist er demnach dem Theater die hohe Aufgabe zu, nachdrücklich „reinere Begriffe von Glückseligkeit und Elend" in die Seelen zu prägen. Diese Wirkung scheitert aber an mancherlei Schäden des „gegenwärtigen" Theaters. Solange das Publikum, anstatt Kunstsinn und richtige Bildung mitzubringen, von der Bühne, als „der Gelegenheitsmacherin der Wollust", nur Befriedigung seiner Begierde und Ausfüllung seiner Langeweile sucht; solange die Dichter zwischen dem „leidigen Anstand", der Unnatur und Empfindsamkeit der Franzosen und der Plumpheit und rohen Naturnachahmung der Engländer und der Unsrigen — gemeint sind die Dramatiker des Sturmes und Dranges — schwanken; solange endlich die Schauspieler die bloße Effekthascherei zur Seele ihres Spieles machen und so den schlimmen Ansprüchen des Pöbels entgegenkommen, gerade so lange dient das Schauspiel zum puren Zeitvertreib und arbeitet für „Toilette und Schminke", während es doch eine Schule sein sollte als „Schwester von Moral und Religion". In dem Lose dieser, die gleichfalls „vor der Befleckung durch den blöden Haufen nicht gesichert sind", weiß Schiller schließlich einen gewissen Trost zu finden für die Mängel der Bühne: „Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Mut an Szenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. Ein edles, unverfälschtes Gemüt fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz, — beim roheren Haufen

summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach."

Mancherlei Gedanken aus Schillers Jugendphilosophie, besonders aus seinen medizinisch-philosophischen Dissertationen, werden in dieser ersten ästhetischen Abhandlung auf künstlerisches Gebiet übertragen. Seine an der Stuttgarter und Mannheimer Bühne gemachten Beobachtungen unterzieht er auf Grund tiefen und umfassenden Nachdenkens der erneuten Prüfung und ergänzt sie zugleich durch sorgfältiges Studium von Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Aber was alles auch Schiller von anderen empfängt, durch selbständige Verarbeitung macht er es sich völlig zu eigen. Im Gegensatz zu Lessing, der die innere Mitempfindung für den Schauspieler nicht nötig erachtete, fordert Schiller gerade die innere Erregung als die notwendigste Voraussetzung echter Menschendarstellung. Auf das selbstvergessene Aufgehen in der Rolle kommt es ihm mehr an als auf die Berücksichtigung des Zuschauers. Ein mit echter Leidenschaft begabter Liebhaber, so meint der junge Dichter, der ja in seinem Enthusiasmus auch die rechten Schauspielergaben selbst zu besitzen glaubte, bringe eine Rolle mehr zur Geltung, als ein handwerksmäßiger Durchschnittsschauspieler, der für jede Art von Leidenschaft auch schon eine einstudierte Leibesbewegung zur Hand habe. Der Schauspieler wird sogar mit dem Nachtwandler verglichen, seine Leistung mit einem „künstlichen Traumbild", das schon der Gedanke an Beobachtung zunichte mache. Ganz in der Rolle leben, des Affektes voll sein, das ist die Hauptsache: denn der Körper „begleitet" ja die Seele „in allen ihren Veränderungen", „von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnelle und ewigbestimmte Succession, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag". Diese Ansicht und ihre Begründung, wir wissen es schon, verdankte Schiller seinem Studium über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Und wie er früher die *moralische* Bestimmung des Menschen in eine möglichst vollkommene Anschauung des göttlichen Schöpfungsplanes gelegt hat, so setzt er hier den Wert des *künstlerischen* Wirkens in das möglichst voll-

ständige Nachschaffen des Universums. Aber der Künstler, so meint jetzt der Dichter, der noch in den Räubern „ein getreuer Kopist der wirklichen Welt“ zu sein vermeint hatte, darf die Natur nicht schlechthin nachahmen wollen; er soll sie so nachahmen, daß das Kunstwerk gleichsam ein Miniaturbild des großen, unendlichen Nachzuahmenden ist. Denn „wir Menschen stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem großen, majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheueres Gebäude, unser Insektenblick verweilt auf diesem Flügel und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Teils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der ersteren bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurteilt sein will. — Bei der getreuesten Kopie der Natur, soweit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.“ Damit hat Schiller in demselben Aufsatz, der moralisierenden Tendenzen das Wort redet, doch zugleich seine geklärte Einsicht in das Wesen künstlerischer Nachahmung der Natur zum ersten Male ausführlich bekannt. Von theosophischen Ahnungen einer Harmonie in der natürlichen und sittlichen Welt ausgehend, findet er durch Erfahrung und Nachdenken die Vermittlung zwischen göttlichem Walten und künstlerischem Schaffen, zwischen Natur und Kunst. — Wir werden diesen Gedanken in verschiedenen Zusammenhängen, sich klärend und mit neuen Vorstellungsreihen verbindend, wieder begegnen, bis sie als Baustein in seiner Theorie des Schönen eine Stelle finden.

Der Ausbildung des Geschmackes in Schwaben sollte Schiller nicht mehr lange dienen. Schon im zweiten Stück des Repertoriums hat sich seine Beteiligung vermindert, und bald entführten ihn die Ereignisse ganz dem Schauplatz seiner ersten literarischen Kämpfe, neuen, „unbekannten Szenen“ zu. Als das dritte Stück erschien, da war er längst schon der Heimat fern, frei von alten Fesseln, aber in einen heißeren Kampf gestellt als je zuvor.

10. Gewaltsame Lösung.

„Meine Knochen haben mir im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen." Mit diesen Worten hatte der Regimentsmedikus ja schon ein paar Wochen nach seiner Entlassung aus der Akademie dem ersten starken Empfinden des Gegensatzes zwischen seiner ganzen Stellung und seinem Streben Ausdruck gegeben. Durch alles, was er seitdem erlebt hatte, war diese Empfindung nur verstärkt worden. Wie vielen Hemmungen und Mißverständnissen begegneten sein dichterisches Schaffen, selbst seine Bemühungen um die Ehre Schwabens in der Heimat, während draußen Anerkennung und Förderung auf ihn zu warten schienen: seitdem er im Mannheimer Schauspielhaus die Wirkung seiner Dichtung erprobt, schwebte seinem weltfremden Sinne ein verführerisches Bild der Freiheit vor. Es glänzte und lockte mehr und mehr, je tiefer und empfindlicher der Widerspruch seines Wesens und Wirkens zu den heimatlichen Verhältnissen wurde. Doch nicht nur auf seiner Seite, auch auf der anderen mußte ein Widerspruch sich allmählich geltend machen, mußten feindliche Kräfte zum entscheidenden Kampf mit dem lästigen Gegner in Wirksamkeit treten. Der Dichter, dessen Seele nach Freiheit dürstete und dessen Schaffen, bewußt und unbewußt, in heiligem Ernst und in bitterer Satire, gegen die seine Menschenwürde und Selbstbestimmung bedrohenden Mächte sich auflehnte, und der Fürst, der an unbeschränkte Anerkennung und Befolgung seines herrischen Willens gewöhnt war, — diese beiden Gegensätze konnten auf die Dauer nicht fried=

sam nebeneinander bestehen. Da gab es für Schiller nur eine Wahl: völlige Unterwerfung oder gewaltsame Lösung.

Dem Herzog Karl, der sich um das Tun und Treiben seiner früheren Zöglinge zu bekümmern pflegte, konnte ja die Aufsehen erregende Tätigkeit seines Regimentsmedikus kein Geheimnis bleiben. Hatte er doch schon das Feuer des „jungen Menschen“ bewundert und ein „recht großes Subjektum“ in ihm geahnt! Als der Ruhm des Dichters der Räuber sich überall verbreitete, da mag im Anfang selbstgefällig eitles Behagen dem durch den Geist der Dichtung beleidigten Despoten über manche Bedenken weggeholfen haben: war doch dieser berühmte junge Poet aus seiner Schule hervorgegangen. Mußte nicht mit des schwäbischen Dichters Ruf auch der Ruhm der herzoglichen Akademie und ihres landesväterlichen Stifters steigen? Auf eine anfänglich günstige Stimmung des Herzogs scheint der Bericht Karoline von Wolzogens hinzudeuten; er habe, wie Schiller zu bemerken glaubte, „in mehreren kleinen Handschreiben,“ die des Herzogs Verhältnis zu ihm veranlaßte, „sogar seine damalige Schreibart“ mitsamt den häufigen Gedankenstrichen nachgeahmt. Aber die Eitelkeit des Landesherrn soll doch schon dadurch verletzt worden sein, daß „bei der Aufführung der Räuber das deutsche Theater in Stuttgart übergangen, und dieses Stück ohne Vorwissen, ohne Anfrage bei dem Fürsten auf der Mannheimer Bühne zuerst gegeben worden war“. Es bedurfte gewiß der „Einflüsterungen des Hofzirkels“ nicht, von denen Karoline spricht, um den Herzog auf die „Symptome einer bedenklichen Gesinnung“ in dem Stücke aufmerksam zu machen, das die Herausforderung in tyrannos ja schon auf der Stirn trug. Und deutlicher noch, mit persönlicher Beziehung auf die fürstliche Person selbst, war die ausfällige, revolutionäre Sprache in den „Schlimmen Monarchen“. Auch was sonst dem für allerlei Klatsch empfänglichen Herrscher von dem respektlosen Treiben des Regimentsmedikus hinterbracht wurde, war nur allzu geeignet, sein Behagen an diesem seinem „Geschöpf“ zu stören: „Klagen, witzige Einfälle über den Zwang des Geistes unter Despotenwillkür,“ wie sie der zur Vorsicht weniger

als zu derbem Sarkasmus aufgelegte junge Mann offenherzig von sich gab, mußten den Herzog immer mehr reizen. Sofort offen und rücksichtslos gegen Schiller einzuschreiten, das verbot dem Fürsten eine gewisse politische Schlauheit. Zunächst versuchte er es daher, wie es scheint, mit erzieherischen Mitteln, mit Zureden und Vorstellungen. „Noch hatte der fürstliche Erzieher“, so berichtet Karoline von Wolzogen, „seinen Zögling nicht aufgegeben, noch hoffte er, sein Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu leiten; er ließ ihn zu sich kommen, warnte ihn auf väterliche Art vor Verstößen gegen den besseren Geschmack, wie er solche häufig in seinen Produkten finde.“ Schiller soll dabei nicht ungerührt geblieben sein, aber seine Weigerung, alle seine poetischen Produkte vor der Veröffentlichung zu zeigen, wurde von Serenissimus übel vermerkt.

Wie gefährlich dieser mißratene Zögling werden konnte, das war dem Herzog erst neuerdings wieder klar geworden, als jener den Beherrscher Württembergs in einem Leichengedicht ohne alle Ehrerbietung zu nennen, ja „verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen“ sich erkühnte. Der Regimentsmedikus hatte im ehrenvollen Auftrag „sämtlicher Herzoglich-Wirtembergischer Generalität“ zur Totenfeier des am 15. Mai 1782 durch einen Schlaganfall plötzlich dahingerafften Generals von Rieger ein „Ehrendenkmal“ gedichtet und, ohne seinen Namen zu nennen, veröffentlicht. Was auch der Despotenhelfer in früheren Jahren als „Menschenschinder und Soldatenpresser“, zuletzt als Kerkermeister Schubarts gesündigt haben mochte, der kommandierte Dichter gedenkt am offenen Grabe, angesichts der Ewigkeit, nur der guten Eigenschaften des Verstorbenen. Vielleicht hat Schiller auch persönlich seinen Paten nur von den anziehenderen Seiten seines sonderbaren Wesens, in dem sich kleinliche und niedrige Züge mit edleren Eigenschaften mischten, kennen gelernt. Schon in der Anthologie findet sich ein Lobgedicht auf den General mit einer Anmerkung Schillers, in der er seiner „wärmsten Hochachtung“ für den „würdigen Mann“ Ausdruck verleiht. Auch in der Toten-

feier preist der Dichter den „großen Mann“, in dem er offenbar das Opfer fürstlicher Laune und Willkür sah; er feiert seine feste Rechtlichkeit gegenüber der launischen Gunst der „Erdengötter“ und der „Schlangenkunst“ der Höflinge. Aber der Tote wird nur deshalb so sehr verherrlicht, damit sich desto kräftiger die zürnende Strafpredigt an die Lebendigen davon abhebe: der Tod selbst, erhaben über „Rang und Macht, die lächerlichen Flitter“, geht ins Gericht „mit der Größe kindisch-kleinem Stolz“ und stellt an die Krieger Karls die aufstachelnde Gewissensfrage nach der Entscheidung der oberen Welt:

Wird man dort nach Riegers Range fragen?
Folgt ihm wohl Karls Gnade bis dahin?

Der Landesherr war schwer getroffen; aber auch diesmal ließ er den kecken Dichter seinen Zorn noch nicht fühlen; hierfür sollte sich bald eine günstigere Gelegenheit finden.

Am 20. Mai trat der Fürst mit Franziska eine Reise an, von der er erst gegen Ende des Monats zurückkehren konnte. Schon längst brannte Schiller vor Verlangen, seine Räuber zum zweiten Male auf der Bühne zu sehen. Nun, da die Abwesenheit des Herzogs ihm einige Freiheit gewährte, beschloß er, auch von seinen Stuttgarter Freundinnen gedrängt, mit diesen die Reise nach Mannheim zu unternehmen. Das Wagnis schien ihm um so ungefährlicher, als sein Kommandant, Oberst von Rau, im geheimen sich damit einverstanden erklärte, wenn Schiller ihn selbst nicht „kompromittieren“ wolle. Sein Gewissen konnte er auch mit der Vorstellung des künstlerischen Gewinnes beruhigen, den er für sein neues Stück Fiesko aus erneutem Anschauen des alten zu ziehen hoffte. Eiligst wurde Dalberg noch am Freitag den 24. Mai gebeten, eine Aufführung der Räuber bis spätestens Dienstag den 28. Mai zu ermöglichen, da eine längere Abwesenheit von Stuttgart ausgeschlossen sei. „Jetzt erst“, so ruft Schiller aus, „würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren und mit vollen Zügen an diesem Anblick mich weiden können. . . Ich muß gestehen,

daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweite erwarte." Rasch wurde auch Freund Hoven in Ludwigsburg noch eingeladen, der sich aber nicht einfand. So trat Schiller, in Zivilkleidern, in Gesellschaft Frau von Wolzogens und Frau Vischers am 25. Mai nachmittags 1 Uhr zu Wagen die Reise an. Der Genuß seines Schauspiels ward ihm diesmal noch erhöht durch das Mitgefühl und die Bewunderung der begeisterten Gefährtinnen. Wiederum fand er bei seinen Gönnern und den Schauspielern die freundlichste Aufnahme. Die leise aufkeimende Hoffnung, seine Geschicke fortan vielleicht gänzlich mit Mannheim verbinden zu können, wurde von den Mannheimer Freunden genährt; aber auch Dalberg, dem er sich in einer guten Stunde vertraute, machte ihm „alle Hoffnung" auf Unterstützung, und ein warmer Händedruck schien dem vertrauensseligen Dichter diesen „Verspruch" zu „besiegeln".

Aber die hochgemute Stimmung dieser glückverheißenden Tage verflog bald vor dem Widerwillen, der ihn bei der Rückkehr in die alten Verhältnisse ergriff; und während er dann noch dazu an einer Erkrankung, die er sich auf der Reise zugezogen hatte, daniederlag, steigerten sich Verbitterung und Mißmut in ihm gewaltig.

In allem Heimatlichen begann er jetzt nur schmerzliche und dunkle Gegensätze zu den lichten und lockenden Bildern von Mannheim zu sehen. Dort war er bewundert und anerkannt, hier beengt und gedrückt; dort war freie Entfaltung seiner Kräfte, hier ewige Unterordnung und ärgerliches Verkümmern seiner Begabung in einem verhaßten Dienste. Heißer als je zuvor sehnt sich sein Herz nach einem freien, ungemessenen Spielraum, und was er in diesen Tagen empfunden und gedacht, das strömt im Briefe an Dalberg vom 4. Juni 1782 frei und unumwunden aus. Von diesem, dem weltgewandten Hofmann, erwartet der weltunkundige Dichter das Glück seines Lebens, ihm wirft er sich in die Arme; draußen hofft er alles zu finden, was ihm daheim nicht zuteil werden kann; ein „griechisches Klima", so meint er, werde ihn „zum wahren Dichter

erwärmen", während er „in diesem Norden des Geschmacks . . . ewig niemals gedeihen" könne. „Die glücklichste Reise" seines Lebens muß er beinahe bereuen, weil sie ihm „Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft" gemacht hat. „Unglücklicher kann bald niemand sein, als ich!" ruft er aus. „Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht." Darum fort von Stuttgart! Und da der Intendant einzig in der Unlösbarkeit der Stellung des Regimentsmedikus die große Schwierigkeit erblickt hat, gibt ihm Schiller, aus feinster Berechnung des herzoglichen Charakters, aber ohne Berücksichtigung der für den vorsichtigen Dalberg entstehenden heiklen Lage, die „Ideen" zu seiner Entlassung aus württembergischen Diensten an. Dem Herzog darf man nicht trotzen, man muß seine Eitelkeit benutzen und seine Empfindlichkeit schonen: „Daher würden Euer Excellenz ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog." Auch solle sein Aufenthalt beim Nationaltheater zu Mannheim zunächst nur „auf einen gewissen beliebigen Termin" festgesetzt werden: „so sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung gleich, und fällt auch so hart nicht auf." Schließlich müsse die Möglichkeit ärztlicher Praxis und medizinischen Studiums in Aussicht gestellt werden, „damit man mich nicht, unter dem Vorwand für mein Wohl zu sorgen, kujoniere und weniger fortlasse". Und nachdem so notgedrungen die kluge Berechnung gesprochen hat, wiederholt der Schreiber „mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefes", und läßt noch einmal dessen kühlen Empfänger in sein von leidenschaftlichen Empfindungen durchwühltes Gemüt schauen.

Schiller gab sich in den ersten Tagen den besten Hoffnungen hin. Er baute auf das Versprechen Dalbergs und durfte von dessen guten Beziehungen zum Herzog ja auch sicheren Erfolg erwarten. Wenn dieser den Dichter dem Nationaltheater zur Verfügung stellte, vergalt er schließlich doch nur die Gefälligkeiten, die der benachbarte Hof ihm selbst gelegentlich erwiesen hatte. Aber Schiller hatte bei Dalberg nur mit einem mitleidigen, von Menschenliebe erfüllten Herzen, nicht mit der zurückhaltenden Bedächtigkeit des Hofmannes gerechnet, dem durch jene Mitteilungen die Augen erst recht geöffnet wurden über die mit einer Unterstützung des schwäbischen Dichters verbundenen Unannehmlichkeiten. Woche auf Woche verging, ohne daß von Mannheim eine Antwort kam, und vergebens suchte der von peinlicher Ungewißheit Gequälte seine innere Unruhe durch die Arbeit am Fiesko zu dämpfen.

Da trat ein Ereignis ein, das Schillers Lage noch drückender machte. Seine Freundinnen, noch voll von den Mannheimer Erlebnissen, hatten dem Drange nicht widerstehen können, auch anderen, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Wirkung der Räuber und die Triumphe des Dichters zu schildern: so erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es General Augé und endlich auch der Herzog. Eines Tages nun, gegen Ende Juni, so wird erzählt, schickte dieser dem Regimentsmedikus ein Pferd aus seinem Marstall und den Befehl, sich alsbald in Hohenheim bei ihm zu melden. Aus dem Benehmen des Herzogs war zunächst nichts Schlimmes zu vermuten. Er empfing seinen Regimentsmedikus freundlich, schilderte und zeigte ihm seine Anlagen, erkundigte sich nach seinen Umständen und überraschte endlich den zutraulich gewordenen jungen Mann mit der Eröffnung: „Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß alles; ich sage, Sein Obrister weiß darum.“ Schiller gestand sein Vergehen zu, leugnete aber trotz allen Bitten und Drohungen des Herzogs, daß der Oberst darum wisse; denn sein gegebenes Wort konnte er diesem nicht brechen. Also: sogar ohne Urlaub! Das verschlimmerte die Sache, nun hatte der Herzog eine vortreffliche Gelegenheit, den jungen Feuer-

kopf in seine Kur zu nehmen. Von Dienstversäumnissen, die aus Schillers literarischen Beschäftigungen entsprangen, hatte er schon öfters gehört; diesmal aber kam das Dienstvergehen fast einer Desertion gleich und der Verkehr mit dem Auslande grenzte — wenigstens in den Augen des Herzogs — an Hochverrat. In Ungnaden wurde Schiller entlassen: er mußte zu Fuß nach der Stadt zurückgehen, sich augenblicklich auf die Hauptwache begeben, seinen Degen ausliefern und vierzehn Tage im Arrest bleiben. Jeder Verkehr mit dem „Ausland" wurde ihm für die Zukunft untersagt.

Schiller verbüßte seine Strafe. Während dieser Tage, wo keine Hilfe von außen sich zeigte und Gegenwart und Zukunft trüb ineinander rannen, da erwuchs aus dem Unmut und Ingrimm seiner verdüsterten Seele der von trotzigem Selbstvertrauen gezeugte rettende Gedanke, die letzte Hoffnung: Befreiung aus diesen Fesseln um jeden Preis, — wenn es auf gute Art nicht geht, dann mit Gewalt. Und zugleich schwebten dem Dichter in der gärenden Stimmung dieser Tage neben den werdenden Gestalten des Fiesko neue Phantasiegebilde vor, die später in Kabale und Liebe feste Form gewinnen sollten.

Kaum aus dem Arrest entlassen, richtete der Regimentsmedikus am 15. Juli wiederum ein Schreiben an Dalberg. Dieser hatte inzwischen geantwortet: wie es scheint, höflich ausweichend und vertröstend. Noch einmal stellt Schiller, knapper, zurückhaltender, aber nicht weniger bestimmt, die Dringlichkeit seines Anliegens dar. Wenn überhaupt eine Möglichkeit sei, daß er nach Mannheim komme, so bitte er nur um das eine: doppelte Beschleunigung. Warum er dies wünschen müsse, könne er keinem Briefe anvertrauen. Er vermöge nur soviel anzudeuten, wenn er in etlichen Monaten nicht das Glück habe, zu Dalberg zu kommen, werde keine Aussicht mehr sein, daß er jemals bei ihm leben könne. „Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu tun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben."

Die offenherzige Schilderung der „persönlichen Unterredung" mit dem Landesherrn und ihrer schlimmen Folgen schreckte den

Freiherrn offenbar vollends zurück; selbst durch die Aussicht auf die nahe Vollendung des Fiesko und den Hinweis auf eine spätere Bearbeitung der Geschichte des Spaniers Don Carlos ließ sich der behutsame Intendant nicht mehr aus seiner kühlabwartenden Stellung herauslocken: er verstummte.

Zwei Wochen lang schwebte Schiller wieder in der Pein der Erwartung. Als aber auch dann nichts geschah, da gab er sich ganz einer finsteren Verzweiflung hin. Kalt und stumpf begegnete der sonst so heiter Gesellige seinen besten Jugendfreunden, sein Trübsinn machte ihn zu jeder Geistesbeschäftigung unfähig, und so blieb sein Fiesko liegen. Schon schien er gänzlich in rat- und tatlose Dumpfheit zu versinken, da riß ihn ein neues Ereignis empor und gab ihm Kraft des Entschlusses und kühne Besonnenheit. Wieder waren es die Räuber, die ihren Dichter in neuen Konflikt stürzten. Diesmal kam der Anstoß vom „Ausland". Im zweiten Akte des „Schauspiels" erklärt der mit seinen Werbegeschichten prahlende Spiegelberg, zu einem Spitzbuben gehöre ein eigenes Nationalgenie, sozusagen ein Spitzbubenklima, und da rühmt er vor allem Graubünden als „das Athen der heutigen Gauner". Doch auf den Einwurf Razmanns, man habe ihm „überhaupt das ganze Italien" gerühmt, ist der bewegliche Prahler auch damit einverstanden und meint, auch aus Deutschland könne mit der Zeit noch was Gutes kommen; schließlich aber springt er zu der seiner ersten Behauptung entgegengesetzten über, daß das Klima nicht sonderlich viel ausmache: „Genie kommt überall fort, und das übrige, Bruder, — ein Holzapfel weißt du wohl wird im Paradiesgärtlein selber keine Ananas."

Durch den Hieb auf das Graubündner Spitzbubenklima soll der Dichter, wie nachher behauptet wurde, Rache an einem allgemein verhaßten Aufseher der Akademie, einem Graubündner, geübt haben. Auf jeden Unbefangenen freilich wirkt die Stelle nur als treffliche Charakteristik des windigen, von einem Gedanken zum anderen überspringenden, ewig bramarbasierenden Kumpans. Mit gutem Recht konnte Schiller sich darauf berufen, „daß er die mißfällige

Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt habe. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört". In der Tat bestätigten die wirklichen Zustände in dem romantischen Gebirgsland diese „Volkssage" durchaus: Strolche und Räuber aus aller Herren Länder fanden in den Bergen und Schluchten Graubündens so sichere Schlupfwinkel, daß selbst die zu Schergen gemachten Banditen das Gesindel nicht völlig auszutreiben vermochten. Der Herzog von Württemberg selber sollte im Jahre 1786 an seiner Kasse spüren, was es mit dem Graubündner Spitzbubenklima auf sich hatte: er mußte an tausend Gulden Wegkosten dafür zahlen, daß der in Graubünden eingefangene württembergische Räuber Hannikel mit seiner Bande der heimischen Gerichtsbarkeit zugeführt wurde. Vielleicht ist dem Herzog bei dieser Ironie des Schicksals sein ehemaliger Regimentsmedikus wieder eingefallen, der die Begeisterung Spiegelbergs für Graubünden so schwer hatte büßen müssen.

Gerade weil dessen leicht hingeworfene Äußerung eine wunde Stelle traf, erregte sie Ärgernis. Allerdings war es nicht ein Graubündner, der zuerst dagegen Verwahrung einlegte, sondern ein Westfale namens Wredow. Dieser hatte eine Zeitlang in Chur als Hauslehrer in der Familie von Salis gewirkt und protestierte nun in den Hamburgischen Adreß-Comptoir-Nachrichten vom 13. Dezember 1781 feierlich gegen die „fürchterliche Brandmarkung", welche in den Räubern von einem des Landes und seiner Bewohner Unkundigen dem „guten Graubünden" widerfahren sei. Dieser Kampfruf für die Bündner Ehre fand natürlich in den Bergen Graubündens kräftigen Widerhall. Dr. Amstein, aus dem Thurgau gebürtig, nun in Zizers in Graubünden ansässig, seinem Berufe nach Arzt, Naturforscher und Landwirt, der sich um die Aufklärung seiner Adoptivheimat Graubünden schon mancherlei Verdienste erworben hatte, veröffentlichte (zu Ende April 1782) in der von ihm begründeten Wochenschrift „Der Sammler" mit dem Brief

Wredows eine übereifrige, biedermännisch wohlgemeinte „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“. Seine mit plumpen Übertreibungen und groben Schimpfworten gespickte Verteidigung gipfelt in der Forderung an den völlig mißverstandenen und tölpelhaft angefallenen Dichter, sich von dem Verdachte einer „schändlichen Calumnie“ zu reinigen: wenn er nicht öffentlich sein Verhalten bereue, sei er der billigen Verachtung aller Rechtschaffenen zu überlassen.

So war eine ursprünglich harmlose Bemerkung ins Ungeheuerliche aufgebauscht. Aber man ging noch weiter. Als sich der Verfasser der Räuber begreiflicherweise weder durch diese öffentliche Aufforderung noch durch ein gleichzeitig an ihn gerichtetes Privatschreiben aus Bünden zu einer Entschuldigung bewegen ließ, glaubten die beleidigten Republikaner in dem herzoglichen Garteninspktoer Walter in Ludwigsburg, korrespondierendem Mitglied einer von Amstein begründeten ökonomischen Gesellschaft, den rechten Anwalt ihrer Sache gefunden zu haben: er sollte durch persönliche Aufforderung den jungen Brausekopf zum Widerruf veranlassen. Der herzogliche Beamte leistete mehr, als die freien Rhätier von ihm erwartet hatten: ob aus kollegialem Neid gegen den Gartenintendanten Schiller, ob aus schäbiger Liebedienerei und ehrgeiziger Streberei oder vielleicht auch aus purer Freude am Skandal, gleichviel, der geschäftige Denunziant verbreitete die „Apologie“ so rasch wie möglich in Ludwigsburg und Stuttgart und sorgte auch dafür, daß sein „Souverän“ das Schriftstück zu lesen bekam. Der in einem besonderen Schreiben ausgesprochene Wunsch des dunklen Ehrenmannes freilich, Ehrenbürger von Bünden zu werden, ging nicht in Erfüllung; er mußte sich mit einem höflichen Danke der Bündner Stände begnügen, während Wredow und Amstein der Aufnahme unter die Zahl der „gefreiten“ Bündner gewürdigt wurden.

Das Verfahren des württembergischen Fürsten gegen den „unbesonnenen Schauspielschreiber“, worüber Walter dienstbeflissen berichtete, stellte die „rhätische Nation“ zufrieden. Herzog Karl war aufs äußerste aufgebracht. Der zur Staatsaktion aufgebauschte

Fall gab ihm einen willkommenen Anlaß, gegen diese nunruhigen Kopf einzuschreiten, der das „Ausland“ beleidigte und gar den fürstlichen Interessen zuwiderhandelte. Der Selbstherrscher fühlte sich für die Handlungen seines „Geschöpfes“ verantwortlich. Als der Regimentsmedikus an einem Augusttage wiederum nach Hohenheim beschieden wurde, da wußte er, was er zu erwarten hatte. Mit Fassung ließ er den Sturm über sich ergehen. Heftig fuhr ihn der erzürnte Herzog an, überschüttete ihn mit Scheltworten und Vorwürfen, drohte mit Festung und Dienstentlassung und verbot ihm auf das strengste, künftighin irgend etwas anderes als medizinische Schriften drucken zu lassen. Zum Schlusse entließ er ihn mit den Worten: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr.“

Im Innersten tief erregt, anscheinend aber gelassen und heiter ging Schiller nach seiner Rückkehr von Hohenheim in den Garten zum „Ochsen“ und nahm, als wenn nichts geschehen wäre, am Kegelspiel der Genossen teil: herrischer als je forderte von ihm die Notwendigkeit die letzte, schwere Entscheidung im Konflikt der Pflichten. Nun galt es die Ruhe und Festigkeit einer männlichen Seele zu behaupten.

Nicht ohne harten inneren Kampf konnte diese Entscheidung getroffen werden. Sollte er bleiben und ausharren oder einer ungewissen Zukunft sich entgegenwerfen? Ging er jetzt weg, gegen den Willen seines Landesherrn, so waren ihm Heimat und Familie für immer abgeschnitten, tausend liebe Beziehungen und Gewohnheiten entzogen. Der Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen fürstlichen Erzieher hatte ihn dieser freilich selber enthoben. Aus persönlicher Willkür und zu selbstischen Zwecken hatte er den Knaben in seine Anstalt, den Jüngling zu einem Berufe und zu seinem Dienste gezwungen. Das Versprechen einer auskömmlichen Versorgung war vom Herzog nicht gehalten worden, durch seine letzten Machtgebote hatte sich der Wohltäter in einen feindseligen Tyrannen verwandelt. Und doch konnte sich Schillers dankbarer Sinn auch jetzt noch nicht ganz frei fühlen von Verpflichtung gegen den Mann, den als väterlichen Freund zu betrachten man ihn lange Jahre hindurch

hatte gewöhnen wollen. Stärkere Bande, kindliche Liebe und brüderliche Zuneigung, knüpften ihn an das Elternhaus. Droben auf der Solitude sorgten und mühten sich ein alternder Vater, eine zärtliche Mutter um das Wohl ihrer Kinder. Sie glaubten den einzigen Sohn im herzoglichen Dienste für die Zukunft geborgen. Und nun sollte er sie nicht nur ihrer Stütze fürs Alter berauben, ihnen nicht nur Kummer und Schande vor der Welt bereiten, sondern auch den Vater und damit die ganze Familie den zornigen Launen eines stets empfindlichen Herrn preisgeben? Der Vater hatte vor Jahren für seinen Sohn den uns bekannten Revers ausgestellt. Nun konnte er, wenn der Sohn sich seinen Verpflichtungen entzog, für alle Auslagen und Kosten vom Herzog nachträglich herangezogen und damit in seiner wirtschaftlichen Existenz bedroht werden. Ja, mehr als das! Wer konnte Gewähr dafür bieten, daß der rachsüchtige Fürst nicht den Vater für das Verbrechen des Sohnes büßen ließ, indem er ihn aus Amt und Brot jagte? Jedenfalls war der Charakter des Fürsten unberechenbar, und sicherlich stand von seiner Nachsicht und Großmut weniger zu hoffen, als von seiner gekränkten Eitelkeit, seinem Jähzorn und seinem „rachsüchtigen Unmut“ zu fürchten war. Tausend Besorgnisse, die den pflichtgetreuen Sohn in dem Joch des Fürstendienstes festzuhalten drohten.

Aber was war dann, wenn er blieb? War er dann mehr als ein Gefangener, der Tag für Tag die ihm vorgeschriebene Arbeit verrichten muß? Unerträglich war schon das Verbot, auf jeden Verkehr mit dem Auslande und damit auf alle Anregung und Förderung seiner Kunst, auf Bühne und Welt, auf Befruchtung und Wirkung zu verzichten. Im schwäbischen Winkel war kein Boden, kein Raum für die Entfaltung einer großen dramatischen Kunst. Aber davon war ja auch gar nicht mehr die Rede. Schiller sollte ja den inneren Stimmen Schweigen gebieten; er sollte seinen heiligen Schöpferdrang verleugnen und verzichten auf jede Ausübung der ihm verliehenen Gaben, auf jede Betätigung seiner innersten Natur; er sollte brach liegen lassen, was sein eigentliches

Wesen ausmachte. „Am empfindlichsten", sagt Streicher, „hielt er sich dadurch gekränkt, daß ihm durch dieses Machtgebot das Recht des allergeringsten Untertans, — von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachteil des Staates oder der Gesetze desselben anwende, — jetzt gänzlich benommen war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch verwirkt zu haben."

Aber nehmen wir an, Schiller hätte ernstlich den Vorsatz gefaßt, das Märtyrerdasein geistiger Selbstvernichtung auf sich zu nehmen, seinen „Hang zur Dichtkunst" zu unterdrücken. Er hat in der Tat auch dieses erwogen. Aber er fühlte, er wußte, daß solches Unterfangen vergeblich gewesen wäre. Warum verbot der Herzog von Württemberg nicht auch den Bäumen das Wachsen, den Blumen das Blühen? Es hätte denselben Erfolg gehabt. Daß ein Dichter von Gottes Gnaden einer inneren Notwendigkeit gehorcht, daß er gar nicht anders kann, als sagen, was er leidet, als gestalten, was in seinem Innern lebt, davon hatte der selbstgefällige Fürst keine Ahnung, der die höfische Muse immer willig gefunden hatte, auf sein Kommando alle ihre liebedienerischen, üppigen Reize zu entfalten. Seine Naturgaben zu unterdrücken, die gebietenden Stimmen zum Schweigen zu bringen, dazu war Schiller gar nicht imstande, selbst wenn er wollte. Mit Naturnotwendigkeit würde Schillers Begabung, allen fremden Verboten und allen eigenen Vorsätzen trotzend, sich betätigt haben, — was aber dann? Der Hohen-Asperg drohte, das Schicksal Schubarts warnte, sein Klagegesang: „Gefangener Mann, ein armer Mann" war nicht zu überhören. Der geringste Verstoß gegen des Herzogs Gebot hätte dem ungehorsamen Dichter die angedrohte Festung eintragen können. Um eine tugendhafte Ausrede wäre der „Erzieher" Schubarts gewiß nicht verlegen gewesen.

Wenn sein innerster Lebenswille, wenn er selbst nicht den brutalen Ansprüchen plumper Willkür geopfert werden sollte, so mußte sich Schiller der Gewalt durch List entziehen. Und in der immer klareren Erkenntnis der ihm verliehenen Gaben, in dem immer

stärkeren Bewußtsein seines wahren Berufes, fand er die Kraft, die Verantwortung auf sich zu nehmen. Ehe er aber zur Ausführung seines Entschlusses schritt, wollte er auch noch das letzte Mittel versuchen, einen Ausgleich herbeizuführen. Seinen Abschied zu verlangen, daran durfte er ja nicht denken: ein solches Unterfangen hätte nur den Zorn des Herzogs noch mehr gereizt und seine zwangvolle Lage verschlimmert. Durch ein Lobgedicht aber, wie „gutmütige Vermittler" vorschlugen, den Ergrimmten zu versöhnen, mußte Schiller als der Dichtkunst und seiner selbst unwürdig ablehnen; die nötige Freiheit wäre ihm übrigens auch dadurch nicht geworden. Es blieb nur der Weg der fein berechneten „untertänigen Vorstellung". In einem Schreiben vom 1. September 1782 bittet Schiller, „in der inneren Überzeugung, daß sein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch sein Vater sei," um Milderung des ihm gewordenen Befehls, „nichts Literarisches mehr zu schreiben oder mit Ausländern zu kommunizieren". Klug weist er darauf hin, daß die aus seinen Schriften herrührende Zulage zu der von Seiner herzoglichen Durchlaucht „gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung" ihn erst instand gesetzt habe, „ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen", und auch zur planmäßigen Fortsetzung seiner Studien unerläßlich sei. Den „allgemeinen Beifall", der ihm als dem ersten und einzigen „von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie" in der „großen Welt" zuteil geworden sei, diese Ehre schiebt er „ganz auf den Urheber seiner Bildung" zurück. Und schließlich ringt er sich das Zugeständnis ab, öffentliche Rechenschaft geben zu wollen, falls er die literarische Freiheit zu weit getrieben habe, und gelobt sogar feierlich, „alle zukünftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen". Der Herzog verweigerte die Annahme des Gesuchs und befahl dem General Augé, den Regimentsmedikus in Arrest zu setzen, sobald er noch einmal wage, einen Brief einzureichen. Nun mußten die letzten Bedenken weichen: die Flucht wurde vorbereitet.

Als das Ziel der „heimlichen Reise" ward natürlich Mannheim ausersehen. Von dort aus wollte Schiller sich noch einmal bittend

an den Herzog wenden; wurde er auch dann abgewiesen, so hoffte er, als Theaterdichter in Mannheim angestellt zu werden. Hatten doch so viele ihm dort versichert, „daß ein solcher Dichter wie er ihre Bühne auf die höchste Stufe des Ruhmes heben würde!“

Sein neues, freilich noch unvollendetes Werk sollte ihm diese Stellung erobern helfen. Die Gewißheit, daß diese Arbeit ihn aus dem „Labyrinth“ befreien werde, gab ihm die alte Heiterkeit und den freudigen Schaffensmut zurück. Während ganz Stuttgart in aufgeregter, lärmender Geschäftigkeit sich zum festlichen Empfang des russischen Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs, vorbereitete, waren Schillers Sorgen und Gedanken ausschließlich auf seine Arbeit gerichtet. Unermüdlich, bis tief in die Nächte hinein blieb er am Werke, um nachzuholen, was er in den letzten, trüben Wochen versäumt hatte. Was in der Stille der Nacht gediehen war, das wurde dann am anderen Morgen dem vertrautesten Freund dieser drangvollen Tage, Andreas Streicher, vorgelesen und mit diesem besprochen. „Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben.“

Jetzt war die Zeit gekommen, wo der Dichter die hingebende, opferwillige Freundschaft des bescheidenen Tonkünstlers, den er durch seine Dichtung wie durch seine Persönlichkeit an sich gefesselt hatte, in vollem Maße erfahren sollte. Des bewunderten Freundes Not ging dem jungen Musiker tief zu Herzen, und er beschloß, ihm in seiner Bedrängnis nach Kräften beizustehen. Streicher sollte im Frühjahr des kommenden Jahres nach Hamburg reisen, um sich dort, von Verwandten unterstützt, bei Emanuel Bach weiter auszubilden. Nun bot er dem Dichter seine Begleitung und Hilfe an und setzte es in der Tat bei der eigenen besorgten Mutter durch, daß sie ihn, wenn auch nur mit geringen Mitteln ausgestattet, diesen Herbst schon ziehen ließ. Was die beiden Freunde in der folgenden Zeit gemeinsam erlebten, das hat Streicher als hoch-

betagter Mann, lange nach Schillers Hinscheiden in seinem schlicht und warm geschriebenen Büchlein „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785“ erzählt; es ist nach des Verfassers Tod im Jahre 1836 erschienen, ein Ehrendenkmal für den über alles verehrten Dichter und ein Dokument treu ausharrender Freundschaft.

Unter Streichers aufmunternder Teilnahme war der Fiesko bald im wesentlichen fertig gestellt, die letzte Ausarbeitung und die Anpassung an die Bühne konnte für eine stillere Zeit aufgespart werden. Nun beschlossen die Freunde, die unruhvollen Tage des großfürstlichen Besuches zur Ausführung ihres Planes zu benutzen: in dem Gedränge von Zu- und Abreisenden hofften sie Stuttgart ganz unauffällig verlassen zu können.

Unter den fremden Gästen befand sich auch der kurpfälzische Geheimrat von Dalberg. Schiller versäumte nicht ihm seine Aufwartung zu machen, aber er ließ dabei kein Wort von seinem Vorhaben verlauten. Was hätte er von diesem Mann auch noch anders erwarten können als kühle Warnung vor einer Tat, zu deren Ausführung er doch seine volle, durch keine Zweifel gestörte Kraft brauchte! War er nur einmal aus des Herzogs Dienst und Bereich, dann mußte Dalberg ihm ja auch die so oft und bereitwillig zugesicherte Unterstützung zuteil werden lassen. So wenigstens rechnete Schiller.

Auch die Frau des Mannheimer Regisseurs Meyer, die sich anläßlich des großfürstlichen Besuches in ihrer Vaterstadt Stuttgart aufhielt, wurde begrüßt. Sie hätte wohl als Kennerin der Verhältnisse am Mannheimer Theater die allzukühnen Hoffnungen Schillers einzuschränken vermocht, aber man sagte auch ihr kein Wort von dem geheimen Plan.

Die Zeit drängte. Schiller machte sich mit Frau Meyer und Streicher auf den letzten, schweren Gang nach der Solitude, zum Abschied von den Eltern und Geschwistern. Noch einmal zeigte sich das reizvolle Bild der Heimat dem wehmütig Gestimmten im Glanz der Sonne. Vergeblich versuchte er unterwegs durch

versteckte Fragen Frau Meyer über die Mannheimer Theaterverhältnisse und die Erfüllbarkeit seine eigenen heimlichen Hoffnungen auszuholen, „da aber ernsthaftere Fragen", berichtet Streicher, „aus Furcht verraten zu werden, nicht wohl gestellt werden konnten, so blieb die Zukunft in derselben Dämmerung wie bisher, und es war nichts übrig, als sich auf das Glück zu verlassen."

Daheim fanden die Besucher nur die Mutter und Christophine. Beide wußten, daß es Abschied nehmen hieß, denn sie waren schon vorher in den Plan eingeweiht worden. Fine, die Vertraute seiner Jugend, hatte sich gleich auf des Bruders Seite gestellt, da sie die Notwendigkeit dieses Schrittes einsah. Doppelt mußte die besorgte Mutter unter der Unsicherheit der Zukunft ihres Fritz leiden, da sie dessen Absichten vor dem Vater geheim zu halten hatte: dieser sollte nötigenfalls dem Herzog sein Offiziерswort geben können, daß er von dem Vorhaben des Sohnes keine Ahnung gehabt habe. Freundlich zwar empfing nun die Hausfrau die Gäste, aber ihre Unruhe konnte sie doch nicht bemeistern; unverwandt hing ihr Blick an der Gestalt des Sohnes, sie versuchte zu reden, aber sie konnte kein Wort hervorbringen. Da trat der Vater ins Zimmer und machte durch seine unbefangene Aufzählung der bevorstehenden Festlichkeiten der peinlichen Stimmung ein Ende. Noch einmal bot Herzog Karl den Prunk und Glanz der früheren Jahre auf, um seine großfürstlichen Gäste zu ehren, die am 17. September eintrafen und einen Schwarm von hohen Herrschaften und Schaulustigen nach sich zogen. An die theatralischen und andere Schaustellungen, Redouten, Hofbälle, Prunkmähler, Ausfahrten, sollten sich auf der Solitude eine Beleuchtung mit neunzigtausend Lampen und eine Festjagd auf etwa sechstausend zusammengetriebene Hirsche anschließen. Da hatte denn auch der Intendant der Hofgärtnerei alle Hände voll zu tun. Während er seine Gäste von diesen Herrlichkeiten unterhielt, hatten Mutter und Sohn sich unbemerkt entfernt. „Nach einer Stunde", so berichtet Streicher weiter, „kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte

sie auch den vorhabenden Schritt als eine Notwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer zu verlieren. . . . Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben, und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen."

Zu Hause angekommen, setzten die beiden Freunde alles endgültig für die Flucht fest. In der Nacht vom 22. auf den 23. September sollte, wie sie auf der Solitude erfahren hatten, das Lustschloß die fürstlichen Herrschaften mit ihrem Gefolge beherbergen; die angekündigte Beleuchtung von Berg und Schloß mußte alle Schaulustigen dorthin ziehen. Diese Zeit wurde für die Abreise ausersehen, zumal auch feststand, daß Schillers Regiment gerade während jener Nacht die Wache an den Stadttoren nicht haben werde, wodurch die Gefahr der Entdeckung dem Regimentsmedikus vermindert erschien.

Die letzte Nacht in Stuttgart, vom 21. auf den 22. September, verbrachte Schiller auf der Wachtstube bei seinem Freunde Scharffenstein, der nebst einigen anderen, wie Abel und Petersen, ins Geheimnis gezogen worden war. „Schillers Stimmung", so wußte Scharffenstein sich noch nach langen Jahren zu erinnern, „war bei diesen Umständen sehr gefaßt und männlich." Die letzten Stunden ihres Zusammenseins waren „dem Gefühl ganz ausschließlich geweiht". Als Vermächtnis hinterließ der Scheidende seinem Sangir von einst einen Teil seiner Bücher und empfahl ihm seinen noch in der Akademie studierenden Freund Lempp.

Am nächsten Morgen um acht Uhr machte der Regimentsmedikus seinen letzten Lazarettbesuch. Das Gepäck Schillers, seine bürgerliche Kleidung, Wäsche und die Werke von Haller, Shake-

speare und einigen anderen Dichtern, hatte der vorsorgliche Streicher schon nach und nach in die eigene Wohnung gebracht. Um zehn Uhr vormittags sollte der Verabredung gemäß der letzte Rest weggeschafft werden. Pünktlich stellte Streicher sich ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. In Klopstocks Oden vertieft, die ihm beim Zusammensuchen seiner Bücher in die Hände gefallen waren, hatte der Dichter die drängende Stunde vergessen; eins der früher bewunderten Gedichte regte ihn so an, daß er sogleich „in einem so entscheidenden Augenblicke“ ein Gegenstück dichtete. Wie sehr Streicher auch drängte, er mußte Ode und Gegenstück erst noch anhören, und hatte selbst dann noch seine Not, den Dichter „wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute“ zurückzubringen. So wurde es Nachmittag, bis alles in Ordnung war.

Abends um neun Uhr stellte sich Schiller in Streichers Wohnung ein. Unter seinem Kleide trug er ein paar Pistolen; die eine, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer, die andere, mit zerbrochenem Schloß, in den Wagen gelegt. „Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst,“ fügt Streicher hinzu. Nicht viel besser imstande war die Kasse der Flüchtlinge: Schiller besaß noch dreiundzwanzig, Streicher noch achtundzwanzig Gulden, „welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Mut auf das zehnfache gesteigert wurden“. Nach einigen Tagen indes sollte dem Musiker ein weiterer Betrag nachgeschickt werden.

Bald war der Wagen mit den zwei Koffern und Streichers kleinem Klavier bepackt, dann gab es noch einen schweren Abschied zwischen Mutter Streicher und ihrem einzigen Sohn. Um zehn Uhr fuhren die Freunde, von den Segenswünschen und Tränen der alten Frau begleitet, über spitzige Pflastersteine dem Eßlinger Tore zu. Das war ein Umweg, aber es war das dunkelste der Stadttore, und „einer der bewährtesten Freunde Schillers“, also wohl Scharffenstein, hatte dort als Leutnant die Wache. Der

Anruf der Schildwache ertönte: „Halt! Werda! Unteroffizier heraus!" Schnell faßten sich die zusammengeschreckten Freunde, und Streicher gab auf die Fragen: „Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin?" Schiller als „Doktor Ritter" und sich selbst als „Doktor Wolf", beide nach Eßlingen reisend, an. Die Namen wurden aufgeschrieben, das Tor geöffnet, und der Wagen konnte passieren. Vergebens spähten die Freunde durch die offenen Fenster der dunklen Wachtstube nach dem wachhabenden Leutnant, der nun nach dem Gelingen des Streiches gleichfalls befreit aufatmen mochte.

Draußen, während sie die Stadt bis zur Ludwigsburger Landstraße umfuhren, verharrten beide, noch unter dem Druck der kaum überstandenen Gefahr, in bangem Schweigen. Erst als sie einen Hügel zwischen sich und der Stadt wußten, wich der Bann, und ihr Gespräch belebte sich. Gegen Mitternacht erstrahlte links von Ludwigsburg der Himmel in außerordentlicher Röte, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte sich das Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden in einem überraschenden Feuerglanze. Der landflüchtige Dichter sah von ferne noch einmal eine Probe der Künste, wie der Herr von Württemberg sie liebte. Und dort war bei der reinen, heiteren Luft deutlich wahrnehmbar die Stelle, an der er sein Elternhaus wußte. Schiller deutete dahin, aber alsbald, „wie von einem sympathetischen Strahl berührt", brach er zusammen mit dem Seufzer: „Meine Mutter!"

Die erste Rast wurde morgens zwischen ein und drei Uhr in Enzweihingen gemacht. Sich selber zur Stärkung las Schiller dem Gefährten aus einem Hefte Schubartsche Gedichte vor, darunter auch „Die Fürstengruft", jenes Fluchgedicht auf die Schandtaten der Tyrannen, das Schubart im dritten Jahre seiner Gefangenschaft im Kerker „niedergezürnt" hatte. Nach acht Uhr morgens wurde die heißersehnte kurpfälzische Grenze, die durch eine kleine Pyramide bezeichnet war, erreicht. Das war ein glücklicher Morgen! Alles Lästige, jeder dumpfe Zwang schien abgeschüttelt; die Gegend, die Bewohner, selbst die blau und weiß angestrichenen Pfähle und Schranken stimmten Schillers Seele heiter. „Ebenso

freundlich“, rief er aus, „ist auch der Geist der Regierung!“ Unter lebhaften Gesprächen erreichte man um zehn Uhr Bretten, von wo der Stuttgarter Wagen zurückgeschickt wurde. Nach der Mittagsrast ging es weiter mit der Post über Waghäusel nach Schwetzingen, wo die Reisenden um neun Uhr abends eintrafen und für die Nacht Quartier nahmen, da die Tore der Festung Mannheim mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden.

Nach unruhigen Tagen und einer aufregenden Nacht durch einen tiefen Schlaf erquickt, rüsteten sich die Freunde frühmorgens aufs beste zu ihrer Fahrt nach Mannheim. Nach zwei Stunden trafen sie dort ein und wurden „ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt“ zum Tore eingelassen.

Soweit war das Wagestück gelungen. Nun galt es, in der Fremde aus eigener Kraft sich sein Schicksal zu schaffen und allen Gewalten zum Trotz das Leben zu meistern.

11. Im Elend.

Mit frohen Hoffnungen war der Flüchtling ins „Paradies der Muse“ eingezogen, bald aber sollte er gewahr werden, daß er dem „griechischen Klima“ der Pfalz zuviel zugetraut hatte.

Beim Regisseur Meyer, der schon früher an des Dichters mißlicher Lage freundlichen Anteil genommen hatte, stiegen die Freunde ab. Dieser war überrascht, jetzt, wo glänzende Feste die Fremden von weit her in die württembergische Residenz lockten, den jungen Schwaben plötzlich vor sich zu sehen. Sein Erstaunen wuchs, als er vernahm, daß der Regimentsmedikus gewaltsam mit den alten Verhältnissen gebrochen habe und nun als Flüchtling in Mannheim eine Stätte suche. Mit weltmännischem Takte vermied er es, den Erklärungen Schillers zu widersprechen, besorgte auch den unerwarteten Gästen eine Wohnung in der Nähe seines Hauses und lud sie zum Mittagessen ein. Aber er drang darauf, daß Schiller sein Vorhaben, ein versöhnliches Schreiben an den Herzog zu richten, noch heute ausführe.

Große Hoffnung auf Erfolg konnte Schiller nicht hegen; aber er mußte guten Willen zeigen, schon um seine Familie vor schlimmen Folgen des herzoglichen Zornes zu sichern. Und so machte er sich denn gleich nach Tische an die Arbeit. Noch einmal wendet sich der „Untertan“ und „Sohn“ an das Herz des „gnädigsten Fürsten und Vaters“, der Zögling an den Stolz des ehrbegierigen Erziehers. Er rechtfertigt zunächst seinen verzweifelten Schritt: da ihm seine „untertänigste Bitte“, gegen das herzogliche Verbot der

Schriftstellerei und des Verkehrs mit dem Auslande „Gründe von Gewicht“ in einem Schreiben vorbringen zu dürfen, „mit Androhung des Arrests“ verweigert worden, bei seiner Lage aber „eine gnädigste Milderung dieses Verbots“ höchst notwendig gewesen sei, so habe er nur diesen „schrecklichen Weg“ gefunden, das Herz seines „gnädigsten Herrn zu rühren“. Dann wiederholt er den Inhalt seines Stuttgarter Gesuches und bittet um die Gnade zurückkommen zu dürfen, mit der Erlaubnis Schriftsteller zu sein, von Zeit zu Zeit zu reisen und Zivilkleider zu tragen, was ihm die Ausübung seines ärztlichen Berufes mehr erleichtere. „Diese einzige Hoffnung“, fährt er fort, „hält mich noch in meiner schrecklichen Lage. Sollte sie mir fehlschlagen, so wäre ich der ärmste Mensch, der verwiesen vom Herzen seines Fürsten, verbannt von den Seinigen, wie ein Flüchtling umherirren muß.“ Aber „würde sich Karls Gnade herablassen, mir jene Punkte zu bewilligen, ... wie brennend sollte mein Eifer sein, Karls Erziehung vor der ganzen Welt Ehre zu machen!“

Dieses Schreiben wurde einem Briefe an General Augé beigeschlossen mit der Bitte, es dem Herzog zu überreichen und seinen Inhalt nach Kräften zu befürworten. Zugleich ersuchte der Flüchtling den Intendanten der Karlsschule, den „hochgebietenden“ Herrn Obristen von Seeger, um „großmütigste Unterstützung“ seines Gesuches bei Sr. Durchlaucht.

Den zweifelnden Freunden gegenüber zeigte Schiller eine zuversichtliche Miene, und er schien sich in seiner Ruhe auch nicht stören zu lassen, als die am Abend des 25. September heimkehrende Frau Meyer das Aufsehen schilderte, welches das Verschwinden des Regimentsmedikus in Stuttgart gemacht habe: jedermann spreche davon, und allgemein werde vermutet, daß man ihm nachsetzen oder seine Auslieferung verlangen werde. Schiller wollte daran nicht recht glauben. Gleichwohl folgte er dem Rate, die Öffentlichkeit zu meiden und sich ganz auf sein Zimmer und die Meyersche Wohnung zu beschränken. Meyer und seine Frau waren mit Rat und Tat um das Wohl ihres Schützlings besorgt, und besonders nahm letztere sich seiner mütterlich an.

Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die Antwort Augés ein: er habe das Schreiben Schillers dem Herzog nicht nur vorgelegt, sondern auch durch seine Fürsprache unterstützt; sein Auftrag sei, ihn wissen zu lassen, er solle, „da Se. Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären", nur getrost zurückkommen. Es war klar: dieser Bescheid bot keinerlei Sicherheit; er überging die Kernpunkte des Schillerschen Gesuches. Deshalb wiederholte Schiller in einem zweiten Schreiben an seinen General die dringenden Bitten, ohne deren Erfüllung er nicht zurückkehren könne. Aber nach mehreren Tagen traf wieder die gleiche Antwort ein. So war also der letzte Versuch gescheitert. Sich der Gnade des Herzogs auf gut Glück auszuliefern, konnte Schiller nicht riskieren. Ins alte Joch zurückzukehren, wäre Wahnwitz gewesen. Nein, lieber wollte er trotzigen Mutes der dunkelsten Zukunft entgegengehen.

Auch andere Enttäuschungen, die diese letzten Tage ihm gebracht hatten, konnten seinen starken Willen nicht beugen. Schon am ersten Abend hatte Streicher mit dem Regisseur über den fast vollendeten Fiesko gesprochen und die Vorzüge des neuen Stückes im Vergleich zu den Räubern gerühmt. Der Dichter, um Mitteilung seiner Arbeit angegangen, war dazu bereit, wenn eine größere Zahl von Zuhörern geladen würde. Und so kamen am Nachmittag desselben Tages, wo Augés erste Antwort eintraf, die bedeutendsten Mitglieder des Theaters, Iffland, Beil, Beck und andere, bei Meyer zusammen, um der Vorlesung des neuen Trauerspieles beizuwohnen. Die Erwartungen aller waren hochgespannt. Nachdem sie ihrer tiefen Verehrung für den Dichter überschwenglichen Ausdruck gegeben hatten, setzte sich die Gesellschaft um einen großen, runden Tisch. Schiller begann mit einigen kurzen Bemerkungen über die Geschichte des Helden und die vorkommenden Personen; dann las er vor. Streicher feierte schon im voraus stille Triumphe. Aber ohne das geringste Zeichen des Beifalls wurde die Vorlesung des ersten Aktes beendigt. Ja, Beil entfernte sich, und die übrigen unterhielten sich über dies und das, nur nicht über das Stück.

Auch der zweite Akt wurde aufmerksam angehört; am Schlusse stand alles auf, Erfrischungen wurden herumgereicht, einer der Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, und nach einer Viertelstunde hatten sich die Zuhörer verlaufen. Nur Iffland war mit der Familie Meyer zurückgeblieben. Der gute Streicher war empört über eine so schnöde Behandlung des bewunderten Dichters, und schon wollte er sich bei Meyer beklagen, als ihn dieser beiseite zog und fragte: „Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?“ — „Zuverlässig! wie können Sie daran zweifeln!“ — „Oder hat ihm jemand anderer daran geholfen?“ — Streicher war bereit, sein Leben für die selbständige Verfasserschaft Schillers einzusetzen. „Aber warum fragen Sie mich dieses alles?“ setzte er hinzu und erhielt die verblüffende Antwort: „Weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.“

Vergebens suchte der junge Musiker dem auf seine Erfahrung pochenden Schauspieler dies Urteil auszureden. Niedergeschmettert kehrte er dann zu den anderen zurück. Unfaßbar blieb ihm, was er soeben hatte hören müssen. Er dachte an den berüchtigten Neid- und Kabalengeist des Schauspielervolkes, — aber Meyer war doch Schillers Freund! Die Abendstunden wurden von dem zusammengeschmolzenen Kreise in peinlichster Verlegenheit verbracht; von Fiesko sprach niemand mehr. Schiller selbst war äußerst verstimmt. Als sich die beiden jungen Schwaben frühzeitig entfernten, bat sich Meyer das Manuskript für die Nacht aus, da er „doch gerne wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme“.

In ihrer eigenen Wohnung angelangt, vermieden die Freunde lange das peinliche Erlebnis zu berühren; endlich aber machte sich Schillers bedrücktes Gemüt doch in bitteren Klagen Luft über den Neid und den Unverstand der Schauspieler. Er verzweifelte an seiner Anstellung als Schauspieldichter und an der Annahme des Fiesko. Ernstlich sprach er den Vorsatz aus, selbst als Schau-

spieler auftreten zu wollen, da doch eigentlich niemand so deklamieren könne wie er. Vergeblich suchte der getreue Streicher dem Freunde Mut zuzusprechen, ihn zur Geduld zu ermahnen: die trüben Schatten wollten nicht weichen.

Mit bangen Erwartungen ging der Musikus frühmorgens zu Meyer, um dessen Endurteil zu hören. Kaum aber ward dieser seiner ansichtig, da rief er aus: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber!“ Und nun ward offenbar, was den Mißerfolg verschuldet hatte: Schillers leidenschaftlich übertreibende Deklamation und seine schwäbische Aussprache. Schillers Glaube an seine Schauspielergaben und seine tief wurzelnde Überzeugung, daß echte Leidenschaft allen Mimenkünsten zum Trotz sich den wahren Ausdruck von selbst erzwingen müsse, hatte sich gerächt. Nun aber erklärte der Regisseur voll Eifer, er wolle alles in Bewegung setzen, um das Stück bald auf die Bretter zu bringen. Sprachlos vor Freude eilte Streicher heim, um dem Dichter die frohe Botschaft zu überbringen; nur von der Ursache des Mißerfolges, der „verwünschten Deklamation“, sagte der Gutherzige kein Wort, „um sein ohnehin krankes Gemüt nicht zu reizen“.

Mit der Anerkennung des einflußreichen ersten Regisseurs war dem Dichter wenigstens eine gute Aussicht gegeben, aber mehr auch nicht. Ohne den Intendanten konnte der Theaterausschuß über die Annahme des Stückes nicht entscheiden, und Dalberg weilte immer noch, auf unbestimmte Zeit, in Stuttgart. Was sollte also der Dichter in Mannheim, wo jeden Augenblick die Gefahr der Auslieferung zu drohen schien? Die Freunde rieten ihm dringend, sich auf einige Wochen zu entfernen; geschähe inzwischen von Stuttgart aus nichts, so wäre wohl eher anzunehmen, daß der Herzog von einer Verfolgung absehen wolle.

So ward denn eine Reise nach Frankfurt beschlossen, wo weitere Nachrichten abgewartet werden sollten. Mit der Barschaft der Freunde freilich war es schlecht bestellt; selbst bei der größten Sparsamkeit konnte ihre Reisekasse nur noch zehn bis zwölf Tage

ausreichen. Schiller durfte unter keinen Umständen seine Eltern um Unterstützung angehen; daher bat Streicher seine Mutter, ihm sobald als möglich dreißig Gulden nach Frankfurt zu senden.

An einem der letzten Septembertage traten die beiden nach herzlichem Abschiede von dem Meyerschen Ehepaar ihren Marsch über die Neckarbrücke an, übernachteten in einem Dorfe und wanderten am nächsten Tage die herrliche Bergstraße entlang: links die weite Rheinebene, rechts die herbstlich prangenden, häufig von Burgruinen gekrönten Wald- und Weinberge, an die sich schmucke Dörfer und Städtchen schmiegen. Immer wieder wies Streicher den trübsinnigen Freund auf jeden reizenden Anblick hin, aber er vermochte den in sich versunkenen, scheinbar über neuen Entwürfen brütenden Dichter seinem Sinnen nicht zu entreißen. Gegen sechs Uhr abends war Darmstadt erreicht; im Gasthaus, nahe beim Residenzschloß, fanden die Wanderer nach einem guten Abendessen einen nur unvollkommenen, durch den fürchterlichen Trommellärm der mitternächtlichen „Reveille“ gestörten Schlaf. Am anderen Morgen fühlte sich Schiller nicht wohl, trotzdem bestand er darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch am gleichen Tage zu machen, damit er dort seine Briefe in Empfang nehmen könne. An einem schönen, heiteren Morgen setzten die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang, aber schon nach einer Stunde mußten sie rasten; zu Mittag kehrten sie wieder ein, wurden aber durch den rohen Lärm der Gäste bald aus dem Wirtshause vertrieben. Schiller wollte seine Mattigkeit bezwingen, aber mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und schließlich mußten sich die Freunde in einem Wäldchen lagern. Der Todmüde schlief alsbald unter einem schattigen Gebüsche ein, und sein Gefährte setzte sich auf einen Baumstumpf, „ängstlich und bang nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war“. So hielt der Getreue zwei Stunden voll Sorge und Unruhe Wacht. In den abgehärmten, düsteren Zügen des Schlafenden nahm er noch den stolzen Mut wahr, „mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte,“ und die wechselnde

Gesichtsfarbe verriet, daß die Sorge ihn auch im Schlummer nicht verließ.

Durch den Schlaf ein wenig gestärkt, konnte Schiller den Marsch langsam fortsetzen. Bald beflügelte die lockende Nähe der Stadt die Schritte der Freunde, und noch vor der Dämmerung betraten sie das altertümliche Frankfurt. Aus Vorsicht und Sparsamkeit wählten sie eine billige Herberge in Sachsenhausen, das Gasthaus zum Storchen, der Mainbrücke gegenüber. Der Betrag für Zimmer und Kost wurde mit dem Wirte verabredet, „damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrat noch ausreichen würde".

Im Gefühl des Geborgenseins fand der todmüde Schiller einen erquickenden Schlummer. Am nächsten Morgen raffte er sich zu einem Briefe an Dalberg auf. „Man überschlage den Brief nicht," sagt Streicher in seiner Erzählung der Flucht; „denn er wurde mit gepreßtem Gemüt und nicht mit trockenen Augen geschrieben." Das Schreiben ist erfüllt von der Not und dem Drange dieser Tage, vielsagender noch in dem, was es verschweigt, als in dem, was es ausspricht: „Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich mein Schicksal geschildert." Der Flüchtling beschreibt dem Freiherrn die Umstände und Erwartungen, unter denen er sich von Stuttgart losgerissen hat, und die schwere Enttäuschung in Mannheim: „Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse tun muß, aber, ich weiß, es erniedrigt mich nicht." Schwer drückt ihn seine eigene Notlage, aber schwerer noch der Gedanke an seine Stuttgarter Schulden, aus denen seinen Eltern schlimme Verdrießlichkeiten erwachsen könnten: „Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe." Und so erbittet er sich zweihundert Gulden zur Begleichung jener Schulden und hundert Gulden zur Hilfe in seiner eigenen Not, alles als „gütigsten Vorschuß" auf den Fiesko und, wenn das Honorar dafür nicht ausreiche, auf das nächste Stück, das er schreiben werde.

Nachdem Schiller sich so die quälendste Sorge vom Herzen geschrieben hatte, wurde seine Stimmung wieder heiterer. Von dem reichen Gönner der Künste und Wissenschaften, der ihm schon so manche Versicherungen seiner Teilnahme gegeben hatte, erwartete er mit größter Zuversicht die Erfüllung seiner Bitte. Nun konnte er seine Sinne und Gedanken von seinen Kümmernissen hinweg auch der Außenwelt wieder zuwenden. Am Nachmittage wanderte er mit Streicher über die große Mainbrücke, den Lieblingsweg Goethes, hinüber zu der alten Reichsstadt. Wie einst des glücklichen Patriziersohnes Blicke, so zog der schöne Fluß nun die Augen des heimatlosen jungen Schwaben auf- und abwärts nach sich. Zum ersten Male sah er in das kaufmännische Gewühl einer größeren, volkreichen Handelsstadt und bewunderte das gerade um die Zeit der Michaelismesse so rege Treiben des Schiffsverkehres. Hier wurde der Einsame an die großen Zusammenhänge der Erde und ihrer Teile erinnert, hier fühlte er sich selbst mit der Welt verknüpft. Inmitten dieses überquellenden Reichtums der Natur und der Menschen legte sich ihm freilich auch der Gedanke an seine eigene Dürftigkeit empfindlich auf die Seele. Doch hatten die ungewohnten Eindrücke und das wiederkehrende körperliche Behagen die Wirkung, daß auch die dichterischen Träume sich wieder einstellten: „In solchen Stunden“, erzählt Streicher, „war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.“ An den folgenden zwei Nachmittagen und Abenden setzte der Dichter die begonnene Arbeit fort: bald ging er auf und nieder, bald schrieb er einige Zeilen hin. Die Gestalten seines neuen Dramas, der Luise Millerin, erhoben sich in diesen trüben Tagen hell und klar vor seinem geistigen Auge. Als er Frankfurt verließ, war eine Reihe von Auftritten bereits aufgezeichnet.

Gerade in jenen Tagen des Elends sollte der tief bekümmerte Dichter aus zufälligen Erlebnissen aber die Gewißheit der nachhaltigen Wirkung seines Erstlings erfahren und daraus Trost und

Mut für die Zukunft schöpfen dürfen. Auf einem seiner Vormittagsspaziergänge durch die an geschichtlichen Denkmälern so reiche Stadt war er in verschiedene Buchläden getreten, um nach dem Absatz und Erfolg des „berüchtigten Schauspieles ‚Die Räuber‘“ zu fragen. Nirgend war das Buch mehr zu haben, obwohl es häufig „nachgefordert“ wurde. Einmal aber vernahm der unbekannte Dichter aus einem Gespräch zwischen einem Buchhändler und dessen Kunden, „wie sehr die ersten Erscheinungen seiner Muse die Welt in Bewegung gebracht und wie viel man von seinem Genius erwarte“. Ein andermal wurde ihm „die Meinung der großen Welt“ über sein Werk von dem Buchhändler „so außerordentlich schmeichelhaft geschildert“, daß der überraschte „Doktor Ritter“ sich als den Verfasser der Räuber zu erkennen gab.

Auf der Post hatten die Freunde mehrfach vergeblich nach ihren Briefen gefragt. Endlich, am vierten Morgen, fanden sie mehrere Schreiben vor und eilten damit so schnell als möglich nach Hause. Schillers Freunde in Stuttgart berichteten über das außerordentliche Aufsehen der Flucht und mahnten zur größten Vorsicht. Einen Brief Meyers sparte sich Schiller bis zuletzt auf. Er las das Schreiben für sich allein, seine Augen verdüsterten sich, er erblaßte und schaute schweigend in trüben Gedanken hinunter auf den Fluß. Aber nach und nach kam es heraus: Dalberg verweigerte den Vorschuß, weil der Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei; erst müsse das Stück umgearbeitet werden, ehe er sich weiter erklären könne. Mit anderen Worten: kaltblütig überließ der Höfling den Dichter seiner Not, obwohl er selbst sie mitverschuldet hatte durch Erweckung von Hoffnungen, die er nicht erfüllen mochte.

Schillers zuversichtliche Erwartungen waren schwer getäuscht, sein Ehrgefühl empfindlich getroffen. Doch nur um so kräftiger richtete sich sein Wille empor, um so strahlender offenbarte sich sein reines, hohes Gemüt. Nicht die geringste Klage, kein hartes Wort kam über seine Lippen; nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort. Seine Tatkraft wollte den Hindernissen trotzen.

Was tun? das war nun seine einzige Sorge. Sofort stand ihm fest: der Fiesko muß unverzüglich für das Theater oder für den Druck umgearbeitet werden. Frankfurt war dazu nicht der Ort: die Lebensführung hätte dort zuviel gekostet. Deshalb beschloß er, in die Nähe von Mannheim zu gehen, wo Schwan oder Meyer im schlimmsten Notfalle einspringen konnten. Streicher, der von Frankfurt aus nach dem Norden hatte weiterziehen wollen, zauderte keinen Augenblick, seinen Freund auch nach dem neuen Aufenthaltsorte zu begleiten. Aber noch fehlte das nötigste Reisegeld. Da entschloß sich Schiller ein früher entstandenes, „ziemlich langes" Gedicht, Teufel Amor, einem Buchhändler zum Kaufe anzubieten. Aber der wollte nur achtzehn statt der verlangten fünfundzwanzig Gulden geben, worauf einzugehen dem Dichter sein Stolz und die „herzliche Verachtung gegen alle Knickerei" verbot. Zum Glück kamen tags darauf, als „der Reichtum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünzen sich umgewandelt hatte", die von Streicher erbetenen dreißig Gulden an.

Nun einigermaßen wieder mit Reisemitteln versehen, fuhren die beiden am anderen Tage früh mit dem Marktschiff nach Mainz hinunter und machten sich am nächsten Morgen von da zu Fuß auf den Weg nach Worms. In Nierstein konnten sie im glücklichen Leichtsinn der Jugend der Versuchung nicht widerstehen, einen Schoppen „von dem besten, ältesten Weine" für einen ganzen Taler sich auftragen zu lassen. Zwar wollte den Schwaben der ungewohnte, von den Dichtern so sehr gepriesene Rheinwein anfangs nicht recht munden; aber als sich dann beim Wandern die Füße leichter hoben, und die Zukunft ihre düstere Hülle etwas zu lüften schien, da offenbarte sich auch ihnen der edle Wein als wahrer Herzenströster. Allerdings nur auf wenige Stunden. Schiller verfiel wieder in stilles Sinnen und war schließlich so ermattet, daß man eine Station vor Worms die Post benutzen mußte.

In Worms fand er am anderen Morgen die noch von Frankfurt aus erbetene Nachricht des Regisseurs Meyer vor. Seiner Weisung gemäß wanderten die Reisenden sogleich weiter nach dem drei

Stunden entfernten Oggersheim, wo sie am Nachmittage im Gasthause zum Viehhof mit dem Ehepaar Meyer zusammentrafen.

Die Rede kam bald auf den Fiesko. Der Regisseur unternahm es, das Verhalten Dalbergs gegenüber Schiller zu erklären, dieser hörte ohne jede Empfindlichkeit zu und leitete mit liebenswürdigem Geschick das Gespräch auf die Hauptfrage, wo er in Ruhe und Sicherheit die gewünschte Umarbeitung des Fiesko ausführen könne. Oggersheim wurde allgemein als der richtige Ort befunden, weil es abgeschieden genug und doch in der Nähe von Mannheim liege. Da aber die von Frau Meyer mitgebrachten Briefe aus Stuttgart immer noch von Gefahr der Auslieferung sprachen, so verwandelte sich Doktor Ritter in einen Doktor Schmidt. Mit dem Wirte wurde der Betrag für Kost und Wohnung genau ausgemacht, Frau Meyer versprach, die Koffer der Flüchtlinge und das Klavier Streichers von Mannheim herüberzusenden, und dann bezogen die Freunde ihr kahles Zimmer, „wo sie nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten".

Etwa sieben schwere Wochen sollte „Doktor Schmidt" in dem freundlichen rheinpfälzischen Flecken zubringen. Die Gegenwart drückend, die Zukunft trüb, seine Phantasie im Joche einer zur Unzeit aufgedrungenen Arbeit, — wie hätte da dem verwundeten Gemüt des Dichters eine an sich schon reizlose Umgebung in heiteren Farben erscheinen können? Im Hause schaltete ein Grobian von Wirt, dessen rauhe Gemütsart die sanfte Freundlichkeit von Frau und Tochter nicht recht zur Geltung kommen ließ. Rauh und unfreundlich war auch die Witterung der immer kürzer werdenden, trüben Herbsttage. Lockte den Dichter einmal die Wanderlust aus seiner öden Stube hinaus in die flache, einförmige, in Rheinnebel gehüllte Landschaft, so erschien seinem verdüsterten Gemüte die verlassene Heimat jetzt in um so schönerem Lichte: die „magere Aussicht" von den nach Frankenthal und Mannheim führenden Pappelalleen konnte den Vergleich mit den „üppigen Umgebungen" des von Gärten und Weinbergen, Wäldern und Hügeln umrahmten Stuttgart nicht aushalten. Geselligen Verkehr

suchte der um sein Unerkanntsein besorgte Doktor Schmidt in dem kleinen Oggersheim natürlich nicht. Aber durch einen Zufall kam der einzige Kaufmann des Ortes, namens Derain, hinter das Geheimnis des Dichters, und nun knüpften sich zu dem um Aufklärung und Literatur mehr als um seine Waren besorgten Sonderling freundliche Beziehungen an, die den beiden Freunden an den trüben, nebeligen Herbstabenden zerstreuende Unterhaltung über mancherlei Gegenstände boten. Zu den Mannheimer Freunden Schwan und Meyer konnte Schiller nur im Schutze der Dunkelheit hinüberwandern; bei Tagesanbruch pflegte er dann in sein Asyl zurückzukehren.

Dort, in seiner ärmlichen Stube, hielt ihn natürlich meistens die dringende Arbeit gebannt. Drei Wochen, so hatte man wiederum ausgerechnet, konnte die vorhandene Barschaft noch ausreichen, und in dieser Zeit sollte der Fiesko umgeändert und der fünfte Akt vollendet werden. Allein vorerst kam es nicht dazu; die Ideen und Gestalten des werdenden neuen Trauerspiels verdrängten die Gedanken an das notgedrungene Geschäft. Schon am ersten Abend in Oggersheim begann Schiller den Plan zu jenem aufzuzeichnen, und während der folgenden acht Tage war er so eifrig bemüht, alles das niederzuschreiben, was in seinem Geiste bereits Gestalt gewonnen hatte, daß er nur auf Minuten das Zimmer verließ. An den langen Herbstabenden half ihm die Kunst des musikalischen Freundes, seine Stimmung anzuregen und die Gedanken in Fluß zu bringen. Bei eintretender Dämmerung setzte sich Streicher an sein Instrument, und während seines Spiels schritt der Dichter in dem von fahlem Mondlicht erleuchteten Raum auf und ab, nicht selten in unverständliche begeisterte Laute ausbrechend.

Endlich vermochte sich Schiller von seiner neuen Arbeit loszuwinden, nachdem Gang und Plan der Handlung und die vorkommenden Personen entschieden feststanden. Wieder drängte die Not. Schon mußte Streicher sich den letzten Rest seines kleinen Kapitals von der Mutter senden lassen; jetzt war auch der Dichter gezwungen, seine Phantasie gewaltsam dem unerfreulichen Geschäft der Um-

arbeitung zuzuwenden. In den ersten Tagen des November war die Sache erledigt. Schiller hatte mehrere Szenen den Wünschen Dalbergs und den Forderungen der Bühne angepaßt und den bisher unentschieden gelassenen Schluß vollendet. Die letzten Szenen des Stückes sollten dem Dichter mehr Nachdenken kosten, als das ganze übrige Stück; nur soviel war ihm von vornherein klar gewesen, daß der durch die Geschichte gebotene unglückliche Zufall als Ausgang einer Tragödie unbrauchbar sei. Nun aber war Wahl und Qual überstanden, und Schiller konnte das Manuskript dem Regisseur Meyer überreichen. Jetzt endlich durfte er hoffen, seiner Bedrängnis ledig zu werden.

In dieser Zeit neuer Hoffnungen gewann er auch den Mut, die in einem Briefe Christophinens geäußerten Besorgnisse seiner Angehörigen mit übertriebener Zukunftszuversicht zu zerstreuen. Schon früher hatte er die Schwester über sein Schicksal beruhigt: „Frei bin ich und gesund wie der Fisch im Wasser, und welchem freien Menschen ist nicht wohl?" Nun läßt er in einem Schreiben vom 6. November zum ersten Male, seitdem seine Trennung von der Heimat durch das ablehnende Verhalten des Herzogs unwiderruflich entschieden ist, die besorgten Eltern und Geschwister wieder von sich hören. Zwar verschweigt er der Schwester nicht, daß ihr Wunsch, den Bruder in dem der Heimat nahen Mannheim „etabliert" zu sehen, kaum mehr erfüllt werden kann: „eine tiefere Bekanntschaft" mit seinen „mannheimischen Freunden" hat ihn für ihre Unterstützung zu stolz gemacht. Aber bis jetzt habe er „auch keine Kleinigkeit entbehren müssen", welche er zu Stuttgart gewohnt war, und auch an anderen Orten, so versichert er, winke ihm das Glück. In Berlin will er „vortreffliche Adressen" haben; bei Nicolai, dem „Souverän der Literatur", kann er angeblich auf ein „festes Einkommen" durch literarische Arbeit rechnen. In Sachsen, durch das seine Reise gehe, könne er gute Empfehlungen „an große Gelehrte, auch an Fürsten" benützen. Möglicherweise führe ihn sein Glück auch nach St. Petersburg, wenn ihn „bedeutende Connaissancen zu Berlin" unterstützten. Ähnliches berichtet

er in einem Briefe vom gleichen Tage an einen Stuttgarter Freund, auch dies von fingiertem Orte, angeblich schon unterwegs nach Berlin. Unmöglich ist ja nicht, daß in Gesprächen mit dem weit herumgekommenen Schwan, Schillers Berater, auch derartige Pläne erwogen wurden, wie sie der Flüchtling nun zur Beruhigung seiner Lieben als der Verwirklichung nahe hinstellte. Um den Eltern seine üble Lage zu verschleiern, gewinnt er es über sich, sogar von den drückenden Schulden in leichtem Ton zu reden. Unverkennbar haben die Briefe aber auch den Zweck, die Spuren des entflohenen Regimentsmedikus zu verwischen.

Denn noch immer glaubten Schiller und seine Freunde, Nachstellungen von Stuttgart aus fürchten zu müssen. Über eine Woche war bereits seit der Absendung jener Briefe und der Ablieferung des Fiesko verstrichen. Die Ungewißheit seiner Lage machte den harrenden Dichter von Tag zu Tag ungeduldiger. Da schrieb er am 16. November an Dalberg selbst einen Brief, worin er ihn wenigstens um das Urteil des Dramaturgen bat, wenn der Theaterleiter noch kein Urteil über die Bühnenfähigkeit geben könne. Und zugleich ging er noch einmal mit Streicher zum Regisseur Meyer, „um eine Auskunft über das, was er erwarten könne, zu erhalten“. Bestürzt kamen die Eheleute den eintretenden Freunden entgegen. Schiller, so heißt es, sei in größter Gefahr! Vor einer Stunde habe sich ein württembergischer Offizier nach dem Dichter angelegentlichst erkundigt, und Meyer, eine Verhaftung befürchtend, vorgegeben, Schillers Aufenthaltsort nicht zu kennen. Während man die Sache noch erörtert, wird heftig an der Haustüre geklingelt. Schnell werden die beiden Schwaben in einem Kabinett versteckt. Der Eintretende, ein Bekannter, meldet, auch im Kaffeehaus habe der Fremde sehr eifrig nach Schiller herumgefragt. Andere Hausfreunde kommen mit neuen Nachrichten. Die Versteckten treten hervor und raten vergeblich hin und her, wer der Offizier wohl sein könne. Jedenfalls zweifelt niemand länger, daß die Flüchtlinge, um sicher zu sein, weder im Meyerschen Hause bleiben noch nach Oggersheim zurückgehen dürfen. Was tun? In dieser

peinlichen Lage erbietet sich eine Madame Curioni, die beiden in dem unter ihrer Aufsicht stehenden Palais des Prinzen von Baden so lange zu verstecken, bis die Gefahr vorüber sei. So verbringen die Freunde eine sorgenvolle Nacht in dem mit Kunstwerken reich ausgestatteten fürstlichen Prunkgemach. Am folgenden Morgen erfährt man, daß der Offizier am Abend vorher wiederum abgereist sei. Die Geschichte gab den Freunden lange zu denken und zu raten. Erst viel später stellte sich heraus, der Urheber des Schreckens sei ein durchreisender Leutnant aus Stuttgart gewesen, der den alten Akademiegenossen habe begrüßen wollen. Damals aber machte das Erlebnis auf Schiller und seine Mannheimer Freunde einen tiefen Eindruck; ein längerer Aufenthalt des Dichters in der Pfalz schien nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Gönner gefährlich zu werden. Nun erinnerte Schiller sich des Anerbietens, das ihm Frau von Wolzogen nach dem Arrest in Stuttgart gemacht hatte: „ihn auf ihrem in der Nähe von Meiningen gelegenen Gut Bauerbach so lange wohnen und verpflegen zu lassen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe". Und so beschloß er unter allgemeiner Zustimmung seiner Freunde, sobald die Entscheidung über den Fiesko gefallen sei, das sichere Asyl in Thüringen aufzusuchen. Er schrieb an die Freundin nach Stuttgart und bat um die nötigen Vollmachten für seine Aufnahme auf ihrer Besitzung.

Auf jene Entscheidung aber ließ man den zwischen Zweifel und Hoffnung schwebenden Dichter noch fast zwei Wochen, bis Ende November, harren. Und als sie dann endlich kam, traf sie ihn mit niederschmetterndem Schlag. Ohne jegliche Begründung lautete der Bescheid des Intendanten, „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütet werden kann". Und doch hatte das bedeutendste Mitglied des Theaterausschusses, Iffland, ohne die Mängel des Stücks „für das Theater" zu verkennen, es als „eine ehrenvolle Verbindlichkeit" gefordert, „durch jede mögliche Unterstützung den billigen Erwartungen eines solchen Mannes zu entsprechen"; er hatte „die Schönheit und

Wahrheit der Dichtung" ebenso wie „die nicht glücklichen häuslichen Umstände des Verfassers" der Beachtung der Intendanz empfohlen und bei ihr beantragt: „dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratifikation von acht Louisdor verabfolgen zu lassen." Sein Antrag wurde abgelehnt.

So war also nicht nur die Hoffnung auf das „Paradies der Muse" völlig vernichtet, sondern auch wochenlange Arbeit umsonst geleistet; nicht nur das alte Schuldenkonto unbeglichen und das bißchen Geld der Freunde aufgezehrt, sondern auch eine neue Rechnung eröffnet, da man bei dem Oggersheimer Wirte die letzte Zeit über auf Borg gelebt, und Schiller sogar schon seine Uhr versetzt hatte. Aber so sehr dieser es auch bereuen mußte, daß er sich, wie Streicher sagt, „durch täuschende Versprechungen, durch schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte" nach Mannheim hatte locken lassen; wie hart dieser unerwartete Schlag auch sein von äußerer und innerer Not bestürmtes Herz traf: er wußte sich dennoch zu fassen. „Er übt seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz seines Karl Moor: ‚Die Qual erlahme an meinem Stolze. Ich will's vollenden!' bei Umständen, in welchen jeden anderen die Kraft verlassen hätte." Seine bitteren Gefühle verschloß er in sein Inneres; nur gegen Meyer, der ihm den abfälligen Bescheid einhändigte, äußerte er sein Bedauern, daß er nicht sogleich von Frankfurt aus nach Bauerbach gegangen sei.

Am schwersten fiel es Schiller aufs Herz, daß er den treuen Streicher in sein böses Schicksal verflochten hatte. Der Mittel entblößt, mußte dieser seine Reise nach Hamburg völlig aufgeben; er entschloß sich, vorderhand in Mannheim zu bleiben und dort mit Hilfe der gewonnenen Freunde ein Auskommen in seinem Fache zu suchen. Noch vor Schillers Abreise trennte er sich von dem Freunde und siedelte nach Mannheim über.

Mit seinem Fiesko tat der Dichter das einzige, was ihm übrig blieb: er verkaufte das Manuskript an Schwan, der es zwar mit großer Bereitwilligkeit übernahm, aber bedauerte, nicht mehr

als einen Louisdor für den gedruckten Bogen zahlen zu können, da ihm wegen der überall lauernden Nachdrucker ein Gewinn nur vom ersten Verkauf bleibe. Elf und ein halb Louisdor (etwa hundertfünfundneunzig Mark) war wenig genug, aber es reichte zur Tilgung der Kreidestriche im Viehhof und anderer kleiner Schulden, vor allem zur Bestreitung der Reisekosten nach Bauerbach und der allernotwendigsten Anschaffungen für den Winter.

Ehe aber Schiller aus der Nähe der Heimat schied, wollte er die Seinigen noch einmal sehen. In jenem Briefe vom 6. November hatte er ihnen und sich selber Mut zugesprochen und die „inniggeliebte Schwester" auf Gott verwiesen, „der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem dreihundert Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammengebracht haben will... Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott mit Euch sein. Ein inneres starkes Gefühl spricht laut in meinem Herzen: ich sehe Euch wieder." Nun galt es ein Wiedersehen anderer Art als dasjenige, das der Flüchtling sich geträumt hatte: ein Wiedersehen, dem ein Abschied, wie er glaubte auf immer, folgen werde. Unverzüglich kamen auf seine Bitte Mutter und Schwester am 22. November nach Bretten; trotz seiner eigenen Not steuerte er einen Karolin zu den Reisekosten bei. Die Frauen waren zuerst angelangt und warteten im Posthause bis gegen Mitternacht. Da hörten sie einen Reiter heransprengen und erkannten den Ersehnten an seiner Stimme, als er den Aufwärter frug, ob nicht zwei Damen eingetroffen seien. Sie stürzten ihm entgegen und fielen ihm schluchzend um den Hals. Drei Tage blieben sie zusammen; Schiller ließ die ohnedies Sorgenvollen von seiner wahren Lage nichts merken, sondern gab sich heiter und voll Hoffnung. Länger als ein Jahrzehnt aber sollte es dauern, bis seine Sehnsucht, die Heimat und alle seine Lieben wiederzusehen, Erfüllung fand.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr, am 30. November, trat Schiller die Reise nach dem Norden an. Zur bestimmten Stunde holten Streicher, Meyer, Iffland und andere Freunde den Reisenden in Oggersheim ab, marschierten mit ihm drei Stunden lang bei

starker Kälte durch tiefliegenden Schnee nach Worms und kamen gerade noch zu rechter Zeit an, um der ärmlichen Vorstellung einer Wandertruppe beiwohnen zu können. Man gab ein Singspiel „Ariadne auf Naxos" von Brandes. Auf dem Schiffe, welches den Theseus abholen sollte, waren zwei Kanonen gemalt; der Donner, durch welchen die unglückliche Ariadne vom Felsen geschleudert wird, wurde dadurch hervorgebracht, daß man einen Sack Kartoffeln in einen großen Zuber „bollern" ließ. Während die Mannheimer Schauspieler sich über diese Künste lustig machten, sah Schiller mit ernstem, unverwandtem Blick, ganz in sich verloren, dem Spiele zu, als ob er auf immer Abschied nehmen sollte von den Brettern, die die Welt bedeuten. Erst beim Abendessen und einer Flasche Liebfrauenmilch wurde seine Stimmung etwas heiterer. So kam unter lebhaften Gesprächen der Augenblick des Abschiedes heran. Meyer und die anderen schieden sehr unbefangen und redselig, schwerer ward Streicher die Trennung. „Allein," so berichtet er, „was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können!" Streicher allein fühlte, welch' „ein wahrhaft königliches Herz" ihm entrissen wurd.

Am nächsten Morgen bestieg Schiller, trotz grimmiger Winterkälte nur in einen leichten Überrock gehüllt, den Postwagen, um über Frankfurt und Gelnhausen nach dem fünfundsechzig Stunden entfernten Meiningen zu fahren. In der Pfalz ließ er mit den begrabenen Hoffnungen auch seinen Fiesko zurück. In den paar Monaten, seitdem er seine Heimat verlassen, hatte der Flüchtling den bitteren Trank des Elends schon gründlich gekostet. Nun ging aufs neue die Reise aus trübseliger Gegenwart in eine ungewisse, dunkle Zukunft. Aber auch in wundem Herzen nahm der junge Schwabe ein starkes, im Kern unerschütterliches Vertrauen an sich und seinen Stern mit nach dem Norden: den festen Entschluß, trotz aller Drangsal seinem Dichterberufe treu zu bleiben.

12. Fiesko.

Von allen Hoffnungen, die der Dichter an sein unter so wechselvollen Schicksalen entstandenes Werk geknüpft hatte, blieb ihm nach den letzten, gründlichen Enttäuschungen nur eine: sein Drama so bald wie möglich im Druck erscheinen und so wenigstens den Zweiflern in der Heimat beweisen zu lassen, daß seine gewaltsame Loslösung vom Schwabenlande nicht „grundlos und unnütz“ war. Als das Werk daher unter dem Titel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel“, endlich zur Ostermesse 1783 in der Schwanschen Hofbuchhandlung in Mannheim erschien, da nannte der Verfasser offen seinen Namen und widmete das Buch, wohl mit kluger Absicht, einem angesehenen schwäbischen Gelehrten, seinem stets teilnahmsvollen Freund und Lehrer Abel.

Wieder schickte der Dichter seinem Drama eine Vorrede voraus, aber diesmal ganz ohne den kecken Wagemut, mit dem er sein Erstlingswerk angekündigt hatte. Zunächst nennt er als seine Quellen Werke von Retz, Robertson, Mailly und Duport du Tertre und rechtfertigt die Freiheiten, die er sich mit dem überlieferten Stoffe herausgenommen hat, unter Berufung auf die Lehre des „hamburgischen Dramaturgisten“. Dann, wie um irreführenden Erwartungen und Einschätzungen im voraus zu begegnen, gibt er seinen Lesern die rechten Gesichtspunkte für den unausweichlichen Vergleich des neuen Werkes mit den Räubern: seinem Karl Moor, dem „Opfer einer ausschweifenden Empfindung“, stellt er den neuen Helden als ein „Opfer der Kunst und Kabale“ gegenüber. Nur Empfindung wecke Empfindung; deshalb scheine ihm „der

politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne zu sein, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um der politische Held zu sein." „Jene lebendige Glut, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht", habe er daher seiner Fabel nicht einhauchen können; er sei nur imstande gewesen, „die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen." Und er schließt mit dem ehrlichen Bekenntnis: „Mein Verhältnis mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als dem Kabinett, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Deutlich spricht aus diesen Worten die Empfindung eines Zwiespaltes zwischen den Forderungen und Bedingungen des Stoffes und den Bedürfnissen und Stimmungen der Natur des Dichters. Zum Vergleich mit den Räubern aber drängte ihn nicht nur die kluge Absicht, etwaigen Enttäuschungen seiner Leser vorzubeugen; er war dazu durch die ganze Art, wie sein zweites Werk im Entstehen schon an das erste geknüpft war, innerlich genötigt. Bald nach dem großen Triumph der ersten Räuber-Aufführung war der Plan zum Fiesko entstanden: ganz erfüllt von dem stolzen Bewußtsein seines Berufes zum dramatischen Dichter, aber auch über die Fehler und Schwächen seines Jugendwerkes belehrt, hatte er damals sich vorgenommen, ein reineres, besseres Werk zu schaffen, das seinen jungen Ruhm festigen und rechtfertigen sollte.

In der Tat schienen günstige Sterne über seiner neuen Schöpfung zu stehen. Zwei bewährte Führer seiner Jugend, Rousseau und Plutarch, waren es, die ihn nach langem Hin- und Herschwanken für die Geschichte des Fiesko sich entscheiden ließen. Dieselbe Stelle der „Denkwürdigkeiten" Rousseaus, die der Selbstrezensent der Räuber für seinen Karl Moor ins Feld geführt hatte, wies den Dichter auch auf seinen neuen Helden hin. Wohl schon auf der Akademie hatte er dort den Ausspruch gelesen: „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halbgroßen Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten

Tausende gibt, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als der, den Usurpator zu stürzen."

Seiner Teilnahme für den Charakter des genuesischen Kavaliers gab Schiller schon zu der Zeit, wo die Räuber noch der Vollendung harrten, Ausdruck, indem er in seiner zweiten Dissertation neben Spiegelberg und Catilina auch „den wollüstigen Fiesko" zum Beweis des Zusammenhangs schlimmer Leidenschaften mit körperlichen Zerrüttungen heranzog. Daß aber von Rousseau die entscheidende Anregung zur dramatischen Bearbeitung des Fieskostoffes ausging, bezeugt uns Streicher, und der Dichter selbst wußte nachmals bei der ersten Vorstellung des Trauerspiels dem Publikum „nichts Empfehlenderes" von seinem Helden zu sagen, „als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug".

Diese Vermittlerrolle Rousseaus ist überaus bezeichnend für die Stimmung und das Bedürfnis, aus denen heraus der Dichter sein neues Werk begann. In der Auffassung des Geschichtsphilosophen erschien Fiesko als ein plutarchischer Heros, der sich im Namen der Freiheit und Vaterlandsliebe gegen Druck und Tyrannei auflehnt; der seinem glühenden Tatendrang Raum schafft, indem er die hemmenden Schranken des Bestehenden mit List und Gewalt niederwirft; der persönliche Kraft und Größe gegen staatliche Unordnung und fürstliche Willkür einsetzt, — konnte es einen verlockenderen Vorwurf für einen jungen Dramatiker von Schillers Wesen und Schicksal geben? Rüttelte nicht der Dichter selber an drückenden Ketten, war er nicht selber als Mensch im Zustand innerlicher Auflehnung gegen Staat und Gesellschaft, die ihn an der freien Erfüllung seines innersten Berufes hemmten? Eben erst hatte er den tragischen Fall eines „erhabenen Verbrechers" dramatisch dargestellt, wie mußte ihn, den für Freiheit und Größe

jeder Art Begeisterten, nun der aufrührerisch-kühne Geist dieser Verschwörung reizen.

Das Studium der Quellen zwar dürfte den Dichter wohl bald überzeugt haben, daß die geschichtlichen Tatsachen mit seinen idealen Bedürfnissen und Erwartungen doch nicht ganz übereinstimmten. Als ein glänzender, kühner, unternehmender Geist, ausgestattet mit einer Fülle von liebenswürdigen, bestechenden und gefährlichen Eigenschaften, erscheint der reiche junge Edelmann ja auch bei Retz und Robertson. Aber der englische Geschichtsschreiber Kaiser Karls V. zeigt doch „unter der Larve dieser Tugenden" den ehrgeizigen Revolutionär und selbstsüchtigen Rädelsführer, der auf den Sturz der Doria einfach deswegen bedacht ist, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen; nicht als selbstlose Befreiungstat eines Vaterlandsfreundes erscheint bei ihm die Verschwörung: sie entpuppt sich als einer jener wüsten Kämpfe um Macht und Herrschaft, wie sie in den italienischen Stadtstaaten ehrgeizige Familien immer wieder miteinander führten. Und selbst in der bewundernden Schilderung des Kardinals Retz, der den ihm geistesverwandten Revolutionär mit dem Glorienschein eines Brutus umgeben möchte und über die katilinarischen Züge seines Helden, Fieskos tückische Verstellungskunst und häßlichen Neid, rasch hinweggleitet, selbst in dieser verschönernden Darstellung müssen maßlose Ruhmsucht und tatendurstiger Ehrgeiz als die treibenden Motive der Umsturzbestrebungen des Grafen von Lavagna erkannt werden.

In Wirklichkeit hatte es für diesen auch keinen „Usurpator" zu stürzen gegolten. Im Gegenteil, der geschichtliche Andreas Doria hatte sich den Ehrennamen eines „Vaters des Vaterlandes und Wiederherstellers der Freiheit" verdient, indem er seine Vaterstadt im Jahre 1528 vom Franzosenjoche befreite und eine gemäßigt aristokratische Regierung begründete. Die ihm angetragene lebenslängliche Dogenwürde schlug er aus und begnügte sich in kluger Zurückhaltung damit, der angesehenste und einflußreichste Bürger von Genua zu sein. Gleichwohl wuchsen aus Neid, Argwohn und unbefriedigtem Ehrgeiz einzelner Adelsgeschlechter und ihres unzu-

friedenen Anhangs allerlei Mißstimmungen, die sich schließlich zu der Verschwörung des Jahres 1547 verdichteten. Die Hauptursache des aufrührerischen Anschlages aber war das übermütige, beleidigende Auftreten des Gianettino Doria, den der kinderlose Andreas zu seinem Erben eingesetzt hatte: von der Herrschsucht dieses verhaßten Emporkömmlings war das Schlimmste zu befürchten. Am meisten stand er dem Ehrgeiz des jungen Grafen von Lavagna im Wege, und so beschloß dieser, mit einem Schlage die Macht des alten und des jungen Doria zu brechen. Der jugendliche Erbe eines altberühmten Namens und eines großen Vermögens verstand es, sich die Hilfe auswärtiger Mächte zu sichern und zuverlässige Genossen in Genua selbst zu finden. Den Argwohn der Doria aber schläferte er durch eine meisterhaft durchgeführte Verstellungskunst ein: niemand vermutete in dem leichtsinnigen jungen Lebemann einen politischen Verschwörer. Fieskos erste Absicht war, die Herrschaft der Franzosen wiederherzustellen und sich selbst zum Statthalter ihres Königs machen zu lassen. Den kühnen Entschluß, auf Frankreichs Hilfe zu verzichten und selbst nach der Krone zu greifen, weckte in ihm erst die feurige Ermunterung eines Freundes, namens Verrina. In der Nacht vom 2. auf den 3. Januar wurde der Anschlag, wie verabredet, ausgeführt. Vergebens suchte Fieskos geängstigte Gattin ihren Gemahl noch im letzten Augenblicke durch flehentliche Bitten zurückzuhalten. Die Verschworenen eilten an ihre Posten. Gianettino fiel unter ihren Streichen, der greise Andreas entkam in der allgemeinen Verwirrung. Stadt und Hafen waren in den Händen der Verschworenen. Schon wollten die Vertreter der Regierung sich unterwerfen, da vermißte man das Haupt der Verschwörung. Und Fiesko blieb verschwunden; erst am vierten Tage danach stellte es sich heraus, daß er beim Beschreiten des Admiralschiffes der Doria von der Verbindungsplanke ausgeglitten und ertrunken war. Inzwischen war der Aufruhr auch schon erstickt: Andreas war noch am Abend des 3. Januar nach der Stadt zurückgekehrt und hatte ein strenges Strafgericht über die Aufrührer ergehen lassen.

Dieser geschichtlichen Tatsachen hatte Schiller sich bald in emsiger, planmäßiger Arbeit auf der Stuttgarter Bibliothek versichert und sich überhaupt mit allem, was auf Zeit und Ort des Stückes Bezug hatte, bekannt gemacht. Fördernd erwies sich ihm in dem Anfangsstadium seines Schaffens die feste Begrenzung und Bestimmtheit des geschichtlichen Stoffes. Rasch gewann er einen Überblick über das Ganze der Handlung, entwarf einen Plan im Kopf und ein kurzes, trockenes Schema der Akte und Szenen auf dem Papier. Nach Lust und Laune wurden dann einzelne Teile ausgeführt: willig schien sich der Stoff der Schöpferkraft des Dichters zu fügen, und in frohem Vollendungsdrange rief er den Freunden das stolze Wort zu: „Meine Räuber mögen untergehen! Mein Fiesko soll bleiben!"

Aber was mit hochgespannter Energie und im reinen Drange nach höherer Leistung in Fluß gebracht war, das rückte bald nur mühsam, unter Hemmungen und Stockungen, voran. An sich schon mußten die schweren Lebensschicksale des Dichters im Jahre 1782 sein Schaffen beeinträchtigen. Wenn er sich auch aus dumpfer Verzweiflung zu kraftvollem Entschlusse aufraffte und mit glühendem Eifer auf die Vollendung des zu seiner Existenz so notwendigen Dramas hinarbeitete: der harte Zwang, die bittere Not ließen die rechte Sammlung und Stimmung nicht aufkommen. Und was die krampfhaft festgehaltene Hoffnung auf ein freies Dichterlos in der letzten Stuttgarter Zeit nicht zuwege gebracht hatte, das konnten auch die Tage der Enttäuschung zu Oggersheim in mehrmaliger, mit Unlust und Verdrossenheit vollzogener Umarbeitung nicht zu völlig befriedigendem Ende führen.

Diese Unlust aber entsprang der dem Dichter mehr und mehr sich aufdrängenden Empfindung jenes Zwiespaltes zwischen seiner Natur und dem Stoff. Ihm kam es ja von vornherein nicht darauf an, sein Drama auf dem festen Grunde historisch gegebener Tatsachen und Charaktere aufzubauen und die handelnden Personen als Vertreter geschichtlich-politischer Mächte und Anschauungen oder bestimmter, durch die Verhältnisse des alten Genua

bedingter Vorgänge gegeneinander in Bewegung zu setzen: der von der Geschichte gebotene Stoff sollte ihm ja nur das Gefäß sein, in das er sein politisches Pathos, seine eigenen Gedanken von Freiheit und Tyrannei, von Republik und Monarchie einströmen lassen konnte. Aber die abstrakten Rousseauschen Ideen und Tendenzen, die aus der Lektüre alter und neuer Schriftsteller erworbenen, unklaren politischen Gedanken ließen sich nicht ohne Gewaltsamkeit auf das Genua des 16. Jahrhunderts übertragen. Schlimmer jedoch war, daß eben diese Ideen und Tendenzen nicht mit derselben Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit aus dem Leben und der Persönlichkeit des Dichters hervorgingen, wie etwa der absolute Trotz, den Schiller in den Räubern gegen den ganzen Gesellschaftszustand hatte anstürmen lassen. Mittelst des politischen Pathos, mittelst der republikanischen Ideen und Tendenzen vermochte der Dichter nicht, seiner „Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht“.

Noch spröder aber erwies sich der historische Stoff gegenüber denjenigen persönlichen Stimmungen des Dichters, welche die Leiden gerade des Sommers und Herbstes 1782 erzeugt hatten. Unter Leiden freilich waren auch die Räuber geboren, aber ihnen waren alle Schmerzen und Konflikte des persönlichen Lebens zugute gekommen: dies Erstlingsdrama war in jahrelangem Werden und Wachsen zu einer organischen Darstellung von Schillers eigener Entwicklung geworden. Nun drängten sich in denselben Unglückstagen, da der Dichter nur mit Unlust an seinen historischen Stoff ging, aus individuellem Erleben mit elementarer Naturgewalt die Gestalten eines neuen Trauerspiels, der Luise Millerin, seiner Phantasie zu und zogen ihn von der ungewohnten politischen Arena hinweg auf das vertrautere Gebiet der bürgerlichen Gesellschaft: ein Zeichen, daß ein Überschuß von Kraft und Stimmung und nach Ergießung strebender Gefühle von dem historischen Stoff nicht aufgezehrt werden konnte. Und das bürgerliche Trauerspiel allein schien dem Dichter die Möglichkeit darzubieten, wie in den Räubern seinem

eigensten Zuge zu folgen und in seinem Sehnen das Sehnen der Zeit, in seinen Phantasien die Bilder der Zukunft auszusprechen.

Wenn also ursprüngliche Kraft und Fülle der Empfindung, wenn die Macht des Persönlichen und Ethischen, des inneren Leidens und Lebens im Fiesko nicht ebenso packend und fortreißend wirkt, wie in den Räubern, so liegt das kurz gesagt daran, daß der Dichter einen objektiv gegebenen Stoff ergriff zu einer Zeit, wo er gerade der subjektiven Aussprache mehr als je bedurfte. An unmittelbarem tragischen Gehalt und innerer dramatischer Spannung, an allem, was der Dichter mit fast unbewußter Notwendigkeit seinem Werke mitgibt, mußte das zweite Drama hinter den Räubern zurückbleiben. Um so bewundernswerter bleibt, was Schiller mit bewußter Kunst aus dem spröden, wenig dramatischen Stoffe gemacht hat.

Das dramatische Problem drehte sich von vornherein um den Charakter des Fiesko. Der Rousseausche Freiheitsheld konnte vor der geschichtlichen Wahrheit nicht bestehen, der ehrgeizige Katilinarier der Geschichte aber stimmte nicht zu Schillers Bedürfnissen und Absichten auf ein republikanisches Trauerspiel. Und schließlich: tragisch veranlagt war der Fiesko weder in der Auffassung des Philosophen noch in der Darstellung der Geschichte. Tauglich zum dramatisch-tragischen Helden wurde er erst durch die dichterische Verschmelzung der beiden Auffassungen. Schillers Held ist ein Mann, der beides werden kann, Brutus oder Catilina, Volksbeglücker oder Tyrann. Mit allen Eigenschaften, welche zur Größe befähigen, ausgestattet, könnte dieser Fiesko, wie er der Liebling des Volkes ist, auch sein Befreier und Wohltäter werden. Er kennt das Sehnen nach Freiheit und weiß Bürgerglück zu schätzen, seinem Herzen sind die Gefühle der Liebe und Freundschaft nicht fremd. Aber tiefer, mächtiger und nachhaltiger als alle anderen Neigungen wirkt in ihm der Trieb zur Macht, der Drang zur Herrschaft. Selbst seine Freiheitsliebe und sein Tyrannenhaß entspringen schließlich nur aus seinem ehrgeizigen Tatendrang. Gehorchen oder Herrschen, Republikaner oder Herzog, Genuas glücklichster Bürger oder sein Tyrann zu sein, — vor

diese bange Wahl stellt der Dichter seinen Helden. Nicht streitende Genossen, wie in der Geschichte, drängen im Drama den schwankenden Fiesko zur Entscheidung: aus seinem eigenen Naturell entwickelt sich der Konflikt, und aus sich selbst findet der erste Mann Genuas die Kraft zum großen Entschlusse. Im Anblick der aus der Morgendämmerung auftauchenden „majestätischen Stadt“ erwachen seine kaum niedergekämpften Herrschergelüste, sein selbstherrliches Monarchengefühl, — die glänzende Umgebung erklärt seinen Charakter, das verführerische Bild der schönen Stadt begründet seinen Entschluß: die Größe des Kampfpreises adelt ihm sein Verbrechen, die Kühnheit der Tat besticht seine Phantasie. Denn er gehört, wie Karl Moor, zu den Geistern, welche das Laster nur um der Größe willen reizt. In diesem Seelenkonflikte des Helden liegt der tragische Kern der Dichtung, nur ist dieser Kampf zwischen Tugend und Selbstsucht, Freiheitsliebe und Ehrgeiz, idyllischer Sehnsucht und heroischen Empfindungen zu rasch ausgekämpft, nicht tief genug in das dramatische Gewebe hineingearbeitet.

Immerhin, mit dieser Veranlagung des Haupthelden war die Grundlage der dramatischen Handlung gegeben, mit seinem Entschluß, nach der Herzogskrone zu greifen, der tragische Konflikt mit anderen Mächten unausweichlich: aus seinem Wollen und Handeln entwickelte sich die Tragödie „des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes“. Um das Ziel, das sich die Herrschsucht Fieskos setzte, mußte sich alles andere drehen; nach ihm mußten die Gegensätze instrumentiert, die übrigen Charaktere geregelt werden. Frei und sicher, im Vollbewußtsein der Vorrechte des Poeten, wußte Schiller die wirren Zufälligkeiten der Geschichte zu ordnen, die Fülle des Überlieferten zu sichten und zu vereinfachen, einzelne Elemente aus alten Zusammenhängen zu lösen und neu zu verbinden und die historischen Tatsachen und Gestalten seinen dichterischen Absichten anzupassen.

Die Brüder des Fiesko, die in der geschichtlichen Verschwörung eine wichtige Rolle spielten, mußten aus der Handlung ausscheiden: die Herrschernatur des Mannes, der die große und ge-

fährliche Tat ausführen sollte, hätte so nah vertraute Helfer nicht neben sich zu dulden vermocht. Die Namen der Verschworenen fand Schiller vor. Ihnen als den typischen Vertretern des Adels schob er die verschiedensten Motive zur Verschwörung, gute und schlechte, eigennützige und patriotische, unter: sie stellen die Kräfte dar, die ihr Meister klug benützt, um seine großen Ziele zu erreichen. Von den kleinen Verbrechern, wie Sacco und Kalkagno, hebt sich der erhabene Kronenräuber vorteilhaft ab; die lichteren Verschwörergestalten dagegen, die Patrioten, stellen ihn, den Revolutionär aus Ehrgeiz, in Schatten.

Die wichtigste Veränderung aber erfuhr der Ausgang. Bis in die Oggersheimer Tage hinein schwankte der Dichter, nicht zum Vorteil des Stücks, wie er diesen gestalten sollte. Aber das stand ihm, wie wir früher schon hörten, von vornherein fest, daß sein Fiesko nicht wie in der Geschichte durch einen Zufall umkommen könne. „Denn die Natur des Dramas", so heißt es in der Vorrede, „duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht." Der Tod des Helden mußte eine innerlich notwendige Folge seines Charakters und seines Tuns werden. Wenn er, vom Ehrgeiz getrieben, am republikanischen Geiste sich versündigte und das Befreiungswerk zum Mittel seiner eigennützigen Zwecke erniedrigte, dann mußte der geschändeten Freiheit ein Rächer erstehen. Der erhabene Verbrecher verlangte einen Richter, der Cäsar seinen Brutus. Und „wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben," — so hatte der Dichter schon seinen Karl Moor singen lassen.

Diesen Brutus, die Verkörperung des unbeugsamen republikanischen Starrsinns, schuf sich der Dichter aus jenem Verrina, der in der Geschichte seinen Freund Fiesko zum Griff nach der Krone aufgestachelt hatte. Der Verrina des Dramas mußte kraft des ihm eingepflanzten Prinzips den ehrgeizigen Gelüsten des Freundes bis zum äußersten entgegentreten. Einen Republikaner und Patrioten dieser düster-gewaltsamen, unbedingten Art kannte das historische Genua nicht: geboren aus einer von antiken Helden-

vorstellungen und Rousseauschen Abstraktionen angeregten Phantasie, entsprach dieser unbestechliche Vertreter der allgemeinen Menschenwürde einem innersten Bedürfnis seines Schöpfers und jenem idealen Republikanismus, wie er in einzelnen Köpfen der Sturm- und Drangzeit lebte. Fürstliche Anmaßung, die Kehrseite der Fürstengnade und Fürstengroßmut, hatte Schiller gerade in den Zeiten, in denen sein Fiesko entstand, in ihrer schroffsten Form kennen gelernt. Nun war auch ihm keine Form schroff genug, seine Verwerfung zum Ausdruck zu bringen. Darum schmückt er erst seinen Helden mit allem Zauber der Persönlichkeit, hebt ihn hoch empor über alle, um ihn dann durch den Rächer der beleidigten Freiheit, den eigenen Freund, ins Meer stürzen zu lassen. Je inniger die Bande waren, die den werdenden Tyrannen und den Republikaner verknüpften, desto gewaltiger der Gegensatz, desto furchtbarer die Verurteilung, die in dem tödlichen Stoße Verrinas liegt.

Und doch, so tragisch wirksam und erhebend, wie der Dichter gewollt hat, tritt die Katastrophe nicht in die Erscheinung. Vorbereitet ist das Ende ja durch die erste Szene des dritten Aktes, wo Verrina seinem Eidam in Nacht und Wildnis eröffnet, Fiesko müsse sterben, weil er unfehlbar Genuas gefährlichster Tyrann sein werde. Mag diese Szene auch in allzustarkem, unvermitteltem Kontrast zu der vorausgehenden und der folgenden stehen, in denen Fiesko seine ehrgeizigen Regungen erst niederkämpft und dann im Angesicht der königlich aufsteigenden Sonne den schicksalsvollen Entschluß faßt: jener an sich rasch vorübergehende Auftritt erfüllt durch die Einfügung gerade an dieser Stelle den technisch-dramatischen Zweck, das über dem Verblendeten schwebende tragische Schicksal uns lebhaft zum Bewußtsein zu bringen. Dieser Absicht dienen auch die starken, auf theatralische Wirkung berechneten Mittel dieser Szene: wir vergessen es nicht mehr, daß der Tod von der Hand des unerbittlichen Republikaners dem nach dem Herzogsmantel greifenden Fiesko unabänderlich bestimmt ist. Indes, so wenig unerwartet die Katastrophe kommt, so logisch richtig und notwendig die Tat

Verrinas und der Tod Fieskos entwickelt sind: unseres vollen tragischen Mitgefühls gehen sie verlustig. Wo ist das große, ehrfurchtgebietende Gesetz, zu dessen Vollstrecker der eiserne Republikaner sich machen dürfte? Wo sind in diesem Genua, unter dieser eigensüchtigen Verschwörerschar die Bürger, wo ist die Freiheit, wo die Gleichheit, zu deren Schutz ein solches Opfer gebracht werden müßte? Woher weiß Verrina, daß sein in romantischen Ideen von Macht und Herrschaft schwärmender Freund Genuas „gefährlichster" Tyrann werden wird? Doch danach fragt Verrina im Grunde gar nicht. Ihm kommt es auf die Form, nicht auf das Wesen an: er opfert den Freund einem Prinzip, einer abstrakten Idee, und das nimmt seiner Tat und dem Untergange Fieskos viel von der Wucht echter Tragik. Beeinträchtigt wird diese auch dadurch, daß Fiesko bereits vorher an der Leiche seiner Gattin auf eine Höhe des Leidens geführt war, der gegenüber jeder andere Schluß stark abfallen mußte. Es ist möglich, daß der Dichter anfangs daran dachte, überhaupt den Konflikt zwischen Ehrgeiz und Liebe, die Verwicklungen des „staatsklugen Kopfes" mit den Pflichten des Gatten und den zärtlichen Bedürfnissen des Herzens, zum Ausgangspunkt der Katastrophe zu nehmen.

Leidvoller, tragisch ergreifender als das Schicksal des Haupthelden ist eigentlich das des düsteren Republikaners. Ihm hat ja der Dichter außer der leidenschaftlichen Liebe zur Freiheit noch ein schmerzvolles, persönliches Motiv zum Haß gegen den Tyrannen mitgegeben: seine hilflose Tochter ist das Opfer der schamlosen Gier des Gianettino geworden. Der Dichter, der hier nach dem Vorbilde Lessings die römische Erzählung von Appius Claudius und seiner Tochter Virginia verwandte, ließ die um Berthas Entehrung sich drehenden Szenen ohne wesentlichen Einfluß auf die Handlung selbst. Allerdings erstand durch sie in Bourgognino dem geschändeten Mädchen ein Rächer, dem frechen Tyrannen ein Gegner, der zugleich durch sein reines Streben und seine ideale Freiheitsliebe zu dem ehrsüchtigen Haupthelden in wirksamem Kontrast steht. Mehr noch dienen diese Szenen zur Verdeutlichung der unerträg-

lichen Unsicherheit der staatlichen Zustände und zur Charakterisierung des rohen Gewaltmenschen Gianettino; zugleich knüpfen sie die politische Handlung an das Herz und decken die menschliche Triebfeder hinter der „unfruchtbaren Staatsaktion“ auf. Vor allem aber verstärken und erklären sie das Leiden, die „düstere Schwermut und den schreckhaften Ernst“ des ergrauten Republikaners: mit der schweren Not des Patrioten verbindet sich der Schmerz des Vaters. Sein Herz blutet unter den Streichen, die frevle Tyrannei dem Vaterlande geschlagen hat, umsomehr als seine heiligsten Gefühle, seine persönliche Würde durch den ruchlosen Eingriff in seine Hausehre aufs tiefste verletzt worden sind. Die Doria zu stürzen, wird der Lebenszweck des leidenschaftlichen Mannes. Ohne Fiesko kann die Tat nicht gelingen. Er wird für das Befreiungswerk gewonnen; aber in demselben Augenblick, wo Verrina diese Genugtuung erlebt, muß er auch schon erkennen, daß Fiesko nicht der Befreier, sondern ein neuer Tyrann Genuas sein würde. Der Mann des Prinzips ringt sich unter tiefsten Seelenqualen den leidvollen Entschluß ab, selbst den Freund, den er „brüderlich warm liebt“, der „einen Platz in seiner Brust hat, den das Menschengeschlecht dreifach genommen nicht mehr besetzen würde“, dem Freiheitsgedanken zu opfern. Dieser Entschluß gibt ihm die Kraft, sich unter den Willen des Herrschbegierigen zu beugen, bis die Zeit reif ist für seine Ausführung, aber Verrina besiegelt damit auch sein eigenes tragisches Geschick. Bis zuletzt kämpft er den schweren Kampf zwischen Tyrannenhaß und Freundesliebe, zwischen übernommener Pflicht und natürlicher Neigung, und als seine grausame Tugend schließlich alle Herzensempfindungen erstickt, und er in finsterer Entschlossenheit die Todestat vollbringt, da ist auch sein Lebenswerk vernichtet, seine eigene Lebenskraft zerstört. In bitterer Resignation geht er „zum Andreas“, zu Andreas, dem einzigen, bei dem jetzt noch Heil und Rettung für das Vaterland ist. Gianettino, der „wie ein Gassenjunge auf den Gesetzen trampelte“, ist tot; Fiesko, der dem Staate die volle Freiheit hätte schaffen können und sollen, hat versagt; auch bei Andreas wird der

Republikaner die Erfüllung seines politischen Ideals, die freie Staatsform, nicht finden, aber für das Wesen, den Bestand des Vaterlandes, bietet der zurückkehrende Andreas jetzt die einzig sichere Gewähr.

Daß diese Rückkehr des starren Republikaners zu dem greisen Andreas überhaupt möglich erscheint, dafür hat der Dichter durch die Charakterzeichnung des letzteren weise gesorgt. Aus dem klugen, vorsichtigen Feldherrn und Staatsmann macht er einen durch die Weisheit und Würde des Alters ehrfurchtgebietenden, majestätischen Herrscher. Er umkleidet ihn mit dem Purpur, um den republikanischen Bestrebungen ihr Recht zu geben. Aber alle erkennen des Dogen menschlich mildes Wesen an, und selbst Fiesko gesteht, daß es schwerer ist ihm zu gleichen, als ihn zu stürzen. Den Zug von Kurzsichtigkeit, der den geschichtlichen Andreas trotz bestimmter Warnungen seinem Gegner Fiesko nichts Schlimmes zutrauen ließ, veredelt Schiller in erhabene Großmut. Nichts kann das Beginnen des Ehrgeizigen schwerer verurteilen, als die gelassene Antwort des Greises auf die Warnung des zur Nachtzeit an seinen Palast pochenden Fiesko: „Armer Spötter! Hast du nie gehört, daß Andreas Doria achtzig alt ist, und Genua — glücklich?“ Mit diesem Manne sucht der Empörer vergebens an Seelengröße zu wetteifern. Gewiß, diese gewichtige Herrschergestalt wirkt, ohne in die Vorgänge unmittelbar einzugreifen, durch ihr bloßes Dasein, „als ein mächtiger Hebel in der dramatischen Handlung“, aber mit einer Schwäche dieses Charakters hängt doch auch eine Grundschwäche des Stücks zusammen. In den vier ersten Akten erscheint nicht Andreas Doria, sondern sein Neffe Gianettino als der eigentliche Vertreter der herrschenden Staatsgewalt; der greise Oheim übt vor dem fünften Akte keine rechte Wirkung aus: von da an aber bildet sein Genua, seine glückliche Regierung den Hintergrund der Handlung, während vorher die revolutionäre Aktion nur durch die Frevel des jungen Doria in Bewegung gesetzt ist. Daß dieser es so weit treiben konnte, daran ist nur eine unglückselige Schwäche des greisen Herrschers gegen den einzigen Anverwandten, eine Art

Familienselbstsucht, schuld. Der Alte klagt selber seine „gottlose Liebe", seine unverzeihliche Nachsicht gegen den Verderber des Staates an in jenem kurzen Zwiegespräch mit dem „Buben" im zweiten Akt. Das ist ein dunkler Schatten, der sich nur schwer ins lichte Bild des hoheitsvollen Herrschers fügen will. Die geschichtliche Erzählung weiß die Nachsicht des alten Doria gegen den jungen besser begreiflich zu machen, als der Dichter, indem sie den Nepoten als brauchbaren Seehelden und tapferen Haudegen rühmt. Aber an dem Gianettino des Dramas ist auch nicht ein einziger Zug, der es erklären könnte, warum ein so ganz auf des Volkes Wohl bedachter Staatsmann den von ihm klar erkannten bösen Eigenschaften und verbrecherischen Anschlägen eines „Rebellen" durch törichte Duldung Vorschub leisten sollte. Wie konnte Gianettino unter den Augen des weisen Andreas zu solcher Macht gelangen? Wir sehen freilich, wozu der Dramatiker die vollendete Verkörperung frecher Despotenwillkür nötig hat: um seinem Fiesko den Schein des Freiheitshelden, der Verschwörung die Berechtigung einer Befreiungstat, seinem Trauerspiel den republikanischen Charakter zu sichern, häuft der Dichter auf diesen Prätendenten, der die Zukunft Genuas so sehr wie seine Gegenwart bedroht, alles Niedrige und Gemeine: mit der plumpen Verschlagenheit des „bäuerisch-stolzen" Emporkömmlings soll der „höfisch-geschmeidige" Graf von Lavagna, der geborene Herrscher, in List und Tücke siegreich wetteifern. Zu dem Bilde des rohen, hochmütigen Gewaltmenschen lieferte schon die geschichtliche Überlieferung einige Züge; der Dichter verstärkte sie durch eigene Erfindungen, zu denen ihm seine Kenntnis des höfischen Lebens in Württemberg reichlich Anregung geben konnte. Indem er den Nepoten zum Wollüstling und Verfolger der Unschuld machte, konnte er in sein politisches Stück zugleich ein Familienmotiv zur Begründung der politischen Erhebung mit aufnehmen.

Nicht so gelungen wie die trotz aller Einseitigkeit lebensvolle Figur des protzig plumpen Wüstlings ist die seiner koketten Schwester, der Gräfin Julia Imperiali. Die im wesentlichen frei erfundene Gestalt entsprang dem Bedürfnis, die Verstellungs-

kunst Fieskos und sein scheinbar pflichtvergessenes Genußleben ebenso wie die sieghafte Männlichkeit von Genuas gefeiertstem Helden gegenüber berechnender Gefallsucht und blendender Schönheit zur Anschauung zu bringen. Auch von dieser Seite sollte die kalte Staatsaktion durch die Leidenschaften des Herzens belebt werden. Aber leider bleibt die Ausführung hinter der trefflichen Absicht zurück. Den „tollen Roman mit Genuas größter Närrin“ halten nicht nur sämtliche Personen des Stücks, auch die Gattin Fieskos, für ehrliche Leidenschaft, sondern dieser selbst treibt sein herzloses Spiel mit so viel „Feuer“, vergißt über den heißen Wallungen seines Herzens die kalte Berechnung so sehr, daß sogar der Leser über den wahren Charakter seiner Absichten im Zweifel bleiben kann; im Theater freilich bleibt es der Kunst des Darstellers unbenommen, dem Zuschauer beizeiten hinter der Maske das wahre Gesicht des heuchelnden Fiesko zu zeigen. In der abstoßenden, für den Verlauf der Handlung gleichgültigen Zankszene mit Leonore (II, 2) mutet die hochfahrende Kokette, der man als der Schwester des bäurisch-groben Gianettino ja manche Plumpheit zutrauen mag, der zarten Gattin Fieskos in deren eigenem Palaste doch des Unerträglichen zuviel zu: selbst wenn man in dem pöbelhaften Auftreten der Imperiali einen realistischen Versuch des Dichters erblicken wollte, durch ihre widerwärtige Ausdrucksweise die Gemeinheit ihres Wesens darzustellen, so entspricht so viel Unbesonnenheit weder der Situation noch dem berechnenden Wesen derartiger Weiber. Die Szene ist um so peinlicher, als auch die vornehme Leonore, nicht besser als ihre vorlaute Zofe, kein anderes Mittel der Abwehr unverschämter Bosheit findet, als spitze, schlagfertige, dem Tone ihrer Gegnerin angepaßte Antworten. Der Dichter selbst erkannte das Anstößige dieses Auftritts und gestand, nur mit Widerwillen daran gearbeitet zu haben. Es lag in seinem Plane, die Verführungskünste des Weibes an der kalten Überlegenheit des Fiesko schließlich zuschanden werden zu lassen; daß nun die Verführerin, die sonst wie die Spinne ihre Opfer hinterlistig im Netze fängt und darin zappeln läßt, schließlich ihrer eigenen Lüsternheit zum Raube wird und im Augenblick des

höchsten Triumphes unterliegt, ist ein psychologisch und dramatisch fein berechneter Zug. Aber auch hier zerstört die vor den grellsten Effekten nicht zurückschreckende Ausführung die Wahrheit der Absicht und macht die Julia ganz zum widerspruchsvollen Zerrbild. Während sie sich (IV, 12) dem Grafen in sinnlicher Raserei in die Arme werfen will, nennt sie ihre Leidenschaft ein „frevelndes Feuer", ruft nach Licht, weil sie fürchtet, in der Finsternis ihr „weibliches Heiligtum" zu verlieren, und zeigt sich überhaupt von seltsamen moralischen Anwandlungen berührt. Woher auf einmal diese fremden Züge in der dämonischen Gestalt? Der folgende Auftritt bringt die Aufklärung. Sie ist für einen kurzen Augenblick auf eine ihr sonst ungewohnte Höhe weiblichen Empfindens geführt worden, um im nächsten desto tiefer vor Leonore und allen Verschworenen von Fiesko gedemütigt zu werden. Bei diesem grausamen Verfahren findet Julia denn auch schnell ihren unverfälscht bösartigen Charakter wieder.

Wahrere Züge als die allzusehr ins Grelle verzeichnete Julia, lebensvoller auch, als die unselige, zum untragischen Leiden verdammte Bertha, trägt Fieskos liebenswürdige Gemahlin Leonore. Die „blasse und schwächtige" Genueserin teilt die schwärmerische Empfindsamkeit mit der Amalia der Räuber; wie diese hat sie aber von dem gemeinsamen dichterischen Vater auch einen Anhauch männlich-heroischen Geistes empfangen. Der Gattin des ehrgeizigen Grafen von Lavagna ist eine weit lebendigere Teilnahme am tragischen Konflikt zugewiesen als dem untätigen Leidensgeschöpf in den Räubern: sie soll dem herrschsüchtigen Streben Fieskos gegenüber die Rechte des Herzens vertreten, die beglückende Macht der Liebe gegen die dämonischen Gewalten des Ehrgeizes ins Feld führen. Aber diese ihre Rolle im Drama kann sie nur durchführen, indem sie bald die weich empfindsame, bald die heroische Seite ihres unausgeglichenen Wesens hervorkehrt. Ergreifend und echt weiblich ist ja ihre Klage um den Verlust des ungetreuen Gatten, der sogar ihr Herz in sein politisches Ränkespiel hineinzieht. Voll Hoheit tritt sie dem frechen Kalkagno entgegen, in einer Szene freilich, die

ohne rechte Folgen für die Handlung bleibt. Es ist ein großes Wort: „Geh, Fieskos Schande macht keinen Kalkagno bei mir steigen, aber — die Menschheit sinken.“ Ihre Seele grämt sich ja nicht nur um das ihr zugefügte Unrecht: sie beweint in dem Abfall des göttlichen Mannes von dem Bund der Liebe auch dessen Treulosigkeit gegen seine ideale Bestimmung, einen Verlust, den das Vaterland erlitten hat. Ihr Stolz ist es gewesen „Genuas größten Mann“ ihr eigen zu nennen; schon am Traualtare schlug ihr Herz höher bei dem Gedanken, daß er einst die Vaterstadt von den Tyrannen erlösen werde. Nun aber kommt der große Augenblick, und Leonore, die Hochgesinnte, bleibt ihm so gut wie alles schuldig. Sie will Größe ohne Kampf; sie ersehnt sich ein harmloses Schäferglück „in romantischen Fluren“, einzig besorgt um „das zarte Pflänzchen der Liebe“; ihr Herz, das doch einst einem „verwegenen, entsetzlichen Glück“ entgegengeschlagen hat, erweist sich als „ein schwaches, verzärteltes Ding“. Wie kann die Frau, die den Helden Fiesko geliebt, nun von ihm Entsagung und Verzicht auf alle seine Entwürfe fordern? Leonore wird hier zur Sprecherin der idyllischen Sehnsucht des vom Leben enttäuschten Dichters selbst, gerade wie sie als die gelehrige Schülerin des von seinem Herzog vergewaltigten Regimentsmedikus seinem persönlichen Empfinden gegenüber den Fürsten, „diesen mißratenen Projekten der wollenden und nicht könnenden Natur . . ., heillosen Geschöpfen, schlechteren Schöpfern“ Ausdruck verleiht. Aber ihre dramatische Rolle ist damit nicht zu Ende gespielt: der Verbrecher aus Ehrgeiz soll noch vollends zum Frevler an seinem Liebsten werden, Fiesko erst am Grabe Leonorens nach dem Herzogshut greifen. Zu diesem Ende muß sie in das Getümmel des Kampfes sich stürzen, als getreue Portia ihrem Brutus zu Hilfe eilen. Nun auf einmal soll ihr Held eine Heldin umarmen. Sie reißt des toten Gianettino Schwert, Hut und Scharlachmantel an sich und fällt von der Hand ihres Gemahls: so hat sich sein Ehrgeiz selbst um das Teuerste gebracht, und die Ahnung Leonorens, daß Herrschsucht die Liebe tötet, sich bewahrheitet. Aber die schwülstigen Ausbrüche der Verzweif-

lung Fieskos an der Leiche Leonorens können uns nicht über den Mangel an innerer Notwendigkeit in allen diesen Vorgängen hinwegtäuschen: nicht der Ehrgeizige ist für den Tod der Gattin sittlich verantwortlich, sondern der „Finger des Ohngefährs“, dem der Dichter trotz seiner Vorrede hier nicht auszuweichen vermocht hat. Je maßloser sich hier das Pathos des Helden ausrast, desto mehr muß die nachfolgende Handlung die Echtheit seines Schmerzes zweifelhaft erscheinen lassen: wenn er nicht sein Leben endet, wenn er doch nach dem Herzogshut greift, macht er selbst seine Leidensausbrüche zur Phrase.

Wenn für solche Gewaltsamkeiten der Erfindung und Grellheiten der Zeichnung eine Gestalt entschädigen kann, so tut dies der keck entworfene, meisterhaft ausgeführte Mohr Muley Hassan. Für die Konzeption des lebensprühenden Spitzbuben bot die Geschichte dem Dichter nicht mehr als eine schwache Andeutung, indem sie von mehreren Mordanschlägen auf Fiesko und seine Familie erzählt. In der Ausgestaltung der frei erfundenen Figur hat Schiller eine glänzende Probe seiner schöpferischen Kraft, seiner dramatischen Verdichtungs- und Gruppierungskunst und seines Humors abgelegt. In drollig origineller Weise sind kecke Laune und naive Selbstsucht, spitzbübisches Selbstgefühl und tatkräftiges Gaunergenie in diesem verschlagenen Gesellen gemischt. Fiesko und der ertappte Meuchelmörder, der Kronendieb und der Galgenstrick, finden sich rasch zusammen: die blitzschnelle Behendigkeit des Gauners, sein schlagfertiger Witz, sein rascher Blick und seine unerschöpfliche Findigkeit machen den Mohren zu einem vortrefflichen Mittelsmann des waghalsigen Grafen. Warum sollte er den anstelligen Burschen nicht benützen, solange es ihm behagt? Wie mit allem, kann er auch einmal mit dem Mohren sein Spiel treiben: die Annahme seiner Dienste zeugt ebenso wie die kalte, verächtliche Entlassung des Helfershelfers für die tragische Verblendung des selbstgewissen, übermütigen Fiesko. Umgekehrt fühlt sich auch der Mohr, der auf ehrliche Leute verächtlich herabsieht und über gemeine Spitzbuben sich erhaben dünkt, zu dem großen Ver-

brecher hingezogen. Im Diener der Revolution spiegelt sich parodistisch ihr Herr und Meister, sein niedrig-humoristisches Spitzbubenpathos bildet die Kehrseite zu dem heroisch-tragischen des ganzen Dramas. Im Gefühl seiner Würde und Wichtigkeit darf der nichtsnutzige Patron sich getrost mit seinem Herrn vergleichen und „treuherzig“ sagen: „Gelt, Fiesko! Wir zwei wollen Genua zusammenschmeißen, daß man die Gesetze mit dem Besen aufkehren kann.“ In der Tat füllt der Mohr seine Vertrauensstellung ja auch prächtig aus: er reizt und besticht das Volk, „praktiziert“ die Söldner in die Stadt und hält sie in sicherem Versteck bereit, gewinnt die Stadtwache, spioniert in allen Gassen und Häusern, streut Gerüchte aus und hinterbringt seinem Herrn alle Neuigkeiten. So gewann der Dichter in dem skrupellosen Gesellen nicht nur eine lebensvolle und belebende Figur, die in einem charakteristischen Gegensatz zu der Hauptgestalt steht: er schuf sich in ihm auch einen dramaturgischen Helfer, der es ermöglichte, alle Fäden der Handlung in die Hand seines Helden zu geben, zeitraubende Geschäfte rasch und sicher zu erledigen und dem Zuschauer einen leichten Überblick über die verwickelten Anstalten in anschaulichen Vorgängen zu verschaffen.

Vermittelst dieser genialen Erfindung konnte der Dichter nicht nur die einzelnen Szenen und Akte fest aneinanderfügen, sondern auch den ganzen Verlauf der mannigfach bewegten und weitverzweigten Handlung räumlich und zeitlich zusammendrängen. Im wesentlichen bleiben die Vorgänge auf den Palast Fieskos und die Stadt Genua beschränkt. Die Zeitdauer der Geschehnisse des Stückes kann man auf drei Tage berechnen: vor Mitternacht des 31. Dezember beginnt der erste Akt mit der Ballszene, in der Nacht vom 2. auf den 3. Januar endigt die Handlung. Doch mit der Uhr in der Hand sollte man dem Dichter nicht nachrechnen; denn unbedingte Klarheit läßt sich nicht schaffen, da die Bühnenzeit nicht immer mit der Verstandeszeit übereinstimmt. Vor allem die Mohrenszenen fügen sich nicht immer glatt in das Schema von drei Tagen. Man kann, wie es geschehen ist, diese für die Stetigkeit

der Handlung gleichgültigen Widersprüche auf nachträgliche Einschiebung der betreffenden Stellen zurückführen. Jedenfalls aber bleibt auch die Folgerung erlaubt, daß Schiller jenes zeitliche Gerüst eben nicht vor Augen hatte; sonst wäre es ihm gewiß nicht schwer gefallen, auch jene Mohrenszenen glatt einzufügen. Hie und da gibt der Dichter statt stetiger dramatischer Folge ein episches Nebeneinander der Handlung: den einzigen Signalschuß hört man zweimal, am Ende des vierten und zu Beginn des fünften Aktes; am Schluß des dritten Aufzugs reicht Fiesko der Imperiali bereits den Arm, um sie zur Komödie zu führen, und als der Vorhang dann wieder hochgeht, sehen wir Bourgognino erst die Anstalten zum Empfang der Gäste treffen. Doch solche Kleinigkeiten bedeuten wenig und fallen überhaupt nur auf, weil sonst gerade die technischen Schwierigkeiten so glänzend gelöst sind: in der strengen Gliederung einer reich bewegten Handlung, der feinen Führung des verwickelten Intrigenspiels, der planvollen Instrumentierung der dramatischen Gegensätze, der Steigerung einzelner Szenen zu machtvollen Bühnenwirkungen und nicht am wenigsten in der sicheren Beherrschung der Massen bewährt sich in diesem unter so zerfahrenen Verhältnissen entstandenen Drama das außerordentliche technische Geschick und das Feldherrntalent des Dichters.

Dieser Ungunst der äußeren Umstände und der inneren Verfassung dürfen wir getrost manche der Schwächen des Stücks zuschreiben. Der notgedrungenen Anpassung und Berechnung auf die Bühne entspringt eine gewisse Sucht nach grellen theatralischen Wirkungen. Das Mißverhältnis zwischen den Bedürfnissen des Dichters und der Natur des Stoffes wirkte auch nachteilig auf den sprachlichen Ausdruck. Das Bestreben, die Kälte der „Staatsaktion" durch die Glut der Empfindung zu besiegen, verführte den Dichter zu unnatürlichen Übertreibungen und gemachtem Schwulst; bezeichnenderweise versteigt sich das Pathos gerade da ins Gräßliche und Ungeheuerliche, wo das Tragische mehr gekünstelt als frei gewachsen ist: charakteristische Beispiele dafür sind Verrinas im Grauenhaften schwelgender Racheschwur nach Berthas Entehrung (I, 12) und

Fieskos maßloses Wüten an der Leiche Leonorens. Gewiß, ungezügelte Wildheit gehörte zum Kraftstil der Sturm- und Drangzeit, und durch Maß nicht gebändigt tobte sich auch in den Räubern die Leidenschaft aus. Aber in dem Erstlingswerk kam alles mit ursprünglicher Naturgewalt heraus, und ungezähmte Kraftäußerungen mochten wohl in die „böhmischen Wälder", nicht aber in den Palast genuesischer Nobili passen. Die Notwendigkeit sich zu mäßigen fühlte wohl auch der Dichter. Aber der empfundene Zwang führte den im Ton vornehmer Kreise noch Unerfahrenen auch zu gesuchten und geschraubten Wendungen, gewagten Gleichnissen und erstaunlichen Bildern, zu geistreich-witzigen und wunderlich gespreizten Antithesen. Indes den Geschmacklosigkeiten im einzelnen könnte man ebensoviele Schönheiten, den Rückfällen in den Ton der Räuber die Fortschritte in der schlagfertigen Führung des Dialogs, besonders in den Szenen Fieskos mit dem Mohren, den Senatoren und den Handwerkern, die oratorisch großartige Fabelerzählung (II 3) und die kunstvoll gesteigerte Abfertigung des Gianettino durch Andreas Doria gegenüberstellen.

Zum ersten Male hat Schiller mit dem Fiesko historischen Boden betreten, jenes Gebiet geschichtlicher Bewegungen, in denen wir gewaltige Naturen „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit" ringen sehen. Ist dieser erste Versuch auch nicht völlig gelungen, so eröffnet er doch vielverheißend das deutsche historische Schauspiel großen Stils. Dem deutschen Theater hat der Dichter damit neue bedeutende Ziele gegeben und große Aufgaben gestellt: von allem, was es vorher an historischen Dramen besaß, kann sich keines mit Schillers geschichtlichem Erstling der theatralischen Wirkung, der Stimmungsgewalt und der dramatischen Geschlossenheit nach messen. Für die Entwicklung des Dichters selbst war diese Hinwendung zu dem historischen Stoffgebiete bezeichnend, notwendig und folgenschwer. Ein Bild des Lebens in historischen Sinnbildern aber konnte er erst geben, als er immer klarer den Sinn des Lebens und des Wesens der miteinander ringenden geschichtlichen Mächte erkannte.

13. In Bauerbach.

Am 7. Dezember, Sonnabends früh, kam Schiller nach siebentägiger Reise in Meiningen an. Vom Gasthof zum Hirschen aus schrieb er sofort ein paar Zeilen an den „Bibliothekarius“ Reinwald, dem er von Frau von Wolzogen, ihrer gemeinschaftlichen Freundin, empfohlen war: ein ihm vielleicht schon bekannter Fremder aus Stuttgart wünsche das Vergnügen zu haben, ihn zu sprechen; weil er aber seiner persönlichen Sicherheit wegen „inkognito“ bleiben müsse, so bitte er ihn auf ein Mittagessen in den Gasthof.

Noch am Abend desselben Tages gelangte Schiller nach dem zwei Stunden südlich von Meiningen gelegenen Bauerbach. Tiefer Schnee hatte die ganze Landschaft eingehüllt; nur einige schwache Lichter flimmerten aus zerstreuten Bauernhütten. Schiller suchte den Wolzogenschen Gutsverwalter Wendel-Voigt auf, gab seine Briefe ab und wurde sogleich in die zum Empfang des Gastes hergerichtete Stube im oberen Stockwerke des kleinen Herrenhauses geleitet.

Es war ein weltverlorenes Nest, in dem sich's der landflüchtige Fremdling heimisch machen sollte. Armut, das lehrte der erste Blick, lastete auf den Menschen des Dorfes, und an natürlichen Reizen vermochte die rauhe Gegend nicht mit dem milden Schwaben, an Ergiebigkeit nicht mit der gesegneten Pfalz zu wetteifern. Von düsteren Fichtenwäldern umgeben, liegt Bauerbach in einer Talsenkung der die Werra und den Main, Thüringen und Franken scheidenden Hügelreihe. Etwa dreißig verwahrloste Häuschen beherbergten, einträchtig mit den Haustieren zusammen, die Teer-

brenner, Gutstagelöhner, sowie einige hausierende Juden, die um ein Schutzgeld geduldet wurden. Widerwillig und karg nur lohnte der Boden die mühselige Bauernarbeit; wenig erträglich war auch das Lehngut Bauerbach, das der Geheime Legationsrat Reichsfrei- und Bannerherr Ernst Ludwig von Wolzogen im Jahre 1774 seiner Witwe Henriette hinterlassen hatte. Schon ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten sah sich diese gezwungen, das vernachlässigte Gutsgebäude aufzugeben, ein Bauernhaus im Dorfe anzukaufen und durch Aufbau eines Stockwerkes zu einem bescheidenen Herrenhause einzurichten. Mit seinem Blumengärtchen auf der der Straße zugekehrten Giebelseite und dem um Vorder- und Hinterhof sich ziehenden Baum- und Gemüsegarten stach der an sich dürftige, langschmale Fachwerkbau immerhin vorteilhaft von seiner Umgebung ab. Dem reisemüden Fremden aber erschien das gastliche Haus mit seiner rohgezimmerten, schmalen Treppe und den engen, niedrigen Zimmern als „ein recht hübsches und artiges Gebäude". So bescheiden auch die Ausstattung seiner Stube war: ein breitbackiger Kachelofen spendete Wärme, ein hochlehniger Sorgenstuhl und ein gutes Bett luden zu behaglicher Rast ein; Kost, Bedienung, Wäsche und alle Bequemlichkeiten wurden von den Wolzogenschen Leuten „auf das vollkommenste und willigste besorgt", — zum ersten Male seit langer Zeit hatte der viel umhergetriebene Flüchtling etwas wie eine Heimat, empfand er das wohlige Gefühl des Geborgenseins. „Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin," schreibt er in der Stille des Sonntagsmorgens an seinen Freund Streicher. Er kommt sich vor „wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat", und ist froh, der Not und der Sorge entzogen, nun endlich einmal „ganz seiner Seele" leben zu dürfen: „keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören."

Noch vor kurzem hatte ihn die Welt aus verheißungsvoller Ferne gelockt und ihm tausend Hoffnungen vorgespiegelt, und mit offenem Vertrauen hatte er den Menschen sein volles Herz erschlossen.

Dem in seinen Erwartungen Getäuschten, in seinem Selbstgefühl Verletzten war nun die Einsamkeit, die ihn umfing, gerade recht. Hier auf reichsritterschaftlichem Grunde, wo seine Beschützerin die Gerichtsbarkeit ausübte, war der „Doktor Ritter“ — diesen Namen führte er jetzt wieder — vor allen Verfolgungen sicher. Aber außer dem Gefühl der Sicherheit bot ihm der waldversteckte Ort auch den vollen, freien Genuß der Ruhe und Sammlung, ein stilles, weltentrücktes Dasein, wie er es sich seit seinen Lorcher Tagen oft erträumt hatte. Dieser Sehnsuchtszug ist ihm zeitlebens geblieben; auch in späteren Jahren hat es den tätigen Mann im Lebensdrange immer wieder nach ländlicher Einsamkeit, nach dem stillen Frieden der Natur und „einer Entfernung von der Welt“ hingezogen. Mochten die Wege und Stege draußen verschneit, und die Verbindung seines Dörfchens mit der übrigen Welt so gut wie aufgehoben sein, in den ersten paar Tagen atmete der Einsame wie von einem Druck erlöst auf: neue Bekanntschaften wollte er nicht machen. Er, der einst Gott, Welt und Menschen mit liebenden Gedanken und Empfindungen gesucht und umschlossen hatte, schien jetzt die bittere Lehre der letzten Monate mit Welt- und Menschenverachtung bezahlen zu wollen. „Was Sie tun, lieber Freund,“ ruft er dem fernen Streicher gleich in seinem ersten Briefe zu, „behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsfott werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden oder man sinkt unter.“ Und häufig noch, nachdem längst wieder sein unverwüstlicher Drang, zu lieben und geliebt zu werden, gesiegt hatte, brechen solche Äußerungen des Mißtrauens und der Verbitterung hervor. „Es ist ein Unglück, meine Beste“, schreibt er einmal an seine mütterliche Freundin, „daß gutherzige Menschen so gern in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urteile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eis-

klumpen in den Armen hatte." Mit solcher Einsicht war er freilich schon auf dem Wege der Ausgleichung entgegengesetzter Stimmungen.

Den Kern seines Wesens, seine Lust zu schaffen und zu gestalten, vermochten Anwandlungen dieser Art aber nicht zu berühren: emsige Tätigkeit sollte ihm über Kleinmut und Einsamkeit hinweghelfen. Er nimmt sich vor, „entsetzlich viel zu arbeiten; die Ostermesse mag sich angst darauf sein lassen." Den Buchhändler Schwan bittet er dringend, den Druck seines Fiesko zu beschleunigen; in höchstens vierzehn Tagen soll jener „Vorrede und Zuschrift" haben. Denn Schiller will nun endlich in seinem Vaterlande von sich hören lassen. Sein Plan ist, „diesen Winter nur Dichter zu sein", weil er „auf diesem Wege seine Umstände schneller zu rangieren hoffe". Sei dies geschehen, so fügt er zur Beruhigung Schwans, des klugen Geschäftsmannes, der nicht müde ward, bei jeder Gelegenheit dem Dichter ein Brotstudium zu empfehlen, hinzu, dann wolle er ganz in sein „Handwerk", die Medizin, versinken.

Wo vertraute Seelen fehlten, da sollten ihm Bücher Geist und Gemüt stärken. Gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Bauerbach legte Schiller dem dienstwilligen Bibliotheksekretär Reinwald ein langes Verzeichnis seiner „literarischen Bedürfnisse" vor. Was er wirklich erhalten hat, wissen wir nicht, aber die bunte Liste bezeugt die Größe seines Arbeitseifers und die Vielseitigkeit seines Wissensdranges. Lessings Dramaturgie und Laokoon, seine theatralische Bibliothek und Beiträge zur Literatur stehen an erster Stelle. Noch andere Wünsche zeigen das Bestreben des jungen Dichters, zu einer klaren Erkenntnis der Gesetze und Bedingungen des künstlerischen Schaffens vorzudringen und kritische Einsicht in das Wesen der Kunst sich zu verschaffen: so verlangt er Homes Grundsätze der Kritik, die philosophischen Schriften Mendelssohns, Sulzers und Garves und andere Genie, Geschmack und „schöne Künste" behandelnde Werke französischer und englischer Schriftsteller. Sein Drang nach Erweiterung seiner geschichtlichen Kenntnisse führt ihn auf Humes Geschichte Karls I. von England und Robertsons Geschichte von Schottland, hernach das Haupt-

quellenwerk zu seiner Maria Stuart. Und ausdrücklich verlangt er von den Werken des Abbé St. Réal „denjenigen Teil, wo die Geschichte des Don Karlos von Spanien vorkommt". Von Wieland wünscht er den Agathon, von Shakespeare Othello und Romeo und Julie, — aus letzterem gedenkt er „etwas zu seinem Schauspiel (Luise Millerin) zu schlagen". „Reisebeschreibungen" schließen die lange Reihe, in der nur ein medizinisches Werk, Zimmermanns volkstümliches Buch „Von der Erfahrung in der Arzneikunst", uns an sein „Handwerk" erinnert. Auch in den folgenden Monaten bestellte sich Schiller je nach Neigung und Bedürfnis noch manches Buch bei dem Meininger Bibliothekar; zu den literarischen Wünschen gesellten sich bald andere Aufträge und Anliegen, so daß die jüdische Magd Judith mit Besorgungen für den Doktor Ritter immer vollauf beschäftigt war.

Nötigten die Umstände den Einsamen von vornherein mit Reinwald in Verbindung zu bleiben, so kam bald auch seine neu erwachende Sehnsucht nach Menschen hinzu. Auf lange konnten ihm diese durch Bücher allein nicht ersetzt werden. Er bedurfte eines lebendigen Widerhalls, der belebenden Berührung mit empfindenden Naturen. Die zweite Woche des Bauerbacher Aufenthalts war kaum angebrochen, da stellte Schiller dem Bibliothekar auch schon eine Zusammenkunft in Meiningen oder in dem auf der Mitte des Weges gelegenen Maßfeld in Aussicht, sobald es nur etwas günstiger für Fußgänger werde. „Ich freue mich recht sehr darauf wieder Menschen, das echte Ebenbild Gottes zu erblicken, denn hier in meiner Einsamkeit muß ich die Stempel mühsam zusammensuchen." Die Arbeit an dem „neuen Trauerspiel", der Luise Millerin, war wieder aufgenommen, Schiller hoffte, sie schon vor Jahresschluß zu Ende zu führen, und dann sollte der neue Bekannte „zum geheimen Richter" darüber ernannt werden.

Merkwürdig genug: es war ein grämlicher, verbitterter Sonderling, der den jungen Menschenfeind den Menschen wieder näher bringen sollte. Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald war damals fünfundvierzig Jahre alt, also zweiundzwanzig Jahre älter als

Schiller; auf seinem kümmerlichen Lebenswege lagen nur zertrümmerte Hoffnungen. Früh seines Vaters beraubt, hatte er seine Rechtsstudien nur unter Entbehrungen erledigen können. Durch die Unterstützung eines Oheims ward es ihm nach der völligen Verarmung seiner Mutter ermöglicht, seinen Neigungen für literarische Dinge und Musik nachzugehen. Seine vielfältigen und gründlichen Kenntnisse schienen ihm eine gute Zukunft zu gewährleisten. In der Tat machte er unter dem kunst- und literaturfreundlichen Herzog Anton Ulrich auf einem Vertrauensposten zu Wien einen guten Anfang. Aber schon ein Jahr danach (1763) starb der ihm wohlgesinnte Fürst. Nun lernte Reinwald das kleinstaatliche Elend bis zur Verzweiflung kennen. Statt der versprochenen „auskömmlichen Versorgung" erhielt er einen subalternen Schreiberposten mit einem Hungergehalt, aber desto mehr unerquicklicher Arbeit. Dreizehn Jahre lang hielt er es aus, bis er nach vielen „submissesten Vorstellungen" zur Ordnung und Beaufsichtigung der herzoglichen Bibliothek mit vermindertem Gehalt und verbessertem Titel berufen wurde. Vier Jahre lang mühte sich der „Sekretarius" ab, ohne rechte Hilfe und ohne geeignete Mittel die heillos verwirrten Bücherschätze und Sammlungen zu ordnen. Hypochondrisch war er schon längst geworden, nun befiel ihn auch noch ein Nervenleiden und eine Augenkrankheit. Natürlich war seine Leistungsfähigkeit vermindert, deshalb mußte er nun noch einen Hilfsarbeiter auf eigene Kosten einstellen. Durch elende Ernährung wurde seine Gesundheit immer mehr geschwächt, bis er auf wiederholte, dringliche Bittgesuche kleine Aufbesserungen erhielt. Aber die härteste Kränkung stand dem gewissenhaften Beamten noch bevor: als er wieder arbeitsfähig war, wurde die Leitung der von Reinwald geordneten Bibliothek einem jüngeren philologischen Magister übergeben. Der Sekretarius aber fuhr fort, korrekt und geduldig wie immer, wenn auch mißgelaunt und verbittert seine Gewissenhaftigkeit und seinen Bienenfleiß zu betätigen: davon zeugen vierundfünfzig klar und deutlich von ihm selbst geschriebene Katalogbände, die heute noch auf der Meininger Bibliothek benutzt werden. Daneben

fand Reinwald Zeit und Lust, allerlei sprachliche Studien zu treiben, mundartliche Sammlungen anzulegen und Beziehungen zu Zeitschriften zu pflegen. Auch als Dichter war er hervorgetreten, schon 1769 mit „Poetischen Briefen und kleinen Gedichten" und dann 1782 mit „Poetischen Launen, Erzählungen, Briefen und Miszellaneen". Von schöpferischer Kraft ist nichts darin zu verspüren, wohl aber Witz und Empfindung, die sich gelegentlich in satirischer Laune und einem gewissen galligen Humor äußern.

Gewiß, von Haus aus konnte es keine ungleicheren Naturen geben als den tatenfrohen, kühn zum Ziel schreitenden, elastischen schwäbischen Dichter und den widerwillig in alle Unbill sich fügenden, ängstlich scheuen, gedrückten Bibliothekssekretär. Wie die alte und die neue Zeit standen sie sich gegenüber, und doch hatten beide unter demselben Druck gelitten und waren einig im Grimm gegen Vorurteil und Tyrannei. Und so lernten sie sich damals gegenseitig verstehen und schätzen. An dem feurigen Wesen des jüngeren Mannes entzündete sich bald auch der mürrische Sinn des vergrämten Hypochonders. Bereitwillig stellte er ihm sein Wissen und seine Erfahrung in literarischen Dingen zur Verfügung und half ihm mit Rat und Tat, wo er konnte. Vor allem aber erkannte er die reine Seele des Jüngeren. Er kam dem genialen Wollen des vereinsamten Dichters in trüben Stunden mit warmer Teilnahme und ermunterndem Verständnis entgegen und wirkte aufrichtend und mäßigend zugleich auf dessen zwischen entgegengesetzten Empfindungen hin und her geworfenes Gemüt. Was aber Kleinliches und Philisterhaftes an dem Sekretarius war, das kam damals dem nach einem „edelmütigen Freunde" sich sehnenden Dichter kaum zum Bewußtsein. Wer Seelen in die Felsensteine träumen mochte, der konnte auch in einer sonst kargen Menschennatur einen „Spiegel seiner Seligkeit" finden.

Schiller begann gerade sich für den neuen Freund herzlich zu erwärmen, als der sehnlichst erwartete Besuch seiner Gönnerin ihn eine Weile ganz in Anspruch nahm und neues Leben in seine Einsamkeit brachte. Um die Jahreswende kam die Gutsherrin von

Stuttgart nach Bauerbach, und mit ihr ihre einzige Tochter Charlotte, die auf Kosten ihrer Patin, der Herzogin Maria Charlotte von Gotha, in einer Pension zu Hildburghausen erzogen wurde. Dankbarkeit und Verehrung für die gütige Mutter stimmten Schillers Herz auch zur Neigung für ihre sechzehnjährige Tochter; in dem winterlich einsamen Dorfe, nach trüben Erfahrungen für jede sympathische Kundgebung und jede liebenswerte Erscheinung doppelt empfänglich, wurde er warm berührt von dem zarten Hauche ihrer Jugend, ihrem wahrhaftigen, natürlichen Wesen. Mit unbefangener Herzlichkeit kam das harmlose Kind dem unglücklichen Freunde ihrer Mutter entgegen, und bald knüpfte dessen rege Phantasie, sein Glück und Liebe verlangendes Herz schwärmerische Hoffnungen an das anmutige Mädchen. Was der schlichten Blondine fehlte, das träumte sich der Dichter hinzu. Er konnte sich von den Frauen nicht trennen. Als sie schon am 3. Januar nach Walldorf, dem nördlich von Meiningen gelegenen Stammgute der Marschalk-Ostheimschen Familie, weiter reisten, begleitete sie Schiller, kehrte am Abend zwar nach Bauerbach zurück, schrieb aber schon am nächsten Morgen, daß er wahrscheinlich noch vor diesem Schreiben wieder bei den Freundinnen sein werde. In erregten Worten spricht er seine Sehnsucht aus: „Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen! Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Es ist für jede geringeren Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten diese angenehme Täuschung auszulöschen."

Schon am 5. Januar eilte Schiller trotz Wind und Regen auf dem kürzesten Wege über die Forstakademie Dreißigacker wieder nach Walldorf. Nach vier glücklich verlebten Tagen kehrte er bei stürmischem Wetter wieder heim, zufrieden mit dem Schicksal, das ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, den Genuß so lieber Menschen vergönnte. Schon mischt sich ihm in die Freude die Wehmut des bevorstehenden Abschieds: „Es ist schrecklich, ohne

Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, notwendig einmal sich losreißen und verbluten muß."

Noch ein anderes zog ihn wiederholt nach dem Gute: er fühlte, wie nötig es ihm war, „edle Menschen" auf seinem Wege zu finden. Einen rechten Edelmann lernte er in dem trefflichen Bruder seiner Freundin, dem Oberforstmeister in württembergischen Diensten Dietrich Marschalk von Ostheim, kennen und schätzen. Rasch schloß er sich auch an einen Gast des Gutsherrn an, den Freiherrn Ludwig von Wurmb, der einer der Helden jener im Repertorium erzählten „Großmütigen Handlung" war. In dem adeligen Kreise verkehrte auch der Pfarrer des Ortes Kaspar Friedrich Sauerteig, ein vielseitig gebildeter Theolog und charaktervoller Mann. Schiller stand nicht an, diesen Freund seiner Beschützerin auch seinen Freund zu nennen und ihn sogar in das Geheimnis des „Doktor Ritter" einzuweihen.

Um seinen Aufenthaltsort vor den Neugierigen in Stuttgart zu verbergen, war Schiller indes gerade damals genötigt, das alte Versteckspiel wieder aufzunehmen. Für sich selbst durfte er unbesorgt sein, seitdem ihm sein Vater durch Schwan die Versicherung hatte zugehen lassen, der Herzog denke offenbar nicht mehr an Verfolgung des Flüchtlings. Seine Gönnerin jedoch konnte in peinlichste Verlegenheit kommen, wenn der Herzog erfuhr, daß sein flüchtiger Regimentsmedikus in ihrem Hause eine Zufluchtsstätte gefunden habe, — und schon war, wie es scheint durch eine Unbesonnenheit der Witwe Bücher, etwas von dem Bauerbacher Aufenthalt ihres Freundes in die Stuttgarter Öffentlichkeit gedrungen. Frau von Wolzogen war dem Herzog und der Gräfin von Hohenheim zu aufrichtigem Dank verpflichtet, dazu lag das Wohl ihrer vier Söhne in deren Hand. Um das Glück der Wolzogenschen Familie nicht zu gefährden, mußte Schiller darauf bedacht sein, jede Spur zu verwischen. Und so schrieb er unterm 8. Januar, angeblich von Hannover aus, an seine Freundin selbst einen Brief, den sie im Notfalle in Stuttgart vorzeigen konnte:

er tut, als sei er auf der Reise nach England oder gar Nordamerika; das Gerücht von dem Bauerbacher Aufenthalt will er nur ausgestreut haben, um vor Entdeckungen desto sicherer zu sein. Ferner richtet er auch an den guten Streicher ein „H. den 14. Jän." datiertes Schreiben, in welchem er sich als „Narr des Schicksals" bezeichnet, der wie ein „Ball in dieser sublunarischen Welt" herumgeworfen werde: aus Rücksicht auf Frau von Wolzogen müsse er schon wieder wandern. „Schreiben Sie mir nicht, bis Sie neue Adressen haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sei nicht mehr in Bauerbach, das ist alles, was Sie sagen können."

Während er so den Anschein einer Verstimmung zwischen der Herrin von Bauerbach und ihrem Schützling erweckte, fand er gerade jetzt eine Gelegenheit, seiner Wohltäterin in einer poetischen Huldigung die wärmste Verehrung zu bekunden. Frau Henriette, obwohl selbst auf fürstliche Unterstützung bei der Erziehung ihrer Kinder angewiesen, war allezeit bereit, sich den Armen ihres Dorfes und überhaupt den Bedürftigen wohltätig und hilfreich zu erweisen. So hatte sie auch ein armes Waisenmädchen aus elenden Verhältnissen gerettet und für seine Erziehung gesorgt. Diese Pflegetochter, Henriette Sturm, sollte sich nun mit einem Beamten des Gutes Walldorf verheiraten, und Schiller, auf Frau von Wolzogens besonderen Wunsch, das Fest des jungen Paares durch ein Hochzeitsgedicht verherrlichen. Das so entstandene lange Gelegenheitskarmen, das in breitem, rhetorischem Strome die Seligkeit der Liebe, das Glück der Ehe und die Freuden der Mutterschaft besingt, gestaltet sich zu einem herzlichen Lobpreis auf „der Mütter Beste", seine eigene mütterliche Freundin: ihre sittliche Güte spiegelt sich im Bilde der Braut. Aber voll läßt der Dichter auch seine eigenen Liebesempfindungen einströmen, und mit ihnen — merkwürdig genug, in einem Gedichte auf die bürgerliche Braut eines Bürgerlichen — den Grimm über Standesunterschiede und Standesvorurteile. Sie sind es ja, die ihn von der geliebten Lotte, dem Edelfräulein, trennen könnten, wie sie ja auch in seinem bürgerlichen Trauerspiel zwischen die Stadtmusikanten-

tochter und den Präsidentensohn treten. Nicht äußere Güter und überlieferte Vorzüge, sondern nur inneren Wert und Seelenadel läßt er gelten:

Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung Ahnen gab.

Und der Freundin, der Tochter eines altadeligen Geschlechts, wagt er in kühnem Bürgerstolze zuzurufen:

Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben!
(Den haß' ich, den sie mitgebracht.)

Die Mutterliebe rief Frau von Wolzogen bald wieder nach Stuttgart, in die Nähe ihrer Söhne, zurück. Am 24. Januar reiste sie ab und nahm auch Lotte mit, von des Freundes Tränen und Wünschen geleitet. Dem in winterlicher Einsamkeit allein Zurückgebliebenen leuchtete trostvoll die auf den Mai versprochene Wiederkehr der Frauen vor. „Gott sei Dank, eine Woche ohne Sie auf dem Rücken," schreibt er am 1. Februar. „Also von vierzehn, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge."

Mit erneutem Eifer warf er sich nun wieder auf seine lange vernachlässigte Arbeit. Immer geht ihm jetzt seine Luise Millerin „im Kopf herum", oft sitzt er bis spät in die Nacht hinein und freut sich, wenn er „keine Feder mehr halten kann", des vollendeten Tagwerks. Dazwischen hinein bezeugt der „verkappte Ritter" seine alte Fehdelust und sein komisches Talent in einem derb-satirischen Gedicht bei Gelegenheit einer das Meininger Ländchen aufregenden Staatsaktion. Die Selbständigkeit des Herzogtums war in Gefahr gewesen. Der junge Herzog Georg war wenige Monate nach seiner Vermählung lebensgefährlich erkrankt; starb er, so mußte das Land nach altem Erbvertrag an das nächstverwandte Haus Coburg fallen. Schon hatte man dort zu gewaltsamer Besitzergreifung des erwarteten Erbes kriegerische Zurüstungen getroffen,

als durch die unverhoffte Genesung des Meininger Fürsten der ganze Anschlag vereitelt wurde. Darob war überall im Meininger Ländchen eitel Freude. Dem allgemeinen Spott über die voreilige Ländergier des Coburgers gab Schiller unter biblischer Verkleidung in launiger Bänkelsängerweise willkommenen Ausdruck. Nur Reinwald wußte, wer der „Simeon Krebsauge, Bakkalaur“ war, der da in den „Meiningischen wöchentlichen Nachrichten“ vom 1. Februar die „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges“ erzählte, „als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien ins Land Juda unternehmen wollte, aber unverrichteter Ding wieder einstellen mußte“. Wie wohl man den Sinn der „schnackigen Reimlein“ verstanden hatte, bewies die platte und matte Entgegnung, die das Coburger Wochenblatt alsbald brachte.

Fast den ganzen Februar hindurch blieb Schiller in seiner Einsamkeit. Eine Partie Schach mit dem Gutsverwalter, ein Karten- oder Kegelspiel mit einigen Dorfhonoratioren, das war alles, was er sich an geselliger Erholung gönnen durfte. Zuweilen lockte ein voreiliger Frühlingstag den Arbeitsamen hinaus in Berg und Wald, einen Raubvogel zu schießen. Solange Wege und Stege verschneit oder durchweicht waren, blieb sein Verkehr mit Reinwald nur auf spärliche Briefe beschränkt. Dienstwillig übernahm der Sekretarius alle Besorgungen, die Schiller ihm auftrug. Er vermittelte seinen brieflichen Verkehr mit der Außenwelt, und war ebenso bereit, „guten Schnupf- und Rauchtobak“ wie Tinte, Schreibpapier und literarische Neuigkeiten an ihn zu übermitteln. „Sehen Sie doch nach, wie Sie mir ein Paket Gothaerzeitungen mitschicken können,“ heißt es in einem Briefe. „Wenn ich meinen Namen in der Zeitung lese, so erfahre ich doch, daß ich noch lebe.“ Zuerst hatten äußere Bedürfnisse den Ankömmling zu Reinwald hingeführt. Nun, da die Freundinnen fern waren, zog der Drang, sich einer Menschenseele mitzuteilen, ein Echo zu finden, den liebebedürftigen Einsiedler immer mehr zu dem ältlichen Mann hin. Schiller machte ihn zum Vertrauten aller seiner Sorgen, Pläne und Hoffnungen, zum Berater seiner literarischen Arbeiten. Oft

wünschte er jenen in seine „einsame, grillenhafte Zelle“, denn an seiner eigenen „Seelenlage“ spürte er, „daß das Genie, wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt.“ „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank“, fährt er fort, „muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde sonst anwandelt. Oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, unsere Geisteskräfte müssen wie Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden.“

Sobald Witterung und Wege es zuließen, trafen sich die beiden Freunde wieder in dem auf halbem Wege liegenden Maßfeld oder sie tauschten in ihren Wohnorten Besuche aus. Wenn Schiller einmal von Samstag auf Sonntag in Meiningen geblieben war, dann machte er sich frühzeitig wieder davon, weil er am Sonntag „unfrisiert und ohne weiße Wäsch nicht ausgehen mochte“. Und dankbar empfand er die Anregungen auf Geist und Gemüt, die er aus solchen Zusammenkünften empfing. „Ihr vorgestriger Besuch“, so schreibt er dem Freunde im März, „hat eine ganz herrliche Wirkung auf mich gehabt. Ich fühle mich doppelt wieder, und wärmeres Leben ergießt sich durch alle meine Nerven. Meine Lage in dieser Einsamkeit hat meiner Seele das Schicksal eines stehenden Wassers zugezogen, das in Fäulung ginge, wenn es nicht je und je in eine kleine Wallung gebracht würde.“ Und so wird der jüngere Mann nicht müde, dem älteren immer wieder zu versichern, daß dieser „im Buch seiner Glückseligkeit ein starkes Alphabet einnehme“; daß er selbst in des Freundes Armen neue Glut und neuen Geist sammle; daß jener der edle Mann sei, der ihm so lange gefehlt habe . . . Und in der Tat, was der Dichter damals am meisten bedurfte: Aufmunterung, Vertrauen und Glauben an seine Zukunft, das gab ihm der bedächtige Reinwald in reichem Maße, trotzdem er sich sonst von dem Treiben der stürmischen „Genies“ abgestoßen fühlte. Sein Tagebuch bezeugt, daß er den Genius Schillers erkannt und dessen hohen Flug geahnt hat. „Heute“,

so schrieb er, „schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller —, der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn alles mich trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. Fleischmann ist derselben Meinung. Auch er ahnt den kostbaren Schatz, den der Neid mit seinen Schlacken zu begraben trachtete; aber das Genie bricht sich Bahn, und sollten alle Leiden der Welt es überfluten."

Fleischmann war der eine von zwei Brüdern, Meiningischen Beamten, mit denen „Doktor Ritter" bald durch ihren Freund Reinwald in Verkehr getreten war. Auch mit anderen Bekannten des Bibliothekars, namentlich den Geistlichen der Umgegend, knüpften sich nach und nach freundliche Beziehungen an. Da war zu Meiningen selbst der Hofprediger Pfranger, „ein lieber, braver Mann", wie ihn Schiller nannte, ein beliebter Prediger, der außer der Theologie auch den Musen huldigte, aber eben erst (1782) im Streite gegen Lessings Nathan durch seinen „Mönch von Libanon" mehr charaktervolle christliche Gesinnung als dramatisches Können erwiesen hatte. Bei den Pfarrern Freißlich zu Bibra, die auch den Bauerbachern predigten, weilte Schiller oft bis tief in die Nacht. „Ihre Pfarrer zu Bibra," schreibt er einmal an Frau von Wolzogen, „Vater und Sohn, kenne ich sehr gut, und beide lieben mich wie ich sie von Herzen. Den jungen helfe ich Ihnen gewiß zum Vorteil bilden, sowie er mich in vielen, Ihnen auch sehr wichtigen Stücken, befestigen soll." Und so öffnete sich dem Fremdling noch manch freundliches Pfarrhaus, zu Ritschenhausen, zu Untermaßfeld, zu Walldorf, wenn er im Umgang mit biederen, warmfühlenden Menschen Erfrischung nach seiner einsamen Arbeit suchte.

Diese war unterdessen rüstig vorwärts geschritten. Schon am 14. Februar war die Luise Millerin so weit gediehen, daß der

Dichter sich von Reinwald „ein Buch recht gutes Schreibpapier“ zur Abschrift ausbitten konnte. Und sofort sann er auf neue dramatische Stoffe. Robertsons Geschichtswerk hatte ihn wohl auf Maria Stuart geführt; dazu studierte er Camdens Geschichte der Königin Elisabeth, die er „herrlich“ fand, und erbat sich noch andere „Geschichten“ von dem bücherkundigen Freund. Einige Szenen des Stückes sollen schon damals fertig geworden sein, jedenfalls knüpfte Schiller deswegen und wegen des Druckes der Luise Millerin bald Verhandlungen mit dem Leipziger Buchhändler Weigand an. Außerdem beschäftigte ihn der Plan zu einem Trauerspiel Friedrich Imhof, in dem man die Anfänge zum Geisterseher vermutet hat. Wir wissen nur, daß Schiller Bücher „über Jesuiten und Religionsveränderungen, über den Bigotismus und seltene Verderbnisse des Charakters, über Inquisition, Geschichte der Bastille und unglückliche Opfer des Spiels“ als „ganz vortrefflich in seinen Plan“ von dem Bibliothekar verlangte. Dazwischen tauchte auch wieder der bis in die Lorcher Jugendtage zurückreichende Gedanke an einen „Prinzen Konradin“ auf. Lange schwankte Schiller unentschlossen hin und her; das verschlimmerte Wetter stürmischer Märztage, ein Fieberanfall mit „Blödigkeit des Kopfes und Mattigkeit der Glieder“ im Gefolge hemmten seine Entschlußkraft und Schaffenslust. Endlich aber brach der Frühling mit Macht herein und weckte auch die stockenden Kräfte des Dichters zu neuem Leben. „Itzt, bester Freund,“ so ruft er Reinwald Ende März zu, „fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel, und Empfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüts verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht wiederum aussöhnen und meine Muse halbwegs nach dem Kozytus wieder einholen.“ Nun ist er auch über ein neues Stück mit sich

einig. Imhof und Maria Stuart werden „bis auf weitere Ordre“ zurückgelegt: „ich arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Dom Karlos zu.“ Schon stehen ihm die Hauptgestalten in großen Zügen vor Augen, und schon erfreut sich der Dramatiker an der „Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen“. Aber noch ist sein ungeduldiger Schaffensdrang gebunden, ehe er nicht der Breite und Fülle des geschichtlichen Stoffes Herr geworden ist. Mit der Regierung und Geschichte, dem Nationalcharakter und den Sitten des spanischen Volkes will er vertraut werden; mit eindringlichen Bitten bestürmt er den Meininger Freund, ihn aus dem unerträglichen Zustand der Untätigkeit zu reißen, indem er ihm Quellenschriften ausfindig mache und „wenigstens mit einigen dahineinschlagenden Werken“ seine Ungeduld vorläufig befriedige.

Schillers Wünsche wurden offenbar bald erfüllt. Denn zu Anfang des Monats April finden wir ihn in eifriger Arbeit am Don Karlos. Als er um diese Zeit Reinwald zuliebe einen Prolog abfassen mußte, wie es scheint für eine von Kindern gespielte dramatische Darstellung bei irgend einem Geburtstagsfest, da kam es ihm wunderlich vor, „aus zwei Schauspielen großen Inhalts herauszutreten“ und ein solches Gelegenheitsgedicht zu machen: „nicht anders“, schreibt er, „als wenn einer aus der Schlacht kommt und Flöhe fangen muß.“ Der erhabene, feierliche Ton des Gedichts, welches Wesen und Wirkung der hoheitsvollen tragischen Muse schildert, erscheint denn auch wenig auf das Verständnis von Kindern gestimmt. Die ganze Kraft galt eben dem Don Karlos; schon zwei Wochen nach dem Beginn konnte er dem Freunde den ersten Akt binnen acht bis zehn Tagen versprechen. Die fröhliche Hoffnung erfüllte den Dichter, der Karlos könne sein bestes Stück werden. Mit jedem Tage wuchs seine Freude am Stoff, seine Teilnahme für den Helden. Der Dichter wurde der Freund seines Prinzen und lebte sich so in ihn hinein, daß er sich eins mit ihm fühlte. Im rings aufblühenden Frühling schwärmt er in der Gegend von Bauerbach umher und trägt seinen

Helden „gewissermaßen statt seines Mädchens auf seinem Busen". Vom Lenzeshauche wird alle Dumpfheit und aller Unmut aus des Dichters Seele hinweggeweht, und in dem Augenblicke, wo sein eigenes Liebesbedürfnis und Freundschaftsempfinden in seinem Helden sich verkörpern soll, gewinnen die Gedanken seiner Jugendphilosophie wieder Kraft und Geltung, und er wendet sie nun an, um seine eigene, subjektive Dichtweise zu kennzeichnen, sein Schaffen als ein Selbstbekennen zu erklären und zu rechtfertigen. Am 14. April 1783 schreibt er „früh in der Gartenhütte" an Reinwald: „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk ich Sie, Freund, und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche!" Liebe und Freundschaft, so lehrte schon Schillers Jugendphilosophie, sind nur eine Verwechslung unseres Wesens mit einem fremden. Aber auch die Dichtung, so fügt er jetzt hinzu, ist wie jene nur Anschauung und Genuß unserer selbst „in einem anderen Glase". Denn da „in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen," so sind „alle Geburten unserer Phantasie zuletzt nur wir selbst." Demnach wird „das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden", das nämliche sein. Dem Subjekt, der schöpferischen Persönlichkeit, spricht er im Leben wie in der Kunst die höchste Bedeutung zu. Ein großer Dichter muß nach der Ansicht des jungen Schiller „die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen"; er muß „weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr, als der scharfsichtigste Beobachter auf. . . Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenngleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund."

Schiller war in glücklichster Stimmung und in bestem Zuge mit seiner Arbeit, als das historische Drama, das sich unwiderstehlich zwischen die Vollendung des bürgerlichen Trauerspiels ge=

schoben hatte, etwa in der zweiten Hälfte des April wieder beiseite gelegt werden mußte. Denn das unterbrochene Verhältnis zur Mannheimer Bühne nahm eine neue Wendung; der Intendant selbst wünschte die Luise Millerin ohne Verzug zu haben. Schon im März hatte Dalberg durch ein eigenhändiges, verbindliches Schreiben die zerrissenen Fäden mit dem schnöde behandelten Dichter wieder anzuknüpfen gesucht und sich nach Schillers Leben und Arbeiten erkundigt. Die Bedenken des Hofmannes waren beschwichtigt, da ja der Herzog von Württemberg augenscheinlich auf Verfolgung des Regimentsmedikus verzichtet hatte. Um so kräftiger konnten die Bedürfnisse des klugen Theaterleiters sich geltend machen. Das Nationaltheater hatte einen schlimmen Winter hinter sich. Mit siebzehn neuen Stücken, meist leichter und seichter Ware, hatte man die Kasse zu füllen versucht, aber über zwei, höchstens drei Wiederholungen hatte es keins gebracht. Bei dem völligen Mangel an gediegenen, ernsten Dramen mußte des Intendanten Aufmerksamkeit umsomehr wieder auf den erfolgreichen Räuberdichter gelenkt werden, als der treue Streicher nicht müde ward, seinen Bekannten vom Theaterausschuß den Plan des neuen Trauerspiels „so umständlich als lebhaft" auseinanderzusetzen. Erstaunt über das unerwartete Entgegenkommen, schrieb Schiller an Regisseur Meyer, „es müsse ein dramatisches Unglück in Mannheim vorgegangen sein". Dem Intendanten selbst antwortete er erst, als die Verhandlungen mit dem Buchhändler Weigand sich zerschlagen hatten. Das Schreiben zeigt, daß er seinen Mann jetzt kannte; die stillen Vorwürfe konnte dieser zwischen den Zeilen lesen. Mit einer konventionell höflichen Wendung dankt Schiller dafür, daß Seine Exzellenz ihn „auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken trage"; auf die Frage, wie er lebe, gibt er kühlen Bescheid. Wenn Dalberg ungeachtet seines kürzlich mißlungenen Versuchs noch einiges Zutrauen zu seiner dramatischen Feder habe, so wünsche er nichts als dieses zu verdienen. „Aber", so fährt er fort, „weil ich mich der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen

möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stücke vorauszusagen." Und nun zählt er eine Reihe von „Fehlern" auf. Dalberg aber, durch diese stolze Zurückhaltung nur stärker angelockt, erwiderte, daß es Tugenden für die Bühne wären.

Und so machte sich Schiller mit größtem Eifer daran, das Stück für das Mannheimer Theater zu vollenden. In den letzten Wochen des April hinderte ihn die „Eilfertigkeit in der Luise Millerin" mit dem Meininger Freunde zusammenzukommen. „Ich muß die Minuten zählen, um fertig zu werden", schreibt er am 24. April. „Meine Luise Millerin hab' ich sehr verändert. Das ist etwas Verhaßtes, schon gemachte Sachen zernichten zu müssen." In ungefähr acht Tagen soll sie großenteils fertig sein. Aber noch am 3. Mai seufzt er: „Meine L. M. jagt mich schon um fünf Uhr aus dem Bette. Da sitz ich, spitze Federn und käue Gedanken. Es ist gewiß und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater — so hastig, weil ich pressiert bin, und doch ohne Tadel zu schreiben, ist eine Kunst." Zufriedener setzt er hinzu: „Doch gewinnt meine Millerin, das fühl ich." Aber nicht nur das Drängen Dalbergs schürte diesen Arbeitseifer: die Sehnsucht, sich „gänzlich in seinen Karlos versenken zu können," trieb den Dichter an, alle seine Kräfte für die Erledigung der leidigen Aufgabe einzusetzen.

Da brachte die bevorstehende Ankunft der Wolzogenschen Damen verwirrende Unruhe und Zerstreuung in sein Leben. Seine in Flammen emporschlagende Liebesleidenschaft verdrängte eine Zeitlang selbst die Gedanken an die so notwendige Arbeit. Schon einmal, im März, bald nach der Wiederannäherung Dalbergs, war sein liebewundes Herz in stürmische Erregung versetzt worden. Frau von Wolzogen hatte ihm mitgeteilt, daß Herr von Winckelmann, ein ehemaliger Zögling der Karlsakademie gleich ihm und ein Freund der Damen von Meiningen her, sich nicht abhalten lasse, mit ihnen nach der Heimat zu reisen. Schiller vermutete in dem galanten jungen Offizier der württembergischen

Noblegarde mit Recht einen gefährlichen Nebenbuhler in der Bewerbung um Lottens Gunst. Befremdet, aufs äußerste erregt, erklärte er in einem Briefe vom 27. März, treffe jener Herr wirklich ein, so könne er ihre Ankunft nicht erwarten. Als Grund dieses schmerzlichen Entschlusses schützte er die Unmöglichkeit vor, sein sorgsam gewahrtes Inkognito vor der zudringlichen Neugierde des alten Bekannten zu wahren. Daß Winckelmann aber ins Geheimnis gezogen werde, dagegen wehrte sich Schiller mit aller Entschiedenheit, und gerade hier ließ er Eifersucht als die wahre Ursache seiner heftigen Abneigung erkennen: „Ich will ihm durchaus nichts von seinem Werte benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten — aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so teuer als mein Leben sind.“ Erst als die gutmütige Freundin, über den leidenschaftlichen Erguß ihres Gastes erschrocken, alle seine Besorgnisse wegen der Ankunft des Junkers weggeräumt hatte, sah er wieder mit freudiger Ungeduld dem Kommen der geliebten Frauen entgegen.

Endlich erschien die ersehnte Zeit: am 17. Mai gedachten die Freundinnen von Stuttgart abzureisen, am 20. etwa in Bauerbach einzutreffen. Schiller wollte ihren Einzug zu einem Fest gestalten. Er selbst übernahm alle Vorbereitungen. Acht Tage lang vorher schon hatte er vollauf zu tun, mußte er immer aller Orten sein. Er ließ Haus und Garten instand setzen und ein Gartenhaus errichten. Dorf und Straßen wurden von den Untertanen zu feierlichem Empfang gerüstet. So rückte die Stunde heran, in der die heimkehrenden Frauen durch eine Allee von Maien vom Dorfeingang bis vor das Herrschaftshaus zogen. Am Hofe empfing sie eine Ehrenpforte von Tannenzweigen. Dann ging es unter Schießen in die gleichfalls mit Maien geschmückte Kirche, wo „artige Musik mit Blasinstrumenten“ und eine Einzugspredigt des Pfarrers von Bibra der Feier eine höhere Weihe gaben. Schiller war selbst überrascht, „daß in dem barbarischen Bauerbach dergleichen geschehen“ konnte.

Der Mai schüttete seine Freuden aus, ein heiterer Liebesfrühling schien dem lange Vereinsamten zu lächeln. Die Nähe der Geliebten, wenn sie in Haus, Garten oder Laube traulich plauderten oder durch die im Maienglanz prangenden Wiesen und Wälder wanderten, beseligte und befeuerte sein Gefühl. Die nun Siebzehnjährige kam dem Freunde ihrer Mutter, dem bewunderten Dichter und liebenswerten Menschen mit der alten unbefangenen Herzlichkeit entgegen. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüts — so kenne ich Ihre Lotte“, schrieb der Liebende ihrem ältesten Bruder Wilhelm. Der sorgsamen Mutter konnte das schwärmende Entzücken ihres Gastes nicht verborgen bleiben, und so erfüllte sie nur ihre Mutter- und Freundespflicht, wenn sie ihn über die Gefühle ihrer Tochter beizeiten aufklärte. Was die Eifersucht befürchtet hatte, war also wahr: es bestand zwischen Lotte und Winckelmann eine Neigung. Wie Schiller die vertrauliche Mitteilung aufnahm, wissen wir nicht. Gewiß, in jenem Schreiben an den Bruder, der die bildsame Seele der Schwester der Leitung des Dichters zärtlich anempfohlen hatte, zeigte sich dieser zu opfervoller Entsagung geneigt. Doch wer vermag den Stimmen des Herzens Schweigen zu gebieten? In demselben Briefe, worin er seinen Opferwillen empfindsam ankündigt, verrät der Liebhaber auch, wie wenig er sich Herr seiner Leidenschaft fühlt. „Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung,“ heißt es da, „die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Anteil zu andern Empfindungen so schnell getan ist.“ Und leise regt sich am Schlusse des Briefes schon wieder die Hoffnung, wenn er die ganze Liebesgeschichte mit dem adeligen Herrn einen „Roman“ nennen möchte, wie ihn ein junges Mädchen sich wohl erträume.

Jedenfalls ward bald offenbar, daß Schillers Leidenschaft stärker war als sein Wille zur Entsagung. Hatte er seine Empfindungen der anwesenden Lotte gegenüber zu „Achtung und feurigem Anteil“

gedämpft, so überschritten seine Wünsche und Hoffnungen diese Grenze mit Ungestüm, sobald sie von ihm getrennt war. Nun füllte die Sehnsucht sein Herz und ergoß sich in seine Briefe. Am 27. Mai begaben sich Mutter und Tochter nach Meiningen, um mit der dort weilenden Herzogin von Gotha wegen der weiteren Erziehung Lottens zu verhandeln. Dieser behagte es nicht mehr in der Hildburghausener Pension, aber man wollte auch nicht gerne die Unterstützung der fürstlichen Patin Lottens verlieren. Schiller war für unbedingten Verzicht, denn nur so, rechnete er, konnte Lotte auch weiterhin in Bauerbach und in unmittelbarem Verkehr mit ihm bleiben. Am 28. Mai, dem Tag der Entscheidung, sendet der ungestüme Dränger der Mutter früh morgens noch einen Brief zur Stärkung ihres Willens: „Alle guten Geister heute über Sie! Da sitz ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen und besinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß, — aber mein Herz ist zwischen Ihnen und unsrer Lotte, und begleitet Sie bis ins Zimmer der Herzogin. Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsen und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran, daß Sie nichts als elende hundert Taler dran setzen, aber für Sich und die Lotte und auch für mich alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte." Er schickt Blumen für diese und will die Freundinnen um sieben Uhr bei der Pachterin in Maßfeld treffen, um ja die gute Nachricht recht bald zu erfahren: „bis dahin lebe ich einen langen, traurigen Tag." Aber er erwartete dort die Frauen vergebens. Ja, seine Geduld wurde noch auf die Probe mehrerer Tage gestellt. „Zwei Tage", klagt er am 30. Mai, „muß ich also noch durchwarten, ehe ich Sie sehe? Das ist schrecklich! . . Ach, meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstörten, wilden Phantasie zu Hilfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung tun?

Ich weiß nichts als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selber in meinen Briefen. Entweder red ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann." Diese Angst vor seinen Briefen war nicht unbegründet. Vergebens müht er sich, die Flammen seiner Leidenschaft zu ersticken, sie schlagen trotzdem immer wieder an allen Ecken und Enden hervor. Frau von Wolzogen hat ihm mitgeteilt, er sei in Meiningen erkannt. Sofort gelüstet es den Erregten, unter seinem wahren Namen „in Gesellschaften zu gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzien zu sagen." Den Respekt, der seinem Namen gebühre, müsse er notwendig behaupten. Doch kaum geschrieben, wird das stolze Wort auch schon wieder zurückgenommen. Was sind ihm, der ganz seinem Herzen leben will, noch große Entwürfe und klingender Name? „Ich bin wohl ein Tor!" ruft er aus. „Jetzt liegt mir auch an diesem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes, so gut als eine Galanterie ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste boeuf à la mode und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie sich Vieh halten. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters, gegen den Gedanken glücklich zu leben. Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: ‚Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all diese prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben.'" Nur in Bauerbach will er leben und begraben werden, im Hause der Freundin „auf die Dauer seine Glückseligkeit gründen". Wie? Das ist ihm noch nicht klar. „Aber gründen will ich sie oder nicht leben," erklärt er mit der ganzen Entschiedenheit seiner Jugend. Selbst das „ungeheuerste Hindernis" scheint seiner Willenskraft unüberwindlich. Am Schlusse merkt er beim Überlesen, daß er im Drange der Empfindungen nun doch mehr geschrieben, als er „verantworten kann", und erklärt: „Es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich wohl nicht viel weiseres sein."

Unterdessen hatten die Verhandlungen mit der Herzogin nicht ganz den von dem schwärmenden Liebhaber gewünschten Erfolg. Die fürstliche Frau zog zwar ihre Unterstützung kurz angebunden zurück, aber trotzdem kehrte Lotte nicht mit der Mutter heim, sondern ging zu einer Amtmannsfrau in der Nachbarschaft, um die Wirtschaft zu erlernen. Eine Woche später jedoch kam die Ersehnte zum Pfingstfest herüber und blieb fast vierzehn Tage. Leidenschaftlicher gab Schiller sich wieder der Liebe und der Hoffnung hin; der Hoffnung, denn inzwischen hatte das Verhältnis Lottens zu Winckelmann eine Trübung erfahren: der eingebildete junge Offizier hatte durch eine unzarte Äußerung Mutter und Tochter gekränkt und den Bruder, der ihm ohnehin nicht hold war, heftig erzürnt. Mit dem größten Vergnügen gewahrte nun Schiller im Verkehr mit Lotte, wie er an Wilhelm schrieb, „daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich gehört"; er war geneigt, der „Impertinenz jenes Herrn", die ihm so gelegen kam, zu einer „tüchtigen Antwort" zu verhelfen. Kein Wunder, daß er sich dem beglückenden Liebestraum, den frohen Stunden ganz hingab. Damenspiel, Tarockkarten und eine herrliche Kegelbahn, „ein ganzes Paradies", dienten zum Zeitvertreib. Am liebsten aber saß Schiller dem geliebten Mädchen beim Schachspiel gegenüber. „Sie ist ein wahres Studium für mich; denn so viel Güte und schöne Unschuld hab ich selten gefunden", schreibt er an Reinwald. An den beiden Pfingstabenden tanzten die Bauern des Dorfes, jung und alt, im Hofe des Herrenhauses zur Belustigung der Herrin und ihrer Gäste und tranken auf die Gesundheit der abwesenden Söhne einen Eimer Freibier. Seine ganze Umgebung erschien dem Glücklichen nun im freundlichsten Licht: „Bauerbach ist gewiß keine Barbarei. Ich habe schon manche Feinheit an den Leuten entdeckt, die mir um so schätzbarer war, je weniger ich sie der rohen Natur zugetraut hätte." Nur selten reißt er sich aus der „sehr angenehmen Zerstreuung" dieser Tage zu einer kurzen Mitteilung an den Meininger Freund und verwechselt dabei den Mai mit dem Juni.

„Tausend Ideen schlafen in mir und warten auf die Magnetnadel, die sie zieht", ruft er aus. Aber selbst seine Luise Millerin bleibt liegen: „Ganze vierzehn Tage ist kaum was daran getan worden, weil ich immer schwankte und meine streitenden Gedanken nicht zu vereinigen wußte."

So ganz lebte Schiller seinem Herzen, daß er darüber sogar eine Gelegenheit versäumte, zu den „Genies" von Weimar und den Gothaer Literaten und Buchhändlern Beziehungen anzuknüpfen. Reinwald unternahm gerade damals eine „Gesundheitsreise" nach jenen Städten. „Ich hatte die Idee", so schreibt der Bibliothekar am 24. Mai an Christophine, „ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, . . . ich wollte ihn den dasigen, zum Teil wichtigen Gelehrten präsentieren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut . . . Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt." Reinwald mußte allein reisen. Von Schiller, der Gründe seines Zurückbleibens nicht angab, nahm er nur allerlei literarische Aufträge mit. Reinwald soll Nachrichten und Urteile über die Räuber, den Fiesko und die Anthologie sammeln; er soll ihm einen tüchtigen Mitarbeiter zu einem Theaterjournal verschaffen, einen Verleger für seine Luise Millerin suchen und bei Wieland „wegen des bestmöglichen Verkaufs von dergleichen Schriften" sich erkundigen. „Sehr gerne", so fügt er hinzu, „möcht ich sie bald drucken lassen, denn ich brauche Geld und wünschte zugleich meinen Namen dadurch etwas mehr auszubreiten." Ungeduldig erwartete nun Schiller den Freund „mit angenehmen Neuigkeiten" zurück.

So fanden allmählich die Mahnungen des Alltags und die Stimmen des drängenden Genius wieder Gehör. Und erst recht mußten nach der Entfernung Lottens, etwa am 20. Juni, die versäumte Arbeit und die Gedanken an die Zukunft den traumbefangenen Dichter in die Wirklichkeit zurückrufen. Seine Barschaft war längst aufgebraucht. Er hatte die Güte seiner wenig bemittelten Freunde wiederholt für kleine Auslagen und Vorschüsse

in Anspruch nehmen und selbst beim Schulzen und beim Wirt schon einige Schulden machen müssen. Die Hilfe seiner Eltern wollte und konnte er nicht anrufen. Größere Besorgnis aber als die augenblickliche Geldverlegenheit mußte die Gestaltung seiner Zukunft bei seinen Freunden erregen. Was dem jungen Dramatiker not tat, in der Gegend von Bauerbach aber nicht zu holen war, das hatte der kluge Reinwald wohl erkannt und in jenem Briefe an Schillers Schwester ausgesprochen: „Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item, er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern . . . Die Gegend, wo er sich jetzt aufhält, . . . und ein zweiter Winter da zugebracht, wird Herrn Dr. S. völlig hypochondrisch machen." Er wünschte, daß Schiller sich im Herbst in eine große Stadt, wo ein gutes deutsches Theater sei, z. B. nach Berlin oder Wien, begebe. Vereinsamung, das sah Reinwald mit richtigem Blick, vertrug Schillers Natur auf die Dauer nicht. Auch Frau von Wolzogen konnte sich den Bedenken des besorgten Reinwald nicht entziehen. Mochten beide nur schweren Herzens auf den anregenden Umgang des geselligen Freundes verzichten, der Rücksicht auf sein Wohl mußten sie auch dieses Opfer bringen. Bei der Herrin von Bauerbach gesellte sich zur Fürsorge der Freundin die Besorgnis der Mutter. Leichter wog dabei, daß sie neuerdings wieder befürchten mußte, der empfindliche Herzog von Württemberg könne den Aufenthalt Schillers entdecken: zur Sicherung seiner Beschützerin schrieb dieser am 19. Juni abermals einen irreführenden Brief, diesmal an einen einstigen Akademiegenossen und angeblich aus Frankfurt. Schwerer ins Gewicht fiel die Überzeugung, daß nur eine längere Trennung den jungen Freund aus dem Banne einer Leidenschaft zu lösen vermöge, aus der ihm nichts als Enttäuschung und Hemmung seines Schaffens, der Jugend ihrer Tochter nur Unruhe und Unheil erwachsen konnten. Der Dichter sollte in den Strom der Welt zurückkehren. Auf einem Spaziergang im Walde, an den Schiller später nie ohne Bewegung der Seele zurückdenken konnte,

wurde beschlossen, daß er „eine Zeitlang“ verreisen sollte, offenbar um seinen literarischen Anliegen besser nachgehen zu können. Eine mündliche Verhandlung mit Dalberg und Schwan in Mannheim selbst konnte am schnellsten zum erwünschten Ziele führen. In etwa sechs Wochen hoffte Schiller wieder in seinem geliebten Bauerbach zu sein.

Schleunigst wurden die Vorbereitungen betrieben. Das nötige Geld schaffte ein gefälliger Jude, bei dem sich Frau von Wolzogen verbürgte. Sein bißchen Hab und Gut, seine Bücher und Papiere blieben in Bauerbach zurück; nur seine Luise Millerin nahm er mit auf die Fahrt. Dem Bibliothekar Reinwald, der eben von seiner Reise heimgekehrt war, konnte in der Eile nur brieflich lebewohl gesagt werden: die Mitteilung seiner Erlebnisse und Neuigkeiten soll der Freund sich bis auf die Zeit ersparen, wo sie beide wieder auf seinem Sofa gemütlich beisammen säßen. Als Grund seines plötzlichen Aufbruches gibt Schiller seinem Vertrauten eine Begegnung mit seinem „Vetter aus Engelland“ an, den er in Frankfurt oder an der württembergischen Grenze treffen wolle. Aus „tausend Gründen“ möchte er sich diesen „Vetter“ nicht entwischen lassen: „Vielleicht daß ich durch ihn das Bürgerrecht auf dem Theater zu Drurylane erhalte, denn ich hoffe, daß meine Arbeiten sich dem Geschmack der englischen Nation mehr als dem teutschen nähern, da ich ja ohnehin nach englischen Mustern gebildet bin.“ Deshalb will er ihm seine Luise Millerin zeigen. Reinwald aber erwiderte treffend: „Daß Sie Ihren Onkel sprechen, freut mich, aber Engelland kann wenig zu Ihrem Hauptendzweck beitragen — Ruhm kann Ihnen ohnedem nicht fehlen — Sie haben nähere Zwecke, vielleicht aber kann auch die Ihr Onkel befördern helfen.“ In der Tat war ja der Pate Schillers nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit um Pfingsten 1783 aus London nach seiner Heimat zurückgekehrt. Mit dem Dichter ist er jedenfalls nicht zusammengetroffen, wenn überhaupt diese Begegnung ernstlich beabsichtigt, nicht bloß der Sicherheit halber vorgeschützt war.

Am 24. Juli 1783 morgens trat Schiller seine Reise an, nach schmerzlichem Abschied von seiner mütterlichen Freundin. Der Abend des ersten Reisetages traf ihn in Wernerts, südwestlich vom Bade Brückenau, am 26. Juli kam er abends acht Uhr in Frankfurt an. Durch alle Beschwerden der Fahrt, unter Regensturm und Sonnenhitze, begleitete ihn die Sehnsucht nach dem stillen Ort, den trauten Menschen. „Liebste, zärtlichste Freundin," heißt es im ersten Briefe, den er in Wernerts einem Wanderer aus der Gegend von Bauerbach mitgab, „der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemütslage Gotteslästerung." In Frankfurt, „unter dem erschrecklichen Gewühl von Menschen" fällt ihm die Hütte im Garten ein, und er seufzt: „Wär' ich schon wieder dort." „Die liebe, gute Lotte" läßt er herzlich grüßen. Um schneller wieder nach Bauerbach zurückkehren zu können, fährt er mit Extrapost nach Mannheim weiter, wo er am Abend des 27. Juli eintrifft. Vor acht Monaten hatte er die Stadt verlassen, mit verbitterter Seele, voll enttäuschter Hoffnungen, ein Welt- und Menschenfeind, wie er glaubte; jetzt kehrte er zurück, durch Erfahrung klüger und weltscheuer geworden, aber auch aufs neue von Liebe und Freundschaft emporgehoben, mit frischem Mute beseelt, allen Lebensstürmen zu trotzen. Noch lange blieb seine Sehnsucht nach der Stätte gerichtet, die ihm im Elend zur Heimat geworden war und wo er sein Glück noch immer zu gründen hoffte. Und selbst als er sah, daß die Fahrt seines Lebens ihn weitab von der erträumten Idylle führte, da umwob er noch voll Heimweh den Schauplatz seines unruhigen Liebesglücks mit den Reizen wehmütig-süßer Erinnerung. Im dankbaren Gefühl jener „frohen, heiteren Augenblicke" und im Zweifel über seine Zukunft schreibt er nach Jahresfrist der Freundin: „War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hangen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden?" . . .

14. Theaterdichter in Mannheim.

Wieder, wie bei seinem ersten Aufenthalt in Mannheim, ward dem Ankömmling zunächst bei dem Meyerschen Ehepaare hilfreiche Aufnahme. Der getreue Streicher, der seinem Unmut über das Versprechen und Verlocken des Intendanten schon oft Luft gemacht hatte, war von den neuen Unterhandlungen gar nicht unterrichtet worden. Darum, als er zur gewohnten Stunde in das befreundete Haus trat, da wollte er kaum seinen Augen trauen, als ihm auf einmal Schiller „mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen entgegentrat". Bei einer Frau Hammelmann im Hubertushaus neben dem Schloßplatz fand sich Schiller durch die Fürsorge Meyers „recht artig logiert"; die Aussicht war vortrefflich, Wohnung und Kost stellten sich wöchentlich auf zwei Konventionstaler (6,30 Mark). Nachdem Schiller fünf Laubtaler, ein Drittel seiner Barschaft, vorsichtig für die Rückkehr nach Bauerbach beiseite gelegt hatte, hoffte er, mit dem Rest von zehn Laubtalern (47 Mark), einschließlich der Ausgaben für Bier, Tabak, Perückenmacher, Post und Wäsche, etwa drei Wochen in Mannheim auskommen zu können. Seinen Freunden versicherte er eifrig, daß der Zweck seines kurzen Besuches nur sein „Vergnügen" sei. Nach dem stillen fernen Erdenwinkel in Thüringen und den geliebten Menschen dort flogen seine Gedanken zurück. In Bauerbach, das ist noch immer sein Wunsch, möchte er leben, in Bauerbach dereinst begraben sein; dahin will er von diesem „Ausflug" sobald als möglich „mit einigen guten Aussichten und Geld in

der Tasche" zurückkehren. „Unterdessen", so schreibt er gleich am Tage nach seiner Ankunft an die mütterliche Freundin, „will ich mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermütig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und teuerste Freundin, und lassen Sie uns ohne Zeugen ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Anteil und den zärtesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen und am Ende stolz auf dieses untadelhafte Bündnis sein." Der „lieben Lotte" läßt er sich „hundertmillionenmal" empfehlen und bittet ihr zu sagen, „daß ich schon einen Brief an sie angefangen, aber wieder zerrissen habe, weil ich ihn unmöglich kalt schreiben, und die Amtmännin keinen warmen sehen kann." Er läßt Reinwald, die beiden Pfarrer von Bibra, auch die Judith, das Botenmädchen, und alle Plätze in Bauerbach „schön grüßen". „Lassen Sie mich", so schließt er einen zweiten Brief, „jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzern verdrängt werden soll: lassen Sie mich, beste Mama, mich Ihren zärtlichsten Sohn nennen."

Dieses sehnende Verweilen in holden Erinnerungen und Träumen begünstigten die augenblicklichen Umstände. Wieder hatte es Schiller bei seiner Ankunft in Mannheim nicht gut getroffen. Dalberg befand sich in Holland, Iffland in Hannover, einige Schauspieler waren in Urlaub, viele Familien vor der unerträglichen Hitze aus der ungesunden Stadt aufs Land geflohen. Vom Theater war wenig Genuß und Gewinn zu holen, da nach dem Geschmack der in Oggersheim residierenden Kurfürstin und des anwesenden Herzogs von Zweibrücken nur „Alltagskomödien" gegeben wurden. Die Lust an der Arbeit aber wurde dem Dichter durch die drückende Schwüle verdorben. So suchte er sich denn, so gut es ging, mit den Freunden zu zerstreuen.

In diesen Tagen schloß sich Schiller am meisten an Schwan an, von dem er mancherlei Ermunterung und gute Ratschläge

empfing. Mit der Luise Millerin, die er ihm allein vorlas, war der kundige Verleger „äußerst zufrieden“. Sehr angenehm war es dem jungen Schwaben, aus den Briefen Wielands an Schwan zu erfahren, wie warm und anerkennend sein großer Landsmann von ihm urteilte. Aber auch die Anhänglichkeit schlichter Menschen durfte er damals erleben: bei einem Besuche in Oggersheim wurde er auf eine Art empfangen, die sein Herz aufs innigste rührte.

Endlich, nach vierzehn Tagen fruchtlosen Wartens, traf Dalberg am 10. August in Mannheim ein. Abends im Theater kam der Intendant dem Dichter „auf die verbindlichste Art“ und „mit großer Achtung“ entgegen. Bei einer langen Unterredung am folgenden Tage wollte Dalberg von einer Abreise Schillers durchaus nichts wissen. Er versprach, den Fiesko anzunehmen und ihm zu Gefallen die Räuber und einige andere „große Stücke“ spielen zu lassen, damit der Dichter die Stärke der Schauspieler kennen lerne und sich selbst „in Feuer setze“. Schon am 13. August sollte die Luise Millerin „in großer Gesellschaft“ vorgelesen und danach über ihre Aufführung entschieden werden. Das war viel liebenswürdiges Entgegenkommen auf einmal. Schiller aber, durch Erfahrung gewitzigt und durch Schwans geschäftskundigen Rat vorsichtig gemacht, war selbst „gegen die glänzendsten Offerten“ mißtrauisch. „Der Mann ist ganz Feuer,“ schreibt er an die Bauerbacher Freundin, „aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft.“ Noch war er fest gegen die lockenden Stimmen: „nichts in der Welt wird mich fesseln!“ Getreu einem seiner Freundin gegebenen Versprechen, tat er selbst keinen Schritt, sondern wartete Dalbergs bestimmte Anträge ab. Und dieser ließ es an weiteren geschickten Angriffen auf die Unschlüssigkeit des Dichters nicht fehlen. Aber der „allmächtige Hang“ zu dem „stillen, herrlichen Leben“ in Bauerbach schien schon die Oberhand zu behalten, da kam die Meldung, der unbequeme Herr von Winckelmann werde zwei Monate dort zubringen. Das gab den Ausschlag. Bei Tafel in Dalbergs gastlichem Hause ward man einig. Schiller wurde vom 1. September ab auf ein Jahr als

Theaterdichter angestellt, mit der Erlaubnis, die heißeste Sommerszeit fern von Mannheim zuzubringen. Natürlich dachte er dabei wiederum an Bauerbach. Er sollte einen festen Gehalt von dreihundert Gulden erhalten, wovon ihm zweihundert sogleich, der Rest schon am 19. Dezember ausgezahlt wurden. Dafür hatte er in dem Vertragsjahre drei Stücke auf die Bühne zu bringen; von jedem dieser Stücke aber war ihm die Einnahme einer beliebigen Vorstellung zugesagt. Das Recht, seine Dramen drucken und anderswo aufführen zu lassen, blieb dem Dichter ungeschmälert. Das schienen glänzende Aussichten; Zufriedenheit über diese Anstellung sprach denn auch, wie Streicher versichert, aus jedem Wort und jedem Blick des Freundes. So armselig der Gehalt auch war, nach Schillers phantasievoller Berechnung war eine Gesamteinnahme von zwölf- bis vierzehnhundert Gulden bis Ende August 1784 unfehlbar sicher; vier- bis fünfhundert Gulden sollten davon auf Tilgung von Schulden verwendet werden. Die Absichten auf Bauerbach waren aufgeschoben, nicht aufgehoben. „Danken Sie mit mir Gott, meine Beste," schreibt er seiner Freundin, „daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr meiner Schulden zu reißen, und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen trösten und gibt mir jetzt auch den Mut und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden. Bis dahin, meine geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, der uns einander in der bestimmten Stunde glücklicher wiedergeben wird. Gedenken Sie meiner in Ihren einsamen Augenblicken, nennen Sie mich in Ihrem Gebete mit Ihren Kindern Gott und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein." Die Freundin wußte seine Lage zu würdigen; sie kannte sein stürmisches Herz, seinen träumerischen Sinn, aber auch die Notwendigkeiten des Lebens. „Seien Sie meinetwegen ohne Sorge," erwiderte sie:

„Ihre Versprechen bei mir zu leben, konnten in Ihren Jahren unmöglich erfüllt werden. Sie, mein Bester, bleiben demungeachtet doch noch ein ehrlicher Mann, und die Wünsche, die Sie damals taten, gingen Ihnen auch von Herzen, aber durch wichtigere werden sie allerdings vertagt. Ich sah solche, wie sie geschehen, ohne Vertrauen an; es sind mir aber oft auch Träume angenehm, und da ließ ich Sie so fortschwatzen."

Auf der Solitude, wohin der Sohn die Botschaft meldete, herrschte natürlich große Freude. Lange genug hatte man dort in banger Sorge um die Zukunft des Flüchtlings gelebt. Nun schien Fritz einigermaßen versorgt und noch dazu in erreichbarer Nähe; das war für den mißtrauischen Vater und die kränkelnde Mutter wenigstens etwas Trost und Beruhigung. Eine Zusammenkunft wurde in Aussicht genommen. Ja, der glückliche Bruder dachte schon daran, seine Schwestern Christophine und Luise zu sich zu nehmen. „Ich werde sie vielleicht vier Wochen hier behalten," schrieb er nach Bauerbach; „dafür müssen sie mir aber Hemder machen und Strümpfe stricken."

Jetzt erst lernte Schiller das früher nur flüchtig berührte „Paradies der Muse" kennen, wo ihm nun sein heißester Wunsch, zu lernen und zu lehren, zu schaffen und zu wirken, erfüllt zu werden schien. Vieles mochte in Mannheim, der pfälzischen Hauptstadt, den jungen Schwaben an Ludwigsburg, die zweite Residenz der württembergischen Herzöge und die Stadt seiner Kindheit, erinnern. Hier wie dort war alles unter der segenspendenden Sonne fürstlicher Gunst rasch emporgediehen. Zur Residenz der Kurfürsten von der Pfalz war das aus Schutt und Trümmern französischer Zerstörungswut wiedererstandene feste Landstädtchen erst im Jahre 1720 gemacht worden, als der ebenso verschwenderische wie bigott katholische Karl Philipp im Zorn über die Heidelberger Reformierten seinen prunkhaften Hofhalt von dem Schlosse zu Heidelberg nach Mannheim verlegte. Was er hier nach dem Muster der Grandseigneurwirtschaft von Versailles begonnen hatte, das vollendete und überbot seit 1743 sein jugend=

licher Nachfolger, der prachtliebende Karl Theodor. Der Riesenbau des Residenzschlosses ward zum beherrschenden Mittelpunkt der Stadt, deren schnurgerade Längsstraßen dort zusammentrafen und, von anderen durchquert, den Stadtplan in regelmäßige Vierecke zerlegten. Großartige Bauten, eine Jesuitenkirche, ein Kauf- und ein Zeughaus, erhoben sich; allerlei künstlerische und gelehrte Sammlungen und Anstalten, eine Zeichnungs- und Bildhauerakademie, ein Kupferstich- und ein Antikenkabinett, eine Bibliothek und eine Naturaliensammlung legten Zeugnis dafür ab, daß auch Karl Theodor, der Freund und Schüler der Jesuiten und Voltaires, seinen Thron mit dem Glanz der Kultur zu umgeben wußte. Natürlich durfte auch ein prachtvolles Haus für italienische Opern und französische Komödien nicht fehlen. Französisch durch und durch waren Bildung und Neigung des Herrschers, französisch Sprache und Kultur der vornehmen Pfälzer; mehr als ein anderes deutsches Land war ja die Pfalz durch ihre Nachbarschaft solchen Einflüssen ausgesetzt. Noch 1773 hatte Schubart gefunden, daß man die Pfälzer „ebenso leicht für eine Kolonie von Franzosen, als von deutschen Provinzialen halten konnte".

Und doch hatten die nationalen Bildungskämpfe der Zeit in einzelnen Geistern der Pfalz schon das Verlangen geweckt, den pfälzischen Französlingen Respekt auch vor der deutschen „Aufklärung" beizubringen und ihnen zu beweisen, daß „guter Geschmack" nicht nur bei den westlichen Nachbarn zu Hause war. Noch zu Anfang der sechziger Jahre war in der Tat kaum ein einziges gedrucktes Blatt, geschweige denn ein Buch mit reinem deutschem Stil in der Pfalz ausfindig zu machen. Hier setzte der „pfälzische Nicolai", der Buchhändler Christian Friedrich Schwan, den Hebel an. Der 1733 zu Prenzlau geborene Buchbinderssohn war erst im Jahre 1765 nach Mannheim gekommen, um ein Zweiggeschäft seines Schwiegervaters, des Frankfurter Buchhändlers Eßlinger, zu begründen. Er brachte vielseitige Erfahrungen, große Menschenkenntnis und eine durch Lektüre und Reisen erworbene Bildung mit: als Student der Theologie in Halle und

Jena hatte er begonnen und war dann als Korrektor der Akademie in St. Petersburg, als Auditeur in russischen und preußischen Diensten und als Schriftsteller in Holland tätig gewesen. Nun arbeitete er als Verleger und Buchhändler, Übersetzer und Schriftsteller an der deutschen Aufklärung in der Pfalz. Er gab ein französisch-deutsches Wörterbuch heraus, das sich auch unter Schillers Büchern befand, ließ (1774—79) eine literarische Zeitschrift „Die Schreibtafel" erscheinen und richtete in seinem Hause ein „Intelligenz-Kontor" ein, in dem deutsche und ausländische Zeitungen und Broschüren auflagen. Durch Übersetzung französischer Operetten und Lustspiele suchte er deren Aufführung in deutscher Sprache zu ermöglichen, um so allmählich das Publikum an die Muttersprache auf der Bühne zu gewöhnen und dem deutschen Theater selbst die Wege zu ebnen. Ausdrücklich trat er dem zu Mannheim herrschenden Vorurteil entgegen, „als ob wir so arm daran wären, daß wir uns ganz mit fremdem Witz behelfen müßten". So wurde das Haus dieses Mannes, der zum Lehren und Raten stets bereit war, nach und nach ein Mittelpunkt des in der Pfalz erwachenden literarischen Lebens.

Zu diesem Kreise gehörte auch der im Jahre 1746 im elsässischen Molsheim als Sohn eines Bäckers geborene, später geadelte Ritter Anton von Klein. Schon im Jahre 1768 hatte sich der angehende Jesuit durch Vorschläge zur Verbesserung des deutschen Sprach- und Literaturunterrichts am Mannheimer Jesuitengymnasium und durch die gewagte Einführung der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, die doch fast ausschließlich protestantisch waren, bei den erbitterten Gegnern solcher Neuerung der Hinneigung zum „Luthertum" stark verdächtig gemacht. Auf ein anderes Arbeitsfeld versetzt, kehrte er zu Ende des Jahres 1773 vor Ablegung der Gelübde, da der Jesuitenorden eben aufgehoben worden war, in die pfälzische Residenz zurück, fest entschlossen, als freier Gelehrter außerhalb des Kirchendienstes der Welt zu leben. Gewandt und klug, wie er war, lenkte er die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich und wurde zum Professor der schönen

Wissenschaften ernannt. Als solcher schuf er sich sein Publikum und einflußreiche Beziehungen zum Hofe und zum Kurfürsten selbst, dem er später als Geheimsekretär wöchentlich zweimal über Künste, Literatur und sogar über Politik Vorträge halten mußte. Über seinem „unbegrenzten Eifer fürs Vatterland" vergaß er nie seinen eigenen Vorteil und verschmähte es nicht, seiner unermüdlichen geschäftlichen Unternehmungslust die kurfürstliche Unterstützung durch schmeichelnde Lobpreisung „des großen und unsterblichen Beschützers der schönen Künste" zu sichern.

Von den Gelehrtenkreisen übertrugen sich so die nationalen Bestrebungen auf den Hof und seinen Herrn. Karl Theodor, der Franzosenzögling und Voltaireverehrer, wurde für die Förderung deutscher Kultur gewonnen, für die ihn schon Schubart zu erwärmen versucht hatte. Im Oktober 1775 schuf er dieser Bewegung einen Mittelpunkt durch Begründung einer Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft, in der sich vornehme Männer, Gelehrte und Schriftsteller zusammenschlossen, um für Reinigung der Muttersprache, Rechtschreibung und Verbreitung guten Geschmackes in allen Ständen des pfälzischen Volkes zusorgen.

Mit den Bemühungen um Aufklärung und um die deutsche Sprache hing die Hinwendung zur deutschen Oper und der Aufschwung der deutschen Schaubühne in Mannheim zusammen. Jahrzehnte hindurch hatte das deutsche Schauspiel dort nur in elenden Bretterbuden wandernder Truppen eine dürftige Stätte gefunden. Mehr und mehr gewann dann auch der Hof deutschen Stücken Geschmack ab. Das erste Anzeichen eines Umschwungs war die Entlassung der französischen Schauspielergesellschaft im Jahre 1770. Entscheidender aber war die erste Aufführung der deutschen Oper, „Alceste" von Wieland und Schweitzer, im Jahre 1775, wobei sich zeigte, daß auch die deutsche Sprache, ebenso gut wie die italienische, beim Gesang zu verwenden sei. Noch größer war der Erfolg des „Günther von Schwarzburg" von Klein und Holzbauer, in welcher Oper zum erstenmal ein der vaterländischen Geschichte entnommener Stoff behandelt war. Inzwischen hatte man auch dem

deutschen Schauspiel ein eigenes Heim der Jesuitenkirche gegenüber errichtet. Alsbald verknüpfte sich mit der neuen Bühne der hochfliegende Gedanke eines Nationaltheaters: josefinische Ideen wirkten von Wien herüber. Man dachte an Ekhof als Leiter, man suchte „den großen Lessing“ zu gewinnen. Dieser kam auch wirklich im Januar 1777 auf sechs Wochen nach Mannheim; gar bald aber erkannte er, daß es mit diesem pfälzischen Nationaltheater „lauter Wind“ sei. Durch das taktlose und ränkevolle Benehmen der Mannheimer großen Herren und kleinen Geister erzürnt, brach Lessing alle Beziehungen ab, nicht ohne jenen eine scharfe Absage erteilt zu haben. Was von den weitausschauenden Entwürfen übrig blieb, war weiter nichts als ein pfälzisches Theater mit einer nach französischer Manier geschulten Truppe unter Leitung eines halbfranzösischen Prinzipals, des geschäftsgewandten Marchand.

Da kam im Jahre 1778 die große Wendung in Mannheims Schicksal: Karl Theodor trat sein bayrisches Erbe an, und so siedelte die ganze kurfürstliche Hofhaltung mitsamt Oper, Ballet und Marchands Gesellschaft nach München über. Die Mannheimer waren in Verzweiflung! Ihre segenspendende Sonne war dahin! Was sollte aus ihnen werden, die alle bisher von der Gnade des Fürsten gelebt hatten. „Keine Handlung, keine fabrique, kein Absatz der Landesprodukte ist nicht in Mannheim, was bleibt also übrig als Elend und Verderben?“ schrieb damals Dalberg an den Finanzminister von Hompesch. Auf Dalbergs Vorschlag ordnete nun der Kurfürst durch Reskript vom 1. September 1778 „zu einiger Nahrungsmitbeihilfe der Stadt und Bürgerschaft“ die Gründung eines ständigen Mannheimer Nationaltheaters an; zum Intendanten wurde Dalberg selbst ernannt.

Eifrig hielt dieser überall Umschau nach guten Schauspielern und einem tüchtigen Direktor. Er gewann zunächst den Prinzipal Seyler in Mainz mit seiner Truppe für eine bestimmte Reihe von Gastspielen. Bald kam dem Suchenden ein glücklicher Zufall zu Hilfe. In Gotha hatte der Herzog nach dem Tode Ekhofs alle Lust an seiner Bühne verloren: ihre Auflösung stand bevor, im Herbst 1779

mußte eine Reihe tüchtig geschulter Kräfte frei werden. Dalberg griff rasch zu, und es gelang ihm, die Besten für seine Bühne zu gewinnen. Am 7. Oktober wurde das Mannheimer Nationaltheater eröffnet.

Als Schiller mit dem Amt eines Theaterdichters betraut wurde, hatte die junge Anstalt schon schwere Krisen überstanden. Innere Wirren waren durch Entlassung störender Elemente geschlichtet worden. Die Kälte des an die gespreizte französische Manier gewöhnten Publikums zwar war vor der jugendlichen Kunstbegeisterung der Schüler Ekhofs gewichen: ihre einfache, natürliche, deutsche Spielweise hatte sich bald durchgesetzt. Aber eine Zeit lang drohte die Teilnahmlosigkeit der durch eine wirtschaftliche Krise niedergedrückten Einwohnerschaft sich auch dem Theater mitzuteilen. Indes auch dieser Zustand dumpfer Betäubung wurde überwunden durch den fortreißenden Schwung und den Schaffenseifer der unverzagten Künstlerschaft und durch die zum edlen Wettstreit der Kräfte aufmunternde Tätigkeit des Intendanten.

Freiherr von Dalberg war der erste vornehme Mann, der nicht nur oberster Verwaltungsbeamter des Theaters sein wollte, sondern auch dessen künstlerische Leitung übernahm. Zu dieser selbstgewählten Aufgabe brachte er mancherlei gute Eigenschaften mit. Literarische Neigungen und künstlerischen Sinn hatte er von seinen Vorfahren ererbt. Nicht nur mit dem Schwerte waren „des heiligen römischen Reiches vorderste Erbritter“ vielfach zu Ansehen gelangt, auch unter den Kämpen des Geistes hatte sich mancher Dalberg bewährt. Schon der Vater Heriberts war von 1743/4 Intendant der kurfürstlichen Hofmusik zu Mannheim gewesen. Von Haus aus vermögend, von Opferwillen und Eifer für seine Schöpfung beseelt, sicherte der junge Dalberg seiner Verwaltung eine gewisse Unabhängigkeit, indem er nicht nur auf den bedeutenden Gehalt seiner Vorgänger verzichtete, sondern sogar seine eigene Theaterloge bezahlte. Im ersten Jahre schon opferte er über siebentausend Gulden aus seiner Tasche für die Zwecke der Bühne, von deren erzieherischer Aufgabe er eine hohe Meinung hatte.

Mehr als durch seine vornehme Herkunft und seine hohe Stellung wußte er dem selbstbewußten Theatervolk durch seinen Ernst und seinen Fleiß, durch gerechte Handhabung von Zucht und Ordnung Achtung einzuflößen. Leidenschaftlichen Ansprüchen hatte er ein phlegmatisches Temperament und die feste Ruhe des vornehmen Mannes entgegenzusetzen. Was ihm an Bühnenerfahrung und Fachkenntnis abging, ersetzte er durch geschäftigen Eifer und lebendige Freude an der Sache. Gewiß, er experimentierte und verfuhr ohne Plan und System, ließ heute fallen, was er gestern lebhaft ergriffen hatte, aber sein ganzes Unternehmen war ja ein erster Versuch: als Liebhaber der Kunst kam er in werdende Verhältnisse hinein und wuchs mit seiner Anstalt.

Nach dem Vorbild des Wiener Nationaltheaters war das Mannheimer entstanden; nach demselben Muster wurde auch seine künstlerische Leitung organisiert. In Wien lag die artistische Direktion ganz in den Händen einer von der Gesellschaft selbst erwählten Versammlung. Auch Dalberg bewahrte dieses Prinzip, aber die letzte Entscheidung und Oberaufsicht behielt er doch in seiner Hand. Gemeinschaftlich mit zwei „Ausschüssen" leitete er den ganzen künstlerischen Dienst. Dem engeren Ausschuß, bestehend aus zwei Mitgliedern, übertrug er die eigentliche Regie und Handhabung der Ordnung. Ein erweitertes Kollegium, der sogenannte große Ausschuß, der sich alle vierzehn Tage unter dem Vorsitz des Intendanten versammelte, hatte den vom engeren Ausschuß vorgeschlagenen Spielplan zu prüfen, die Vorstellungen zu kritisieren, neue Stücke vorzuschlagen und Abänderungen zu beantragen. Dort wurden auch Klagen vorgebracht, Korrespondenzen und Neuigkeiten mitgeteilt, Einwände gegen die Theaterordnung erhoben und vor allem auch bühnentechnische und dramaturgische Fragen allgemeiner Art behandelt. Eine Medaille im Werte von zwölf Dukaten lohnte am Ende des Jahres die beste Beantwortung der „dramaturgischen Preisfragen". Man hat sich gewundert, daß Dalberg mit theoretischen Erörterungen der Schauspielkunst neue Bahnen weisen wollte und die Künstler mit Fragen quälte wie diese: „Was ist

die wahre Natur auf der Bühne?", „Was ist Anstand auf der Bühne?", „Können französische Trauerspiele auf der deutschen Bühne gefallen und wie müssen sie dann vorgestellt werden?" Uns muten solche Erwägungen freilich wie akademische Spielereien an. Aber wie das philosophische Zeitalter der verstandesmäßigen Aufklärung überhaupt ein unersättliches Bedürfnis nach theoretischer Orientierung hatte und von der Höhe abstrakter Systeme das Leben zu mustern und zu meistern liebte, so war man auch fort und fort bestrebt, grundsätzliche Einsicht in das Wesen der Bühne und die Aufgaben der dramatischen Kunst zu gewinnen. Seitdem Gottscheds theoretische Bestrebungen die deutsche Schaubühne aus dem tiefsten Stand ihrer Verwahrlosung emporgehoben hatten, waren überall die Theaterphilosophen und dramaturgischen Gesetzgeber an der Arbeit. Wie hätte der aufklärerische Dalberg sich diesem Zuge der Zeit entziehen können? Gegenüber den Franzosen sowohl, von deren einseitiger Botmäßigkeit man sich befreien wollte, wie gegenüber den Schülern Ekhofs in seiner eigenen Truppe, die nur das von Laune und Begeisterung getragene Naturspiel gelten lassen wollten, mußte der Intendant auf „Grundsätze" dringen. Mochten seine Kritiken auch oft am Äußerlichen kleben und in Kleinigkeiten stecken bleiben, so wirkten sie doch vielfach anregend und ermunternd und verhalfen einem feineren Kunstempfinden naturalistischen Ausschreitungen gegenüber zu seinem Recht. Wenn z. B. der Schauspieler Boeck im Kultus der Natur so weit ging, daß er, Ekhofs Beispiel nachahmend, für die Darstellung des verwundeten Jago seinen Bauch mit Blut befleckte, so wollte Dalberg „dergleichen tragische Farcen" von seiner Bühne auf immer verbannt wissen. Statt auf sein Lieblingsbuch, Homes „Grundsätze der Kritik", hätte er sich dabei weit einfacher auf einen Satz der Hamburger Dramaturgie Lessings berufen können, wo jenes Darstellungsmittel gebührende Verurteilung findet. Vor allem aber richtete Dalberg den Ehrgeiz der Schauspieler aufs Ganze und drang unermüdlich auf Vervollkommnung und Abrundung des Gesamtspiels. Durch ihren täglichen Verkehr mit dem vornehmen

Mann gewannen die Schauspieler nicht nur an gutem Ton, sondern auch an äußerem Ansehen. Wo aber das Vorbild des Kavaliers nicht ausreichte, da sorgten die mit amtlichem Nachdruck durchgeführten Theatergesetze der kurfürstlichen Intendanz für das gewünschte „Wohlverhalten“ des widerspenstigen Völkchens. Denn Dalbergs Bühne sollte in allem eine sittliche Anstalt, nicht bloß ein Tempel eitler Belustigung sein.

Auf dieser Höhe seiner theoretischen Forderung konnte der Bühnenpraktikus sein Theater freilich nicht halten, zumal die Sicherheit seines Urteils und die Gediegenheit seines Geschmackes nicht immer der Güte seiner Absichten gleichkamen. Von Shakespeares Kaufmann von Venedig versprach er sich „seines romanhaft unwahrscheinlichen Ganges und seiner etwas frostigen Szenen halber“ nur wenig Beifall. Die Dürftigkeit seines Unterscheidungsvermögens erwies er, als er für Schillers aufgeführten Fiesko nur tadelnde Worte fand und ihm seine Luise Millerin beanstandete, zu gleicher Zeit aber über die „Freskomalerei“ von Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht“ in überschwengliches Entzücken geriet. Und noch im Jahre 1801, am Ende seiner erfahrungsreichen Laufbahn, konnte Dalberg in Schillers Wallenstein mehr nicht finden, „als eine unvollendete Darstellung des Helden und der Personen, welche um ihn und mit ihm weben und handeln“. Als Theaterleiter, der auf Kassenerfolge bedacht sein mußte, war er zudem vom Tagesgeschmack und Modebedürfnis abhängig, und mußte deshalb auf Abwechslung und Vielseitigkeit des Spielplans bedacht sein. Die Großen mußten zurückstehen vor den Kleinen, die Tiefen und Ernsten vor den Seichten und Lustigen. Singspiele und Unterhaltungspossen, Familiengemälde und Ritterstücke waren beliebter und deshalb häufiger gegeben als hohe Tragödien. Die Ausländer, besonders Engländer und Franzosen, kamen auf der Mannheimer Nationalbühne oft zu Wort; zu den Auserwählten des Pfälzer Geschmackes aber gehörten vor allen auch die einheimischen Poeten, Bearbeiter und Übersetzer ausländischer Stücke und Verfasser pfälzischer Original- und Nationalschauspiele.

Der Ruhm der jungen Bühne ruhte freilich auch nicht so sehr auf ihrem Repertoire, als auf dem begeisterten Zusammenwirken aller Mitglieder des Instituts, dem künstlerischen Korpsgeist der Schauspieler. Dalberg hatte das Glück, eine Anzahl jugendlich bildungsfähiger Talente zu seiner Verfügung zu haben, die meist bereitwillig auf seine erzieherischen Absichten eingingen. Unter den von Gotha gekommenen Darstellern war nur einer, der schon einen angesehenen Namen mitgebracht hatte: der 1743 zu Wien geborene Michael Boeck. Der Barbierstube entlaufen, hatte er es auf den Brettern zu ersten Rollen als Held und Liebhaber gebracht und nach Ekhofs Tod sogar die Gothaer Bühne, allerdings mit völligem Mißerfolge, geleitet. Äußerlich war er nicht gerade glücklich für seinen Beruf ausgestattet: klein von Gestalt, etwas korpulent, mit einer Stutznase im runden Gesicht, wußte der routinierte Schauspieler durch glänzende Fertigkeit und berechnete Kunststücke den Mangel an innerer Geisteskraft und echter Empfindung zu ersetzen und mit wirksamen Theatercoups sich seinen Erfolg zu erhaschen. Er verstand sich auf donnernde Deklamation; kurz vor seinem Abgange aber pflegte er leiser zu reden, um dann auf einmal gewaltig loszulegen: „so folgt immer Beifall," rühmte er. Man lobte an seinem Auftreten den Anstand der feinen Welt, vielleicht weil er seine Mitspieler von oben herab zu behandeln pflegte. Im Leben war er hochmütig, ränkevoll und bei seinen Kunstgenossen wenig beliebt.

Von anderer Art und Herkunft, für die Mannheimer Bühne eine unversiegbare Kraftquelle, waren drei jugendliche Künstler, die der Frühling des Jahres 1777 schon auf der Gothaer Hofbühne zusammengeweht hatte: Beil, Iffland und Beck. Gleiche Begeisterung für die Kunst hatte die drei aus bürgerlich ehrenvollen Verhältnissen und akademischen Studien unter das Komödiantenvolk getrieben; gleicher schwärmerischer Jugenddrang band ihre Herzen zu empfindungsvoller Freundschaft zusammen; gleicher Ehrgeiz feuerte sie an, durch gegenseitige Belehrung, Kritik und Ermunterung einander zu fördern im Ringen nach den höchsten Zielen. Sie waren

als rechte Schüler Ekhofs gesonnen, einer natürlichen, gefühlten Schauspielkunst gegenüber dem gespreizten Pathos der Franzosen ihr Recht zu verschaffen.

Der älteste des Freundeskleeblatts war der 1754 geborene Chemnitzer Tuchmacherssohn Johann David Beil, der vom Leipziger Juristenauditorium auf die weltbedeutenden Bretter gesprungen war. Als er mit den Freunden in Gotha zusammentraf, hatte er schon unter dem Bettelvolk hungernder Wanderschauspieler zwei Jahre lang in thüringischen Städtchen und Dörfern Helden und Könige, Liebhaber und Greise gespielt. Wie an Erfahrung, so war er den beiden Freunden auch an ursprünglicher Begabung überlegen. Ohne System und nachhelfende Reflexion schuf er seine Rollen ungezwungen aus der urkräftigen Fülle seines Naturells. Er durfte sich der frischen Eingebung des Augenblicks überlassen, sein feuriges Temperament, seine warme Empfindung, die ganze Ursprünglichkeit seiner künstlerischen Natur wirkten mit unmittelbarer Kraft. „Seine Darstellung war nicht mehr Täuschung — es war alles Natur," heißt es in seinem Nekrolog. Wohin man ihn auch stellte, immer füllte er seinen Platz aus; am sichersten aber traf er humoristische Charakterrollen. Schweizer (in den Räubern), Mohr (im Fiesko) und Musikus Miller gehörten zu seinen Glanzleistungen. Im Gegensatz zu Boeck verschmähte er jede Marktschreierei: ihm kam es auf die innere Wirkung an, und am liebsten ließ er sein Publikum in atemlos andächtigem Schweigen zurück. Wahrheit und Natur waren seine Losung. Dieselbe Anziehungskraft wie auf der Bühne bewies er im geselligen Verkehr des Alltags. „Beil ist ein allerliebster, anschließender, jovialischer Kerl", so schildert ihn Ludwig Ferdinand Huber, und viele andere rühmen seinen Witz und Humor. Von untersetzter, voll und fest gebauter, aber ebenmäßiger Gestalt, besaß er ein angenehmes, voll tönendes Organ; seine freundliche „Physiognomie war ein Antidot wider den Menschenhaß". Leider störte er die harmonische Entwicklung seiner reichen Künstlernatur durch eine regellose Lebensweise, besonders durch eine unbändige Leidenschaft für das Glücksspiel.

Im Künstlerischen und später oft auch in anderen Dingen war sein Gegensatz August Wilhelm Iffland, Schillers Altersgenosse. Der Sohn einer wohlangesehenen hannöverischen Beamtenfamilie, der nach heimlicher Flucht mit achtzehn Jahren statt der ihm bestimmten Kanzel die Bühne erwählt hatte, brachte von Haus aus eine ganz andere geistige Organisation mit, als der derb zugreifende Beil. Das heiße Blut, die saftige Natur, das zum Überströmen volle Herz, die Sicherheit des unmittelbaren Gefühls, wie sie dem ursprünglichen Talente eigen sind, gingen ihm ab. Aber dafür hatte er einen scharfen Verstand, einen feinen Geschmack, einen regen Geist und ein außerordentliches Nachahmungstalent. Was Beil durch seine Natur besaß, das erreichte Iffland durch unermüdliches Studinm und feinste Berechnung. Zwar forderte auch er „Laune" und „Begeisterung" als Quellen des Spiels, aber auf der Bühne behielt er sich schon damals in Mannheim vorsichtig prüfend im Auge. Wie er zu subtilen theoretischen Erörterungen allzeit bereit war, so faßte er seine Rollen auch als denkender Künstler auf. Sein biegsamer Geist fand sich mit jeder Aufgabe ab; für große tragische Rollen reichte seine Energie und Empfindungskraft nicht aus, und dazu war auch seine in jungen Jahren schon wohlbeleibte Gestalt mit den dünnen Beinen weniger geschaffen. „In närrischen Originalen," schrieb Schiller nachmals an Goethe, „ist es eigentlich, wo mich Iffland immer entzückt hat; hingegen in edeln, ernsten und empfindungsvollen Rollen bewundere ich mehr seine Geschicklichkeit, seinen Verstand, seinen Calcül und Besonnenheit. Daher würde er mir, für die Tragödie, kaum eine poetische Stimmung geben können." In der Jugend spielte er auch Charaktere wie Franz Moor, Verrina, Wurm und König Philipp, später jedoch verlegte er sich immer mehr auf feinkomische Rollen, Biedermänner und feine Weltleute. Hier kam ihm der aus der Kinderstube mitgebrachte gute Ton und seine weltmännische Bildung zu statten; hier, wie überall, wo es weniger auf elementare Empfindung ankam, konnte er durch Reflexion und psychologische Motivierung seine Rollen bis ins einzelne fein ausarbeiten. Jede Be-

wegung, jeder Ton, jede Miene wurde überdacht; aus einer Fülle von Zügen und Nüancen ergab sich oft das sauberste Mosaikbild, immer ein geistvolles, interessantes Spiel. Freilich entging er dabei nicht ganz der Gefahr der Überladung, Absichtlichkeit und Künstelei. Mehr und mehr gewöhnte er sich auf den (allerdings nie rohen) Effekt zu spielen, den zu erhaschen ihm ja tausend Kniffe und Mätzchen zu Gebote standen. Darum war es auch stets mehr staunende Bewunderung als leidenschaftliches Ergriffensein, was er erzielte.

Nicht an Begabung, wohl aber an Kunstbegeisterung, Hingabe und Eifer konnte sich der Jüngste des Bundes, der Gothaer Heinrich Beck, mit den beiden Freunden messen. Auch er, ein Jahr jünger als Iffland, war ein der Theologie Abtrünniger. Seine lange Gestalt, sein nasales Organ, sein dürftiges Mienenspiel boten der Entwicklung seines Talents große Hindernisse, aber größer noch war sein beharrlicher Eifer: er ward ein feiner, sinnvoller Künstler in Liebhaber- und Heldenrollen, wie Schillers Kosinsky, Bourgognino, Ferdinand und Karlos. Eine edle, weiche Natur, hatte er inniges Verständnis und warme Liebe für menschliche und dichterische Größe; seinen Freunden galt er als Muster eines soliden Menschen und sparsamen Haushalters.

In diese frisch aufstrebende Kunstgenossenschaft trat der Theaterdichter ein, um die Anstalt durch Zuwendung seiner Stücke zu fördern und den Zusammenhang zwischen Literatur und Bühne durch kritische Teilnahme und theoretische Erörterung in den Ausschußsitzungen herstellen zu helfen. Schiller brannte darauf, dem Theater alsbald seine Dienste in vollem Maße zu widmen; aber schon in den ersten Wochen wurde sein Eifer durch Krankheit gehemmt. Am 31. August führte man seine Räuber vor gedrängt vollem Hause auf. Der Dichter wollte am folgenden Tage, an dem ja sein Amt beginnen sollte, dem Intendanten seine „ausnehmende Zufriedenheit“ mit der Vorstellung „noch glühend ausschütten“, da warf ihn ein „kaltes Fieber“ aufs Krankenlager. Aus den mit Morast und Sumpfwasser angefüllten Festungsgräben der Stadt hatte sich, da die ungewöhnliche Hitze des Sommers

1783 faule, die Luft verpestende Dünste erzeugte, eine „gallichte Seuche“ entwickelt. Von den etwa zwanzigtausenden Einwohnern lag zeitweilig fast ein Drittel zugleich fieberkrank danieder. Schillers Freund Meyer fiel am 2. September der heimtückischen Krankheit zum Opfer, wahrscheinlich infolge falscher Behandlung; wenigstens soll Schiller mit medizinischem Scharfblick die schlimmen Folgen der Mittel vorausgesagt haben, die der Theaterarzt, Hofrat May, verordnete. Der Verlust des stets mit Rat und Tat hilfsbereiten, lebensklugen Mannes war für Schiller recht schmerzlich. Ihn selber fesselte das Fieber drei Wochen lang ans Zimmer. Fast täglich selbst hatte er Anfälle auszustehen, und wenn das Fieber einmal wich, so machten ihn Mattigkeit des Kopfes „für alles solide Denken“ und jede ernste Arbeit unfähig. Nach kurzer Unterbrechung stellte sich der unleidliche Gast fast den ganzen Oktober hindurch wieder ein; erst zu Anfang November trat er langsam seinen Rückzug an. Schiller konnte nun wenigstens in den krankheitsfreien Stunden das Nötigste arbeiten. Aber bis in den Sommer des folgenden Jahres hatte er unter zeitweiligen Fieberanfällen zu leiden. Vielleicht schlimmer noch als die Krankheit selbst setzte dem geschwächten Patienten die von seinem Arzte verordnete Hungerkur zu. „Schon vierzehn Tage“, schreibt er einmal, „habe ich weder Fleisch noch Fleischbrüh gesehen. Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, und dieses geht so mittags und abends. Allenfalls gelbe Rüben oder saure Kartoffeln oder so etwas dazu.“ Chinarinde dagegen aß er „wie Brot“. Und wenn das Fieber gar nicht abzuschütteln war, nahm der Kranke so viele Chinapulver auf einmal, wie er sonst in vierundzwanzig Stunden gebrauchen sollte. Für den Augenblick half die Pferdekur, aber sie schädigte auf Jahre hinaus den geschwächten Magen. So wurden hier nicht nur die Kräfte aufgezehrt, die Schiller in der stärkenden Thüringer Bergluft gesammelt hatte, sondern dieser Winter hat seiner Gesundheit, wie er damals schon ahnte, „auf zeitlebens einen Stoß versetzt“. Der erste Grund zu jener Kränklichkeit, mit der er später in so verhängnisvoller Weise zu kämpfen hatte, ward in Mannheim gelegt.

Während der schlimmsten Tage der Krankheit sah Schiller eine „Flut von Geschäften“ vor sich, wie er sie noch nicht erlebt hatte. Endlich am 29. September raffte er sich aus einer „Art von Schlafsucht“ empor, um seiner Unschlüssigkeit ein Ende zu machen: dem Rat Dalbergs will er es ganz allein anheimstellen, ob er zuerst den Fiesko oder die Luise Millerin vollenden soll. Wieviel er sich auch von der „Bearbeitung der theatralischen Fragen“, der vergleichenden „Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über denselben Gegenstand“ versprach, an den Sitzungen des großen Ausschusses konnte er nicht vor dem 15. Oktober teilnehmen, an dem das Protokoll vermeldet: „Auch wohnte Herr Schiller als Theaterdichter zum ersten Male der Sitzung bei.“ Eine ihm schon früher von dem Intendanten übertragene Kritik über den „Franz von Sickingen“ eines unbekannten Verfassers vermochte er auch bis dahin nicht „aus einem kranken Gehirn herauszuspinnen“. Überhaupt fand er während seines ganzen Vertragsjahres nur wenig Gelegenheit, jene „sehr angenehme und fruchtbare Übung“ zu nutzen: an der nächsten Sitzung teilzunehmen, hinderte ihn wieder das Fieber, in den übrigen sechs Sitzungen kam es nicht zur Beantwortung dramaturgischer Preisfragen. Nur einmal, in der Sitzung vom 14. Januar 1784, trug Schiller seine Beurteilung eines französischen Rührstückes „Kronau und Albertine“ vor: bemerkenswert daran ist seine Unterscheidung zwischen der matten poetischen Ausführung des Stückes und seiner guten theatralischen Wirksamkeit. Die Begutachtung einiger ihm später zugeteilten Stücke blieb der Theaterdichter schuldig.

Die Umarbeitung seiner beiden Dramen hatte Schiller für ein Geschäft von vier Wochen angesehen. Aber dabei hatte er nicht mit den Nachwehen der Krankheit und nicht mit den gesellschaftlichen Zerstreuungen gerechnet, denen er sich um so lieber hingab, je weniger ihn seine körperlichen Verhältnisse für die leidige Arbeit stimmten. Schon während seiner Krankheit war sein Zimmer selten von Besuchern leer. „Freunde und Einheimische“, schreibt er der Wolzogen, „suchen mich auf und bemühen sich um meine

Freundschaft." Mit einem dieser Gäste, dem sechsundfünfzigjährigen Exjesuiten Trunck kam Schiller bald in freundschaftliche Beziehungen. Der aufgeklärte Mann hatte als Pfarrer von Bretten durch Bekämpfung von allerlei Aberglauben und kirchlichen Mißbräuchen sich den Zorn verfolgungssüchtiger Ordensleute zugezogen und schließlich Zuflucht im Mannheimer katholischen Bürgerhospital gefunden, wo er von einem Gnadengehalt des Kurfürsten lebte. Dem Dichter, der sich schon in Bauerbach mit Büchern über Religionsverfolgungen näher befaßt hatte, war dieses Opfer des Fanatismus „ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften imstande sind". Unter den fremden Besuchern war auch ein reisender Freimaurer, ein Mann von der ausgebreitetsten Kenntnis und einem großen verborgenen Einfluß, der dem Dichter den Eintritt in den Orden als sehr aussichtsreich empfahl: Schillers Name stehe schon auf verschiedenen Listen, doch solle er keinen Schritt in der Sache tun, ohne ihm vorher davon Mitteilung gemacht zu haben.

Wenn der Leidende nicht in die Stube gebannt war, freute es ihn, im Theater ein- und ausgehen zu können, wie im eigenen Hause. Bei Dalberg oder Schwan speiste er nun öfters: „zwei Häuser, wo ausgesuchte Gesellschaft ist, und in dem ersten geht es fürstlich zu." Traf er bei dem Buchhändler mehr Künstler und Gelehrte, so lernte er in den Salons des Intendanten Leute von Rang und Stand kennen. Hier gab die Gemahlin Dalbergs, eine lebhafte, geistvolle, von den Vorzügen ihres Standes stark durchdrungene Dame, den Ton an, deren gebieterischem Willen, wie ihr eigener Sohn, der spätere Duc de Dalberg, erzählt, der sonst so fest auftretende Reichsfreiherr sich gehorsam zu fügen pflegte.

Was der schwäbische Bürgerssohn in diesen vornehmen Kreisen an feinem Ton und geselligen Formen sich erwerben durfte, das mußte seine arme Kasse schwer büßen. „Meine Equipage nimmt mir viel Geld weg," klagt er der Freundin. Im einsamen Bauerbach war er mit weniger und schlichter Garderobe ausgekommen, nun machten Kaufmann, Schneider und Schuster „einen großen

Riß“ in seinen Beutel, und Bader und Friseur forderten auch ihren Tribut. Zudem mußte er schon nach einigen Monaten eine kostspieligere Wohnung, beim Zimmer= und Maurermeister Hölzel, mit Streicher zusammen beziehen, nachdem ihm in der ersten ein Karolin gestohlen worden war. Wie wenig er auch „fürs Maul“ aufgehen ließ, die unvermeidlichen „Ehrenausgaben“ machten ihm das Auskommen schwer. Noch vor Ablauf seines Jahres schrieb er an Reinwald: „Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld sechshundert bis achthundert Gulden in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Zirkel ist, — wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Geld ist.“

Trotz vieler neuer Bekanntschaften schloß sich Schiller nur an wenige enger an. „Mit den Schauspielern“, schreibt er an Frau von Wolzogen, „lebe ich höflich und aufgemuntert, sonst äußerst zurückgezogen. Beck, der beste an Kopf und Herz, und ein wirklich solider Mann, ist derjenige, mit dem ich am vertrautesten umgehe; ich attaschiere mich sehr delikat. Von Frauenzimmern kann ich das nämliche sagen — sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde, denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider ist.“

Jene bevorzugte Schauspielerin war K a r o l i n e Z i e g l e r, eine Freundin der Tochter Schwans. Die weibliche Anmut der achtzehnjährigen Blondine, umstrahlt von jungem Ruhme, war hinreichend, das Wohlgefallen der Schönheitsfreunde zu erregen. Für den Dichter der Luise Millerin aber hatte ihre Erscheinung noch einen besonderen Reiz: sie trat ihm im verklärenden Scheine leidender Liebe entgegen. Erst nach aufregenden Kämpfen mit ihrer Familie hatte die talentvolle, kunstbegeisterte Tochter des Mannheimer Hofkammerrats den gewagten Schritt aus wohlumhegter Häuslichkeit zur Bühne tun dürfen. Kaum aber waren ihre Angehörigen durch den künstlerischen Erfolg Karolinens mit

diesem Wagnis einigermaßen ausgesöhnt, da drohten neue, schwerere Konflikte, weil sie, die Katholikin, dem protestantischen Schauspieler Beck die Hand zum Ehebunde reichen wollte. Die Familie war in Aufruhr, und die Geistlichkeit schürte das Feuer, aber schließlich siegte die Liebe des tapferen Mädchens über konfessionelle und gesellschaftliche Vorurteile: im Januar 1784 trat Karoline mit Beck an den Traualtar. In den Herzenskämpfen der beiden schienen sich die Liebeswirren von Luise und Ferdinand abzuspiegeln. Karoline ward Schillers Leonore, seine erste Luise: Rollen sanfter, leidender Tugend, hingebender Liebe waren ihr eigentliches Gebiet, da einten sich Natur und Kunst zu seelenvoller Harmonie. Im häuslichen Kreise des jungen Paares, wo die Künstlerin als tüchtige Hausfrau waltete, verlebte Schiller manchen Abend. Oft gesellten andere, wie Iffland und Beil, sich hinzu, und in Gesprächen über Kunst und Welt, Menschenschicksale und Lebenspläne verlebten sie unvergeßliche Stunden. Manchmal soll Schiller, wenn die anderen Gäste aufgebrochen waren, noch bei Wein und Kaffee die Nacht über geschrieben haben, bis man ihn am anderen Morgen in völliger Erstarrung auf dem Lehnsessel gefunden habe. Neckend, so wird berichtet, fragte ihn Karoline einmal, ob ihm die Gedanken nicht ausgingen, wenn er so die ganze Nacht hindurch dichte. „Das ischt net anders“, war des Schwaben Antwort, „aber wenn die Gedanken ausgehe, da mal' ich Rössel.“ Und wirklich waren ganze Seiten seiner Handschrift mit Pferdchen und Männchen bemalt. Von da an pflegte Frau Beck ihr Mißfallen an irgend einer Stelle seiner Arbeiten mit dem scherzenden Ausruf zu bekunden: „Da haben Sie wohl wieder Rössel gemalt.“ Diesem freundschaftlichen Verkehr wurde im Juli 1784 ein Ende bereitet: aus ihrer verheißungsvollen Laufbahn und ihrem kaum errungenen Liebesglück wurde die Jugendliche jäh hinweggerafft. Mit ihrem Gatten blieb Schiller in Freundschaft verbunden, auch als er von der „reizbaren Menschenklasse“ der Schauspieler nicht mehr sonderlich erbaut war, und Beck bewährte seine Anhänglichkeit an den Dichter bis an sein Ende (1803) durch eine begeisterte Bewunderung seiner Werke.

Die mit Schiller verlebten Tage pries auch er stets als die schönsten seines Lebens.

Karolinens Rollen gingen an die wenig jüngere Mannheimerin Katharina Baumann über, die sich von Kinderrollen zur ersten tragischen und sentimentalen Liebhaberin emporgearbeitet hatte. Ihre jugendlich schöne Erscheinung, das feine Oval ihres Gesichts, die von dunklen Wimpern träumerisch überschatteten Augen begünstigten ihr künstlerisches Auftreten, aber nicht weniger gewann ihre Sittsamkeit die Herzen. Auch Schiller huldigte ihr in schwärmerischer Weise, und bald entstand in Stuttgart das Gerücht, er habe sich mit einer Komödiantin „verheurasselt". Später, im Gespräch mit Charlotte von Kalb über die Mannheimer Schauspieler, soll Schiller von ihr, mit flammender Röte im Angesicht, ausgerufen haben: „Man nennt sie Amalia! Ein liebliches, holdes Wesen, das Sie bis zu Tränen bewegen kann." Katharina selbst erzählte noch als Greisin von einem merkwürdigen Erlebnis mit Schiller. Von ihrem Spiel als Luise Millerin tief ergriffen, begleitete sie der Dichter nach der Vorstellung (am 18. Januar 1785) nach Hause. Beim Scheiden drückte er ihr ein ledernes Beutelchen in die Hand und sah ihr gespannt in die Augen, wie sie sein Geschenk aufnehme. Auf ihre erstaunte Frage aber, was sie denn damit machen solle, erwiderte er enttäuscht und verlegen: „Ja, sähet Se, i bin halt a kurioser Kautz, des kann i Ihne net sage." Das Päckchen enthielt ein Miniaturbild Schillers. Trotz der zarten Ablehnung soll Schiller damals seine Bewerbung fortgesetzt, ihr Briefe geschrieben und Geschenke verehrt haben. Die Künstlerin heiratete später den Kapellmeister Ritter.

Nachhaltiger wirkte das Verhältnis zu der stolzen Margarete Schwan, der damals achtzehnjährigen Tochter des Verlegers. Sie wird als ein sehr schönes Mädchen mit ausdrucksvollem Auge und einem äußerst lebhaften Geiste geschildert, welcher sie mehr zur Welt, Kunst und Literatur als zur Stille der Häuslichkeit hinzog. Durch große Reisen mit ihrem Vater und durch den anregenden Verkehr mit Gelehrten, Künstlern und Offizieren im gast-

freien väterlichen Hause, wo sie seit dem Tode der Mutter (1781) die Honneurs machte, hatte die Jugendliche sich eine große Gewandtheit im Umgang erworben. Auch in der Kunst zu gefallen, hatte das selbstbewußte Mädchen rasch Fortschritte gemacht; sie wußte ihre Bewunderer bald mit abweisender Kühle, bald mit verletzendem Spott zu behandeln, dann wieder durch liebenswürdige Laune anzuziehen. Schiller fühlte sich zu dem geistig angeregten Mädchen hingezogen, und auch sie kam diesem Verehrer mit einer ihrer kühlen Natur sonst fremden Wärme entgegen. Der Dichter huldigte ihr in seiner Art: er las ihr die neuentstandenen Szenen seiner Trauerspiele vor und rezitierte ihr häufig in der ihm eigenen leidenschaftlichen Weise aus seinen Gedichten, von denen er ihr Abschriften überbrachte. Diese poetischen Sitzungen wurden nur zu oft durch lärmende Marionettentheater-Proben der acht Jahre jüngeren Schwester Margaretens gestört, aber der kinderfreundliche Liebhaber wußte die Kleine mit scherzenden Kosenamen wie „kleiner Grasteufel“, „Knipperdolling“ zum Schweigen zu bringen. Die stillen Huldigungen des gefeierten Dichters blieben nicht ohne Eindruck auf die „Schwanin“, aber zu einer Aussprache oder gar zu Vertraulichkeiten zwischen den jungen Leuten kam es nicht. Der Stadtklatsch freilich nahm sich wiederum der Sache an, und das Gemurmel von einer „Mariage“ des Theaterdichters mit der Tochter des vermögenden Buchhändlers drang bis Meiningen und zur Solitude. Der Sohn selbst verkündete den Eltern das Lob des Mädchens, und der Hauptmann war voll Freude über die Aussicht seines Fritz auf eine „Gehilfin“, die diesem „seine Haushaltung arrangieren und die Sorge dafür abnehmen könnte“. „Denn ich begreife ganz wohl,“ fügte der allzeit besorgte Vater hinzu, „daß Er ohne dieses, ohne jemand, der auf Seine Wirtschaft sieht, je mehr und mehr zurückkommen und dadurch alle Lust und alles Feuer zum Arbeiten verlieren wird.“ Aber bald danach, im November 1784, muß Schiller, vielleicht durch das launische Wesen des Mädchens gekränkt, seinen Vater durch eine wegwerfende Äußerung über sie enttäuscht

haben. Denn dieser schrieb ihm erstaunt: „Was die Anmerkung von der Schwanschen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hiervon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Äußerung in Händen habe.“ Und mit unverkennbarer Anspielung auf Lotte Wolzogen fügt er hinzu: „Im Durchschnitt möchte doch diese Partie eine bessere gewesen sein, als ein gewisses Fräulein, um die Er angesucht haben soll.“

Mit Schwan und dessen Freunden unternahm Schiller auch manchen Ausflug in die benachbarten Städte. Viele anregende Bekanntschaften wurden dabei gemacht. In Heidelberg lernte er den hannöverischen Freiherrn von Knigge, den aufklärerischen Vorkämpfer der Maurerei, kennen und in Speier Sophie von Laroche, die vielgefeierte Verfasserin der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“. Die zweiundfünfzigjährige Dame hatte schon lange den Dichter der Räuber zu sehen gewünscht; daher reiste dieser, fast zu früh für seine Gesundheit, anfangs Oktober mit Schwan, Margarete und deren Freundin, einer Tochter des Hofrates Lamey, nach der alten Bischofsstadt, wo die Familie des Kanzlers Laroche seit dessen Entlassung aus kurtrierischen Diensten (1781) im Hause ihres Freundes, des Domherrn von Hohenfeld, wohnte. Zum ersten Male trat dem aufstrebenden jungen Dichter eine anerkannte literarische Größe mit ausgedehnten Beziehungen persönlich gegenüber: die gewandte Weltdame war einst die schwärmerisch verehrte Jugendliebe Wielands gewesen und dann seine „Seelenfreundin“ geblieben; anfangs der siebziger Jahre war ihr Haus zu Thal bei Ehrenbreitenstein ein Sammelpunkt aller Empfindsamen geworden, und selbst Goethe hatte sich dem Bann der „wunderbarsten Frau“ trotz einer gewissen Abneigung gegen ihre erkünstelte Sentimentalität nicht entziehen können. Noch immer hatte die gewandte Schriftstellerin, die damals eine Zeitschrift für „Deutschlands Töchter“ herausgab, einen weiten Kreis von Lesern und namhaften literarischen Freunden. Übrigens fand Schiller, da man in großer Gesellschaft speiste, wenig Gelegenheit, Frau Laroche „recht zu genießen,“ wohl aber bestätigt, was ihr

Ruf versprochen hatte: eine „sanfte, gute, geistvolle Frau, die das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat". Auch ihr Gatte erwarb sich durch seine unversöhnliche, in Wort und Schrift betätigte Gegnerschaft gegen alles beschränkte „Pfaffentum" Schillers ganze Sympathie. Die neue Bekanntschaft erwies bald ihre Anziehungskraft: schon acht Tage nach seinem ersten Besuch begleitete Schiller einen Landsmann, den Ludwigsburger Magister Christmann, wieder nach Speier. Diesmal konnte er sich eine Abendstunde lang ungestört mit der liebenswürdigen Frau unterhalten, so daß er „mit Bezauberung" von ihr schied und gehoben von dem stolzen Gefühl, daß auch sie mit ihm „zufrieden" sei. Diese zweite Reise trug ihm aber noch einen besonderen Lohn ein: in dem Domherrn von Hohenfeld, der seiner Freundschaft für Laroche eine Ministerstellung geopfert hatte und in seinem eigenen Hause den Freunden zulieb nur ein Zimmer und eine Kammer beanspruchte, lernte er „den edelsten Mann" kennen. „Ein solcher Mann", ruft er begeistert der Bauerbacher Freundin zu, „kann mich mit dem ganzen menschlichen Geschlecht wieder aussöhnen, wenn ich auch um ihn herum tausend Schurken wieder begegnen muß."

Noch einmal, im Herbst 1784, kehrte Schiller mit einem alten Freunde der Laroche aus dem Kreise der Empfindsamen, dem eben zu einer Professur nach Freiburg berufenen Johann Georg Jakobi, in Speier ein. Als dann das Ehepaar Laroche vom November 1784 bis März 1785 in Mannheim Wohnung nahm, war auch unser Dichter häufig zu Gast in dem vielbesuchten Salon der literarischen Dame. Dort ist ihm bei dem geistreich tändelnden Geplauder wohl auch allmählich der Unterschied zwischen seinen ernsten dichterischen Bestrebungen und der Geschmacksrichtung der Freundin des Graziendichters Wieland klar geworden. Für Schiller war die Dichtung von vornherein ein Mittel, sein inneres Erleben, seine Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen; das Leiden, das sich ins Leben drängt, darzustellen, aber vor allem auch die innerlichen Kräfte, die den Menschen über alles Leiden triumphieren lassen. Für Frau von Laroche dagegen war die Kunst ein geistreiches Spiel mit schönen

Empfindungen und reizenden Formen; sie hatte Sinn für anmutige Wendungen und weltmännische Feinheit in der Poesie, die Laute großer Leidenschaft und erschütternder Tragik blieben ihr versagt. Sie war zu klug, um den „angebornen Fähigkeiten und dem erworbenen Reichtum" Schillers, des „vortrefflichen Kopfes", ihre Bewunderung zu versagen; aber sie war entsetzt über die Anwendung, die er von seinem Talente machte. Mit Empfindsamkeit kokettierend, mochte sie Schillers Theaterstücke so wenig sehen, wie etwa die „Riesengeschichten, wo sie mit einer ungewöhnlichen Kraft Felsen auf Felsen häuften, um den Olymp zu bestürmen."

Schon bald nach seinem ersten Bekanntwerden mit der Laroche hatte ein äußerer Anlaß den Dichter genötigt, ernstlicher an seine Bühnenarbeit zu denken: der gefürchtete Berliner Plümicke war drauf und dran, seine „Bearbeitung" des Fiesko bei den Theatern einzuschmuggeln. Durch diese Nachricht beunruhigt, ersuchte Schiller durch eine Anzeige in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen" die Schauspielgesellschaften, das Stück nach keiner „Veränderung" als der seinigen zu spielen. Tapfer seinen Widerwillen überwindend, machte sich Schiller die fieberfreien Tage und selbst die Nächte zunutze. Da der Karneval immer näher rückte, zu dessen Beginn der „Fiesko" gegeben werden sollte, wurde der immer wieder vom Fieber Heimgesuchte auch von Dalberg „entsetzlich belagert". Von der Arbeit dieser Zeit weiß Schwans jüngere Tochter Luise ein bezeichnendes Erlebnis zu berichten. Eines Abends mußte Schiller nach einem heftigen Fieberanfall vom Hause ihres Vaters in einem Tragstuhl nach seiner Wohnnng gebracht werden. Am folgenden Tage wollte der Buchhändler auf der Rückkehr von einem Spaziergange mit Luise nach dem Kranken sehen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie die Fensterläden am heiterhellen Tage verschlossen. Schon im Hausgange hörten sie laut deklamieren. Sie traten ein und sahen auf einem Tische eine Flasche Burgunder zwischen zwei brennenden Kerzen, den Dichter aber in Hemdsärmeln, im Zimmer auf und ab laufend und lebhafte Gebärden machend. Auf Schwans Vorwurf, ob er deshalb

Medizin studiert habe, um sich in seinem fieberhaften Zustande in eine solche Aufregung zu versetzen, erwiderte Schiller, sich ausschnaufend: er habe gerade den Mohren am Kragen gehalten und könne nicht begeistert werden, wenn das Tageslicht zu ihm hereinscheine.

Nicht alle Unterbrechungen der mit solchem Eifer aufgenommenen Arbeit waren so angenehm wie die am 13. November, als plötzlich zu Schillers freudiger Überraschung Professor Abel in Begleitung eines jüngeren Akademielehrers, des früheren Eleven Batz, in die Stube trat. Die beiden wollten einen kurzen Urlaub benutzen, um ihren berühmt gewordenen Landsmann zu besuchen. Vor lauter Erzählen und Fragen kam man kaum zu Atem. Die Stuttgarter Freunde aßen bei Schiller zu Mittag und zu Abend; vier Flaschen Burgunder, das Geburtstagsgeschenk eines Freundes, gingen darauf. Obwohl der Leidende gerade in diesen Tagen „Fieberrinde wie Brot“ essen mußte, ließ er es sich nicht nehmen, seine Gäste selbst überall herumzuführen, wobei diese zu seinem Ergötzen in ihrem Reiterkostüm mit Sporen, Hirschfängern und rundem Hut die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Zu Schillers Leidwesen dauerte die Herrlichkeit nicht lange, da die Gäste ihren Urlaub bereits überschritten hatten. Trotz des erbärmlichsten Wetters mußten sie schon am folgenden Tag nach Stuttgart zurückreiten.

Weniger erwünscht als dieser Besuch war dem Dichter der Auftrag, zur Feier des Namenstages der Kurfürstin am 19. November „eine öffentliche poetische Rede“ zu machen, die vor der Festvorstellung in Gegenwart der Gefeierten gesprochen werden sollte. Schiller gehorchte. Aber nach seiner „verfluchten Gewohnheit“ verfuhr er „satirisch und scharf“; was herauskam, war „mehr Pasquill als Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen“. „Weil es jetzt zu spät ist“, so schließt sein Bericht des „Spaßes“ an die Freundin, „und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuten, wird das ganze Lumpenfête eingestellt.“

Endlich gegen Schluß des Monats November war die Umarbeitung des Fiesko erledigt. Die nötige Reinschrift wollte Schiller sich von einem wegen seiner sauberen Handschrift gerühm

ten Regimentsfurier besorgen lassen, aber dessen heillose Art, die Eigennamen und andere Worte zu verstümmeln, hätte einen zeitraubenden Krieg gegen Schreibsünden erfordert. Deshalb mußte der Dichter wohl oder übel auch dieses letzte sauere Stück Arbeit auf sich selbst nehmen. Er atmete auf, als er Mitte Dezember das fertige Manuskript dem Intendanten einhändigen konnte.

Nun ging man sofort an die Vorbereitungen zur ersten Aufführung. Denn „Fiesko“ sollte zur Eröffnung der lustreichen, zwei Monate dauernden Karnevalszeit mit großer Pracht gegeben werden. Zum ersten Male gewann nun der Dichter, der die Anordnung seines Schauspiels selbst übernehmen mußte, einen tieferen Einblick in das Getriebe des Theaters. Mochten auch die endlosen Proben, die Unlenksamkeit der Statisten und die Unfügsamkeit mancher Schauspieler ihm häufigen Ärger bereiten, im ganzen war es doch eine Zeit reizvollen Lernens, aufheiternder Arbeit. Sein Verhältnis zu Dalberg war nie glücklicher als gerade damals; voll Genugtuung schrieb er der Freundin zum Neujahrstage: „Sonsten bin ich mit meinen hiesigen Verhältnissen zufrieden, und ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalbergs.“

Wiederum, wie bei den Räubern, aber in schlichterem Ton, suchte der Dichter in einer „Erinnerung an das Publikum“ dessen Aufmerksamkeit in die richtigen Bahnen zu lenken und besonders die kühnen Freiheiten, die seine Umformung sich gegenüber der Geschichte und seiner eigenen, gedruckten Darstellung genommen hatte, zu rechtfertigen: für den „ruhigen Leser“ habe er anders dichten müssen als für den „hingerissenen Hörer“. Der Theaterdichter verteidigte Änderungen, die er selbst zum Teil nur mit schwerem Herzen auf die Einwürfe und Wünsche Dalbergs und anderer Bühnenleute hin seinem poetischen Gefühl und seiner besseren dramatischen Einsicht abgerungen hatte. Einzelne Vereinfachungen, Striche und Milderungen, die durch die Bühnenrücksicht bedingt waren, ließen sich ja auch vor dem ästhetischen Gewissen rechtfertigen: so wurde durch Verlegung der Szene III, 1 aus der „furchtbaren Wildnis“ in das Vorzimmer des Fiesko eine Ver-

wandlung erspart, freilich auch der Auftritt seines geheimnisvollen Schauers beraubt; Leonore ward ihrer peinlichen Szene mit Julia (II, 2) und mit Kalkagno (III, 3) überhoben; die Imperiali blieb vor den schlimmsten Demütigungen verschont; auch im sprachlichen Ausdruck war nun vieles Grelle und Überspannte gemildert und eingeschränkt. Weit weniger glücklich erwies sich des Dichters Hand in der Abschwächung der grausamen Schicksale der Bertha, und völlig übel beraten zeigte er sich bei der „Hauptänderung", die der Schluß des Stückes erleiden mußte: Fiesko endet nun nicht mehr als ehrgeiziger Thronräuber von Verrinas Hand; im Widerspruch mit seinem Charakter und all seinem leidenschaftlichen Streben, entgegen der Handlung des ganzen Dramas, entsagt der Ehrgeizige, nach einem letzten Gewissensstreit, scheinbar opferwillig, in der Tat aber nur in selbstherrlicher Laune, dem heiß ersehnten Purpur. Damit ist um des glücklichen Ausganges willen der Charakter des Helden zerstört und die Entwicklung der Handlung in ihrem innerlich notwendigen Verlaufe aufgehalten.

Am 11. Januar 1784 fand die Aufführung statt. Die Hauptrollen waren in bewährten Händen: Boeck spielte den Fiesko, Karoline Ziegler, jetzt Madame Beck, die Leonore, Iffland den Verrina, Beil den Mohren, Beck und Fräulein Baumann das Liebespaar Bourgognino und Berta, — alle taten ihr Bestes, aber das Ergebnis war doch nur ein halber Erfolg. Der Theaterbesuch war schwach, da der Eisgang des Rheines den Pfälzern schweres Unglück gebracht hatte. Einzelne Szenen erregten Bewunderung, aber für das Ganze konnte man sich nicht erwärmen. Für politische Tendenzen hatten die durchaus unpolitischen Mannheimer keinen Sinn. „Den Fiesko verstand das Publikum nicht," schrieb Schiller an Reinwald. „Republikanische Freiheit ist hierzuland ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut." Sie hatten von dem zweiten Stücke die nämlichen Eigenschaften und ähnliche Erschütterungen wie von den Räubern erwartet, und waren enttäuscht, als sie etwas ganz anderes fanden. Dalberg selbst gab

dem Verlangen des Publikums Ausdruck in einem Bericht über die kritischen Stimmen: „Man wünsche die Räuber zu sehen, welche immer noch den Rang und den Preis über dem Fiesko behalten.“ Stärkeren Erfolg hatte das Drama in Plümickes Verballhornung am 8. März in Berlin. Auch in Frankfurt am Main, wo von Großmann bereits fünf Monate vorher das ursprüngliche, gedruckte Trauerspiel gegeben worden war, fand (am 26. April) die Bühnenbearbeitung kräftigen Beifall. In der freien Reichsstadt und in der Residenz Friedrichs des Großen brachte man dem politischen Stoff ein lebendigeres Verständnis entgegen als in der Pfalz. Während man sich hier mit zwei Wiederholungen (am 25. Januar und 15. Februar) begnügte, sahen die Berliner das Stück elfmal im Laufe desselben Jahres. In mancherlei Bearbeitungen, bald mit glücklichem, bald mit schlimmem Ausgang, nahmen auch die anderen Bühnen den Fiesko nach und nach auf. Am Burgtheater zu Wien brachte Kaiser Joseph II. das republikanische Drama in der von ihm selbst gekürzten Gestalt, als das erste von allen Schillerschen Stücken, am 1. Dezember 1787 „mit aller Pracht“ zur Aufführung.

Die Bitterkeit des Mannheimer Mißerfolges wurde dem Theaterdichter durch den Gedanken an eine Ehrung versüßt, die ihm am Tage vor der Fiesko-Vorstellung widerfahren war: auf Antrag des Vorstandes war er von einer allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft als deren ordentliches Mitglied gewählt worden. Einen Monat darauf gelangte die Bestätigung des Kurfürsten nach Mannheim, am 21. Februar erst wurde Schiller das Patent von Dalberg zugestellt. Aber der Ritter von Klein, der Geschäftsverweser der Gesellschaft, hatte ihm sofort nach der Wahl Mitteilung davon gemacht, und Schiller unterließ es nicht, dem angesehenen Manne für diesen „so schönen Beweis seiner tätigen Freundschaft“ brieflich zu danken. Jetzt erst schien es dem lange Umhergetriebenen, als sollte er festen Fuß in der Pfalz fassen; jetzt durfte der heimatlose Flüchtling sich unter dem unmittelbaren Schutz des pfälzischen Kurfürsten fühlen, die

Kurpfalz als sein zweites Vaterland betrachten. Freudig nennt er sich in einem Brief an Wilhelm von Wolzogen „mit Leib und Seele kurpfälzischen Untertan", und seiner mütterlichen Freundin in Bauerbach schreibt er: „Dieses, meine Beste, ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement, denn jetzt bleib ich." Und auch der höchlich erfreute Vater versäumte nicht, dem Gönner seines Sohnes, dem „insonders höchstzuverehrenden Herrn Geheimen Rat" von Dalberg seinen „untertänigsten und wärmsten Dank" dafür abzustatten, daß er seinem Sohne zu diesem Sitz in der Gesellschaft verholfen habe.

Jetzt galt es, mit einem neuen Siege das Feld zu behaupten. Nach kurzer Rast ging Schiller mit frischem Eifer an die Bühnenbearbeitung seiner Luise Millerin. Er milderte einige Züge, kürzte manches, fügte hier und dort ein paar Neuerungen hinzu und stimmte die zu hohe Sprache einzelner Szenen etwas herab. Hauptsächlich war er darauf bedacht, alle Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten und Verhältnisse zu beseitigen oder zu verhüllen, um unangenehme Folgen zu vermeiden. Noch im Januar konnte mit dem Druck begonnen werden, und im März, zur Ostermesse 1784, erschien das Stück in der Schwanschen Hofbuchhandlung mit einer Widmung an Dalberg. Kurz vorher hatte Schiller bei einem Familienstück Ifflands Pate gestanden und ihm den Titel „Verbrechen aus Ehrsucht" gegeben; als Gegengabe schenkte nun der Schauspieler, um die treibenden Kräfte der Handlung durch den Titel schon anzudeuten, dem „bürgerlichen Trauerspiel" des Theaterdichters den Namen: Kabale und Liebe.

15. Kabale und Liebe.

Nach den Angaben der Karoline von Wolzogen soll der Plan zu Kabale und Liebe zum erstenmale in Schillers Seele aufgetaucht sein, als er im vierzehntägigen Arrest, mit dem er die zweite Reise nach Mannheim zu büßen hatte, über sein Schicksal brütete; eine Mitteilung Streichers aber läßt den Plan erst nach der Flucht, auf der traurigen Wanderung von Mannheim nach Frankfurt, entstanden sein. Jedenfalls also ist er im Aufruhr wogender Lebensstimmungen empfangen worden; jedenfalls gab das Gefühl brutaler Vergewaltigung, die Bedrohung des innersten Seins, die Empörung über die despotische Tyrannei, die den Dichter fort von allem, was er liebte, hinaus ins Elend trieb, den ersten feurigen Anstoß zu der neuen dramatischen Schöpfung. So stark war dieser Anstoß, daß selbst die gewaltsamsten inneren und äußeren Hemmnisse den mit Naturgewalt sich vollziehenden Schaffensprozeß nicht aufzuhalten vermochten. Im Gegenteil, aus den Enttäuschungen eines schwerverletzten Gemüts, aus der bitteren Not der Gegenwart und der drückenden Sorge um die Zukunft, aus all den düsteren, gärenden Stimmungen der grambeschwerten, aber stolzen und wehrhaften Seele schöpfte die zur Gestaltung drängende Phantasie immer neuen Gehalt und zwang die brausenden Elemente, in den mächtig flutenden Strom der Dichtung sich zu ergießen. Alle anderen Forderungen und Anliegen mußten vor der neuen Arbeit zurücktreten. Die werdenden Gestalten der Dichtung hielten den Sinn des Wanderers gefangen auf jener freudlosen Fußreise die

Bergstraße entlang, sie halfen ihm über die traurigen Tage von Sachsenhausen hinweg und ließen ihm in der kümmerlichen Gasthofstube zu Oggersheim keine Ruhe, bis alle „Hauptsachen“ des Planes im Reinen waren und die Anzahl der Personen sowie ihre Verwendung klar und bestimmt vor seinem Auge standen. Nur widerwillig ließ sich der Dichter durch die unvermeidliche Umarbeitung des Fiesko eine Weile davon abziehen. Aber kaum fühlte er sich in Bauerbach geborgen, da hoffte er auch schon „nach Verfluß von vierzehn Tagen sein neues Trauerspiel zustande zu bringen“. Mitte Februar 1783 scheint er es, wie wir sahen, in der Tat im wesentlichen abgeschlossen zu haben. Später allerdings machten die Wünsche Dalbergs und die Rücksichten auf das Mannheimer Theater eine Neubearbeitung und dann wieder neue Veränderungen nötig, die der Dichter bald in fliegender Eile, bald stockend und schleppend, selten mit großer Lust zwischen den Zerstreuungen des Bauerbacher Sommers und weiterhin in Mannheim vornahm.

Zahlreiche stoffliche Elemente und Keime, Bilder und Motive zu Kabale und Liebe lagen längst bereit in des Dichters Seele; ähnliche Tendenzen und Stimmungen waren bereits früher hervorgetreten. Schon in dem jungen Eleven lebte die glühende Überzeugung von der rächenden Sendung des „Liedes“. In die Schicksalswage des „Eroberers“ war am Tage des letzten Gerichts entscheidend der Fluch des Dichters gefallen. Den „Erdengöttern“ hatte manches drohend warnende Wort des zürnenden Lyrikers gegolten, und schlechte Minister und andere Verderber des Volkes waren in den Räubern gebrandmarkt worden; Kosinsky hatte dort erzählt, wie das Lebensglück zweier Liebenden durch die Tücken eines vornehmen Kupplers zerstört wurde. Und in sein republikanisches Trauerspiel hatte Schiller das Motiv vom Gegensatz der Stände durch die Berthaepisode mit in die politische Erhebung hineinspielen lassen.

Was an diesen früheren Stellen drohend sich angekündigt hat, wird in dem bürgerlichen Trauerspiel ausgeführt. Aus einer allgemeinen „Bitterkeit gegen die unidealische Welt“, aus einer Auflehnung gegen die gesamte verkehrte Weltordnung und Menschen-

satzung, gegen alle Unnatur und Verknöcherung, aus einer dunklen Sehnsucht nach Reinheit und Glück waren die Räuber hervorgegangen, eine feierliche Proklamation der Menschenrechte. Diesmal galt es, gegen ganz bestimmte soziale Mißverhältnisse und Mißbräuche, gegen die von den Fürstenhöfen ausgehende Verderbnis und die Knechtung des bürgerlichen Standes, gegen die Vorurteile und den Hochmut der Großen flammenden Protest zu erheben. Schiller brauchte bloß auf den Kreis heimischer Erfahrungen zurückzugreifen, um Zustände und Charaktere, Bilder des höfischen Lebens und Gegenbilder aus dem Bürgertum zu zeichnen. Wer die Geschichte der zucht- und zügellosen Zeit Herzog Karls und seiner Vorgänger kennt, weiß, woher der Dichter die brennenden Farben zu seinem Zeit- und Sittenbilde geholt hat. In Stuttgart lebte der Fürst, den die Zofe seiner Favoritin als „den schönsten Mann, den feurigsten Liebhaber, den witzigsten Kopf in seinem ganzen Lande" preist; der für die Laune eines Augenblicks „Paradiese aus Wildnissen" hervorzaubert und „das Mark seiner Untertanen in einem Feuerwerk" hinpufft. In des Dichters Heimat war der allmächtige Günstling (Montmartin) zu Hause, der durch den Sturz seines Gegners (Rieger) emporkam, der als Diener seiner Lüste den Fürsten beherrschte und das Volk verdarb; dort gediehen die nichtsnutzigen und nichtswürdigen Höflinge; dort war nach der schändlichen Wirtschaft in- und ausländischer Buhlerinnen eine tugendsamere Frau Gebieterin des Herzogs geworden, die ihn zum Werkzeug ihrer besseren Absichten zu machen suchte und doch Ämterschacher, Verkauf der Landeskinder und herrische Willkür nicht völlig hindern konnte. Diese Beziehungen waren so auffallend, daß Schiller noch vor der Aufführung, wie Streicher bezeugt, den Schauplatz und die Personen durch Änderungen weniger kenntlich zu machen suchte. Gleichwohl verwahrte sich noch zehn Jahre später die Stuttgarter „Noblesse" gegen die Aufführung eines Dramas, in dem sie „gar zu sehr mitgenommen" sei.

Auch das Gegenstück zu den herrschenden Klassen, das gedrückte und sich duckende Bürgertum, hatte Schiller in seiner Heimat

zur Genüge kennen gelernt: schroff geschieden von den Oberen durch Herkommen und Vorurteil und doch zum Teil schon angesteckt von der Fäulnis der Großen, erstarb man vor ihnen in Devotion und schielte zugleich nach der verlockenden Herrlichkeit ihres glänzenden Scheinlebens, machte in Stunden des Grolls eine Faust im Sacke oder schaffte sich gar in Augenblicken höchster Erbitterung in kräftigen Worten Luft. Als eine Verkörperung gesunder bürgerlicher Art, als die leibhaftige Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit stand dem Dichter von früh auf sein eigener Vater vor Augen: nichts haßte der wackere Hauptmann mehr als Flitter und Schein, nie wetterte er heftiger, als wenn ihm Frau Dorotheas Ansprüche für ihre Töchter über den Stand hinauszugehen schienen. Und auch dem Sohn warf er gelegentlich vor, daß er nur aus Mangel an Demut und Zufriedenheit nicht in der „Mittelstraße" habe bleiben wollen. Wenn wirklich der Musikus Miller, wie eine schwäbische Überlieferung behauptet, nach einem Stuttgarter Original gebildet worden ist, so hat er offenbar doch auch vom Vater des Dichters bedeutsame Züge erhalten.

Fort und fort, auch in der Bauerbacher und Mannheimer Zeit, erlebte und sah der Dichter manches, was seinem Drama neue, belebende Elemente zutrug. Er hat in der thüringischen Einsamkeit Shakespeares „Romeo und Julie" und „Othello" mit um so mehr Gewinn gelesen, weil er zu gleicher Zeit die holden Schmerzen der Liebe und die Qualen der Eifersucht in seiner Neigung zu Lotte von Wolzogen selbst durchleben mußte. In Ferdinands Stimmungen spiegeln sich diese Erlebnisse wieder. Und wenn Luise später von Karoline Ziegler, der Braut Becks, die „Vergißmeinnichtaugen" empfangen hat, so ist sie doch auch, wie damals Lotte, eben „sechzehn gewesen" und „das schönste Exemplar einer Blondine". Wie Ferdinands Geliebte mußte auch der Dichter den Gegensatz zwischen Adelig und Bürgerlich empfinden, als ihm der adelige Nebenbuhler vorgezogen wurde, und sein Haß gegen den angestammten „Adelsbrief", seine Bewunderung für den Adel der Empfindung, der in jenem Hochzeitsgedicht an die Pflegetochter

der Frau von Wolzogen so heftig hervorbricht, lebt in seinem Helden wieder auf. Selbst zwei Namen im Stück weisen auf Bauerbacher Eindrücke zurück: kurz vor Schillers Ankunft hatte die liebliche Eleonore von Ostheim, eine Verwandte der Frau von Wolzogen, dem weit älteren, wegen Unlauterkeit abgedankten weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb aus bloßen Standesinteressen die Hand reichen müssen, — und so wurde der Name dieses Mannes in dem Hofmarschall der Lächerlichkeit preisgegeben, ein Fräulein von Ostheim dagegen dem Helden von seinem Vater als „die untadeligste Partie im Lande“ vorgehalten. Und in den Tagen, da der Dichter die letzte Hand an sein Werk legte, stand er unter dem Eindruck der Kämpfe des Schauspielers Beck und seiner Braut, deren Liebesglück durch konfessionelle und gesellschaftliche Vorurteile fast vernichtet worden wäre.

Mit diesen erlebten Motiven verbanden sich freilich auch allerlei erlernte, von literarischen Vorgängern übernommene Elemente. Nachdem das „bürgerliche Trauerspiel“, im Gefolge der Engländer und Franzosen und in enger Fühlung mit dem empfindsamen und moralischen Roman, auch in Deutschland „Helden“ bescheidener Herkunft, nicht bloß mehr Fürsten und Großen, den Zutritt zur Bühne erobert hatte, ließen sich die Dichter bald jene so bitter empfundenen Gegensätze der Stände nicht mehr entgehen, da gerade sie die Keime zu tendenziösen Anklagen und lebhaften dramatischen Konflikten mit rührenden Wendungen und tragischen Katastrophen bargen. Rousseau, der große Anreger, hatte mit seiner „Neuen Heloise“ (1761) das fernhin wirkende Zeichen zur Aufnahme des literarischen Kampfes für die Naturrechte des Herzens und gegen die beschränkenden Standesvorurteile gegeben, nachdem schon Diderots rührseliges Drama „Le père de famille“ (1759) das Thema behutsam angerührt. In das Tugendpathos hatte als erster Lessing politische Töne gemischt, als er den in modern-italienisches Gewand gekleideten Virginiusstoff in der „Emilia Galotti“ (1772) mit dem Herzschlag der Zeit in Verbindung setzte. Wie wenig auch die Gesetzmäßigkeit dieses klassisch-kunstverständigen Dramas den

kraftgenialischen Propheten der Regellosigkeit behagen mochte, begierig griffen die Lenz und Klinger und Wagner doch das zeitgemäße Motiv auf und machten den Unterschied der Stände in mannigfachen Variationen zur Grundlage mehr oder weniger dramatischer Handlungen. Aber sie vermochten weder Personen noch Motive auf der vornehmen Höhe des Lessingschen Dramas zu halten; mit einem derben Naturalismus, der zuweilen von der rohen Lust am Niedrigen und Gemeinen schwer zu unterscheiden ist, verbanden sie ungestüm und rücksichtslos die tendenziöse Behandlung von Tagesfragen und Zeitproblemen, ohne sich über die Enge privater Misere und eine gewisse Lebenswahrheit im einzelnen erheben zu können. Sie glaubten, den Gegensatz der Stände und der sittlichen Anschauungen erschöpft zu haben, wenn sie ein bürgerliches Mädchen, das entweder von Haus aus, infolge einer gemein sinnlichen Natur, aller Widerstandskraft bar oder durch empfindsame Lektüre haltlos geworden war, zum Raub der Begehrlichkeit eines vornehmen Verführers oder zum Opfer der hochmütigen Familie eines feigen Liebhabers werden ließen. Der Fall der Unglücklichen, Kindesmord, Selbstmord, häufig verschärft durch Wahnsinn, bilden die, oft zufällig herbeigeführte, Katastrophe, wenn diese nicht, wie in dem allen tragischen Spitzen ängstlich ausweichenden „Deutschen Hausvater“ des Freiherrn Otto von Gemmingen, noch rechtzeitig vermieden wird.

Wie es nun immer zu geschehen pflegt, wenn ein neues Vorbild, von Zeitgeist und Mode begünstigt, die Schaffenslust ganzer Gruppen von Dichtern auf ähnliche Stoffe und die nämlichen sittlichen und sozialen „Fragen“ hinlenkt, so bürgerten sich auch damals mit dem Hauptthema der neuen dramatischen Gattung bald gewisse typische Gestalten, Charakterzüge und Situationen ein, die trotz des Zuwachses von neuen Elementen ihren Ursprung von Lessings Dichtungen nie ganz verleugnen können. An der Spitze einer langen Reihe von derb polternden Vätern marschiert der Oberst Odoardo Galotti; seine Gattin, die schwache Claudia, ist die Vorläuferin vieler einfältigen Mütter. Auf die leidenschaftliche

Marwood und die stolze Orsina Lessings folgten unzählige verführerische „Machtweiber“, die einen schwankenden Mann seinem empfindsamen Mädchen abspenstig zu machen suchen. Auch Schiller steht nicht außerhalb dieser Tradition. Sicher ist, daß er Stücke dieser Art, wie Wagners „Reue nach der Tat“ und „Die Kindermörderin“, gelesen und in dieser „rührende Züge und interessante Situationen“ gefunden hat; daß er Gemmingens philiströsen „Hausvater“, offenbar seiner Gesinnung und Bühnenwirksamkeit wegen, „ungemein gut“ befunden und die Lessingschen Dramen eifrig studiert hat. Wer möchte leugnen, daß der Dichter aus diesen und anderen Stücken manchen treffenden Zug und vielerlei Anregung für Kabale und Liebe gewonnen, daß namentlich Lessings meisterhaft behandelter Dialog auf seine Ausdrucksweise mäßigend und vorbildlich eingewirkt hat? Gerade durch diese Fähigkeit früh zu lernen unterscheidet sich Schiller von den eigentlichen Stürmern und Drängern, nicht am wenigsten erweist sich darin seine geniale dramatische Begabung.

Schiller lernte eben, was zu lernen war, aber in bloßer Nachahmung blieb er an keiner Stelle stecken. Was er an Charakterschablonen und Situationen aufgriff, das hat er in Wahrheit zu seinem Eigentum gemacht, indem er das Übernommene mit seinen Absichten aufs innigste verband, es mit persönlichem Gehalt, mit Blut aus seinem eigenen Herzen füllte. Weit hinaus über die niedrige, dumpfe Sphäre der Sturm- und Drang-Dramen trug ihn sein hochfliegender Idealismus, sein aufs Allgemeine gerichteter Geist und der heiße Drang eines groß, rein und tief empfindenden Herzens. Die anderen mochten sich mit abgerissenen Szenen, oberflächlichen Konflikten, zufälligen Katastrophen oder rührenden Wendungen begnügen: seiner leidenschaftlichen und willenskräftigen Natur entsprach es, den Dingen auf den Grund zu gehen und die unversöhnlichen Widersprüche des Lebens bis zu den letzten Folgerungen des tragischen Konfliktes zu treiben. Daß die Mächte der Willkür und der Selbstsucht, der Herrschgier und des Ehrgeizes, des Hochmutes und der Vorurteile sich im Leben rücksichtslos

auswirkten, das hatte er ja leidvoll am eigenen Leibe erfahren. Aber in sich fühlte er auch die Kraft, sich selbst und sein Wollen gegenüber jenen Mächten zu behaupten und sich innerlich über sie zu erheben. Wer so in seinem persönlichen Ringen die Tragik des Lebens erdulden mußte, wie hätte der in dem dichterischen Abdruck dieses Lebens den grausamen Notwendigkeiten aus dem Wege gehen sollen? Nein, zwischen den starren Forderungen dieser bösgearteten, heillos verwirrten Welt und den heiligsten Empfindungen und Rechten des Herzens gab es für ihn kein Paktieren, sondern nur Kampf auf Leben und Tod.

Bei solcher Naturanlage und Lebensauffassung mußte der Dichter, wenn er ein Lieblingsthema der Zeit, die durch Standesunterschiede gefährdete Liebe, dramatisch behandelte, seine Gestalten weit über das niedrige Niveau der Geniedramen hinaus, zu den Höhen echter Tragik emporheben. Und noch ein anderes stellt das Werk Schillers über alle bürgerlichen Trauerspiele der Zeit: indem der Dichter von dem tragischen Konflikt seines Dramas die Verbindungslinien zu den Höhen und den Tiefen der Gesellschaft zog, indem er der armen Geigersfamilie die Allmächtigen des Hofes auf offener Szene, Volk und Fürst einander im Hintergrunde gegenüberstellte, verstärkte er nicht nur den Konflikt selbst, sondern hob auch den tragischen Fall aus dem engen Rahmen des Einzelschicksals in den weiten öffentlicher Verhältnisse: von hier aus gewinnen wir einen erschütternden Einblick in die Mißstände der kleinstaatlichen Willkürherrschaft, das Drama wird zum Spiegel der Zeit. Der einzelne Fall beleuchtet deren Gesamtcharakter und empfängt von diesem wieder seine Bestätigung.

Ermessen wir die Bedeutung dieses Sachverhalts! Was Schiller schmerzlich erfahren hatte, das duldeten ja nicht nur die Schwaben, sondern das ganze deutsche, in Hunderte von Vaterländchen zersplitterte Volk seufzte unter derselben Mißwirtschaft, derselben Willkür, demselben Kastengeist. Man murrte über individuelle Bosheit oder Gewalt, die biedermännische Entrüstung aber spürte nicht, daß die Quelle von Sünde und Schuld in einer ver-

kehrten Rechtsordnung und nicht weniger in dem Sklavensinn der Unterdrückten als in der Brutalität der Unterdrücker lag. Darum fügte man sich immer wieder ins scheinbar Unabänderliche und Unvermeidliche. Wo war der Gewissenskündiger, der dem erstickenden Herzen des Volkes Luft machte? Gewiß, auch Lessing, der Dichter der Emilia Galotti, hatte den Blitz der Tragödie über Fürstenränke und Bürgernot in einem italienischen Staate aufleuchten lassen, und vom fernen Himmel war ein zuckender Schein auch in die schwüle Atmosphäre der deutschen Zustände gefallen. Aber Guastalla war nicht Deutschland, hinter Odoardo stand kein empörtes Volk, das sein Wehe zum Himmel aufschrie, Was Lessing versprochen hatte, was seine Nachfolger versuchten. führte Schiller aus. Sein im Sturm anbrausendes Pathos riß alle Masken ab und fuhr wie ein reinigendes Wetter in die von schwülen Dünsten bedrückte Zeit. Und was ihm selbst dichterische Befreiung von innerem Druck und Drang brachte, war zugleich auch ein gewaltiger Erlösungsruf für die Volksgenossen. Hier wurden die Ränke und die Verderbtheit der Höfe nicht mehr mit zahmen Ausfällen bloß und mit heimlichen Anspielungen nebenbei bekämpft: Menschen und Dinge wurden frei und ohne Bedenken mit vollem Namen genannt und in die grelle Beleuchtung der Bühne gerückt Nicht in verstreuten Zügen und matten Farben, sondern in einem voll ausgeführten, einheitlichen, farbenkräftigen Bilde, nicht in einem fernen Zeitalter oder in fremdem Lande, sondern in der unmittelbaren Gegenwart der eigenen Heimat wurde die Zerrüttung der Zeit dargestellt. In seinem bürgerlichen Trauerspiel machte der Dichter wahr, was er in der Rede über die Schaubühne bald danach aussprach: „Wenn die Gerechtigkeit für Geld verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Laster spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl.“

Vor das tragische Hochgericht fordert der Dichter Fürst und Volk, Adel und Bürgertum, nicht bloß die tyrannische Willkür,

sondern auch den feilen Knechtessinn: die Verkehrtheit der Zustände oben und unten. Der Dichter ist Ankläger und Richter. Wird er in seiner Entrüstung „Schwert und Wage" gerecht handhaben? Sein Endurteil muß es erweisen. Mit anderen Worten: wenn der Ausgang der dramatischen Handlung jedem gegeben hat, was ihm nach der inneren Notwendigkeit seiner Verhältnisse und seines Charakters gebührt, wenn aus dem Gegenspiel von Selbstsucht und Leidenschaft, von sozialer Mißordnung und trotzigem Einzelwillen sich der beruhigende Ausblick auf eine höhere Ordnung ergibt, dann hat der Dichter gerecht seines Amtes gewaltet; die künstlerische Führung der dramatischen Handlung aus den Charakteren heraus verbürgt die poetische Gerechtigkeit und die rechte Wirkung des tragischen Ausganges.

Von der Wahrheit der Charaktere also wird zunächst alles übrige abhängen. Von vornherein kommt es diesmal der dichterischen Charakterzeichnung zu gut, daß sie an Selbsterlebtes und wirkliche Verhältnisse sich hält. Die Tatsächlichkeit der kulturellen Zustände spricht ohne weiteres für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der handelnden Personen. Wenn das hellere Licht auf die bürgerliche Seite, die tiefsten Schatten auf die vornehmen Kreise fallen, so liegt das zuletzt nicht an der Verbitterung und Entrüstung des Dichters, sondern an den Erfahrungen und Zuständen, die ihn, wie alle nach neuem Leben sich sehnenden Menschen des Rousseauschen Zeitalters, zu solcher Auffassung zwangen.

Im Mittelpunkt des dramatischen Konfliktes stehen zwei Liebende, die nichts wollen als ihre Liebe, — eine Liebe, der gegenüber die Welt mit ihren Freuden und Gütern in nichts versinkt. Aber eine Kette von unüberwindlichen Mächten hält diese Liebe in engsten Schranken. Unmittelbare Gefahr droht ihr von da, wo das volle Glück der Liebenden die stärksten Lebensinteressen verletzen würde; droht ihr von Kreisen, die mit Macht und List und Leidenschaft gerüstet sind zur Behauptung und Durchsetzung ihrer selbstsüchtigen Absichten. Das ist der Präsident mit seinen Helfershelfern, neben ihnen Lady Milford.

Der Präsident ist ganz erfüllt von den allgemeinen Vorurteilen seiner Standesgenossen gegen das „Bürgerpack“. Aber er ist mehr als ein bloßer Vertreter hochmütigen Kastengeistes, er ist auch mehr als ein durchtriebener Kenner aller abgefeimten Hofkünste, mehr als ein gewissenloser Günstling. Imponierend an dem Bösewicht ist schon die Überlegenheit seines Geistes und Willens über seine gesamte Umgebung. Fest und sicher, des Befehlens gewohnt, tritt er überall auf und herrscht mit Wort und Gebärde. Furchtbares liegt hinter ihm: sein Weg zur Höhe der Macht hat über Leichen geführt. Auf dieser Höhe will er sich halten, dazu ist ihm kein Mittel der Gewalt und Tücke zu schlecht, kein Helfer zu erbärmlich und gemein. Der Dichter hat hier schwarz gemalt, aber lebten die Süß und Montmartin und Wittleder anders im Gedächtnis des schwäbischen Volkes? Und ein vermessener Zug ist es, der diesem selbstsüchtigen Scheusal eine besondere, unheimliche Größe verleiht: nie zu sättigender Ehrgeiz drängt ihn, seine Macht noch über das Grab hinaus zu behaupten, selbst im Tode noch die Lebenden unter seinen herrischen Willen zu beugen. Sein Sohn soll der Erbe seiner Herrschaft sein: diesem Plane zuliebe ist der Vater mit seinem Gewissen und dem Himmel zerfallen, durch nichts wird er sich von der Durchsetzung seines Willens abbringen lassen. Und nun sollte sich dieser kühne, rücksichtslose Pläneschmied durch die kindische Schwärmerei eines Jünglings das Werk seines Lebens vernichten lassen? Im Ernst glaubt der Präsident gar nicht an diese Möglichkeit, kann er nicht daran glauben, weil seine Hofschlauheit und Menschenkenntnis ihn nur mit der Gemeinheit und Niedrigkeit rechnen gelehrt haben, weil ideale Antriebe außerhalb seiner Natur und Erfahrung liegen. Also: zwingen muß man den Jungen zu seinem Glück, mit Gewalt oder mit List. Das ist die Liebe dieses Vaters, wie er sie versteht: eine erweiterte, das ganze Sein des Sohnes zu ihren Zwecken zwingende Selbstsucht. Erst an der Leiche des Einzigen soll dem um den Preis all seiner Mühen Betrogenen ein furchtbares Licht darüber aufgehen, wessen wahre Liebe und Leidenschaft fähig sind: daß es Gewalten gibt, von denen der bloß be=

rechnende Verstand nichts ahnt ... Ein störender Zug, abgesehen von den Gewissensbissen, unter denen der Präsident zu leiden vorgibt, ist an dieser einheitlichen Gestalt: die psychologische Unwahrscheinlichkeit, daß dieser fein berechnende Kopf seinen schwärmerischen Sohn zum Mitwisser seiner Freveltat gemacht haben oder doch ruhig als selbstverständlich annehmen soll, der Jüngling müsse in sie eingeweiht sein. Man kann hier allerlei zur Erklärung ausklügeln, die Dichtung selbst aber bietet dazu keine festen Stützpunkte. Nur ein Umstand mildert die Sache: jene Mitteilung liegt vor dem Drama. Jedenfalls aber braucht der Dichter die Mitwisserschaft Ferdinands: ohne diese Voraussetzung könnte der Sohn sonst am Schluß des zweiten Aktes den Angriff des Vaters nicht abschlagen, da er ihn, den Verbrecher, nicht in seiner Gewalt hätte.

Als Helfer stehen dem Präsidenten der Hofmarschall von Kalb und der Sekretär Wurm zur Seite: neben dem großen Bösewicht der lächerliche Halunke und der gemeine Schuft. Uns mögen in dem Bilde dieser beiden Charaktere die Farben etwas grell aufgetragen scheinen, aber darüber kann kein Zweifel sein, daß auch solche Pflanzen auf dem Sumpfboden eines verderbten Hofes und des von ihm angesteckten Beamtentums gediehen. Ist ihre Verbindung mit dem Präsidenten wahrscheinlich? Sicherlich! Das Leben strafte den Dichter gewiß nicht Lügen, und er selbst hat das edle Paar mit guten Gründen und Absichten in die dramatische Handlung eingesetzt. Kann es einen grausameren Hohn auf die Scheingröße eines duodezstaatlichen Ministers geben, als daß sich der ehrgeizige Präsident so schäbiger Kumpane zur Erreichung seiner Zwecke bedienen muß? Aber auch sie suchen bei dieser Dienstfertigkeit ihre eigene Rechnung, die sie nur durch den Erfolg ihres Herrn und Meisters finden können. Kalb besonders ist eine von dem Bedürfnis nach Vollkommenheit der Schilderung höfischen Lebens geradezu geforderte Figur. In der Gestaltung dieser zugleich um den Preis der Schlechtigkeit und Dummheit ringenden Hofschranze konnte sich des Dichters satirischer Humor vollauf genüge tun. Die Nichtigkeit eines lächerlichen Schein- und

Förmlichkeitswesens, die Servilität und die falschen Ehrbegriffe, die Nichtswürdigkeit und Hinfälligkeit dieses saft- und kraftlosen Gelichters konnte nicht besser getroffen werden als in diesem „bisamduftenden“ Eintagsgeschöpf der Hofgunst, — einem „Bonmot von vorgestern, der Mode vom vorigen Jahr“, sobald ihm die fürstliche Gnadensonne nicht mehr scheint. Daß der ebenso niederträchtige wie feige Geck keinen Schuß Pulver wert ist, beweist er selbst in der mit tragischem Humor gesättigten Szene mit Ferdinand im vierten Akt. Für den Dichter aber ist er mehr als ein taugliches Objekt seiner satirischen Laune. Durch die Komik seiner Erscheinung wirkt der „Mann des Jammers“ dem allzu beängstigenden Eindruck entgegen, den die Personifikationen des absolut Schlechten und Gemeinen machen. Zugleich aber dient der überall herumwirbelnde, allezeit um ein Nichts geschäftige, in alle Boudoir-, Toiletten- und Küchengeheimnisse eingeweihte Neuigkeitenjäger dem Dichter, wie der Mohr im Fiesko, als stets bereiter Mittelsmann. Als solcher ist er fest in die dramatische Handlung eingefügt, die durch seine Dienste wesentlich vereinfacht wird.

Als Mittler, aber mehr nach den unteren Kreisen hin, macht sich auch Wurm, der Schleicher und Schnüffler, nützlich. In ihm ist die gewissenlos dienstfertige und grenzenlos selbstsüchtige Servilität der von dem höfischen Gifte angesteckten subalternen Beamtenkreise verkörpert. Schon in dem häßlichen Äußeren des widrigen Kerls mit den kleinen tückischen Mausaugen, den brandroten Haaren und dem herausgequollenen Kinn prägt sich — getreu nach der physiognomischen Lehre des jungen Mediziners von der „innigen Korrespondenz der beiden Naturen“ — die gemeine Seele und ihr niedriges Trachten aus. Er hinterbringt dem Präsidenten die Nachricht von dem „Attachement“ des Sohnes zu der „Bürgerkanaille“, und der alte Miller kennt ihn als Spion: „Das ist just so ein Musje, wie sie in der Leute Häusern herumriechen, . . . und springt einem ein naseweises Wort übers Maul — bumbs! haben's Fürst und Mätreß und Präsident. . .“ Er ist ein Teufel, der aus Rachsucht, Neid und Begehrlichkeit die Kabale wider die Liebenden anspinnt.

Seine Liebe zu Luise wird ihrem Wesen nach nicht recht deutlich; immerhin begründet die Zurückweisung, die der Rachsüchtige erfährt, seine satanische Dienstfertigkeit gegenüber dem Präsidenten, mit dem er ohnedies durch eine verbrecherische Vergangenheit verbunden ist. Die Intrige mag sonst ein schlechter Notbehelf der Dramatiker sein: hier ist sie dem Charakter Wurms und seines Auftraggebers ebenso angemessen, wie sie (nach Palleskes treffendem Wort) zu dem vollständigen Abdruck eines Jahrhunderts gehört, in dem der feige, auf krumme Wege sinnende Verstand eine charakteristische Macht war. Und auch auf die Charaktere der Liebenden, das wird sich noch herausstellen, ist der Plan wohl berechnet, — er gelingt, aber mit ganz anderem Erfolge, als seine Urheber erwarten. Unter dem markerschütternden Eindruck der Katastrophe, bei dem Zusammenbruch aller seiner auf Schliche und Ränke gebauten Hoffnungen, verflucht und preisgegeben von seinem Meister, schreit Wurm in der Verwirrung seiner Sinne das Verbrechen laut aus; da er sich selbst verloren sieht, gewährt es seinem rachsüchtigen Gemüte noch einen besonderen Kitzel, Arm in Arm mit dem hochadeligen Genossen, der herrisch allezeit über ihn gebot, zur Hölle zu fahren. Man hat dies zu „dämonisch“ für den gemeinen Spitzbuben gefunden. Aber die gewaltige Stimmung des Augenblicks erklärt auch die rasende, selbstvernichtende Wildheit des mit all seiner List zu Spott und Schanden gewordenen Bösewichts. Seinem Grundmotive, der Rachsucht, bleibt er auch hier getreu, nur nimmt sie in jähem Umschlag eine neue Richtung und wird, ohne es zu wollen, zu einem Werkzeug höherer Gerechtigkeit: die Schlechtigkeit hat sich selbst gerichtet.

In dem Bilde höfischen Lebens würden die intimsten Züge fehlen, wenn nicht auch die fürstliche Favoritin ihre Stelle darin fände. Erst die Lady Milford führt uns in die innersten Gemächer des Fürstenpalastes, bis zum Fürsten selbst heran; sie erst veranschaulicht und erklärt uns ganz die Ursachen dieses üppigen Treibens, der sinnlosen Verschwendung des Hofes und der schändlichen Aussaugung des Volkes, dieses ganzen tollen Ränkespiels um Gunst und Einfluß. Wer die Mätresse für sich hat, beherrscht

den Fürsten: damit dieser im Netz der Familie von Walter bleibe, soll Ferdinand um jeden Preis die allmächtige Lady heiraten. So wird sie die eigentliche Triebfeder der gegen die Liebenden gespielten Kabale. . . Aber aus dieser mehr passiven Rolle im Hintergrund, wie sie der Mätresse ursprünglich wohl zugedacht war, rückte sie der Dichter mitten in die Handlung hinein. Sein Interesse an der Lady wuchs allmählich, als er nach Dalbergs erneuter Annäherung das Drama in Bauerbach wieder bearbeitete: die „privilegierte Buhlerin“, in der offenbar die ganze Abscheulichkeit der Mätressenwirtschaft sich verkörpern sollte, nahm immer mehr Züge von edler Leidenschaft und tugendstolzer Größe an. Diese ideale Zeichnung der Mätresse wurde dem Dichter wohl nahe gelegt durch seine Jugenderinnerungen an Franziska von Hohenheim; sie entsprach auch der empfindsamen Auffassung einer Zeit, die gerade bei den Opfern der Leidenschaft edleren Regungen noch nachzuspüren liebte. Aber auch die Bedürfnisse des Theaters sowie künstlerische Rücksichten schienen die Ausgestaltung dieser Figur zu verlangen. Ihr Wesen konnte sich dramatisch nur entfalten, wenn sie selbst in das Triebwerk der Handlung eingriff. Nun hätte aber die Teilnahme an der Kabale herzlos berechnender Selbstsucht ihrer Natur wenig entsprochen; zu wirksamen Szenen bot nur die Gegenüberstellung des Liebespaares und der Mätresse Gelegenheit. Sie muß Ferdinand aus Liebe für sich zu erringen, und als ihr dies fehlschlägt, das Bürgermädchen zur Entsagung zu zwingen suchen. So wird das Gegenspiel um ein neues erwärmendes Moment bereichert, der ganze Konflikt vertieft, aber es geht nicht ohne empfindliche Schwankungen und Widersprüche ab. Schlimm ist es schon, daß die beiden Parteien des Gegenspiels getrennt marschieren müssen und doch nie zu einem vereinten Schlagen kommen können; schlimmer, daß die verschiedenen Elemente in der Lady selbst nicht zu einer einheitlichen Gestalt verschmolzen sind und daß infolgedessen auch die Milfordszenen in sich nicht klar verlaufen. Ihrer Kammerjungfer gegenüber bezeichnet sie Ehrgeiz als den Beweggrund ihres Handelns, dem Major aber gibt sie

Liebesbedürfnis und Wohltätigkeitsdrang als die entscheidenden Motive an; eben noch hat sie die Erzählung des Kammerdieners von den furchtbaren Plagen des Volkes aufs tiefste erschüttert, und wenige Minuten später schon wiegt sie sich in dem stolzen Wahn volksbeglückender Verdienste. Am Ende der großen Szene mit Ferdinand will sie „alle Minen springen“ lassen, aber von dem so laut angekündigten Kampfe bekommen wir lange nichts zu hören und zu sehen. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Aktes macht sie sich an die Ausführung ihrer Drohung: sie will Luise zur Entsagung zwingen und zwingt das im Innersten bereits gebrochene Mädchen doch nur zu einer Rolle, deren selbstbewußte, überlegene Durchführung weder dem Charakter noch der Stimmung des armen Kindes entspricht. Gedemütigt bleibt Lady Milford zurück; nach kurzem Ringen mit sich selbst rafft sie sich zu dem höchst wichtigen, übrigens nicht weiter motivierten Entschluß auf, ihrer Liebe und ihrer Herrlichkeit zu entsagen: „Großmut allein sei jetzt meine Führerin“, und unmittelbar danach tritt wieder ein anderes Motiv in Kraft: der Gedanke an den Fluch des Landes, das in der Szene mit dem Kammerdiener bereits in ihr erwachte Schuldgefühl. Die Wandelbarkeit ihrer Entschlüsse und Empfindungen, das Widerspruchsvolle zwischen ihren schönen Worten und ihrem Tun ließe sich ja als die Grundlage ihres Charakters denken, aber dann durfte die Handlung nicht darunter leiden, durfte Luisens Stellung im Gefüge des Ganzen nicht verrückt werden. Die Mängel dieses Frauencharakters, durch welche übrigens die Folgerichtigkeit der dramatischen Entwicklung im ganzen kaum bemerkenswert geschädigt wird, lassen sich aus der Art erklären, wie er nach und nach im Geiste des Dichters sich gestaltet hat.

Wie ist nun Ferdinand in diese von Selbstsucht und Leidenschaft bewegte Welt gestellt? In dem jugendlich hochgestimmten Idealisten glüht Schillers Feuerseele, atmet des Dichters Freiheitsbegeisterung. Inmitten einer verderbten Hofgesellschaft hat der Sohn dieses Vaters sein Herz rein erhalten, seine kräftige Natur bewahrt. Ist das möglich? Man hat wohl unter dem Einfluß wissenschaftelnder

Vererbungsdichter diese törichte Frage gestellt, trotzdem das Leben tagtäglich beweist, daß Kinder sich ganz anders entwickeln, als nach ihren Eltern zu erwarten war. Den Fanatikern der Theorie bleibt noch der Trost, daß Ferdinands unbekannte Mutter und seine Großeltern Biederleute gewesen sein mögen. Wir beruhigen uns bei des Dichters Annahme. Übrigens haben ja auch fremde Einflüsse bei Ferdinands Entwicklung mitgespielt: er hat „Grundsätze von Akademien mitgebracht", Rousseausche Ideen von den ewigen Rechten des Herzens, von Gesinnungsadel und Geistesfreiheit eingesogen. Die beseligende Macht reiner Liebe hat ihn über allen Schmutz des Lebens weit hinausgehoben. Und ist er nicht trotzalledem mit tausend Banden an seinen Stand gebunden? Kann er die Herkunft von seinem Vater verleugnen? Wie dieser ist er eine herrische, rücksichtslose, ja gewalttätige Natur, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen. Willenskraft ist beiden gemeinsam, aber die Richtung des Wollens unterscheidet Vater und Sohn. Dieser hat andere „Begriffe von Größe und Glück" als der Präsident; er verzichtet, wie sein Dichter in den Bauerbacher Tagen, auf alle Träume von zukünftiger Größe: in seinem Herzen liegen alle seine Wünsche begraben. Von diesem Sehnen nach innerlichem Glück erfüllt, ist er dem Bürgermädchen begegnet, und sein Gefühl spricht deutlich: „Dieses Weib ist für diesen Mann." Sie ist ihm von Ewigkeit her bestimmt. Gegenüber dieser beseligenden Harmonie der Herzen verlieren die Pflichten gegen Staat und Familie, das Herkommen und der Unterschied der Stände und der Anschauungen für ihn jegliche Bedeutung. Zwar das weiß er: in den Augen der Welt sind es „vermessene Hoffnungen", in denen er selbst sich wiegt, die er in dem Herzen der Geliebten weckt. Mögen Kämpfe und Leiden daraus entstehen: er ist bereit, die Gemeinschaft der Herzen ist unteilbar: „Wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Akkordes auseinanderreißen?" Die Gefahr steigert seinen Mut; gerade weil er des allmächtigen Präsidenten Sohn ist, „eben darum" glaubt er, über die Gebirge von Hindernissen zwischen ihm und Luise hinwegfliegen zu können. Als echter

Sohn seines Vaters setzt er Willen gegen Willen: gegen die offene Gewalt weiß er sich zu wehren, selbst die reizende Erscheinung und die ergreifende Erzählung der Lady vermögen ihn von seiner Liebe nicht abzuziehen. Aber wird seine unbedingt sich hingebende Liebe, die den schwersten Proben der Pietät und des Mitleids standhält, nicht auch das Gleiche von der ganz anders in die Welt gestellten Geliebten verlangen? Ist sein reiner Sinn auf schleichende Kabalen gefaßt, sein heftiges Gemüt gegen Argwohn und Eifersucht gewappnet?

Seiner Natur nach kann Ferdinand gar nicht anders, als Luisens Besitz mit allen Kräften seiner Seele wollen, für seine Liebe jedes Opfer fordern und bringen. Es ist ein Recht und eine Notwendigkeit seines Charakters, gegen herzlose Ehrsucht und die brutale Nichtachtung seiner heiligsten Empfindungen anzukämpfen. In der Verblendung seiner Leidenschaft jedoch unterschätzt er nicht nur die Hindernisse, die ihm von der Seite seiner Kreise her drohen: er verkennt und übersieht auch die Grenzen und Schranken, die seinem schwärmerischen Idealismus durch die bürgerliche Gefühls- und Anschauungsweise gesetzt sind. Hier liegt der Kern und Keim seines tragischen Konflikts. Kraft seines angeborenen Herrenwillens setzt er sich über alle Hindernisse hinweg und verlangt das Gleiche auch von der in enggebundener Welt aufgewachsenen Bürgerstochter. Rücksichtslos auf die Idealität seiner Liebe pochend, mißachtet er *alles* Gewordene als verwerfliche Konvention: rücksichtslos reißt die herrische Selbstsucht seiner Liebe das unschuldige Mädchen aus stillen Lebensgeleisen; ohne Bedenken, auf das Naturrecht seines Herzens trotzend, beansprucht er volle Gewalt über die Geliebte: „Das Mädchen ist mein!“ und als Richter über sein „Geschöpf“ schreitet er selbstherrlich zur Vernichtung ihres Lebens.

Der Dichter, wie oft er auch Ferdinand zum Sprecher seiner eigenen Empfindungen macht, teilt dessen Blindheit für die Wirklichkeit nicht: in der Darstellung der Geigersfamilie zeigt sich deutlich, daß er die Schranken kennt, die sich dem pathetischen Verlangen Ferdinands auch von unten her entgegenstellen müssen. Wie

eine Satire auf dieses stürmische Überfliegen aller Standesschranken wirkt das törichte Streben der alten Millerin, die in ihrer Eitelkeit und Dummheit doch dasselbe wünscht, wie der vornehme Liebhaber ihrer Tochter. Mit ihrem Stolz über die Besuche des gnädigen Herrn, ihrem Respekt vor den „Presentern“, „Billetern“ und Büchern, die durch ihn ins Haus kommen, mit ihrem bäurisch-stolzen Hochmut und ihrer protzigen Herablassung gegenüber dem bürgerlichen Freier, dem sie dann doch das Geheimnis mit auf den Weg gibt, daß „eben halt der liebe Gott ihre Tochter barrdu zur gnädigen Madam will haben“, und schließlich mit ihrem haltlosen Wehklagen und Jammern, als der Liebeshandel gefährlich wird, mit alledem ist diese Frau nicht nur eine humoristische Verkörperung des Strebens über den Stand hinaus, sondern auch eine leibhaftige Erklärung zu dem Verhalten der Tochter, insofern diese ohne die Unterstützung der einfältigen Mutter nie so weit mit dem Major gekommen wäre. Nach dem zweiten Akt läßt der Dichter die Alte verschwinden, offenbar weil ihre jammerselige Geschwätzigkeit zu dem schweren Ernst der tragischen Szenen nicht gestimmt hätte.

Noch wichtiger für die Charakteristik der Gegensätze zwischen Adelig und Bürgerlich sowie als Stütze für die Voraussetzungen der dramatischen Handlung ist die knorrige Kraftgestalt des Stadtmusikanten Miller. Sein inniges Verhältnis zu seiner einzigen, zärtlich geliebten Tochter ist ein wichtiges Moment zur Schürzung des tragischen Konfliktes, und sein feuriges Temperament und sein Bürgerstolz helfen das Verhängnis ebensosehr beschleunigen, wie das Gewicht seines väterlichen Ansehens ganz zuletzt die Tochter vom Selbstmord zurückhält. In dieser einen Gestalt hat der Dichter mit meisterlicher Kunst alles zusammengefaßt, was am deutschen Bürgertum noch kerngesund, lebensfähig und liebenswert war: die Rechtschaffenheit in Handel und Wandel, echt bürgerliches Behagen an der eigenen Arbeit, warmen Familiensinn und lebendiges Christentum, den Stolz auf seine Hausehre bei aller Beschränktheit und den Argwohn gegen die Großen bei allem schuldigen Respekt, den gesunden Haß gegen alle Arten des Scheins, der Falsch-

heit und der Überhebung. Auch die Schattenseiten dieses Bürgertums sind nicht vergessen: die ungehobelte Derbheit, die freilich angesichts der schwülen Verderbtheit der Hofschranzen mit befreiendem Humor wirkt; die nur zu begreifliche Furcht vor den Großen, die selbst der maulfertige Musikus dem Präsidenten gegenüber, zwischen „Wut" und „Angst" schwankend, allein unter dem Eindruck brutalster Gewalt überwindet; und dann die charakteristische Freude über das „bare, gelbe, leibhaftige Gottesgold", die sich in den hochgestimmten Szenen des fünften Aktes allerdings zu abstoßend äußert.

Für alle diese das Bürgerhaus beherrschenden Anschauungen sowie für die natürlichen Widerstände, die von dorther von selbst seinem Unterfangen sich entgegenstemmen müssen, hat Ferdinand keinen Sinn. Was sein hochfliegender Idealismus sich erkämpfen zu können glaubt, das sieht der nüchterne Blick des lebenskundigen Musikus von vornherein als unmöglich an: „Nehmen kann er das Mädel nicht — von Nehmen ist gar die Rede nicht."

Und Luise stimmt darin mit ihrem Vater überein. Auch sie ist, wie Ferdinand an seine „Zirkel", an ihren Stand gebunden. Aber die Tochter des leidenden, gedrückten Bürgertums ist für die Widersprüche zwischen ihrer Stellung und ihrem Sehnen viel empfindlicher als der herrische Geliebte. Ihr Lieben ist von vornherein Leiden, nicht Hoffen, Handeln und Wagen. Gerade die Mittel, mit denen Ferdinand das bürgerliche Mädchen zu sich heranzubilden und emporzuheben versucht hat: „die höllische Pestilenzküche der Belletristen", das „gottlose Lesen" empfindsamer Bücher, haben ihr den Kopf verwirrt und das naive Gefühl geraubt. Sie liebt Ferdinand mehr als ihr Leben, und kann doch den Mut nicht gewinnen, das Recht dieser Liebe rücksichtslos zu verteidigen. Sie hat nicht vergeblich die fromme Luft des Vaterhauses geatmet: mit der Kindesliebe vereinigen sich religiöse Skrupel, ängstliche Bedenken einer gebundenen Seele, um sie in qualvolle Unruhe zu stürzen und ihr Inneres in schmerzlichem Zwiespalt zu zerreißen. Aus dieser Angst, die ihr ihre Liebe wie ein Verbrechen gegen die Weltordnung erscheinen läßt, will sie sich

durch Entsagung retten und ihre Hoffnungen auf das Jenseits verpflanzen, wo „von uns abspringen all die verhaßten Hülsen des Standes, Menschen nur Menschen sind.“ So steht sie von ihrem ersten Auftreten an in diesem leidvollen Widerspruche mit sich selbst und ihren Verhältnissen: daraus muß sich ihr tragisches Geschick entwickeln. Und den Geliebten muß sie mit hineinziehen! Für ihre schwankende Haltung, ihr Verzichtenwollen, ihre Klagen über die „frechen, törichten Wünsche“ ihres Herzens und ihre Gewissensbedenken hat der feurige, zu jedem Opfer bereite Liebhaber kein Verständnis. Ihre Weigerung, mit ihm zu fliehen und mit ihm zu großer, freier Tat sich zu erheben, muß ihm als „Kaltsinn“ erscheinen und seinen Argwohn, seine Eifersucht erregen: einmal an der Geliebten irre geworden, muß er kraft seiner gewaltsamen, herrischen Natur in leidenschaftlicher Verblendung die verratene Liebe rächen, sich selbst und der Geliebten zum tragischen Verhängnis werden. An ihren Charakteren, nicht an der Kabale, zumeist gehen die Liebenden zu Grunde: Luisens unfreies Wesen, ihr zwischen dem Verlangen ihres Herzens und den Geboten des Glaubens, zwischen persönlicher Neigung und dem Zwang des Herkommens, zwischen Leidenschaft und Kindesliebe schwankendes Gemüt ermöglicht erst das Anspinnen und die Durchführung der Kabale; Ferdinand, je vertrauensvoller er sich der Geliebten hingegeben, muß nach dem ganzen, ihm unbegreiflichen Verhalten des über alles geliebten Mädchens und nach seiner eigenen Natur ein Opfer der frechen Trügerei werden.

So hat der Dichter nichts versäumt, den Verlauf der dramatischen Handlung aus den Charakteren abzuleiten und zu begründen; ja Ferdinands Eifersucht hat er eher zu viel als zu wenig motiviert: sie ist auch ohne die vierte Szene des dritten Aktes begreiflich. Wenn überhaupt der natürliche Fluß des dramatischen Ganges einmal stockt, wie in der Szene der Lady und Luisens im vierten Akt, so zeigen sich zugleich auch Schwächen in der Charakteristik: theatralisch wirksam ist auch diese Szene, aber in die dramatische Handlung greift sie nicht voll ein.

Indessen über etwaige Lücken und Widersprüche trägt uns die im ganzen, wie selbst der eigenwilligste Schillerkritiker, Otto Ludwig, bekennt, „energisch und rasch fortschreitende, immer spannende Handlung“ hinweg. Bei allem subjektiven Anteil läßt sich der Dichter auf Nebenwege nicht fortreißen: mit dramatischer Wucht und bühnensicher schreitet er auf sein tragisches Ziel los. Mit strenger Folgerichtigkeit schließt sich Szene an Szene, mit Notwendigkeit wächst ein Moment aus dem anderen, und dieser innerlich festgeschlossene Zusammenhang zeigt sich auch in der äußeren Verkettung der Szenengruppen und der stetigen Folge des zeitlichen Verlaufs.

Lebendig führt uns schon das erste Wort des Musikus im ersten Akt „Einmal für allemal! Der Handel wird ernsthaft“ mitten in den Gegenstand hinein. In vier knappen Szenen werden scharf und klar aus den Charakteren von Vater, Mutter und Tochter die inneren und äußeren Widerstände und Widersprüche entwickelt, die den Herzenswünschen des Liebespaares sich von der bürgerlichen Seite her entgegenstellen müssen. Stark hebt sich davon Ferdinands allen Schranken trotzende Leidenschaft ab. Die Gegensätze sind da, und Wurms Feindschaft setzt sofort den Hebel an, auch die Widerstände der Kreise Ferdinands, seines Vaters wachzurufen. Indem sich in den drei folgenden Szenen die Anschauungen der adeligen Welt exponieren, schreitet zugleich auch die Handlung vorwärts. Durch die Mitteilungen Wurms gereizt, tritt der Präsident jetzt schon mit dem Plane hervor, seinen Sohn mit der Lady zu verbinden. Kalb muß die Sache als abgemacht überall aussprengen, damit Ferdinand nicht mehr zurück könne. Dann stehen Vater und Sohn sich gegenüber, und im Zorn über den trotzigen Widerstand Ferdinands befiehlt ihm der Präsident, sofort mit der „Braut“ zusammenzutreffen. Der Vater ist entschlossen, jeden Widerstand zu brechen, der Sohn bereit, dem Kampfe die Stirn zu bieten. Der jäh ausgebrochene Konflikt zwischen Herz und Welt fordert Entscheidung.

Der zweite Akt scheint Ferdinands Wollen zum Siege zu führen. Ein paar einleitende Szenen machen uns mit dem

Herzen der Lady und ihrer Stellung zu den furchtbaren Verhältnissen des Landes bekannt: dieser Frau gegenüber, das fühlen wir, wird Ferdinand die Absicht, ihr seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern, schwerlich durchführen können. Er erscheint und ist wider Erwarten sogar von dem Reiz ihrer Erscheinung getroffen, von ihrer Lebensgeschichte gerührt. Um so kräftiger wirkt sein Widerstand: er bekennt seine Liebe zu dem bürgerlichen Mädchen und entflammt dadurch erst recht die Leidenschaft der verschmähten Frau. Aber seiner Liebe treu, zu jedem weiteren Kampfe entschlossen, eilt er davon.

Dieser Kampf entbrennt sofort. Von banger Sorge getrieben, eilt Ferdinand in das Haus des Musikus und findet dort alle in furchtbarer Aufregung: das drohende Unheil hat sich schon angekündigt. Der angstvolle Ruf: „War mein Vater da?“, mit dem Ferdinand ins Zimmer stürzt, steigert den Schrecken und die Verzweiflung der Eltern und der Geliebten. Eine Szene voll Leidenschaft folgt: fürchterlich erwacht Luise aus ihrem Traum, die Mutter jammert, der Alte lacht voll Wut und Ingrimm: nur Ferdinand rafft sich zu dem tapferen Entschlusse auf, dem Rechte des Vaters und der Gewalt des Präsidenten die Macht seiner Liebe entgegenzusetzen. Auf sein Wort: „Jetzt zu meinem Vater“ tritt der Gefürchtete schon herein, und nun steigert sich der Auftritt mit hinreißender Gewalt zu seinem Höhepunkt. Schlag auf Schlag, Stoß auf Stoß erfolgt. Alle Personen bleiben in charakteristischer Bewegung, alle stehen dem Präsidenten Rede und Antwort, wie es ihre Lage und die furchtbare Erregung des Augenblicks fordert: die Mutter versinkt in Jammer und Ohnmacht, Luise erträgt die Brutalität des Präsidenten mit der Würde der Unschuld, vergebens sucht Ferdinand immer von neuem die Geliebte zu schützen und dem Grimmigen zu trotzen, — die Abfertigung des frechen Eindringlings durch den Musikus endlich scheint die Krise herbeigeführt zu haben. Die Gerichtsdiener erscheinen. Vergeblich setzt sich Ferdinand gegen sie zur Wehr, vergeblich rennt er gegen die Hartnäckigkeit des rücksichtslosen Vaters dreimal drohend an, — da, als alle menschlichen Mittel erschöpft

sind, weiß er, den Angriff durch das äußerste, „teuflische“ zu brechen. Seine Drohung, der Residenz zu erzählen, „wie man Präsident wird“, wirft den Gegner nieder.

Die Gewalt ist abgewehrt, nun tritt die Kabale in ihr Recht. Die Wirkung dieser mächtigen Szene springt unmittelbar in die Handlung des dritten Aktes über: sie zeigt sich im weiteren Vorgehen des Präsidenten sowie in dem Verhalten Luisens. Nun soll der Bund durch List von innen gesprengt werden: die Beleidigungen, zu denen der alte Miller sich hinreißen ließ, sollen die Handhabe des neuen Planes, die Kindesliebe Luisens und die leicht zu erregende Eifersucht Ferdinands die Gewähr zu seinem Gelingen geben. In der Tat: Luise ist reif für die scheußliche Versuchung Wurms. Die Szene zwischen ihr und Ferdinand zeigt sie vom Schrecken des eben Erlebten noch ganz betäubt und Entsagungsgedanken hingegeben. So trifft Wurm sie an, und trotzdem hat er kein leichtes Spiel. Die verzweifelte Gegenwehr des zermarterten Mädchens gegen die mit unerbittlichem Zwang ihr aufgedrungene Zumutung ist mit Erschöpfung aller Für und Wider und mit Aufwand aller dramatischen Mittel erschütternd dargestellt. Sie muß den Brief schreiben und damit ihre letzte Glückshoffnung selbst zerstören. Der Eid besiegelt ihr und Ferdinands Schicksal. Die Handlung hat ihren Gipfelpunkt erreicht und eilt nun der unvermeidlichen Katastrophe zu.

Wieder entwickelt der vierte Akt die unmittelbaren Wirkungen dieser Szene. Der Kampf mit den Widerständen der Welt wird bei Ferdinand zu einem inneren Konflikt mit den Dämonen des Argwohns und der Eifersucht. An eine so abgefeimte Schurkerei kann seine vertrauende Seele nicht denken. Einen Augenblick zwar leuchtet die Hoffnung auf, die komische Todesangst und die feigen Beteuerungen Kalbs müßten ihn die Wahrheit erkennen lassen, wenn der leidenschaftlich Verblendete die Worte: „Ich sah sie nie, ich kenne sie nicht“, „Sie sind ja betrogen“ richtig verstehen könnte. Aber in seinem Wahne nur bestärkt, läßt er den allzu erbärmlichen Narren laufen: sein Grimm noch durch die

heuchlerische Güte des Vaters gesteigert, kehrt sich ganz gegen die Geliebte.

Allzu breit drängen sich zwischen den tödlichen Entschluß Ferdinands und die Katastrophe die Szenen der Lady und Luisens. In dieser reift durch das Spiel der Nebenbuhlerin der Gedanke des Selbstmordes, jene wird durch die großmütige Haltung des verzweifelten Mädchens bestimmt, sich für immer vom Hofe zu trennen. Bleibt diese Entwicklung auch ohne Einfluß auf die folgende Handlung, so ist mit der hier begründeten Flucht der Milford doch „das furchtbarste Hindernis“ für die Vereinigung der Liebenden beseitigt: eine tragische Ironie des Schicksals, das die Herzen schon innerlich getrennt hat.

Der fünfte Akt endlich bringt die unaufhaltbare Katastrophe. Mit einer lastenden Stimmungspause setzt er ein; selbst das Schweigen auf der Bühne muß den wohlbewußten Absichten des Dichters dienstbar werden. Noch zweimal schimmert die Möglichkeit einer Schicksalswendung auf. Luise, zum Tode entschlossen, will in einem Briefe, der alles aufklären soll, auch den Freund auffordern, mit ihr die „finstere Straße zu wandeln“. Aber der aus dem Gefängnis eben zurückgekehrte Vater erschüttert das Herz seines verzweifelten Kindes mit allen Mitteln religiöser Mahnungen und bringt sie von ihrem Vorsatz zurück: sie zerreißt ihren Brief. Vater und Tochter wollen fliehen, aber schon tritt Ferdinand, zum Schrecklichsten entschlossen, auf. Jetzt muß sich's entscheiden: auf des Geliebten peinigende Frage: „Schriebst du diesen Brief?“ antwortet sie, gebunden durch ihren Eid: „Ich schrieb ihn.“ Eine Regung des Mitleids — der letzte Hoffnungsstrahl — verfliegt rasch vor Ferdinands leidenschaftlicher Entschlossenheit. Miller ist bald entfernt. In behutsamer Steigerung führt der Dichter die Liebenden nun ihrer Katastrophe entgegen. In immer neuen Pausen malt sich die unbestimmte Erwartung eines Furchtbaren, in den gleichgültigen Fragen Luisens und den seltsamen Reden Ferdinands das ganze Elend der beiden. Erst als die Arme ihr junges Leben rettungslos verloren sieht, bekennt sie ihre Unschuld: sein frevelhafter Übergriff in die Rechte einer höheren Macht hat

sich bitter an Ferdinand gerächt. Durch den furchtbaren Eindruck dieser Katastrophe werden auch die Urheber des Anschlags mit ins Verderben gezogen: so werden alle, die sich an einer höheren Ordnung der Dinge zu versündigen wagten, unter den Trümmern eines Falles begraben. Die Verderbtheit der Zustände ist gerichtet; gerichtet sind aber auch alle, die in herrischem oder selbstsüchtigem Eigenwillen sich besondere Rechte anmaßten; gerichtet auch die Liebenden, die aus Leidenschaft und Schwäche der Idealität ihrer Liebe abtrünnig wurden und so durch eigenes Verschulden den Kabalen der Welt sich preisgaben.

Seine dramatische Wucht und tragische Überzeugungskraft sowie die ergreifende Wahrhaftigkeit seines Gehalts verhalfen dem bürgerlichen Trauerspiele Schillers überall zu durchschlagenden Bühnenerfolgen. In Mannheim hatte der Dichter selbst die Aufführung sorgfältig vorbereitet. Der außerordentliche Beifall, den Ifflands Familienstück „Verbrechen aus Ehrsucht" bei seiner Erstaufführung am 9. März gefunden hatte, machte die Freunde Schillers nicht wenig besorgt, die Luise Millerin könne dadurch stark in Schatten gestellt werden. Um so unermüdlicher hielt der Theaterdichter seine Proben ab, um so peinlicher drang er auf angemessenes Spiel der Darsteller. Die Besetzung der Rollen war ausgezeichnet: Beck und seine Frau Karoline waren für das Liebespaar wie geschaffen, Beil hatte zu dem alten Miller gleichsam Modell gesessen, Böck hatte den Präsidenten, Iffland den Sekretär zu spielen. Der Dichter selbst wohnte der Vorstellung am 15. April 1784 mit Streicher in einer Loge bei. „Ruhig, heiter", so erzählt der Freund, „aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick — das Spiel der unteren gegen die Oberlippe — das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde — den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! — Während des ganzen ersten Aufzuges ent-

schlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein „es geht gut“ gehört. Der zweite Akt wurde ... mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug getan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden.“

Und über die meisten Bühnen Deutschlands nahm nun das Werk seinen Siegeszug, und überall wurden die Herzen des Volkes, der Jugend zumal, wie im Sturm erobert. Vergebens erhoben im August Göttinger Professoren Einspruch gegen die Aufführung des Stückes, da sie den Besuch ihrer Pandekten-Repetitionen durch das lockende Schauspiel gefährdet sahen. Vergebens suchte die ängstliche Kritik bezopfter Ästhetiker die Wirkung des sieghaften Werkes abzuschwächen. In ursprünglicher Form oder in Bearbeitungen, verballhornt und abgeschwächt, — irgendwie drang das Stück doch auf die Bühnen. Die in Theorien befangenen Beurteiler ließen zu allermeist jeden Blick und Sinn für den dramatischen Zug und die Geschlossenheit des Ganzen vermissen. Nur der Rezensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu Berlin rang seinem Vorurteil das Zugeständnis ab, „daß das Stück, im ganzen genommen, vor den beiden vorigen merkliche Vorzüge“ habe, sowohl in der Anlage des Planes als in der Führung der Handlung und des Dialogs, in der Charakterisierung der Personen und in der Benützung der Situationen. Aber auch er hätte die Katastrophe „minder tragisch“ gewünscht. Andere, mehr zimperliche Gemüter ließen sich durch sprachliche Auswüchse und Anstößigkeiten, durch einzelne starke Szenen und Übertreibungen von der gerechten Erkenntnis und dem unbefangenen Genuß des Ganzen abhalten. Die Vermischung tragischer und komischer Elemente ge-

nügte den Hütern des französischen Geschmackes, das an unauflöslicher Geschlossenheit des Dramatischen mit Lessings Emilia Galotti wetteifernde, an dichterischer Ursprünglichkeit und tragischem Gehalt diesem Werke überlegene Trauerspiel mit den wilden Erzeugnissen der regellosen Shakespearomanen in einen Topf zu werfen. Und doch, das Talent des Dichters und seinen Beruf zur tragischen Kunst wollte und konnte keiner verkennen. Nur einer brachte es fertig, vor der Größe und Gewalt des Werkes ganz sich die Augen zu verschließen: Karl Philipp Moritz, ein junger Berliner Gymnasialrektor, verwarf kurz und grob das Ganze als „ein Produkt, was unseren Zeiten Schande macht", und schloß mit der Bemerkung: „Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase". Den Stoff fand er ekelhaft, den Gehalt unsinnig, die Charaktere widerspruchsvoll, niederträchtig und pöbelhaft, in der Sprache nur „elende, zusammengestoppelte Phrasen", „preziöse" Deklamation u. s. f. Als er eine zweite Besprechung mit der Versicherung schloß, er wasche seine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde sich nie wieder damit befassen, da ahnte er nicht, daß er kaum ein Jahr später beim ersten Zusammentreffen mit dem geschmähten Dichter völlig dem Zauber dieser Persönlichkeit erliegen sollte. In Berlin selbst erregte die hämische Kritik die Gemüter und fachte die Begeisterung für den Dichter und sein Werk erst recht an. Siebenmal innerhalb eines Monats wurde Kabale und Liebe am Ende des Jahres unter ungeheurem Beifall in der preußischen Hauptstadt gegeben. Und noch fünfzig Jahre später berichtete der greise Zelter an Goethe, welche elektrische Macht das Werk auf ihn und sämtliche „Sprudeljugend" ausgeübt habe. Diese hinreißende Macht ist unvermindert geblieben bis auf den heutigen Tag.

16. Neue Bedrängnisse.

Zwei Wochen nach der Mannheimer Aufführung durfte Schiller die überwältigende Wirkung seines bürgerlichen Trauerspiels auch in Goethes Vaterstadt persönlich miterleben. Den Frankfurtern war das „feurige Genie“ des „deutschen Shakespeare“ durch wiederholte Aufführung der Schillerschen Dramen ja schon bekannt geworden. Wie den Fiesko, so hatten sie auch Kabale und Liebe schon vor den Mannheimern, am 13. April, auf ihrer Bühne gesehen. „Alles verlangt darauf, und es wird sehr voll werden,“ hatte Goethes theaterfreudige Mutter in diesen Tagen voll gespannter Erwartung an den jugendlichen Fritz von Stein geschrieben. Der rührige Theaterdirektor Großmann war es, der sich der Stücke des jungen Dichters damals so eifrig annahm und auch fernerhin den Ruhm des jungen Schwaben in die kleineren Residenzen, Badeorte und Universitätsstädte trug. Zwischen beiden hatten sich ja schon persönliche Beziehungen angeknüpft, als jener Schillers republikanisches Trauerspiel bereits am 20. Juli 1783 in Bonn zur ersten Aufführung brachte. Bereitwillig war der Dichter des Fiesko auf die Abänderungsvorschläge des erfahrenen Bühnenleiters eingegangen und hatte sich vorgenommen, dessen „reife Kenntnis“ auch bei seinen künftigen Arbeiten zu Rat zu ziehen. In der Tat verdiente ein Mann, „der als Dichter und Schauspieler und Schauspieldirektor alle Grenzen der theatralischen Welt umgangen“ hatte, die Aufmerksamkeit eines aufstrebenden Bühnendichters. Unter den „Prinzipalen“ seiner Zeit war Groß-

mann eine auffallende Erscheinung. Aus einer diplomatischen Laufbahn, der sich der arme (1746 geborene) Berliner Schulmeisterssohn nach sauer vollendetem Studium zugewandt hatte, war er, durch den Umgang mit Lessing angeregt, unter die Dichter und Komödianten gegangen. Auf lehrreichen Kunstfahrten, bei abwechslungsvollem Komödienspiel hatte der literarisch wohlbeschlagene Mann ungewöhnlich reiche Erfahrungen gesammelt. Gewandt, lebhaft und witzig im geselligen Verkehr, anregend und für Anregungen selbst empfänglich, gewann er leicht Zutritt zu den besten Kreisen von Frankfurt, dessen Theater er vor kurzem übernommen hatte.

Auf Großmanns Einladung fanden sich gegen Ende April Iffland und Beil zu einigen Gastspielen in Frankfurt ein und mit ihnen Schiller. Ihren ersten Triumph feierten die Mannheimer am 30. April „bei einem vollgestopften Schauspielhaus und einer seit der Kaiserkrönung noch nie erhörten Stille" in Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht. Die Begeisterung für ihre Kunst öffnete den Schauspielern und dem Theaterdichter, der einst so trübsinnig durch die Gassen der freien Reichsstadt gestrichen war, die gastlichen Häuser der reichen Frankfurter; Iffland speiste am Abend seines Erfolges bei Goethes Mutter. „Von Fresserei zu Fresserei herum gerissen," konnte Schiller kaum „einen nüchternen Augenblick" finden, die Kunde von dem großen Erfolg nach Mannheim fliegen zu lassen. „Es ist zuverlässig wahr," schreibt er, „noch voll und warm" von dem freudigen Erlebnis, an Dalberg, „daß Iffland und Beil unter den besten hiesigen Schauspielern, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten, hervorragten. Nie habe ich lebendiger gefühlt, wie sehr jedes andere Theater gegen das unsrige zurückstehen müsse, als hier. Ifflands und Beils Spiel hat eine Revolution unter dem Frankfurter Publikum veranlaßt. Ich brenne vor Begierde, Ew. Exzellenz weitläufig alle Bemerkungen mitzuteilen, die ich hier machte und noch machen werde, und ich weiß zuverlässig, daß, wenn es möglich wäre, meine Achtung für das Mannheimer Theater zu vergrößern, nichts in der Welt dieses mehr bewirken könnte, als mein hiesiger Aufenthalt."

Am 3. Mai sollte Kabale und Liebe wiederholt werden, nachdem eine Woche vorher der umgeformte Fiesko zum ersten Male gegeben worden war. Dem Dichter war wegen mangelhafter Besetzung einiger Rollen, besonders derjenigen der Lady Milford, vor der Aufführung seines Stücks so bange, daß er am liebsten „auf die Ehre" ganz verzichtet hätte. Aber die hinreißende dramatische Gewalt des Werkes, das packende Spiel Beils und Ifflands, der in Frankfurt den Kammerdiener spielte, und nicht zum wenigsten die rührende Erscheinung der Darstellerin der Luise, Sophie Albrecht, verschafften dem Stücke einen durchschlagenden Erfolg: wenn die zartgebaute, schlanke Gestalt der Blondine in edler Haltung über die Bühne schritt, Schwermut auf den bleichen Zügen, schwärmerische Glut in den großen, blauen Augen, war alles gefesselt. Schiller lernte die damals siebenundzwanzigjährige Frau und ihren Gatten, der gleich ihm von der Medizin zu den Musen übergegangen war, auch außerhalb der Bühne kennen: in diesem sah er alsbald einen „lieben, schätzbaren Freund", in Sophie glaubte er eine verwandte, gleichgestimmte Seele gefunden zu haben. „Gleich in den ersten Stunden", schrieb Schiller an Reinwald, „ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsere Seelen verstanden sich. Ein Herz ganz zur Teilnahme geschaffen, voll edlen reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswert, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet." Gerne hätte er damals die bewunderte Freundin vor den Gefahren des Theaterlebens bewahrt, zu dem sie, von unklarer Sehnsucht getrieben, in unstätem Suchen nach ihrer wahren Bestimmung, vor einem halben Jahre gekommen war. Der Theaterdichter würdigte ihre bedeutenden Anlagen zur Schauspielerin, aber selbst den „größten theatralischen Ruhm" hielt er mit der geringsten Einbuße „ihres schönen und einzigen Herzens" für zu teuer bezahlt. Reinwald solle ihm beistehen, die gefühlvolle Frau, die sich auch schon als empfindsame Dichterin bewährt hatte, von ihrer Theateridee abzubringen: „Unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Aktrice bestehlen." Der nüchterne

Reinwald aber, der die krankhafte Empfindelei und die romanhafte Überspanntheit der stets unbefriedigten Frau kannte, suchte die schwärmerische Begeisterung des Dichters mit dem Hinweis abzukühlen, daß ihre unheilbare, unnatürliche Leidenschaft wohl erst mit dem Tode kuriert werde. Sophie Albrecht ist dann auch der Bühne treu geblieben; in Leipzig und Dresden sollte Schiller sie als gefeierte Schauspielerin wiederfinden.

Zunächst ward der jungen Freundschaft, die Schiller mit solcher Wärme eingegangen war, die Probe auf ihre Beständigkeit erspart, da der Dichter schon am 3. Mai nach Mannheim zurückkehren mußte. Obschon er sich durch den eben errungenen Erfolg gehoben und zu neuen Plänen aufgelegt fühlte, steigerte gerade jetzt der Druck seiner wirtschaftlichen Verhältnisse die Sehnsucht nach der Bauerbacher Idylle. Wie ein seliger Traum schwebte es ihm vor, „zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille sich selbst, seinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben". Aber in demselben Schreiben an den lange vernachlässigten Reinwald gesteht er auch, daß die Umstände ihn zwingen, in Mannheim zu bleiben und auf längere Zeit sich zu binden, als er vielleicht sonst würde getan haben. „Nur auf mich kommt es an," so meint er zuversichtlich, „ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1. September, meinen Kontrakt verlängern will oder nicht."

Der Vergleich der Mannheimer Schauspieler mit der Großmannschen Gesellschaft hatte dem Theaterdichter die Vortrefflichkeit der Mannheimer Darstellungskunst im glänzendsten Lichte gezeigt. Die pfälzische Bühne zum Range eines wirklichen Nationaltheaters, einer Musterbühne im Sinne Lessings, zu erheben, sie „in Deutschland herrschend zu machen", das war „das große Werk", an dessen Ausführung er nun gehen wollte. Sich selbst hoffte er dadurch zugleich statt der beschränkten und dürftigen Wirksamkeit im Theaterausschuß ein größeres und fruchtbareres Arbeitsfeld zu schaffen. Die einflußreiche Deutsche Gesellschaft sollte für dieses Werk gewonnen werden. Zunächst schlug Schiller vor, neben dem Theaterausschuß einen engeren Ausschuß von sechs sachkundigen Mit-

gliedern der Gesellschaft „zur Beurteilung der Stücke und ihrer Vorstellung auf der Bühne“ einzusetzen; darin sollten Dalberg und ihm selbst, dem Theaterdichter, Sitz und Stimme vorbehalten sein, damit schiefe und der Bühne nachteilige Kritiken vermieden würden; zugleich aber wollte der Dichter, gleichsam als wechselseitiger Schriftführer, Anfragen, Antworten und Beschlüsse zwischen Gesellschaft und Theaterausschuß vermitteln. „Auf diese Art,“ so schloß er seinen Vorschlag, „würden beide Kollegien durch mich in Zusammenhang gebracht und auf eine solenne Art miteinander verbunden werden.“

Der Plan scheiterte, wie es scheint, an dem engherzigen Geist der Gesellschaft. Schon als Schiller und Dalberg ihre Ideen den Mitgliedern vortrugen, mußte der Dichter zu seinem Mißvergnügen die Bemerkung machen, „daß alle Institute zur Beförderung der schönen Literatur und Kunst wenig Eingang bei Männern finden, die es unter der Würde eines Mannes halten, sich laut für etwas in diesem Fache zu erklären“. Eine Zeitlang dachte man, wie Schwan berichtet, Schiller als Sekretär der Gesellschaft anzustellen; aber Klein, ihr einflußreicher Geschäftsverweser, dem das Vorhaben sehr ungelegen kommen mußte, soll es hintertrieben haben.

Lebhafter noch setzte sich Schiller für ein anderes Unternehmen ein: durch eine Mannheimer Dramaturgie, ein periodisch fortlaufendes Werk, das mit Hilfe der Theaterkasse selbständig erscheinen sollte, gedachte er, den Ruhm der Nationalbühne zu mehren. Dalberg aber ließ keinen Zweifel, daß das Theater nichts für die Sache tun könne; nach seinem Vorschlag sollte die Dramaturgie als Beitrag zu dem geplanten Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft erscheinen. Von diesem Gedanken war wieder Schiller wenig erbaut: denn wie sollten seine dramaturgischen Darlegungen in einem jährlich nur einmal erscheinenden Buche, mitten unter den trockensten Aufsätzen zur rechten Wirkung kommen? Die gelehrten Herren der Gesellschaft dagegen fürchteten, wie Streicher ausdrücklich bezeugt, daß ihre ernsten „Jahrbücher durch Berichte über ein so flüchtiges Ding wie das Theater profaniert“ werden könnten.

Gegen ein so beschränktes Vorurteil anzukämpfen gebot dem

Theaterdichter die Achtung vor seinem Beruf und seine hehre Auffassung der dramatischen Kunst. Die Frage nach dem sittlichen Wert der Bühne war im Jahrhundert der Aufklärung von Dichtern und Philosophen, Geistlichen und Gelehrten immer wieder aufgeworfen worden, besonders seitdem die Theatergegner in dem Kulturverächter Rousseau einen energischen Mitkämpfer gegen die behauptete Schädlichkeit der Schaubühne gefunden hatten. Auch in der Pfalz hatte dieser Streit früher schon die Federn in Bewegung gesetzt. Nun griff Schiller gleichfalls das Thema auf, um durch seine Antrittsrede in der Deutschen Gesellschaft ihren zopfigen Mitgliedern zu beweisen, daß die „Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ das allertauglichste Mittel sei zur Aufklärung, Geschmacksbildung und Volksveredlung. Er stellt die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? und beginnt die glänzende Verteidigung seiner Sache mit einem entschiedenen Angriff: voll Unmut über den „Amtsstolz“ dumpfer Pedanten und die (eben noch erlebte) „stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste heruntersehen“, im Hochgefühl der Würde seines dramatischen Berufes ruft er anklagend aus: „Man verurteilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brotwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist? Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde?“ Der Wert der Bühne ist dem Dichter im Werte des Dramas beschlossen, im „höchsten Produkt dieser Gattung“ aber möchte er „auch das höchste Produkt des menschlichen Geistes“ sehen. Die berechtigten Anklagen gegen zuchtloses Komödiantentum und gegen die „versteckte Giftmischerei“ mancher dramatischen Schilderungen können sich gegen die wahre Kunst nicht richten, so wenig wie die schlimmsten Schandtaten von Vertretern des Christentums zur Verwerfung der „sanftmütigsten der Religionen“ führen dürfen. In seiner Stuttgarter Abhandlung hatte ja Schiller selbst schon die Mißbräuche und Übelstände des „gegenwärtigen deutschen

Theaters" gebrandmarkt, zugleich aber über dem traurigen Wirklichkeitsbilde das Ideal einer guten Bühne, einer reinen Kunst aufleuchten lassen. Was dort dem Theater gewünscht ist, wird hier als vorhanden angenommen: die echten Wirkungen einer auf idealer Höhe stehenden Bühne bilden den eigentlichen Inhalt der Rede. Freilich, fortgerissen von dem Eifer, die über das Theater herrschenden ungünstigen Meinungen zu zerstreuen, nimmt der Redner seine Maße und Ziele allzu willig von dem Nützlichkeitsgeist derer, die er bekehren will; nur darauf bedacht, den törichten Verächtern der dramatischen Kunst die hohe Bedeutung der Bühne für das staatliche und gesellige Leben zu erweisen, ihr den gebührenden Platz neben Religion, Moral und Gesetzgebung zu sichern, läuft er Gefahr, sie ihrer höchsten Würde, der Freiheit und Selbstbestimmung, zu entkleiden. Die Erkenntnis, die einst der junge Mediziner schon geahnt hatte, daß das Künstlerische als seelische Macht Kultur schaffe, spitzt sich hier zu der praktischen Forderung an die Staatslenker und Gesetzgeber zu, die Bühnenkunst im besonderen zur Herzens- und Verstandesbildung des Volkes zu benutzen: nicht nur die weltliche Gerechtigkeit und das religiöse Gewissen soll das Drama unterstützen und ergänzen, nicht nur Lebenskenntnis und praktische Weisheit soll es verbreiten, Aberglauben, Unduldsamkeit und falsche Erziehungsgrundsätze bekämpfen, sondern sogar „die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen" und selbst Industrie und Erfindungsgeist in Feuer setzen. Alle diese Wirkungen vereinigen sich schließlich, den „Nationalgeist", die Übereinstimmung von Meinungen und Neigungen eines Volkes, zu wecken und zu befestigen. Im Gegensatz zu Lessings Spott „über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind", meint der Mannheimer Dramaturg, zuversichtlicher im Vollgefühl seiner schöpferischen Kräfte: „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation!" An eine Einheit im politischen Sinne hat dabei Schiller so wenig wie Lessing gedacht. Aber die Geschichte hat jenen stolzen Ausspruch des jungen Redners

gerechtfertigt: den Einfluß, den er hier einer „guten stehenden Bühne“ auf den Volksgeist zutraut, haben in der Tat seine eigenen Dramen bei der Wiederbelebung und Stärkung des nationalen Sinnes, bei der Auferbauung des deutschen Geistes und Staates machtvoll ausgeübt.

Ein letztes Verdienst und nicht das unwichtigste weiß der Redner schließlich der Schaubühne noch anzurechnen: sollte sie auch alle jene aufgezählten Wirkungen verfehlen, so bleibt sie doch die Stätte der edelsten Ausfüllung der Muße. „Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an ... Welch ein Triumph für dich, Natur — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern! Jeder einzelne ... gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein.“ So klingt die Rede aus mit bedeutsamem Verzicht auf alle jene so sorgsam aufgezählten Wirkungen und Zwecke: hinter dem, was scheinbar bloß rhetorischer Schmuck und Prunk ist, leuchtet ein tieferer Sinn, der später erst in den Briefen über ästhetische Erziehung mit Macht und Klarheit zum Durchbruch kommen sollte.

Der Redner hatte alles, was sich zu Gunsten der Bühne vor einer solchen Hörerschaft sagen ließ, wirkungsvoll zusammengefaßt. Aber die herrlichsten Aussichten auf eine wahrhafte Nationalbühne konnten die selbstgefälligen Lokalpatrioten der Gesellschaft zu einer Unterstützung der dramaturgischen Pläne des Theaterdichters nicht verlocken. Der Präsident, Dalberg, trat der Sache, wie es scheint auf die Rede hin, noch einmal näher: auf seinen Wunsch sandte ihm Schiller am 2. Juli 1784 einen genauen Entwurf seiner Dramaturgie; er versprach eine Geschichte des Mannheimer Theaters mit gebührender Rücksicht auf die Verdienste „seiner Unternehmer“, eine Darstellung seiner Verfassung

und Verwaltung, Schilderungen des Schauspielpersonals und kritische Berichte über die Vorstellungen, ein fortlaufendes Monatsrepertorium und Ausschußprotokolle, Aufsätze zur Ästhetik der dramatischen Kunst und über die Preisaufgaben der Intendanz, ferner als „Beilage“ Anekdoten, Gedichte und Auszüge. Für alle diese dem Theater zu leistenden Dienste forderte der Herausgeber eine jährliche Vergütung von 50 Dukaten, auf daß er „mit dem ganzen Maße seiner Kräfte und freiem, unbefangenem Kunstgefühl“, unabhängig „von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhandels“, sein Werk vollenden könne. Geschickt weiß Schiller dem ehrgeizigen Intendanten die Vorteile des Unternehmens nahezulegen und die Dringlichkeit seines Antrags vorzustellen: er erwartet eine beschleunigte Antwort; Dalberg braucht bloß zu unterzeichnen, alle Maßregeln können sofort getroffen werden, die nötigen Briefe liegen schon für die Post bereit. Allein so eilig hatte es der bedächtige Intendant nicht, und schließlich blieb der Plan des Mannheimer Dramaturgen unausgeführt. Während Schiller in solcher Weise vergeblich für seine eigene Sache sich mühte, hatte er wenigstens die Genugtuung, daß auf seine ebenso gerechte wie warme Empfehlung eine von Freund Petersen in Stuttgart bei der Deutschen Gesellschaft eingereichte sprachgeschichtliche Arbeit mit einem außerordentlichen, zweiten Preise, einer goldenen Medaille im Wert von 25 Dukaten, bedacht wurde. Im freudigen Stolz auf den Erfolg des Freundes munterte er diesen auf, Mitglied der Gesellschaft zu werden: „Rechne auf meine kräftige Mitwirkung“, fügt er hinzu. „Ich habe so ziemlich Einfluß auf die Mehresten, und der Präsident ist ganz auf meiner Seite.“

In Wirklichkeit freilich lagen die Dinge anders, als der naiv vertrauende Dichter sie sah. Während er noch fest und sicher in der Gunst des Intendanten sich wähnte und um den Ruhm der Nationalbühne eifrig bemüht war, suchte sich jener bereits von dem Theaterdichter loszumachen. Gerade um diese Zeit gab Dalberg dem Arglosen einen deutlichen Wink: eines Tages trat Hofrat May, der Mannheimer Theaterarzt, in Schillers Stube und

erteilte ihm im Auftrag der auf dem Herrnsheimer Schlosse weilenden Exzellenz den Rat, sich dem Studium der Medizin wieder zuzuwenden. Dieser Gedanke war ihm ja auch von Schwan schon wiederholt nahe gelegt worden, und der Vater sah ebenfalls in der Erwerbung des Doktorgrades den besten Ausweg für den Sohn aus allen seinen Nöten. Aber zur Ausführung hatte das Wichtigste, das nötige Geld, gefehlt. Nun schien sich unerwartete Hilfe zu bieten: uneingedenk der früher mit Dalberg gemachten Erfahrungen, nahm Schiller das Ansinnen des klugen Diplomaten vertrauensvoll als einen Wink, diesem sein „ganzes Herz vorzulegen“. Vergeblich warnte Streicher, „daß nur eine hofmäßige, ausweichende Antwort erfolgen würde“, falls Schiller sich zu einem Bittgesuche hinreißen lasse: in überströmendem Dankgefühl für des vermeintlichen Gönners „großmütigen Anteil“ an seinem Schicksal, beglückt von der Aussicht, seiner dichterischen Existenz die feste Grundlage einer „Brotwissenschaft“ geben zu können, trug Schiller dem „vortrefflichen Mann“ die Bitte vor, ihm für ein einziges Jahr medizinischen Studiums zu den notwendigen Mitteln zu verhelfen; was er in dieser Zeit für die Bühne nicht leisten könne, das werde er später einholen. „Ich stehe auf dem Scheideweg“, so schließt er seinen Herzenserguß; „alles, mein ganzes Schicksal vielleicht hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen schmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen und die Epoche seines Lebens zu machen, die Wünsche seines Herzens, seiner Familie, seiner Freunde, ja Ihre eigenen mit eins zu erfüllen, kann dieses Bewußtsein Ihnen süße sein, so erwarte ich alles von Ihrer Entschließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich alles, alles schuldig bin. Kann ich hoffen, die Entschließung Euer Exzellenz mündlich oder schriftlich zu hören? Ich erwarte sie mit Sehnsucht und Ungeduld.“

Schiller scheint vergeblich gewartet zu haben. Jedenfalls aber blieb ihm die Erkenntnis nicht erspart, daß er den Intendanten gründlich mißverstanden hatte. Der Reichsfreiherr hätte weit mehr

Blick und Herz für die Persönlichkeit Schillers, ein ganz anderes Verständnis für die eigentümliche Größe des Dichters, einen wahren Glauben an ihn und seine Zukunft haben müssen, wenn er auf dieses Gesuch hätte eingehen sollen. Die Maßstäbe, die der vornehme Herr an Kunst und Künstler zu legen pflegte, reichten für den Genius eines Schiller nicht aus. Sein Verhältnis zu dem jungen Dramatiker gründete sich von vornherein auf die kühle geschäftliche Berechnung eines Bühnenleiters: so lange der Dichter die Theaterkasse füllen half, und sein Wirken dem Institut Erfolg verhieß, ward er von dem Intendanten hochgeschätzt. Dabei konnte Schillers dramaturgische „Planschmiederei" wenig in Betracht kommen. Denn den Bedarf an ästhetischer und sonstiger Kritik glaubte der Begründer des Nationaltheaters selber decken zu können. Dafür hatte er seinen Theaterausschuß eingerichtet, wo er selbst Erklärungen, Urteile und Wünsche vortrug und anhörte. Was Schiller darüber hinaus plante, konnte dem selbstgefälligen Theaterherrn leicht als ein anmaßlicher Übergriff in sein eigenes Arbeitsfeld erscheinen. Theaterstücke, zugkräftige Kassenlocker, das war es, was er von seinem Theaterdichter erwartete, nicht dramaturgische Projekte. Deswegen hatte er ihn an Mannheim gefesselt, aber die beiden gelieferten Stücke hatten die Erwartungen Dalbergs nur zum Teil erfüllt, und das dritte stand noch aus. Der historisch-politische Fiesko hatte bei den Mannheimern wenig Glück gehabt; von Kabale und Liebe war das Publikum wohl hingerissen worden, aber der Geschmack an dem bürgerlichen Trauerspiel war nicht so nachhaltig wie bei den Räubern, und selbst dieses einst umjubelte Drama war am 20. Juni 1784 vor leerem Hause aufgeführt worden. Die Neigungen des Publikums sind ja selten dauerhaft, der „Mannheimer Genius" insbesondere aber war, wie ein amtliches Gutachten uns bezeugt, „in seiner Belustigung sehr ohnbeständig, anfänglich in der Belobung übertrieben und zu vergnüget, in baldem wankelmütig und letzlich im Genuß desselben gar überdrüssig". Die kräftige dramatische Kost, die Schiller bot, hatten die leichtlebigen Pfälzer bald satt; sie verlangten leichtere und seichtere Genüsse, Singspiele und Operetten,

Lustspiele und Rührstücke, wie sie die Engländer und Franzosen und ihre deutschen Übersetzer, Bearbeiter und Nachahmer in Masse boten. Man verlangte vor allem Abwechslung, und da das Publikum klein war, mußten die Zuschauer immer wieder durch Neuheiten nach ihrem Geschmack angelockt werden. Diesem aber entsprach im Grunde Schiller so wenig wie Shakespeare, dessen Stücke, selbst in mundgerecht gemachten Verballhornungen, die Mannheimer ungenießbar fanden.

War dem bedächtigen Hofmann bei dem kühnen, freien Wirken und Wesen des stürmischen Genies nie recht geheuer gewesen, so war der Theaterleiter warnenden Stimmen um so leichter zugänglich, je weniger er mit dem Theaterdichter auf seine Rechnung kam. Bedenken und Zweifel an Schillers Bedeutung waren in dem unsicheren Mann wiederholt von außen angeregt worden. Schon bald nach der ersten Aufführung der Räuber hatte Gotter in Gotha, ein sklavischer Verehrer und Nachahmer französischer Formkunst und Dalbergs Orakel in Kunstfragen, dem Drama Schillers „in der Gattung des Schrecklichen den Preis" zuerkannt: „Aber der Himmel bewahre uns vor mehr Stücken dieser Gattung!" Nicht weniger gewichtig für den adligen Hoftheaterleiter war das, was Schröder, der Obermeister der deutschen Schauspielkunst, ehe er noch Kabale und Liebe kannte, aus Wien im Mai 1784 an Dalberg schrieb: „Der Kaiser will keine Sturm- und Drangstücke und mit Recht. . . . . Es ist schade um Schillers Talent, daß er eine Laufbahn ergreift, die der Ruin des deutschen Theaters ist. Die Folge ist deutlich. Wird der Geschmack an diesen Sturm und Drangstücken allgemein, so kann kein Publikum ein Stück goutieren, das nicht wie ein Raritätenkasten alle fünf Minuten etwas anderes zeigt, in welchem nicht alle Leidenschaften immer aufs höchste gespannt sind. Wir werden in zehn Jahren keine Schauspieler haben: denn diese Sachen spielen sich selbst . . . Ich hasse das französische Trauerspiel — als Trauerspiel betrachtet, — aber ich hasse auch diese regellosen Schauspiele, die Kunst und Geschmack zu Grunde richten. Ich hasse Schillern, daß er wieder

eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte.“ Ließ er auch ein andermal Schiller als „das größte jetzt lebende dramatische Genie“ gelten, so riet er doch Dalberg, ihn von dem Wege abzuzwingen, auf dem er bis jetzt wandle, und gestand: „Mich kann wahrlich nur die Kasse verleiten wollen, Werke dieser Art zu geben“.

Das war ja sonst auch Dalbergs Fall, aber ihn verleiteten jetzt gerade jene Rücksichten auf die Kasse, dem allzu unergiebigen Theaterdichter seine Gunst zu entziehen. Ein neuer, verheißungsvollerer Stern war überdies im März des Jahres 1784 über dem Mannheimer Theaterhimmel aufgegangen: Ifflands Familiengemälde Verbrechen aus Ehrsucht hatte nicht nur ungeheuren Beifall beim Publikum, feierliches Lob von Dalberg und einen goldenen Ehrenpreis von der deutschen Gesellschaft davongetragen, — mehr als das: es hielt sich auf dem Theater. Dieser Bund zwischen Bühne und Literatur versprach den Wünschen aller, des Intendanten, der Theaterliebhaber, der Schauspieler, Erfüllung. Von der gewandten Feder des Kenners der Kulissenwelt und der Launen des Publikums durfte Dalberg promptere Lieferung bühnenfertiger Stücke erwarten, als von dem Theaterdichter, der sich von ihm über die Wahl seines Stoffes noch lange Rat holte und nur zaudernd und zögernd an sein Don Karlosdrama ging, das Kurfürstlicher Intendance vielleicht nur neue Verlegenheiten schaffen konnte. In der Tat brachte Iffland binnen Jahresfrist drei neue Zugstücke auf die Bretter und entzückte als Prolog- und Festspieldichter Fürstenloge wie Parterre. Er verstand sich auf die Kunst patriotisch-höfischer Schmeichelpoesie und wurde von den Herrschaften mit Ehren und Geschenken überhäuft. Ihn an die Pfalz zu fesseln, scheute auch Dalberg kein Opfer. Dem Publikum aber bot Iffland ein angenehmes Gemisch von Heiterkeit und Rührung, Zeitgehalt in philiströser Verdünnung, moralische Lehren ohne peinliche Anklagen und beißende Satire. In den platten Niederungen dieser biederen Mittelmäßigkeit ließ sich gefahrlos, ohne geistige und gemütliche Anstrengungen, wandern; in diesen Dichtungen fanden sich die meisten mit ihrem eigenen nüchternen und doch rührseligen

Wesen wiedergespiegelt. Die Schauspieler hielten es, wie immer und überall, mit der Tagesmode. Dem Mimen gilt ja meist der Grundsatz: Schön ist, was der Menge gefällt. Die Mannheimer Schauspieler machten den Abfall von Schiller um so lieber mit, als sie vielfach mit seinem Auftreten und Schaffen unzufrieden waren. Dem Amt eines Theaterdichters trauten manche von vornherein keinen rechten Zweck zu. Selbst Schillers Freund Meyer hatte die Frage aufgeworfen: „Wäre ein geschickter Tanzmeister einem Theater nicht nützlicher als ein Theaterdichter?“ Dem Literaten einen Einfluß auf ihrem eigenen Gebiete zuzugestehen, verboten ihnen Eitelkeit und Empfindlichkeit. Schillers Rollenverteilung zu Kabale und Liebe hatte einen kleinen Theaterskandal veranlaßt, und ohne Reibungen war es auch bei den Proben nicht abgegangen. Iffland klagte über deren unleidlichen „Jammer“: „Der Einfältigen halber hält man sie, und die Einfältigen bessert es nicht,“ meinte der *seines* Erfolges sichere Virtuos, dem es mehr auf das Hervorheben des eigenen Spiels, als auf ein künstlerisch abgetöntes Zusammenspiel ankam. Während der Dichter auf Beachtung seiner Absichten drang, wollten die Schauspieler ihre Laune spielen lassen. Einmal soll Schiller laut seinen Unwillen geäußert haben über die Derbheit, mit der Beil den Musikus Miller darstellen wollte. Der beleidigte Künstler schwieg, aber als dann an einer Stelle die alte Millerin zu rasch abging, rief er sie zurück und sagte boshaft: „Ich habe Ihnen nach des Verfassers Vorschrift noch einen Tritt vor den Hintern zu geben.“ In der Tat stellten ja Schillers leidenschaftliche Charaktere und sein gedankenreicher Dialog auch große Anforderungen an die durch den unruhigen Betrieb und das überstürzte Einstudieren neuer Stücke stark angespannten Schauspieler. Sie wehrten sich ausdrücklich gegen die „Epochen- und Paradestücke“ und forderten mehr „Mittelgattung“ mit bequemeren und doch dankbaren Rollen. „Die Kräfte der Schauspieler sind zu bedenken,“ schreibt Iffland einmal an Dalberg. „Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß ich den Cassius, Franz Moor, Lear und Verrina in einem

Karneval nicht liefern könnte, ohne meiner Gesundheit oder meinem Künstlergefühl förmlich zu entsagen." Es war eben leichter, aus irgend einer oberflächlich gezeichneten Figur, mit guten Einfällen und theatralischen Schlagern ausstaffiert, eine effektvolle Rolle zu machen, als sich in den lebendigen Organismus eines dichterischen Gebildes mit Leib und Seele einzuleben. Selbstverständlich kam auch in dieser Hinsicht der handwerksmäßig gewandte Schauspieler Iffland den Wünschen und Bedürfnissen seiner Kollegen besser entgegen als der Dichter.

Kein Zweifel: Schillers Stellung wankte. Immerhin erschien er dem ehrgeizigen Iffland auch jetzt noch als ein gefährlicher Rivale. Sein Fall sollte beschleunigt werden. Es galt, den Theaterdichter bei dem ohnedies schon bedenklich gewordenen Intendanten als überflüssig erscheinen zu lassen und ihn bei dem Publikum herabzusetzen. Mißgunst und Eigendünkel, Ränkesucht und Spießbürgertum fanden sich in schönem Bunde zusammen.

Die Gelegenheit, einen hinterlistigen Schlag gegen den ahnungslosen, gerade in Schwetzingen weilenden Dichter zu führen, bot am 3. August 1784 die Aufführung einer zweiaktigen Posse „Der schwarze Mann" von Gotter. In dem geistlosen Machwerk spielt ein jämmerlicher Tropf von Theaterdichter, namens Flickwort, eine komische Rolle: der arme Hungerleider ist ein Genie im Schimpfen und Schuldenmachen, ein Maulheld und Phrasendrescher, der immer voll steckt von dramatischen Entwürfen, aber nichts Rechtes ausführen, vor allem die Schlußwendung nie finden kann. „Aber der fünfte Akt?" ruft Flickwort in seinen poetischen Nöten aus. „O du unseliger Fünfter! Klippe meiner schiffbrüchigen Kollegen, soll auch ich an dir scheitern? — Zwei Wege liegen vor mir. Die Verschwörung wird entdeckt — der König siegt über sich selbst — die Verschwörer erhalten Gnade. (Nach einer Pause) Nein! Das sieht zwanzig andern Stücken so ähnlich. Ich stehle nicht. Ich bin ein Original. Ich lasse die Tugend unterliegen. Je unmoralischer, desto schrecklicher." Flickwort ist vernarrt in Shakespeare und die englischen Dichter und haßt die Franzosen; im Starken und Ungeheuren waren jene seine Lehrer, bald werden

sie Schulknaben gegen ihn sein ..... Dieser plumpen Satire gegen die modischen Genies gab die Mannheimer Darstellung erst ihre rechte Spitze. Für derben Witz und persönliche Neckereien waren ja die fröhlichen Pfälzer von jeher besonders empfänglich. Zielte das nicht auf ihren Theaterdichter, auf sein Zaudern und Schwanken beim Fiesko, auf seine Geldverlegenheiten und seine Geniewirtschaft, von der sich die Klatschbasen und Philister der pfälzischen Hauptstadt so viel zu erzählen wußten? Gierig ging man auf alle Anspielungen ein; den letzten Zweifel hätte Ifflands Maske vernichten müssen: bis auf die Kleidung soll er in seinem Flickwort die Erscheinung Schillers kopiert haben. So wurde dieser von derselben Bühne dem Gespötte preisgegeben, deren Ruf er begründet hatte und deren Gedeihen er seine besten Kräfte zu widmen bereit war; von denselben Schauspielern verhöhnt, die mit ihm den Ruhm seiner drei Erstlingsdramen teilen durften; am meisten von dem Manne, dessen Erfolg er vor kurzem erst in Frankfurt noch freudig begrüßt und neidlos verkündigt hatte.

Ifflands schäbiger Ehrgeiz war aber auch damit noch nicht befriedigt: der Gegner sollte nicht nur blosgestellt und aus dem Amte gedrängt werden, auch seine Stücke sollten zunächst von dem Spielplan verschwinden. Unter dem Schein kühler Sachlichkeit und uneigennützigen Wohlwollens gab er im September 1784 dem Intendanten den Rat, weder die Räuber noch den Fiesko diesen Winter mehr zu geben, dagegen Schillers „fürtrefflichen Karlos", der ja noch gar nicht geschrieben war, in Aussicht zu nehmen. Um Gründe für seine Abmahnung ist der Arglistige nicht verlegen: das Publikum sei erklärt gegen jene Gattung; die letzte Räubervorstellung sei leer gewesen; Fiesko werde schwerlich die Kosten doppelter Statistenproben tragen; die erschöpften Kräfte der Schauspieler seien zu bedenken. Er vergißt nicht, auf den Reichtum an Werken hinzuweisen, durch die Schillers Dramen entbehrlich würden; insbesondere aber indirekt auf seine eigenen Rührstücke aufmerksam zu machen, die zur moralischen Bildung des Publikums tauglicher seien als jene wilden Erzeugnisse. Auch die

Vorstellung des Schwarzen Mannes weiß er für seine Zwecke zu nützen. Zuerst heuchelt er mit der Miene der Unschuld Bedauern: „Wir hätten dieses Stück niemals geben sollen. Aus Achtung für Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums (das ihn ohnehin nicht ganz fasset) den ersten Stein auf Schiller geworfen. Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzlichkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten? . . . Ich darf hoffen, das Stück werde niemals wiederholt werden. Man hatte diese Wirkung nicht voraussehen können. Nun aber?“ Nun aber, das ist Ifflands Meinung, da das Unglück geschehen sei, sei der verhöhnte Dichter unmöglich geworden: bei fortgesetzter Pflege der Schillerschen Stücke müsse die Posse Gotters als eine Verspottung der Mannheimer Nationalbühne selbst aufgefaßt werden. Eben diesen Gotter aber empfiehlt Iffland zum Schlusse für den Fall, daß man künftighin eines literarischen Beirates bedürfe.

Als dieser Brief geschrieben wurde, hatten sich übrigens die amtlichen Beziehungen Schillers zu dem Mannheimer Theater schon gelöst. Offenbar von jenen Ränken und Umtrieben nichts ahnend, hatte er noch einmal in einem Schreiben vom 24. August den zu Herrnsheim weilenden Dalberg von seinen gegenwärtigen Arbeiten und zukünftigen Absichten unterrichtet: er ist eifrig mit französischer Lektüre beschäftigt, was Seine Exzellenz gewiß billigen werden; er will die klassischen Stücke Corneilles, Racines, Crebillons und Voltaires durch eigene Bearbeitungen der deutschen Bühne erobern; aber auch der Macbeth und der Timon von Shakespeare sollen bearbeitet werden; mit frischem Mute steuert sein endlich in Fluß geratener Karlos der hohen Tragödie zu, und nach diesem will er alsbald an den zweiten Teil der Räuber gehen, „worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß“. Noch einmal betont er seinen festen Entschluß, „Mediziner“ zu werden, offenbar um den zurückhaltenden Intendanten auch nach

dieser Seite zu beruhigen. Kurz, nach jeder Richtung verspricht der um seine Zukunft Besorgte, im folgenden Winter alles hereinzubringen, was seine „beinahe jahrelange Unpäßlichkeit“ ihn hatte versäumen lassen.

Aber alle Mühe war vergebens. Das Vertragsjahr lief ab, und Schiller blieb ohne eine Erwiderung. Vor einem Jahre war er durch Lockungen und Versprechungen aller Art festgehalten worden, nun wurde er stillschweigend, ohne ein Wort der Anerkennung, aus seinem Amte entlassen! Diese Entlassung mußte Schiller als einen schweren Schlag empfinden, wenn ihm auch immer klarer die Erkenntnis sich aufgedrängt hatte, daß das Mannheimer Theater seine besten Hoffnungen unerfüllt ließ und für Entfaltung seiner tiefsten Kräfte keinen Raum bot. Doppelt schwer aber traf ihn dieser Schlag in einer Zeit, wo das Schicksal wieder einmal seine innere Widerstandskraft auf die härteste Probe stellte; wo zugleich mit seiner bürgerlichen Existenz auch sein guter Name ins Wanken geriet: wo selbst die liebsten Menschen, seine Eltern und die Bauerbacher Freundin, an ihm irre zu werden drohten.

Wie eine Sträflingskette schleppte Schiller seit den Stuttgarter Tagen die Last seiner Schulden nach. Selbständig sich zu bewegen und zu wirtschaften, Ordnung auch in der Freiheit zu halten, das hatte die herzogliche Dressuranstalt ihren Zögling ja nicht gelehrt. Die Kargheit seiner Besoldung hatte den Regimentsmedikus zu allerlei Anleihen genötigt; außer kleineren Summen im Wirtshaus und beim Buchhändler schuldete der Dichter seit dem Druck der Räuber und der Anthologie einem Hauptmann von Schade fünfzig, einer Generalin von Holle hundert und einem Unbekannten einen Posten von etwa zweihundert Gulden, für den sich eine Korporalsfrau, namens Fricke, verbürgt zu haben scheint. Der Gedanke an die Befriedigung seiner Gläubiger war die bitterste Sorge des Flüchtlings auch in seinen trübsten Stunden, die Erkenntnis der Unmöglichkeit, seine Schulden in absehbarer Zeit zu tilgen, der schwerste Stoß für seine jugendliche Vertrauensseligkeit gewesen. Die Gewißheit freilich, daß er „der ehrliche Mann“

bleiben werde, konnte ihm keine Enttäuschung rauben, so wenig wie den im Grunde felsenfesten Glauben an seine Zukunft.

Im weltstillen Bauerbach hatte der Schützling der Gutsherrin leicht seine einfachen Bedürfnisse auf Borg befriedigen können, nachdem der dürftige Rest seines Fiesko-Honorars aufgezehrt war. Der Wirt, der Gutsverwalter, der sparsame Reinwald hatten aushelfen müssen, Frau von Wolzogen selbst hatte gebürgt und geliehen. Ihrem Eintreten verdankte Schiller die Summe, die er auf den Weg nach Mannheim mitnahm. Dort leuchtete ihm endlich die beglückende Aussicht vor, aus dem Wirrwarr seiner Schulden nach und nach sich herauszuarbeiten. Aber seine trefflichen Vorsätze zur Sparsamkeit, seine herrlichen Berechnungen scheiterten an der Ungunst der Verhältnisse und seiner eigenen Unkenntnis des Lebens. Zwar für seine Person lebte er so sparsam und bescheiden, wie es in dem ohnehin teuren Mannheim möglich war: in einem Weck bestand sein Frühstück; das Mittagessen ließ er sich in einem „zinnernen Einsatz", den er sich gekauft hatte, aus einem kleinen Wirtshause holen, und sparte sich einen Teil davon für den Abend auf oder aß „Kartoffel in Salz oder ein Ei zu einer Bouteille Bier". Nicht mehr als elf Gulden, so versichert er, ließ er monatlich „fürs Maul aufgehen". Aber zu den nötigen Kosten für seine „Ökonomie" und „Equipierung" kamen noch mancherlei Ausgaben, welche seine gesellschaftliche Stellung, seine Krankheit und seine wiedererwachende Lebenslust mit sich brachten. Die Schauspieler, in deren Kreisen er verkehrte, bezogen das Vierfache seines Gehalts, aber selbst der durchaus nicht verschwenderische Iffland kam trotzdem jahrelang aus seinen Schulden nicht heraus, und dabei hatte er noch glänzende Nebeneinnahmen. Dem Theaterdichter aber waren seine dreihundert Gulden schon am 19. Dezember 1783 ausbezahlt. Auf die versprochenen Einnahmen zweier Theaterabende mußte er bei dem schlechten Geschäftsgange verzichten und sich dafür mit einer Summe von zweihundert Gulden abfinden lassen, die ihm in Raten von je fünfzig Gulden vom Mai bis August 1784 ausbezahlt wurden. Auf allen deutschen

Theatern wurden seine drei Dramen aufgeführt und bewundert, von Schwan verlegt und überall nachgedruckt, Auflage um Auflage veranstaltet: außer dem bekannten Honorar für Fiesko erhielt der Dichter nur zehn Karolin für die erste Ausgabe von Kabale und Liebe, weiterhin keinen Heller mehr. Wenn von jenen Anspielungen des „Schwarzen Mannes“ überhaupt etwas auf Schiller zutraf, so war es die Klage Flickworts: „Theaterunternehmer und Buchhändler sind durch mich Kapitalisten geworden, und ich selbst habe nichts als Lorbeeren und — Schulden!“

Bald war Schiller so im Gedränge, daß er oft schon für die nächste Woche, ja für den nächsten Tag in Sorge sein mußte. Statt von seinen Schulden sich zu befreien, wurde er immer tiefer hinein verwickelt. Von diesen peinlichen Verhältnissen drang die Kunde auch nach Stuttgart und auf die Solitude, in Schillers Elternhaus. Seit seiner Flucht kränkelte dort die Mutter, um das unsichere Geschick des einzigen Sohnes sich härmend. Des Vaters Groll war durch das stillschweigende Verhalten des Herzogs etwas beschwichtigt worden. Aber der Bauerbacher Aufenthalt des Sohnes hatte dem Hauptmann, der aus den Briefen Reinwalds an Christophine vom Leben und Treiben seines Fritz Kenntnis erhielt, wenig Freude gemacht. Auch als die frohe Nachricht von der Anstellung in Mannheim eingetroffen war, hatte der lebenskundige Mann das Mißtrauen nicht ganz unterdrücken können, ob sie denn auch von Dauer sein werde; lieber noch hätte er den Sohn in Berlin oder Wien unterkommen sehen, da dort bessere Theater und der Umgang mit Gelehrten und großen Männern seinem Fortkommen dienlich sein könnten. Und am allerliebsten wäre es ihm gewesen, wenn der Dichter alle seine Kräfte wieder auf das medizinische Studium geworfen hätte, wo er „ein weit rühmlicheres und sichereres Brot erhalten würde, als bei den Theaterarbeiten“. „Denn ich hoffe zu Gott,“ fügte der Vater hinzu, „daß unsere Entfernung nicht immer fortdauern soll, und daß ich es noch erleben werde, meinen einzigen Sohn auch wieder um mich zu haben.“ Das war am 10. November gewesen. Und noch einmal vor Ablauf des

Jahres 1783 legte Christophine dem Bruder den Wunsch der Familie herzlich nahe, entweder selbst Schritte zur Versöhnung des Herzogs zu tun oder den Vater um Erlaubnis zur Rückkehr einkommen zu lassen. Der Vorschlag war wohlgemeint, für Schiller aber unausführbar: er enthielt eine Verkennung seiner heiligsten Verpflichtungen gegen sich selbst und seinen Beruf. In aller Liebe, aber mit unerschütterlicher Festigkeit wies er deshalb die Zumutung zurück. „Ich kann Dir nichts darauf antworten, Liebste," schreibt er zu Neujahr 1784, „als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Konnexion mit einem anderen Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Württemberg mich da wieder blicken lasse." Wenn auch der Vater den Namen zu jener Bitte hergebe, so werde doch jedermann in ihm selbst die Triebfeder zu dieser „erbettelten Wiederkehr" erblicken: seine Achtung beim Publikum, seine Ehre, sein Glück könne durch einen solchen Schritt „einen ewigen Stoß" erleiden. „Die offene, edle Kühnheit", ruft er aus, „die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Übereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte." Übrigens glaubt der Flüchtling nicht, daß der Herzog einem Gesuche des Vaters stattgeben würde, und für diesen Fall einer schimpflichen Abweisung bekundet er seine Entschlossenheit, den ihm zugefügten „Affront" durch einen derben Gegenschlag zu rächen. „Nunmehr", schließt er deutlich, „weißt du genug, um vernünftig in dieser Sache zu raten."

Inzwischen aber war Schiller durch seine Schulden in immer größere Bedrängnis gekommen: der Bauerbacher Geldverleiher wurde ungeduldig, und die Stuttgarter Gläubiger, nachdem sie einmal auf die Mannheimer Stellung ihres Schuldners aufmerksam geworden, begannen ihm stärker zuzusetzen. Die wenig bemittelte Frau von Wolzogen sah sich als Bürgin gezwungen, ihren jungen Freund wegen der Zahlung zu mahnen, aber dieser, gänzlich außer stande, im Augenblick auch nur das Geringste zu leisten, konnte sie im November 1783 nur auf die Zeit des Karnevals

1784, und als dieser auch nicht die erhofften Einnahmen brachte, auf Ostern und von da wieder auf den Sommer vertrösten. Der Herbst kam heran, ein neues Unternehmen, die geplante Rheinische Thalia, eröffnete neue Aussichten, wiederum hoffte Schiller, bis Ende 1785 in drei Terminen die Bauerbacher Schuld abtragen zu können. Und wiederum täuschte er sich. Furchtbar war die Qual, die ihm die Ohnmacht, sein Wort einzulösen, schuf; mit Entsetzen nahm er wahr, wie selbst die reinste Freundschaft durch diese elenden Verhältnisse getrübt wurde, und daß sein eigenes Bild in den Augen der Freundin leiden möchte. In der Beschämung seines Herzens wagte er monatelang nicht zu schreiben. „Unglückliches Schicksal," heißt es in seinem Briefe vom 8. Oktober 1784, „das mich zwingen mußte, in Ihren Augen etwas zu scheinen, was ich niemals gewesen bin und niemals werden kann, niederträchtig und undankbar.... Der Gedanke an Sie, der mir jederzeit soviel Freude machte, wurde mir durch die Erinnerung an mein Unvermögen eine Quelle von Marter. Sobald Ihr Bild vor meine Seele kam, stand auch das ganze Bild meines Unglücks vor mir. Ich fürchtete mich, Ihnen zu schreiben, weil ich Ihnen nichts, immer nichts als das ewige: Haben Sie Geduld mit mir, schreiben konnte."

Aber das Schmerzlichste war für Schiller, daß er sich in diesem Jammer auch von seinen Eltern verlassen, von dem eigenen Vater verkannt sah. Der Hauptmann, der den Schritten des Sohnes nur mit Mißtrauen gefolgt war, erkannte „teils aus erhaltenen Nachrichten, größtenteils aus angestellter Überlegung", wie es um seinen Fritz stand. Dieser hatte es immer vermieden, seinen Lieben durch Aufklärung über seine wahre Lage Kummer zu bereiten. Aus eigner Kraft hatte er zugleich mit seinem auch seiner Familie Glück begründen wollen, und nun sah er sich um dieselbe Zeit, wo er mit seinem Eintritt in die Deutsche Gesellschaft einen großen Schritt zu seinem „Etablissement" getan zu haben glaubte, zu einem offenen Bekenntnis seiner unhaltbaren Lage gedrängt. Und das war das Bitterste: während er jeden Gedanken an eine Rückkehr in die Heimat, an eine Unterwerfung unter die herzogliche

Gnade in seinen gegenwärtigen Umständen stolz von sich weisen mußte, nötigten ihn gerade diese Umstände, Hilfe in der Heimat, im Elternhause zu suchen. Der Vater wußte anfangs nur von der Schadeschen Schuld, nichts von dem größeren von Holleschen und Frickeschen Posten. Er war bereit, für jene Schulden eine Zeitlang gut zu stehen, damit der Sohn „nicht angefochten werde und desto ruhiger arbeiten könne". „Aber," so fügt er hinzu, „ich versichere mich dabei, daß Er mich nicht zum Nachteil seiner Schwestern im Stich lassen werde." Zu seiner Überraschung erfuhr nun der Vater aus dem Bekenntnis des Sohnes von dessen Bauerbacher und den anderen Stuttgarter Verpflichtungen. Der Hauptmann war entrüstet und hielt mit strengem Tadel nicht zurück: er habe nach dem natürlichen Lauf der Dinge alles vorausgesehen und könne auch jetzt die Zukunft voraussagen. „So lange Er, mein liebster Sohn," ruft er mahnend, „Seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind, so lang wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lang Er denkt, dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme; so lang werden Seiner Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen, muß man beim Kreuzer anfangen." Eindringlich verweist er den um einen Ausweg verlegenen Sohn auf Gott, „ein höchst gütiges, höchst weises und höchst allmächtiges Wesen, welches sozusagen nur auf unser Gebet wartet, um uns aus allem herauszuhelfen." Rechtes Gottvertrauen in des Hauptmanns Sinn muß aber Taten wirken: denn, so ergänzt er seine Worte, „wie Gott zu unseren Zeiten keine Wunder tut und in die Natur einer jeden Sache die Kraft zu wirken gelegt hat, so müssen wir auch das Unsrige beitragen." Und von hier aus sucht er einen guten väterlichen Rat zur Verbesserung der „gegenwärtigen Lage" des Sohnes: „Mache Er von Seinen Revenüen und Passivis einen Etat, in dem die Tilgung der letzteren auf eine bestimmte Zeit, sie mag so fern sein, als sie will, festgesetzt ist. Dieser Etat muß aber nicht abgeändert werden, und damit er es nicht wird, so mache er einen

Seiner Mannheimer Freunde zum Garant, dem Er nicht anliegen muß, dieses Arrangement zu verschweigen." Der Rat war wohlgemeint, aber konnte der Sohn Gebrauch davon machen? Die zureichenden „Revenüen" waren es ja gerade, die fehlten, und wo war unter den Mannheimer Bekannten auch nur einer, dem der Theaterdichter sein volles Vertrauen hätte schenken, von dem er so viel Vertrauen hätte fordern dürfen? Ebensowenig war seiner Verlegenheit mit dem Hinweis auf eine „Partie" geholfen, „eine vernünftige, tugendhafte und häusliche Frau," die sich der Sohn durch gesetztes, fleißiges und sparsames Betragen „oder durch die Verwendung seiner Freunde" vielleicht erringen könne.

Derber äußerte sich der Unwille des Vaters, als der Februar vergangen war, ohne daß der Sohn die fünfzig Gulden der Schadeschen Schuld geschickt hatte: nunmehr zog auch der Alte sein Versprechen zurück. Er war zwar bereit, die Zinsen der Holleschen Schuld zu bezahlen und die Bürgschaft auf den um ein Jahr verlängerten Wechsel zu übernehmen, aber er ließ sich doch die Gelegenheit nicht entgehen, den Sohn durch erneute Hinweise auf die Vorsehung und ihre erzieherischen Absichten, durch Vorhalten seines Leichtsinns, Eigensinns und allzugroßen Selbstvertrauens mürbe zu machen. Bald nach diesem Briefe vom 9. März 1784 muß die bereits vorher abgesandte, aber unterwegs verspätete Geldsendung für den Hauptmann Schade in Stuttgart eingetroffen sein, und der Vater zog wieder gelindere Saiten auf, aber aufs neue empfahl er seinem Fritz die Erwerbung des Doktorgrades und ernstliche Wiederaufnahme der Arzneikunst, die ihm ein weit sichereres Einkommen und „nicht weniger Reputation" verschaffen könne als die Schriftstellerei. „Liebster, bester Sohn," ruft er aus, „hier in Deutschland ist ein Theaterdichter immer noch ein kleines Licht."

Bis in den Juli hinein scheint Schiller dann von Gläubigern unbelästigt geblieben zu sein, und auch des Vaters Unwille durfte sich legen. Ja, am 30. Juni war der Himmel so weit geklärt, daß der Alte dem Sohne die Erfüllung eines oft geäußerten Wunsches in Aussicht stellen konnte: seine Lieblingsschwester Christophine, die

Genossin und Beraterin seiner Jugend, sollte in Gesellschaft des Meininger Bibliothekars Reinwald den nach weiblicher Fürsorge sich Sehnenden in Mannheim besuchen. Fritz sollte überrascht werden, aber der erfreute Vater konnte es nicht übers Herz bringen, ihm den Plan zu verschweigen. Und er gab um so freudiger seine Zustimmung, als anfangs Juli ein Brief aus Mannheim eintraf, der den Eltern von einer besseren Wendung der Dinge Kunde gab. So empfing denn Schiller Mitte Juli, als er gerade auf ein paar Tage aus der Backofenhitze von Mannheim nach Schwetzingen, dem kurpfälzischen Versailles, entronnen war, die Nachricht, die Reisenden seien am 16. Juli aufgebrochen. Schon vorher hatte der Vater dem Sohne noch einmal besonders ans Herz gelegt, dem wohlmeinenden Reinwald „in allen Stücken so wie dem besten Vater, Bruder oder Freund“ zu folgen; dessen Rat sei der beste, denn er besitze eine ausgedehnte Menschenkenntnis, während Fritz selbst sich zu sehr von dem Schein einnehmen lasse und von seinem eigenen guten Herzen auf andere schließe. „Und am Ende“, so heißt es zuletzt, „findet sich nicht selten das Gegenteil, oder wenigstens mehr Komplimente als Realitäten.“

Schiller war wenig entzückt von der Aussicht, den Meininger Freund unter solchen Umständen wiederzusehen, und noch weniger geneigt, sich ihm gerade jetzt vertrauensvoll zu erschließen. Reinwald hatte schon in Schillers Bauerbacher Tagen, als er aus einem zufällig in seine Hände geratenen Briefe an den Bruder Christophinens „reifes Denken“, ihr verständiges Wesen, ihren sparsamen Sinn kennen gelernt hatte, auf des Vaters Erlaubnis hin einen Briefwechsel mit dem Mädchen angeknüpft. Reinwalds Wunsch, die Familie Schiller auf der Solitude besuchen zu dürfen, war gerne erfüllt worden, da auch der Hauptmann seine Briefe stets mit Vergnügen las. So wenig persönlich Anziehendes der grämliche Bibliothekar hatte, so sah doch der Vater in dem vielseitig unterrichteten, ehrenwerten Gelehrten einen willkommenen Freier, und auch Christophine lernte den treuen Freund des geliebten Bruders mehr und mehr schätzen. Aber gerade des Dichters

Gefühle für den Meininger Freund hatten sich merklich abgekühlt. Aus mancher Bemerkung in den Briefen des Vaters über die Bauerbacher Tage und über Frau von Wolzogen hatte er mit Verdruß die warnende Stimme des ängstlichen Hypochonders herausgehört. Und nun trat der kränkliche, grillenhafte Mann gar als Bewerber um die Hand der frohmütigen, schaffensfreudigen Schwester auf, — wie sollte sich das Dasein der jugendlichen Christophine an der Seite des kritteligen, von selbstsüchtigen Stimmungen beherrschten Halbgreises gestalten? Der Bruder hielt mit seinen Bedenken nicht zurück, und auch dem ehemaligen Busenfreunde kam er zwar gefällig, aber doch ohne jedes Vertrauen entgegen; absichtlich zeigte er sich kalt und verschlossen. Nur „mit Unwillen und Schauder" konnte Reinwald nachmals an diese Mannheimer Tage zurückdenken.

Die Gäste hätten zu unglücklicherer Zeit nicht kommen können. Dunkler als je zogen sich die Wolken über Schillers Haupt zusammen. „Von allen Seiten", so berichtet Christophine, „bestürmten Sorgen der Notwendigkeit ihn." Zu Hause erwartete man nach dem tröstlichen Schreiben vom 1. Juli einen freudigen Bericht über das Eintreffen der beiden Reisenden, und statt dessen kam nun ein Schreiben des Sohnes, das von neuen, größeren Verlegenheiten sprach, von Verlegenheiten, die ihn zur „Desperation" trieben und den Eltern „die Haut schaudern" machten. Was war geschehen, daß Fritz schreiben konnte: zwischen heut und vierzehn Tagen stehe alles auf der Wage; wenn er sich nicht helfen könne, müsse er zu desperaten Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen? Unglaubliche Gerüchte, die in Stuttgart umliefen, steigerten die Angst der Eltern: der Hauptmannssohn, so munkelte man, habe der Korporalsfrau Fricke falsche Wechsel geschrieben und sei deswegen in Mannheim verhaftet worden. Zwar das fühlte der Alte gewiß, daß sein Fritz sich so weit nicht habe vergessen können, aber er empfand auch schmerzlich: nun sind „all unsere schönen Hoffnungen in die Tiefe des Meeres" versenkt.

Wir wissen aus Streichers Bericht, welcher Art die Bedrängnis war, die den Dichter damals fast zur Verzweiflung trieb.

Noch immer lastete mit den anderen Verbindlichkeiten als die drückendste Schuld jene Anleihe von zweihundert Gulden auf ihm, die er zum Druck der Räuber erhoben hatte. „Beinah zwei Jahre schon," erzählt Streicher, „war die Geduld der Gläubiger hingehalten worden; er durfte also die Meinung hegen, daß dieses vielleicht noch länger der Fall sein könnte. Allein zu seinem nicht geringen Schrecken kam es anders. Die Person, welche sich für ihn auf obige Summe verbürgt hatte, wurde so sehr von den Darleihern gedrängt, daß sie aus Stuttgart nach Mannheim entfloh. Man setzte ihr nach, erreichte sie dort und hielt sie gefangen." Schiller war in der peinlichsten Verlegenheit: in Mannheim war niemand, an den er sich wenden konnte, zumal ihm an strengster Verschwiegenheit gelegen sein mußte. Wie sollte er seine Ehre retten, wie jene „Person", wahrscheinlich die Korporalsfrau, aus ihrer Schuldhaft befreien? Vom Vater, dem er sich in seiner Not offenbart hatte, war nichts zu erwarten: er hatte weder Geld noch, bei aller Liebe und allem väterlichen Mitgefühl, die rechte Einsicht in die Lage des Sohnes. Strenge verwies der Alte diesem seine Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals. „Mein lieber Sohn," ruft er, „Er hat noch nie recht mit Sich selber gerungen, und ist es höchst unanständig und sündlich, Sein Nichtwollen auf die Erziehung in der Akademie zu wälzen." Schmerzlicher konnte den in seiner peinlichen Bedrängnis doppelt empfindlichen Sohn kein Vorwurf treffen, als der, „daß er in alle seine Verlegenheiten nicht gekommen wäre, wenn er hier geblieben wäre, und daß er überhaupt glücklicher, mit sich selbst zufriedener und in der Welt brauchbarer wäre, wenn er mehr in der Mittelstraße hätte bleiben und nicht Epoche hätte machen wollen." So kam durch die unseligen Schulden zu allem Verdruß und aller Not auch noch ein Zerwürfnis mit dem Vater. Christophine erhielt die Weisung, ohne Zeitverlust heimzukehren, da sie ja doch dem Bruder in seiner bösen Lage nur zur Last fallen könne. Sie ließ ihn bei ihrer Abreise am 6. August in tiefster Bedrängnis zurück.

Da kam dem fast schon Verzweifelnden Hilfe von unerwarteter

Seite. Schillers und Streichers Wirtsleute, der durchaus nicht wohlhabende Zimmer- und Maurermeister Anton Hölzel und seine Frau, hatten die beiden Schwaben liebgewonnen und besonders den gutherzigen, umgänglichen Theaterdichter, der durch seine ärztliche Kunst ihren Sohn Georg aus schwerer Krankheit gerettet, ins Herz geschlossen. Mütterlich nahm sich die wackere Frau des „verwaisten Weißzeugs“ ihres Mieters an, und auch seiner Schwester konnte sie nicht genug Freundschaft erweisen. Als nun die guten Leute durch Streicher von der hochnotpeinlichen Lage seines Freundes erfuhren, da waren sie bereit, so schwer es ihnen fiel, den Theaterdichter aus seiner verhängnisvollen Verlegenheit zu befreien.

Schiller hat noch vor seinem Weggang von Mannheim die ihm so hochherzig vorgestreckte Summe zurückerstatten können. Und das Schicksal hat es ihm vergönnt, um die Wende des Jahrhunderts selber zweimal der braven Bürgersfamilie aus bitterster Not zu helfen. Denn mit den Kriegsplagen war auch bei dem alten Hölzel die Armut eingekehrt; er selbst war schlaff und stumpf geworden, vergebens klopfte seine unverzagte Frau an die Türen guter Freunde. Da wandte sie sich in ihrem Jammer an den Professor Schiller in Jena: „Der weiße Kopf Hölz“, so schließt ihr Brief, „legt sich nahe an ihr wohlthätiges Herz und Ich.“ Selbstverständlich half der Angerufene sofort; er ließ der Familie durch seinen Verleger Cotta gleich am nächsten Tage zehn Karolin (zweihundert Mark) in zwei Zahlungen anweisen und erklärte sich zu weiterer Hilfe bereit: „Hölzel, wenden Sie sich allemal an mich, schonen Sie mich nicht!“ In rührenden Worten stattete die Hölzelin ihren Dank ab: „Wohlthätiger Freund,“ so schreibt sie, „Wohltun an seinen Freunden tragt schweren Zientz, daß beweisen Sie lieber schiller an mir, ... ich weine in diesem Augenblick und Sie wirten mitt mir in meinem elend weinen, wan ich Ihnen sage daß ich von Ihrem Geld wieder daß erste mahl wieder abends ein licht brennen konnte, o wie danke ich der Vohrsehung und Ihnen für diese wohlthadt, dieses Geld hilft mir meine einzige Tochter kleiden zu dem ersten nachtmahl . . .“ Ein paar Jahre lang hielt

sich dann die Maurersfamilie hauptsächlich durch die rüstigen Arme der Frau über Wasser, aber noch einmal, im Jahre 1802, zwang äußerste Not die arme Alte sich an ihren „einzigen Freund in der gantzen welt" zu wenden. Auch diesmal griff Schiller mit Rat und Tat ein. Durch seine gewichtige Empfehlung an Beck, der inzwischen Mannheimer Theaterdirektor geworden war, erhielt einer der Hölzelschen Söhne eine Stelle als Theatermaschinist mit gutem Gehalt. Erst aus der Art, wie die Empfehlung ihres alten Mieters, des einst so wenig geachteten Theaterdichters, auf die Theaterleute wirkte, begann der schlichten Frau eine Ahnung aufzudämmern, daß ihr „lieber schiller" inzwischen ein Mann von gewaltigem Ansehen geworden war. In ihrem von Dankbarkeit überfließenden Briefe erzählt sie, wie Herr Beck ihren Adolf geholt und ihm sein Glück verkündet habe: „Dieses alles haben Sie Ihrer Mutter und meinem Härtzensfreund Schiller zu danken." Ihr Sohn habe sich vor Freude nicht aufrecht halten können und geweint: „Mutter", habe er gesagt, „nicht daß gelt machte würkung sondern wie ich hörte daß der grose Schiler seine kostbare Zeit an uns verlaßne wänte." Beck sei auch gleich zu Dalberg gegangen, und dieser habe sofort alles bewilligt, „uhm Herr Schiller zu zeigen in wälcher grosen Achtung er bei ihm stinte". Die Hilfe, die dem verkannten Theaterdichter selbst einst verweigert worden war, wurde nun dem Schützlinge des berühmten Mannes willig gewährt. Von allen Seiten wurde die Frau um Auskunft bestürmt und um diese Freundschaft beneidet, die sich ein paar Jahrzehnte vorher außer den biederen Hölzelsleuten niemand zu verdienen bemüßigt gefunden hatte. — Doch zurück zum Jahre 1784!

Aus der schlimmsten Gefahr war Schiller durch das Einspringen Hölzels gerettet. Aber drückend genug waren nach wie vor seine Verhältnisse, betrübend das Zerwürfnis mit dem Vater, das durch das ablehnende Verhalten des Sohnes zu Reinwalds Heiratsplänen noch verschlimmert wurde. Lange blieben die Eltern ganz ohne Nachricht aus Mannheim. Als endlich im September der Briefwechsel wieder in Fluß kam, da brachte er neue Bitten

und Klagen von der einen, heftige Vorwürfe und strenge Mahnungen von der anderen Seite. „Mein Sohn“, so beginnt der Brief des Vaters vom 23. September 1784, „hier sitz ich, habe Seine Briefe vor mir, und bin dadurch für Unmut bis zu Tränen gerührt.“ Wiederum wirft er ihm vor, daß seine gegenwärtige Lage nur seiner eigenen Verschuldung zuzuschreiben sei, daß er nur durch „Beugung des Herzens“, Selbsterkenntnis und „anhaltende Demütigung“ vor Gott Wandel schaffen könne: „Er hat alle meine Gründe bestritten, alle meine und andere Erfahrungen hintangesetzt und nur solchen Phantasien und Leuten gefolgt, die Ihn ins Verderben stürzen mußten.“ Er sendet ihm, mit dem Bemerken, „daß es das letzte Mal sein wird“, zwei Louisdor, die er selbst habe entlehnen müssen: „für Ihn ist es vielleicht wenig, mir aber ist es nicht also.“ Wiederum weist er darauf hin, daß er noch drei Kinder habe, von denen noch keines versorgt sei. Zwei Monate ließ der Sohn vergehen, ehe er auf diesen Brief antwortete. Ungerecht war sein Vorwurf, daß der Vater die geforderte Summe von zweihundert bis dreihundert Gulden hätte aufbringen können; dem konnte der Hauptmann die Geringfügigkeit seiner Besoldung (dreihundertneunzig Gulden) und die Tatsache entgegenhalten, daß die Erträgnisse seines Grasbestandes anstatt für die nötige Aussteuer der Schwestern zur Bezahlung der Holleschen Schuld verwendet worden seien. Begreiflicher schon war der Verdruß des Sohnes darüber, daß fremde Leute im Auftrage des Vaters sein Leben und Treiben in Mannheim beobachteten. Aber der Alte war nicht gesonnen, den ihm sehr empfindlichen Tadel des Sohnes hinzunehmen. „Lieber Sohn“, schreibt er feierlich am 12. Januar 1785, „das Verhältnis zwischen einem guten Vater und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehenden Sohne kann den letzteren niemals berechtigen, das, was der erstere aus Liebe, aus Überlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zugute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen.“

Der Konflikt zwischen Vater und Sohn war damit auf seiner Höhe angelangt. Zu einem Bruch konnte er aber nicht führen, weil der Sohn bei aller Gegensätzlichkeit der Anschauungen die herzliche Absicht und treusorgende Liebe in den väterlichen Auslassungen nicht verkannte. Bald beruhigte er denn auch die Eltern durch einen Brief und rührte sie durch „religiöse Äußerungen“ zu Tränen des Dankes gegen Gott, daß dieser ihr Gebet für ihren Fritz, „um Regierung seines guten Geistes“, nicht verworfen habe. Auch die Beschäftigung des Sohnes, seine Arbeit an der Thalia und am Don Karlos, gab dem alten Schiller das Vertrauen in die Lebenstüchtigkeit seines Einzigen zurück. Vor allem machten gute Aussichten auf Leipzig, die sich inzwischen geboten hatten, dem Vater eine herzliche Freude. Bevor aber Friedrich Schiller dazu kam, sich ganz von Mannheim zu lösen, hatte er aufs neue in inneren Kämpfen und Wirren sein Selbst zu behaupten.

---

17. Charlotte von Kalb und Loslösung von Mannheim.

Eine tiefe Sehnsucht nach Frauenliebe und einem Herzensbund fürs Leben hat gerade in diesen drangvollen Sorgenzeiten dem einsamen Dichter immer wieder Gedanken und Sinne bewegt. Zwar konnte er sich den Widerspruch zwischen solchen Wünschen und seiner eigenen notvollen Lage nicht verhehlen; zwar fühlte er, daß sein „ungestümer Kopf" und sein „warmes Blut" jetzt noch keine Frau glücklich machen könnten, gleichwohl aber brach aus den Tiefen seines männlichen Wesens immer wieder das leidenschaftliche Begehren nach Liebesglück und das natürliche Bedürfnis nach einer sein Wesen und Wirken fürsorglich ergänzenden Gefährtin hervor. Als Freund Zumsteeg ihm seine Verheiratung mitteilt, da fühlt er es als die „wahre Wonne des Lebens, an eine Person, die mit uns Freuden und Leiden teilt, die unseren Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam an unsere Launen schmiegt, gekettet zu sein, — an ihrer Brust unsere Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändiger Leidenschaft abzuspannen, — und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen". Ungeübt in der Führung einer eigenen Wirtschaft, „allein und getrennt" inmitten vieler Bekanntschaften, sehnt er sich nach einer weiblichen Hand, die ihm die tausend kleinen Bekümmernisse des Alltags abnehme und so zugleich den Flug seiner Begeisterung erleichtere. „Hätte ich jemand", schreibt er im Mai 1784 an Reinwald, „der mir diesen Teil der Unruhe abnähme und mit warmer und herzlicher Teilnehmung sich

um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben." Oft genug glaubte er auf dem Wege zu dem ersehnten Glücke zu sein; bald hoffte er, die stolze „Schwanin" könne seinen Wünschen Erfüllung bringen, bald irrte sein Herz noch einmal zu der verblaßten Bauerbacher Liebe zurück. Im Juni 1784 gesteht er der Mutter Lottens seine Heiratsgedanken, die durch jene Sehnsucht nach glücklicher Ruhe und inniger, gegenseitiger Teilnahme in ihm erzeugt worden seien. „Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren." Und nun plötzlich entlockt ihm sein um einen sicheren Gegenstand verlegenes Liebesbedürfnis den Ausruf: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." Acht Tage danach, als er den unterbrochenen Brief noch einmal überliest, erschrickt er selbst über seine „törichte Hoffnung". „Doch, meine Beste", fügt er entschuldigend hinzu, „so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich tausendmal Ihrer lieben Lotte."

Einen Monat bevor Schiller diesen Brief schrieb, war bereits die Frau in seinen Lebenskreis getreten, die mächtiger und nachhaltiger auf sein Leben und Schaffen wirken, gewaltiger seine Leidenschaft anfachen sollte als alle jene holden Geschöpfe, die bis jetzt seinen unsteten Liebesdrang angezogen hatten. Die Freifrau Charlotte von Kalb war es, die am 8. Mai mit ihrem Gatten, einem Major in französischen Diensten, nach Mannheim gekommen war. Eine trübe Zukunft lag vor, eine freudlose Jugend hinter ihr, als sie Schiller kennen lernte. Charlotte stammte aus dem alten, reichbegüterten Adelsgeschlecht der Marschalk von Ostheim, dem auch Henriette von Wolzogen angehörte. Geboren am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im fränkischen Grabfeld, war das feinfühlige, in sich selbst lebende Kind frühe allem Wunderbaren

gläubig hingegeben, allem Trüben weich aufgeschlossen. Statt mit Puppen zu spielen, durchschweifte die Kleine lieber einsam die weiten Räume des düsteren Schlosses oder draußen Wiesen und Felder; am liebsten aber lauschte sie erschauernd den geheimnisvollen Erzählungen eines alten Försters von allerlei seltsamem Familienunheil. Schon vor dem achten Jahre verlor sie die zärtlich geliebten Eltern, deren Tod ihr durch Träume und Zeichen sich angekündigt hatte. Auf raunende Stimmen und dunkle Erscheinungen, auf Ahnungen und Vorbedeutungen ängstlich zu achten, an gute und böse Geister wie an unentrinnbare Schicksalsmächte zu glauben, blieb diesem willenlos allen Eindrücken hingegebenen Gemüt zeitlebens innerstes Bedürfnis. „Du solltest nicht dasein“, hatte die Großmutter bei ihrer Geburt gerufen, als statt des sehnlichst erwarteten zweiten Stammhalters nur ein Mädchen eingetroffen war. Diese Worte empfand das Kind wie einen Schicksalsspruch, als es nach dem Tode der Eltern, meist getrennt von den anderen vier Geschwistern, glücklose Tage bei Verwandten und Bekannten, auf einsamen Schlössern oder in Meiningen und Bayreuth, unter gleichgültigen Menschen ohne Herzensteilnahme verlebte und nirgends eine Heimat, nirgends eine vertraute, verständnisinnige Seele fand. Früh mit dem Schmerz vertraut, — „als Kind hab' ich ausgeweint“, sagte sie später, — gewöhnte sich Charlottens wundes Gemüt ans Fürchten mehr als ans Hoffen. Tief empfänglich für Freud und Leid, zog sie sich vor der rauhen Wirklichkeit und der kalten Welt mehr und mehr in ihr Inneres zurück. Ihr tiefes Empfinden lernte sie hinter scheinbarer Kälte und Gleichgültigkeit zu verbergen, und doch ging ihr tiefstes Sehnen auf innige Mitteilung des Geistes. So fehlte ihrem Willen die feste Zucht, ihrem Verstande die geregelte Übung; Empfindung und Phantasie beherrschten ihr Seelenleben. Wie ihre Augen zu schwach waren, das Licht der Sterne zu sehen, so nahm auch ihr Geist die Wirklichkeit nicht klar und rein auf, sondern sah und schätzte Menschen und Dinge nur durch das bunte Glas einer schwärmerisch idealischen Vorstellungsweise. Nur was ihrer Einbildungskraft ge-

fiel und ihrem Hang zu beschaulich träumerischem Sinnen entsprach, eignete sich Charlotte begierig an. Frühe hatten katholische Lebensformen und pietistische Einflüsse auf sie gewirkt, und später gab sie sich willig auch dem geheimnisvollen Reiz freimaurerischer Ideen hin. Mehr aber als im Leben, fand sie in Büchern, was sie brauchte, und im stillen Sinnen darüber die tiefste Befriedigung: neben Racine und Voltaire las sie die empfindsamen Romane der Engländer und Deutschen, vor allem aber vertiefte sie sich gern in religiöse Bücher; die Bibel, der Koran, orientalische Spruchweisheit und mystische Bekehrungs- und Erbauungsschriften bildeten ihre liebste Lektüre. Mächtig sprachen zu ihrer regen Phantasie die vielgestaltigen und vieldeutigen Rhythmen und Formen der Musik, und ihrem eingeborenen Schönheitsgefühl offenbarten sich bald die tiefsten Geheimnisse dichterischer Schöpfungen.

Schiller scheint Charlotte bereits in Bauerbach zu Anfang des Jahres 1783 einmal flüchtig gesehen zu haben. Damals weilte die Verwaiste, die in Meiningen jahrelang nicht vom Krankenbett ihrer Pflegemutter gekommen war, von schmerzlichen Familienereignissen tief niedergebeugt, auf dem nahen Gute ihres Oheims, des prunkliebenden Reichsfreiherrn von Stein zu Nordheim. Durch Frau von Wolzogen hatte Schiller schon zu jener Zeit mancherlei von den Schicksalen der Geschwister erfahren: im November 1782 war der einzige, heißgeliebte Bruder, die Hoffnung der Familie, in der Blüte seiner Jahre, auf der Universität Göttingen plötzlich dahingerafft worden; die zweite Schwester Wilhelmine hatte ihrer Liebe zu einem Bürgerlichen entsagen und einem vornehmen Gatten ins Elsaß folgen müssen, wo sie nach kurzer Zeit starb. Nach ihr wurden auch die anderen Schwestern finanzieller Berechnung und eigensüchtiger Familienpolitik geopfert. Zuerst mußte die zweitjüngste, Eleonore, ein schalkhaftes, lebenslustiges Wesen, dem Weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb, der Witwer und etwa doppelt so alt wie sie war, wider alle Neigung die Hand reichen; ein Jahr danach, im Oktober 1783, wurde Charlotte selbst, die älteste Schwester, zum ungleichen Ehebündnis mit Heinrich von Kalb,

dem jüngeren Bruder des Präsidenten, gezwungen, und sie fügte sich, wie sie sagt, im „Gleichmut des Leidens". Die schwärmerische, ganz in ihrer Gefühlswelt mit tiefem Empfinden lebende Idealistin und der weltgewandte, weitgereiste, lebens- und abenteuerlustige Offizier, — das waren freilich unvereinbare Gegensätze. „Uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen", so klagt Charlotte über den Beginn ihrer Ehe. „Es schwanden die Tage ohne Einsicht noch Absicht dahin, wir in tiefster Wesenheit geschieden: eines hatte wenig von der Welt erschaut, der andere, die Strahlen des Himmels nicht zu deuten vermögend."

Jetzt kamen die beiden auf der Reise nach Landau, der Garnison des Majors, in die pfälzische Hauptstadt, wo dieser wegen zukünftiger Dienste beim Herzog von Pfalz-Zweibrücken unterhandeln wollte. Charlotte war schon längst durch Frau von Wolzogen mit den Räubern bekannt geworden; ihr schwärmerischer Sinn hatte in Amalia „seelenreiche, subtile Wahrheit, das Unerklärliche" ausgesprochen gefunden. Vom Fiesko hatte ihr Reinwald sofort nach dem Erscheinen des Buches sechs Exemplare besorgen müssen. Nun brachte sie nebst Empfehlungen der Bauerbacher Gutsherrin ein Schreiben von dem Meininger Bibliothekar, das sie als „große Bewundrerin" der Dichtungen Schillers sowie überhaupt des „Schönen und Guten" einführte. Man verlebte mehrere höchst angenehme Tage in anregenden Gesprächen und Spaziergängen in der Stadt und Umgegend, wobei Schiller führte und erklärte. Der Frau machte diese erste Begegnung mit Schiller den tiefsten Eindruck: sie, deren Leben Entsagung gewesen, gewann zum ersten Male eine Ahnung von seinem Werte, und in dem in hohen Idealen lebenden Geist des jungen Dichters erkannte sie die Offenbarung ihrer eigenen Sehnsucht; zum ersten Male wagte sie sich frei aus sich heraus, denn (so berichtet sie selbst), „da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden, ohne Wahl oder Nachsinnen". So hatte Schiller Gelegenheit, den Reichtum ihres Geistes zu bewundern. Er schied von ihr mit der Em-

pfindung, daß sie „nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen" gehöre.

In Landau hielt Frau von Kalb es nicht lange aus. So interessant ihr auch manche der abenteuerlichen Söldnergestalten in der Grenzfestung waren, ihrer Seele vermochte das Garnisonleben nichts zu bieten. Deshalb war es ihr nicht unlieb, daß die französische Sitte der Offiziersfrau den dauernden Aufenthalt in den Garnisonsorten versagte. Mit Schiller war sie brieflich in Verbindung geblieben und hatte ihm gelegentlich allerlei literarische Wünsche und häusliche Besorgungen aufgetragen. „Wie lieb ist's mir, Sie in dem Ort zu wissen, den ich bewohne," schrieb sie ihm, als ihre Übersiedlung nach Mannheim beschlossen war, weil sie dort besser geistigen Verkehr mit Büchern und Menschen pflegen konnte und doch für den Gatten leicht erreichbar blieb. Gegen Ende Juli oder zu Anfang August nahm sie in Mannheim Wohnung.

Die eigenartige Frau übte dort auf die verschiedensten Naturen bald eine starke Anziehungskraft aus. Iffland freute sich, an ihr eine „gute Zuschauerin" gefunden zu haben, und ließ sich ihre geschmackvollen Urteile zur Aufmunterung seines Künstlereifers dienen; Beck, der eben erst seine Gattin verloren hatte, pries sie als ein „vortreffliches Geschöpf" und war glücklich, „von ihrer Seele Nahrung holen zu können," und selbst der schlichte Streicher, der mehrmals in der Woche mit ihr musizierte, gedachte noch nach Jahren dankbar des anregenden Verkehrs mit der geistvollen Frau. Zwischen ihr und Schiller bildete sich mehr und mehr ein vertrautes Freundschaftsverhältnis heraus, ein wechselseitig beseligendes Geben und Empfangen. Als Charlotte zu Anfang September Mutter eines Sohnes ward, holte Schiller in einem Augenblicke höchster Not einen Arzt herbei und wurde einige Tage danach von dem dankbaren Gatten selber an das Bett der Genesenden geführt. In den nun folgenden einsamen Wochen war ihr der fürsorgliche Freund ein stets willkommener Gast, der liebste Gesellschafter. Seine „trauliche Rede" tat ihrem Gemüte so wohl, „wie mildes Licht die Dämmerung erhellt". Auch mit dem Gatten Charlottens

verstand sich der Dichter aufs beste: dem Offizier gefiel die offenherzige Mitteilsamkeit des jungen Schwaben, und diesem die soldatisch feste Art und der Weltblick des lebenskundigen Herrn. Wenn der Major aus seiner Garnison herüberkam, dann ward mit dessen Kameraden auch Schiller zu manchem frohen Mahl geladen, wobei er aus den Erzählungen der viel umhergeschlagenen Offiziere überraschende Einblicke in eine neue Welt gewann. Unter Charlottens Führung öffneten sich dem weltunläufigen Dichter neue, vornehme Lebenskreise, in deren leichten, sicheren Umgangsformen er sich nun bewegen lernte. Aber nicht nur auf Schillers Haltung im geselligen Leben wirkte die Freundin ein, sie nahm auch an allen seinen Herzens- und Geistesanliegen innigsten, fördernden Anteil. „Sein Genius", sagt Karoline von Wolzogen „fand bei Frau von Kalb die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und in Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen." Zur Freundschaft besaßen beide ja die höchsten Fähigkeiten, und ihre Sehnsucht drängte zu deren Entfaltung. In dumpfer Hingabe an das Schicksal hatte die Frau jahrelang dahingelebt, verkannt und unverstanden, weil sie selbst die Fülle ihres Inneren scheu vor der Welt verschlossen hatte. Nun sprang die längst schon zur Blüte reife Knospe ihrer edlen Weiblichkeit, erwärmt von dem Strahl einer jugendfrischen Persönlichkeit, die wie sie in hohen Idealen lebte und mit voller Glut der Phantasie und entschlossener Kraft des Gedankens Zartheit und Milde verband; einer Persönlichkeit aber auch, die zur Linderung der eigenen brennenden Wunden nach einer Frauenhand sich sehnte. Indem nun die im Leid erprobte Frau dem Freunde ihre volle, anregende Teilnahme zuwandte, ward sie selbst des Reichtums ihres Frauenherzens inne, empfand sie zum ersten Male ganz die Beseligung vertrauensvoller geistiger Hingabe, beglückender Offenbarung. So kam nach langen Jahren schmachtender Entbehrung ihr durch gesellschaftlichen Zwang mißhandeltes Herz zu seinem Rechte. Und auch Schiller fand, wonach er so lange sich gesehnt hatte: eine Beraterin in allen inneren Nöten und in seinen äußeren Bedräng-

nissen. In einer Zeit, wo er ringsum nur Feinde und Widerwärtigkeiten spürte, wo er nur Gleichgültigkeit, Wankelmut und Selbstsucht erfuhr, berührte ihn ihre Hingebung und Teilnahme wie ein warmer Hauch. Das war wohltuend für den Menschen, aber auch der Dichter gewann bei diesem Austausch. Einen solchen Reichtum inneren Lebens, ein so lebendiges Gefühl für alles Edle und Große, eine solche Freiheit und Wärme der Ansichten hatte Schiller noch bei keiner der Frauen gefunden, die mit ihm in vertrauten Geistesverkehr getreten waren. Nicht bloß Charlottens Gespräche regten ihn an; ihr ganzes Wesen gab ihm eine neue Anschauung weiblicher Art und forderte seine schöpferische Kraft heraus. Ihre Erscheinung und ihr ausdrücklicher Tadel lehrten ihn die Fehler seiner früheren Frauengestalten kennen. In manchen Zügen seiner werdenden Dichtung prägten sich die Eindrücke aus, die er von der edelgesinnten, innerlich vereinsamten, in aufgezwungener Ehe lebenden Frau empfing; der Dichter selbst hat später zu seiner Schwägerin geäußert, daß der Umgang mit Frau von Kalb während der Ausarbeitung des Don Karlos sehr belebend auf ihn gewirkt, und daß sie zu einigen Zügen im Charakter der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Aber auch die Prinzessin Eboli hat etwas von der leidenschaftlichen Seele der nach Liebe dürstenden Frau. Ihr verständnisvolles, durchaus nicht bloß bewunderndes Urteil ließ Schiller bei seinem dichterischen Schaffen gelten. Wie er sie mit Shakespeare bekannt machte, so wies sie ihn immer wieder auf Geschmack und Maß in den Werken der Franzosen hin und regte ihn an, seine dichterischen Erzeugnisse durch Vornehmheit der Form und des Ausdruckes zu adeln. Ihr las er auch die fertigen Szenen seines Don Karlos vor, freilich nicht mit dem gewünschten Erfolg: sie war in ihrer hohen Erwartung getäuscht und suchte dies schonend zu verbergen. Als aber Schiller auf ein bestimmtes Urteil drang, bekannte sie lachend: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ Der entrüstete Dichter warf seine Schrift auf den Tisch, nahm Hut und Stock und ging weg. Kaum aber hatte Frau von Kalb alsdann eine Seite des Heftes still für

sich gelesen, da gingen ihr die Schönheiten der Dichtung auch schon auf, die bei dem allzu heftigen Vortrag des Dichters wieder einmal verloren gegangen waren. Und nun nahm Charlotte den Freund tüchtig in die Schule, um seine Deklamation von den eingewurzelten Unarten zu heilen. Die Wirkung dieser Lektion sollte dem Dichter bald darauf zugute kommen.

Gegen Ende des Jahres 1784 kam der Herzog Karl August von Weimar auf einer Reise, die er zur Begründung des Fürstenbundes machte, nach Darmstadt. Am Hofe seiner Schwiegermutter, der geistvollen Landgräfin Karoline, erfreuten sich Kunst und Wissenschaft seit lange einer stillen, freundlichen Pflege. Der Gedanke, über Darmstadt Beziehungen mit Weimar anzuknüpfen, lag nahe, und Frau von Kalb wußte die Sache einzufädeln. Im Hause der verwitweten Prinzessin Georg Wilhelm von Hessen lebte als Erzieherin der jungen Prinzessin Luise von Mecklenburg, der späteren Königin von Preußen, ein Fräulein von Wolzogen. An diese konnte Charlotte den Dichter empfehlen. Mit den Anfängen seines Karlos in der Tasche machte er sich am 23. Dezember auf den Weg nach der hessischen Residenz, wo er im vielbesuchten Gasthaus zur Sonne einkehrte. Von der fürstlichen Dame wurde er freundlich empfangen, verkehrte auf das ungezwungenste mit deren beiden Söhnen und wurde schließlich durch sie bei ihrem Schwager, dem Erbprinzen Ludwig, eingeführt. Am zweiten Weihnachtstage las der Dichter im erbprinzlichen Palais in Gegenwart der fürstlichen Familie den ersten Akt seines Trauerspieles vor, der ungeteilten Beifall fand. In einer folgenden Unterredung mit Karl August fühlte sich der Dichter durch das herzliche Entgegenkommen des Fürsten zu einer offenen Aussprache seiner Hoffnungen und Wünsche ermutigt. Schon am nächsten Morgen empfing der beglückte Schiller folgendes Handschreiben des Herzogs: „Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doktor Schiller, erteile ich Ihnen den Charakter als Rat in meinen Diensten, ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl. Carl August, H. z. S. W.“ Mit gehobenem Bewußt-

sein kehrte Schiller am 29. Dezember nach Mannheim zurück. Nun, da er einen „Charakter“ hatte, war seine gesellschaftliche und bürgerliche Stellung neu befestigt; die Verleihung des Titels war ein Trost für seine Eltern, eine Sicherung gegen üble Nachreden der Zweifler und Nörgler in Mannheim wie in der Heimat und fraglos auch ein Beruhigungsmittel für die Ungeduld der Gläubiger. Und in dem Dichter selbst erweckte der Titel die Gewißheit, sich eine Versorgung und ein neues Vaterland erwerben zu können.

Aber die Zuspitzung der Verhältnisse in Mannheim drängte ihn auch, sich nach einem neuen Aufenthalt umzusehen. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr von Darmstadt, am 18. Januar, führte man zum ersten Male seit dem 9. Mai 1784 wieder Kabale und Liebe auf. Die überaus liederliche Vorstellung zeigte dem Dichter, daß er von diesem Theater und diesen Schauspielern nichts Gutes mehr zu erwarten hatte. Mit Ausnahme der „Frauenzimmer“ und Becks hatten alle ihre Rollen mit offenbarer Absicht „unerhört vernachlässigt“. Der Dichter fand sein Stück „ganz in Lumpen zerrissen“ und mußte statt seines eigenen Textes nicht selten Unsinn hören. In heller Entrüstung, wenn auch mit aller Höflichkeit, schrieb er darüber an Dalberg gleich am folgenden Tage: „Es ist das erste Mal,“ hebt er an, „daß ich über die theatralische Vorstellung meines Stückes eigentlich meine Meinung sage, und auch jetzt würde ich es aus tausend Ursachen nicht tun, wenn meine wahre Hochachtung für E. E. mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich tue, wenigstens mich offenherzig gegen Sie zu erklären.“ Ausdrücklich schreibt er es einem „politischen Raffinement“ der „Herren Schauspieler“ zu, daß sie gerade den schlechten Dialog durch gutes Spiel heben und den guten Dialog durch schlechtes Spiel verderben; daß dieselben Schauspieler, die in den mittelmäßigsten Stücken vortrefflich, ja groß gewesen seien, in den seinigen meist unter sich selbst herabzusinken pflegen. Als das kleinste Merkmal der Achtung des Schauspielers vor dem Dichter betrachtet er das Memorieren: „Auch diese kleine Zumutung ist mir nicht erfüllt worden,“ ruft er aus. „Seit wie

lang ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter schulmeistern? ... Wenn unsere Herren Schauspieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann ist es allenfalls auch Zeit, daß sie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporieren zu Hilfe kommen." Stolz betont sein verletztes Selbstgefühl seine innere Unabhängigkeit vom Theater: „Denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall setzen, den Wert meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen... Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." In der Rheinischen Thalia, so stellt er in Aussicht, will er über diese Vorstellung weitläufiger sich auslassen.

Seitdem Schiller des Theaterdienstes ledig und seine Dramaturgie gescheitert war, hatte ihn die Idee der Gründung eines Theaterjournals beschäftigt. Glückte das Unternehmen, so war seine Not mit einem Schlage beendigt. Die Zeitschrift sollte auf Subskription herausgegeben werden; fünfhundert Abnehmer und ein reines Einkommen von tausend Gulden glaubte Schiller mit aller Bestimmtheit erwarten zu können. In einer Ankündigung der Rheinischen Thalia vom 11. November 1784, am Tage nach seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage, warf er sich mit blindem Vertrauen dem Publikum gleichsam in die Arme. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient," ruft er aus. „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter... Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen anderen Thron mehr zu appellieren, als an die menschliche Seele." Um die Leser mit dem Geist und den Absichten seines Unternehmens vertraut zu machen, gibt der Dichter der Räuber in schwungvoller Rede einen Überblick über seine Jugendgeschichte und die Entstehung seines Erstlings, den „der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte".

Aber vergebens suchte Schiller Mitgefühl zu erwecken; vergebens versprach er Namen und „Charaktere“ seiner Subskribenten dem Journal vordrucken zu lassen; vergebens stellte er als Inhalt seiner Zeitschrift, weit über den ursprünglichen Plan eines bloßen Theaterjournals hinaus, alles in Aussicht, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, Herz und Geschmack zu veredeln, Leidenschaften zu reinigen und allgemeine Volksbildung zu bewirken: Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen, Philosophie für das handelnde Leben, Aufsätze über pfälzische Natur und Kunst, Berichte über das Mannheimer Theater, dichterische Proben und Besprechungen, Selbstbekenntnisse und Korrespondenzen aller Art. Vergeblich war auch all die Zeit und Mühe, die er auf das Unternehmen zu verwenden gezwungen war. Er war Verleger, Herausgeber und der einzige Mitarbeiter! Unermüdlich war er in der Benutzung alter und in der Anknüpfung neuer Verbindungen: die Freunde Scharffenstein, Reinwald, ja selbst der frühere Rivale von Winckelmann mußten ihm Subskribenten erjagen; er wandte sich an bekannte Professoren wie Meister in Zürich, Ebert in Braunschweig und J. G. Jacobi in Freiburg, an Lavater und den alten Gleim mit der Bitte, seine Ankündigung in den Kreisen ihrer Freunde und Verehrer bekannt zu machen; er ersuchte die Herausgeber angesehener Zeitschriften, wie Boie vom Deutschen Museum und Göckingk vom Journal von und für Deutschland, um Abdruck seines Prospekts und um Verbreitung im Kreise ihrer Korrespondenten und Mitarbeiter. Obwohl dieser ganze „Brief- und Krämer-Commerce“ dem Dichter überaus lästig und ungewohnt war, so fand er doch für jeden ein gewinnendes Wort, einen besonderen Ton. Auf diese Art wurde die Ankündigung wohl in weitesten Kreisen bekannt, und manche neue Verbindung geschaffen, aber die Unterzeichner stellten sich nur langsam und in dürftiger Zahl ein: es verlohnte sich nicht, ihre Namen dem ersten Heft vorzudrucken. „Pränumerieren will niemand gern,“ schreibt der eifrige Reinwald, „und auch die Vornehmen haben nach dem neuen Jahre leere Beutel.“ In Mannheim selbst mußte sich Klein, der sich

mit Iffland zur Mitarbeiterschaft an Schillers Thalia erboten hatte, ein Spottgedicht auf seine dramaturgische Begabung gefallen lassen, und auf Schiller selbst und eine Stelle seiner Ankündigung waren die anzüglichen Stachelverse gemünzt, die im Pfälzischen Museum erschienen:

Dem Genius gebar Madame Subordinatio
Ein zügelloses, aber herrlichs Kind, die Räuber;
Fiesko, Millerin sind von Miß Freiheit und Frau Pensio.
Herr Genius, changieren Sie nicht mehr die Weiber!

Nach manchen Verzögerungen erschien endlich Mitte März das erste Heft der Rheinischen Thalia. An erster Stelle stand die Rede über die Schaubühne. An diese schloß sich die Übersetzung einer Episode aus Diderots Roman „Jacques le fataliste et son maitre“ unter dem Titel: Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. Das damals noch unveröffentlichte französische Werk war in Abschriften in vornehmen Kreisen Deutschlands verbreitet und so durch Dalberg auch an Schiller gekommen. Er wählte das umfangreichste und spannendste Stück aus, die Geschichte einer Marquise von Pommeraye, die ihrem treulosen Liebhaber eine anscheinend tugendhafte Buhlerin zur Frau gibt und ihn erst nach der Hochzeit über Art und Vergangenheit seiner Gattin aufklärt. Die Eigenschaften, die Schiller zur Übersetzung reizten: die kühne Neuheit der Intrige, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung und die schmucklose Eleganz der Beschreibung, weiß er der Erzählung zu bewahren. Von Diderot hat er erzählen gelernt; der Franzose ward ihm ein Lehrer knappen, sachlichen, gemäßigten Stils. Den mühsamen Übergang zu einer neuen Stilart bekundet auch der in der Thalia veröffentlichte erste Akt des Don Carlos, den der Dichter dem Herzog Karl August in Ehrfurcht widmet, indem er den jetzigen Augenblick preist, wo er den „edelsten von Deutschlands Fürsten und den gefühlvollsten Freund der Musen“ auch als seinen Fürsten lieben dürfe. — Zu den Einflüssen der Franzosen treten die Einwirkungen antiker Kunst. Im Antikensaal zu Mannheim, wo auch Lessing, Herder und Goethe bewundernd gestanden hatten, waren dem Schwaben zum ersten Male

die Meisterwerke der alten Plastiker mit der Macht und dem Zauber sinnlicher Erscheinungen entgegengetreten. „Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius“ tritt er „in den Tempel der Kunst und — fühlt sich edler und besser.“ Wonach er so lange in schöpferischem Drange gerungen, was im Weltall und im Menschenleben als das Höchste seiner Seele stets erschienen war, — hier steht es in Körpern lebendig veranschaulicht: „reinste Harmonie aller Teile zu einem unnachahmlichen Ganzen“, — das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit: diese ist jener untergeordnet. Was an hohen Gedanken und erhabenen Empfindungen, ästhetischen, philosophischen und kulturhistorischen Betrachtungen die Anschauung der Bildwerke bei ihm auslöst, legt er im Brief eines reisenden Dänen nieder; und zwar denkt er bei dem Dänen an Rahbek, einen geistreichen jungen Nordländer, den er im Juli 1784 als „einen lieben Genossen auf der Bahn der Kunst“ kennen und schätzen gelernt hatte. Aus den einzelnen Werken erschließt sich ihm das ganze „göttliche Griechenland,“ aus dem erhabenen Schaffen des Menschen die Gewähr seiner höheren Bestimmung. Durch den Anblick der Meisterwerke griechischer Kunst wird von neuem sein Glaube bestärkt an die Allmacht und Ewigkeit der Kunst, und zu dem Gedanken einer schönen Tat begeistert, verläßt er den Saal. — Am dürftigsten ist das Mannheimer Theater in der Thalia weggekommen: außer einem rühmenden Bericht über die dramaturgischen Preisfragen und einer kurzen Abfertigung der streitlustigen Schauspielerin Henriette Wallenstein, unter dem Titel: „Wallensteinischer Theaterkrieg“, hat die Thalia nur ein tagebuchartiges Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters zu bringen. Hier spricht Schiller denn auch offen und frei, wie er versprochen, seine Meinung über das Theater und die Schauspieler aus, gleich rückhaltlos im Lob wie im Tadel. Madame Rennschüb wird als Lady Milford und als Königin im Essex getadelt, als Regan im Lear nicht zureichend befunden. Er nennt Boeck als Edgar kalt und meint von Beil als Musikus Miller: „er erfüllte die Rolle, soviel er wenigstens davon auswendig wußte.“

Bald genug sollte Schiller die Wirkung seiner Urteile auf die Schauspieler-Empfindlichkeit verspüren. Rennschüb und seine Gattin waren erbost, der eitle Boeck nahm dem Kritiker den eignen Tadel noch weniger übel als das Lob seiner Kollegen Beil, Iffland und Beck. Es kam zu heftigen Zornesausbrüchen, und der verletzte Heldenspieler nahm keinen Anstand, „auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen Schiller auszuschlagen", und „auf die pöbelhafteste Art" von ihm zu reden. Der Dichter sah sich neuerdings gezwungen, solches Betragen der Komödianten in einem Briefe an den Intendanten zu rügen. „Einer Frau ohne Erziehung", schreibt er unterm 19. März, „vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne. . . Was ich aber kaum verschlucken kann, ist das Betragen des Herrn Boeck." Er habe diesen mit einer Achtung beurteilt, die er nicht verdiene; Boecks Erbitterung rühre nur daher, weil er die erwartete Vergötterung nicht gefunden habe. Er verdiene, wenn einmal ausführlicher von der Mannheimer Bühne gesprochen werde, daß man ihn zu einer heilsamen Bescheidenheit zurückführe und die Komödiantensalbe von ihm abwische. „Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit E. E.", läßt er einfließen, „daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren." Dalberg gewährte dem Dichter keine Genugtuung: er versicherte ihn zwar seiner besonderen Achtung, aber er verhehlte ihm auch nicht, „daß dergleichen Kritiken über Schauspieler notwendig Zerrüttungen und endlich gar den Zerfall eines Theaterinstituts bewirken müssen". Zum Beweise ruft er das Beispiel Lessings an, der auch „ganz aus Gründen" persönliche Kritiken über Schauspieler verfaßt und doch in seiner Dramaturgie habe abbrechen müssen, „um das damals so fürtreffliche Hamburger Theater nicht ganz zu zerrütten." „Doch ein mehreres mündlich", schließt der Brief.

Wäre Schiller noch im Zweifel gewesen, daß seines Bleibens in Mannheim nicht mehr sei, so hätte ihn dieses letzte Erlebnis überzeugen müssen. Aber er war auch ohnedies schon zu einem

Entschluß gekommen. Ein ersprießliches Verhältnis zum Theater war unmöglich geworden, sein journalistisches Unternehmen war gescheitert. Wiederholt war der Gedanke, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen, in ihm aufgetaucht. Er dachte an Berlin, wo seine Werke trotz aller Kritik den Beifall der Jugend gefunden hatten; andererseits wurden seine Blicke durch die Verleihung des weimarischen Ratstitels auf die Gunst „seines Herzogs“ und den Musenhof von Weimar gelenkt. Und sehnsüchtig zogen seine Gedanken auch nach Leipzig, seitdem ihm von dort ein köstliches Zeichen liebender Verehrung zugekommen war. Schon Anfangs Juni 1784, in der Zeit seiner tiefsten Verstimmung, hatte er aus Leipzig durch Vermittlung des Buchhändlers Götz, Schwans Geschäftsteilnehmer, eine überraschende Sendung erhalten: vier von „Dichteranbetung“ überfließende Briefe, eine seidene, mit kunstvoller Stickerei verzierte Brieftasche und die mit Silberstift auf Pergament gezeichneten Porträts der vier Spender, zweier Liebespaare, außerdem eine Komposition von Amalias Lied aus der ersten Szene des dritten Aktes der Räuber. Ein Brief schloß mit den Worten: „Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salz der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts helfen.“ Schiller ward durch diese Huldigung tief ergriffen; wie ein Sonnenstrahl fiel sie in das trübe Dunkel seiner Tage. In Briefen an Dalberg und Frau von Wolzogen gab er seiner Freude lebhaften Ausdruck. „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen“, schreibt er am 7. Juni der Freundin „durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt —

dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Später erfuhr er wohl durch Göß, wer die unbekannten Spender waren: Christian Gottfried Körner, seine Braut Minna Stock, deren ältere Schwester Dora und ihr Liebhaber Ludwig Ferdinand Huber; Körner hatte das Lied komponiert, Dora die Bilder gezeichnet, Minna die Brieftasche gearbeitet. Aber zu einer Erwiderung auf jene Briefe ließ den Verdüsterten seine Gemütsstimmung nicht kommen, inmitten von Gram und Widerwärtigkeiten wollte er seine Antwort einer „besseren Stunde" vorbehalten. Lange mußten die vier Bilder der unbekannten Freunde, die über Schillers Schreibtisch hingen, mahnend auf ihn herabschauen, bis er endlich am 7. Dezember an Huber eine Antwort richtete. „Ein Zufall, ein wehmütiger Abend", so schreibt er, „erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen, ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten." Aus seiner Lage macht er seine Saumseligkeit begreiflich und läßt jene die tiefe Wirkung ihrer Sendung nachempfinden durch das Bekenntnis: „ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte." Daher bittet er sie um Fortsetzung ihres Wohlwollens und erwähnt die Möglichkeit, daß er zur Jubilatemesse nach Leipzig kommen werde. Der Brief kam erst am 3. Januar in die Hände der Leipziger. Huber und Dora Stock antworteten, frei von jeder Empfindlichkeit, schon am 7. Januar und begrüßten mit großer Freude die Aussicht, den bewunderten Dichter persönlich kennen zu lernen. Körner, dessen Vater in diesen Tagen gestorben war, kam erst am 11. Januar zu einer Erwiderung: in sicherer, verständnisinniger Weise geht er auf Schillers offenen Ton ein und bittet ihn herzlich, nach Leipzig zu kommen. „Wir wissen genug von Ihnen", schreibt er, „um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten, aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich.

Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis." Und gleich in diesem Briefe zeigt der sichere Mann jene hohe Auffassung von dem dichterischen Berufe Schillers, die ihn zum Berater und Genossen des Ringenden so geeignet machen sollte. Der angekündigten Thalia, die Schiller aus „Kaufmannsrücksichten" unternommen zu haben angab, sieht er mit Verlangen entgegen. Aber gegenüber dieser „gleichsam bestellten Arbeit" weist er auf des Dichters „eigentliche Bestimmung" hin: „Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel".

Schiller verspürte das sichere Vertrauen, das tiefe Verständnis, die hohe Achtung vor seinem Genius, die hier zu ihm sprachen. Er hatte die innere Gewißheit: „Diese Menschen gehören Dir, diesen Menschen gehörst Du!" Mit hastiger Freude schlug er in die dargebotene Freundeshand. Die Leipziger sind seinem Herzen wohl vertraut: „Ihre Briefe — und wir waren Freunde". Aber, wie um seine schwärmende Empfindung zu zügeln und seine Verehrer vor Enttäuschung zu bewahren, entwirft er ihnen eine Charakteristik des Menschen, den sie in dem Dichter erwarten dürften: er nennt seinen unglücklichen Hang zum Vergrößern, seine Neigung, selbst durch geringe Veranlassung sich zu schwindelnden Hoffnungen fortreißen und den kleinsten Umstand zum Samenkorn von etwas Unendlichem werden zu lassen. „Dieses Nämliche fängt mir an mit Ihrer Freundschaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfnis eines Freundes lebhafter . . . . ."

Hier wurde der am 10. Februar begonnene Brief durch einen unvermuteten Besuch unterbrochen; aufregende Ereignisse hinderten seine Vollendung bis zum 22. Februar. „Diese zwölf Tage", so fährt Schiller nun fort, „ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen." „In einer unnennbaren Bedrängnis" seines

Herzens ruft er den Freunden zu: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben ... Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen."

Was hatte diese plötzliche Krisis heraufbeschworen? Neue Bedrängnisse durch die Gläubiger, neue Zerwürfnisse mit den Schauspielern würden den leidenschaftlichen Ton des Briefes nicht erklären und rechtfertigen. Zu allen jenen Widerwärtigkeiten war plötzlich ein entscheidendes Moment hinzugekommen. Was ihm „vielleicht noch teuer sein könnte", das kann nur auf seine Beziehungen zu Charlotte von Kalb gehen. Lange hatten die Schranken der „Konvenienz" den beiden Zwang und Zurückhaltung auferlegt, aber sie hatten nicht hindern können, daß das Bündnis der Seelen immer mehr den Charakter leidenschaftlicher Liebe annahm. Wie hätte die ihrem Schicksal mit dumpfem Gleichmut hingegebene Frau den jäh erwachten, Glück begehrenden, Glück verheißenden Stimmen des Herzens Schweigen gebieten sollen? Wer wie sie den Kräften des Gemüts allein vertraute und die Wirklichkeit (nach Herders Wort) nur in schwankenden Bildern sah, der mochte auch kühn, allen Schranken zum Trotz, das schier Unmögliche wollen. Ihr blieb, so schien es ihr, nur die Wahl zwischen einer endlos öden Zukunft an der Seite eines ungeliebten Gatten und einem einzigen Glück in immerwährendem Geistesaustausche mit dem geliebten Freunde. Auch dieser muß in der verehrten Frau, die nur schwer ihre leidenschaftliche Zuneigung hinter vornehmer Gemessenheit barg, bald mehr gesehen haben als bloß die Seelenfreundin. Sein leichtentzündliches Herz hatte ja schon öfters in Flammen gestanden. Hier aber war eine reife und reiche Seele in einem lieblichen Körper; hier schlug ihm ein völlig sich hingebendes Herz entgegen. Wohl bemühten sich beide das Geheimnis ihrer sich suchenden Seelen zu hüten, aber einmal mußte die Stunde der Offenbarung kommen.

Und sie kam plötzlich, überraschend. Längere Zeit hatten sie sich nicht gesehen. Eines Tages nun (wohl in jener kritischen Zwischenzeit) gab Schiller der Freundin die feste Absicht kund, dem Rufe der Leipziger zu folgen: da, in diesem entscheidungsschweren Augenblick, schlug die sorgsam behütete Glut ihres Herzens in jäh aufflammender Leidenschaft hervor; der drohende Verlust hatte das stürmische Verlangen nach Sicherung des im stillen ersehnten Besitzes geweckt. Als Greisin noch hat Charlotte in ihren (nicht geschichtlich treuen, aber stimmungswahren) „Gedenkblättern“ den Schmerz der Abschiedsstunde geschildert. Sie erschrickt, klagt, beschwört ihn, sie nicht zu verlassen. „Denn seitdem ich Sie kenne“, ruft sie aus, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit ... Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart schien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernst und Milde fand ich den Mut der Freudigkeit.“ Da ruft Schiller überwallenden Herzens ihr zu: „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt! Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet?“ Doch leidenschaftlicher dringt Charlotte mit Bitten und Klagen in ihn, „das Geschick zu wenden“, den „Bund der Wahrheit“ nicht zu trennen. Vergebens sagt er zu ihrer Beruhigung, die Harmonie der Seelen bleibe auch in der Trennung bestehen. Auch er wird hingerissen von der Sturmesmacht der Leidenschaft, das erste „Du“ kommt über seine Lippen, und mit der Wahrhaftigkeit der Liebe gibt sie zurück: „Du sagen Sie — Du sage ich ... Die Allseligen sind ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel“.

Die Fesseln der „Konvenienz“ drohten zu brechen, die Wirbel der Leidenschaft den Dichter mit fortzureißen. Nun empfand er die Liebe als eine Gewalt, die zugleich „ängstigt und entzückt“. Seine Zukunft, sein innerstes Wollen stand auf dem Spiele. Sollte er dem sinnbetörenden Dämon der Leidenschaft oder dem Ruf seines schöpferischen Genius folgen? Würde nicht in diesem

peinvollen Kampfe mit den „Situationen“, in den friedlosen Irrungen und Wirrungen des Herzens seine Kraft sich aufreiben? Die erschütternden Kämpfe seines Gemüts, das stürmische Auf- und Niederwogen seiner Seele, sein gegen alle beschränkende Satzung trotzig sich auflehnendes Glücksbegehren finden einen ergreifenden Ausdruck in dem Gedichte Freigeisterei der Leidenschaft (später, um 16 Strophen verkürzt, „Der Kampf“ genannt). Indes, wie sehr sich auch sein Räsonnement gegen die Fesseln unbequemer Lebensordnungen empörte, seine gesunde Natur fand doch die entscheidende Widerstandskraft zur Entsagung. Das Denkmal dieses Sieges im schweren „Riesenkampf“ der Pflicht ist das Gedicht Resignation. Er riß sich los, wenn auch mit blutendem Herzen; er verzichtete auf Glück und Genuß, um das Gefühl seiner inneren Würde nicht zu verlieren.

Schiller war nur noch von dem einen Verlangen beherrscht: fort, unbedingt fort von Mannheim! Mit den Worten seines Karlos ruft er aus: „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes.“ Seiner Sehnsucht erscheint Leipzig „wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel,“ für den Durst seiner Seele „nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe“ hofft er dort, dort allein Befriedigung. Der Umgang mit den neuen Freunden soll sein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen und seine stockende poetische Ader wieder erwärmen. „Bei Ihnen will ich, werd' ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“

Während Schiller im Geiste schon ganz in Leipzig lebte, forderten in Mannheim noch höchst unangenehm wirkliche Dinge ihre Erledigung: mannigfache Schulden wollten bezahlt sein; davon

hing seine Reise nach Leipzig und sein zukünftiges Schicksal ab. In einem Briefe vom 28. Februar eröffnet er, alle Scheu überwindend, Huber seine peinliche Lage und seine Pläne für die Zukunft. Diese sind unbestimmt genug. Man weiß nicht, will er nur zum Besuch nach Leipzig kommen oder dort festen Wohnort nehmen. Als Nebenabsicht gibt er an, sich „mit dem Herzog von Weimar auf einen gewissen Fuß zu arrangieren" und durch dessen Mitwirkung „förmlich Doktor zu werden": dieser „letzten Ölung" bedürfe er noch zum Abschluß seiner Studien. Aber es fehlt ihm das Geld, um Mannheim zu verlassen. Und so bittet er denn Huber, ihm „von Buchhändlern oder von anderen Juden" ungefähr dreihundert Taler Vorschuß zu verschaffen, die er aus dem Ertrag seiner Rheinischen Thalia zurückerstatten will. Zu diesem Zwecke soll jener den Verkauf der Zeitschrift an einen Leipziger Buchhändler vermitteln. „Zum Kaufmann", fügt er, durch Erfahrung klug gemacht, hinzu, „schicke ich mich überhaupt so wenig als zum Kapuziner." Huber benachrichtigte Körner und den Buchhändler Göschen, in dessen Geschäft jener einen Teil seines Vermögens eingelegt hatte. In zartester Weise wurde dem Dichter die gewünschte Summe verschafft: Körner ließ die dreihundert Taler aus seinem Guthaben durch Göschen als dessen vorläufige Anzahlung auf die Thalia übermitteln. So war Schiller instand gesetzt, seine Mannheimer Gläubiger, insbesondere die Familie Hölzel, zu befriedigen. Nur bei der Deutschen Gesellschaft hinterließ er eine Schuld von hundertzweiunddreißig Gulden, deren Anleihe ihm zu Anfang des Jahres durch Klein vermittelt worden war.

Die Zeit bis zur Abreise zog sich für Schiller nun „wie eine Kriminalakte" hin. Noch einmal, am 25. März, schrieb er an Huber, um ihn mit seinen häuslichen Wünschen bekannt zu machen und auf seinen „närrischen Geschmack" vorzubereiten. Belehrt durch die Widerwärtigkeiten in Mannheim, ist er willens, auf eine eigene „Ökonomie" in Leipzig zu verzichten. „Es kostet mich weniger Mühe", schreibt er, „eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirtschaft; ich stürze aus meinen idea=

lischen Welten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt." Fürs zweite braucht Schiller zu seiner „geheimen Glückseligkeit" einen rechten, wahren Herzensfreund, der ihm stets nahe ist, dem er seine aufkeimenden Ideen und Empfindungen in der Geburt mitteilen könne. Darum schlägt er dem noch unbekannten Freunde vor, mit ihm gemeinschaftlich zu wohnen. Seine Wünsche sind sehr bescheiden: zwei Zimmer mit dem notwendigsten Hausgerät. Aber er fügt hinzu: „Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben." Er liebe die Menschen und ihr Gedränge, und möchte lieber fasten als allein essen; am liebsten sähe er „das fünffache Kleeblatt" regelmäßig zur Tafel versammelt. „Meine Zumutungen", fügt er selbst hinzu, „sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

So kam allmählich der Abschied heran, der ihm nur von wenigen schwer fallen konnte. Von den Theaterleuten war ihm nur Beck treu geblieben. In Schwans Haus war Schiller freilich bis zuletzt aus- und eingegangen, aber der vorsichtige, klug rechnende Geschäftsmann hatte, wie wir wissen, den Dichter zwar immer wieder auf eine „Brotwissenschaft" hingewiesen, für die finanziellen Nöte, die ihn zu Boden drückten, jedoch weder Hilfe noch Verständnis gehabt. Von Margarete, die sich wohl im stillen Hoffnungen auf Schiller machte, nahm dieser herzlichen Abschied und empfing als Zeichen ihrer Zuneigung eine von ihr gearbeitete, schöne Brieftasche; ein Briefwechsel wurde verabredet. Tiefer, schmerzlicher muß ihn der letzte Abschied von Charlotte bewegt haben. Aber wir wissen davon nur aus den poetisch gesteigerten, ihre eigene schwärmerische Auffassung spiegelnden Aufzeichnungen der achtzigjährigen, erblindeten Greisin: sie stellt die Abschiedsszene in einem Zwiegespräch zwischen Fimanté-Schiller und Maya-Charlotte poetisch dar, woraus sich auf leidenschaftlich erregte Szenen schließen läßt.

Den letzten Abend verbrachte Schiller bis gegen Mitternacht bei dem getreuen Streicher. Noch einmal überschauten sie die gemeinschaftlich verlebte Zeit und plauderten über ihre Zukunft.

Schiller sprach nun die Überzeugung aus, daß es ihm bei der Rechtlosigkeit des schriftstellerischen Eigentums und der geringen Teilnahme der höheren Stände an der deutschen Literatur trotz größten Fleißes und höchster Leistungen niemals gelingen könne, sich durch sein bloßes Talent auch nur das Einkommen eines fleißigen Handwerksmannes zu verschaffen. Auf einen „besoldeten Nebendienst“ wollte er jetzt sein Augenmerk richten und nicht mehr auf die Dichtkunst allein, am wenigsten auf das Drama, sein Leben aufbauen. Mancherlei Pläne wurden eifrig erörtert, sogar der Gedanke auf die längst verworfene Rechtswissenschaft tauchte in der Erregung der mitternächtlichen Stunde noch einmal auf. Das Unmögliche selbst reizte Schillers Energie; über die Ungewißheit der Zukunft erhob er sich mit dem Entschluß, seine Kräfte auf so ungewöhnliche Art zu zeigen und den Schneckengang anderer mit weit ausgreifenden Schritten zu überholen, um schnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermute. Und die beiden Genossen, Dichter und Musiker, vertieften sich so sehr in den Gedanken, daß sie einander scherzend die Hand darauf gaben, sich nicht eher zu schreiben, als bis der eine Minister, der andere Kapellmeister geworden sei. Es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. Streicher, später ein angesehener Klavierbauer in Wien, hat dem großen Freunde über dessen Tod hinaus bis an sein eigenes Grab (1833) eine „abgöttische“ Verwahrung bewahrt, und dieser selbst behielt die „auf jeder Probe ausharrende Treue“ des uneigennützigsten seiner Freunde „in ewig teurem Angedenken“.

Am 9. April reiste Schiller in aller Frühe von Mannheim ab, neuen Lebenskreisen, neuen Schicksalen entgegen. War er durch äußere Bedrängnisse an der Bestimmung, die ihm sein Genius vorschrieb, irre geworden, so konnte er doch nicht dauernd von dieser Bahn abgezogen werden. Dafür bürgte sein innerster Lebenswille. Zudem sollte ihm in der Ferne ein sicherer Freund beschieden sein, der dem Dichter in Stunden des Kleinmuts immer wieder Vertrauen und Selbstbewußtsein zu stärken wußte.

18. In Leipzig und Gohlis.

In der dunklen Ahnung einer großen Schicksalswende, freier aufatmend in neuen Lebenshoffnungen hatte Schiller Mannheim verlassen. Seine Seele dürstete nach einem gleichgesinnten Freundesherzen, und Körner hatte ihm noch vor seinem Aufbruch verheißungsvoll zugerufen: „Auch ich kenne den Durst nach Sympathie aus Erfahrung. Sie ahnen, daß der Ihrige bei uns gestillt werden wird, und wir sind stolz genug, zu glauben, daß diese Ahnung Sie nicht täuscht."

Niemals hatte Schiller das Bedürfnis nach einem Freunde lebhafter gefühlt als damals, und bald durfte der oft Enttäuschte dem Neugewonnenen mit heißem Danke bekennen, daß diesmal die Vorsehung sein Sehnen über alles Erwarten reich erfüllt habe.

Christian Gottfried Körner, nur drei Jahre älter als Schiller, war durch Naturanlage, Bildungsgang, Charakter und Geistesrichtung gerade zu dessen Freund und Ratgeber wie geschaffen. Er stammte aus einer angesehenen Familie des gelehrten Leipziger Patriziats und war der einzige Sohn eines würdereichen, mit vermögenden Kaufherren verschwägerten Predigers und Professors der Theologie. Wie Schiller war Körner unter schwerem Erziehungsdruck herangewachsen; der Sohn des strenggläubigen und engherzigen Theologen war durch die harte Schule freudloser Pflichterfüllung und finsterer Entsagung gegangen. Im Elternhause und auf der Landesschule zu Grimma wurde schon der jungen Seele des gewissenhaften Knaben eine peinliche Gründlichkeit und Umständlichkeit eingeimpft, die nie sich genug tun konnte, eine unruhige

Sehnsucht nach immer neuen Aufgaben, die doch dem lechzenden Herzen nichts gaben. Auch Schutz gegen die Ideen der gärenden Zeit, gegen das erwachende Bedürfnis nach eigener Erkenntnis und persönlichem Leben konnte das Gehege von überlieferten Glaubenssätzen und herkömmlichen Lebensregeln dem Theologensohn nicht gewähren. Im unbestimmten Drange nach innerer Befriedigung und beglückender Wirksamkeit irrte der junge Student unstet von einer Wissenschaft zur anderen, aber weder die trockene Beschäftigung mit dem klassischen Altertum noch die philosophischen Vorträge Garves und Platners vermochten seinen heißen Durst zu stillen. Indes Zweifel an dem Glauben des Elternhauses waren durch die Philosophie erregt, und so war der Sohn des buchstabengläubigen Vaters ein für allemal für die Theologie verloren: vitam impendere vero, sein Leben der Wahrheit zu weihen, wurde des Strebenden Losung. Von dem Vater zur Wahl eines bestimmten Berufes gedrängt, entschied sich Körner für die Jurisprudenz als „Brotstudium und angebliche Beschäftigung", ohne diesem geistlosen „Gewebe willkürlicher Sätze" durch philosophische Behandlung Geschmack abgewinnen zu können. Von jugendlichem Glückseligkeitsstreben erfüllt, widmete er sich später in Göttingen dem Studium der Natur und der Mathematik besonders in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse der Gewerbe, wobei er hoffte, den Menschen neue Quellen der Tätigkeit erschließen zu können. Aber die Notwendigkeit des Studienabschlusses führte Körner wieder in die Heimat und zur philosophischen Behandlung naturrechtlicher Fragen zurück: als Magister der Philosophie und Doktor der Rechte habilitierte er sich im Jahre 1779 an der Universität seiner Vaterstadt und wurde, um sein Wissen auch praktisch zu betätigen, vom Bürgermeister zugleich „zu einem Notarien, öffentlichen Schreiber und Richter für Leipzig und Umgegend" eingesetzt. Da bot sich ihm im Spätsommer 1779 unerwartete Gelegenheit, mit einem jungen sächsischen Grafen Deutschland, Holland, England, Belgien, die Schweiz und Frankreich zu bereisen. So lernte Körner nun Handel und Wandel, Kunst und Industrie, Sitten und Gesetze dieser Länder aus eigener

Anschauung kennen. Mit gereiftem Verständnis und geklärtem Urteil kehrte der vielseitig gebildete junge Gelehrte nach anderthalb Jahren in seine Vaterstadt zurück: der Fülle seiner Ideen war nun eine feste Grundlage gegeben und sein Denken blieb auch fortan mit der Natur der Dinge und der gegenständlichen Wirklichkeit verknüpft.

Diese ganze Entwicklung aber hatte Körner immer mehr von dem Einfluß und den Anschauungen seines Elternhauses, und zwar nicht bloß auf religiösem Gebiete, entfernt. Dort hatte man ihn gelehrt, auf Kunst und Kunstgenuß, wie auf jedes Vergnügen, als auf etwas Überflüssiges oder gar Sündhaftes herabzusehen, und der brave Sohn hatte pflichtgemäß sein aufkeimendes Gefühl für dichterische und musikalische Schönheiten unterdrückt. Allmählich aber hatten sich seine unklaren und engen Begriffe über das Wesen und die Bestimmung der Kunst geklärt und erweitert; nun erschien ihm diese „als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen erweckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert". Nun erglühte er in Begeisterung für jede Art von schöpferischer Kraft und Schönheit und gab sich rückhaltlos seiner leidenschaftlichen Teilnahme an den Darbietungen der Kunst hin. Ein ursprünglicher Widerwille gegen alles Unechte und Mittelmäßige behütete Körner, der sich zum schaffenden Künstler nicht berufen fühlte, vor eigenen stümperhaften Versuchen. Wenn ihn auch Drang und Begabung nicht darauf wiesen, sich mitzuteilen und schriftstellerisch zu betätigen, so war seine vielseitige Empfänglichkeit und seine auf persönliche Ausbildung zielende Aneignungskraft um so reger und frischer. Aber erst die Freundschaft lehrte Körner aus sich herausgehen, und die liebende Teilnahme an der Vervollkommnung des bewunderten Dichters entfaltete die innersten Kräfte des stillen Gelehrten zu äußerer Wirkung. An Schiller wurde Körner zum Kritiker, in der innigen Berührung mit der schöpferischen Natur entwickelte sich sein reproduktives Vermögen, die Fähigkeit, sich in das Wollen und Wesen eines Werkes einzufühlen und ihm nach seiner Eigenart gerecht zu werden.

Schillers leidenschaftliche, nach Mitteilung feurig verlangende Seele hatte nach dem Freunde, nach kongenialer Ergänzung seines Selbst, sich gesehnt. Das Streben nach dem Höchsten in Kunst und Philosophie, die Begeisterung für Menschenglück und Wahrheit, einigte die beiden; verschieden waren die Bahnen, auf denen sie diesen Zielen zustrebten. Darin gerade lag die Gewähr für die Möglichkeit gemeinsamer Tätigkeit. Was Körner an Lebenserfahrung und Vielseitigkeit der Bildung vor Schiller voraus hatte, das kam Schiller für seine äußere Stellung und innere Entwicklung zugute. Des älteren Freundes klare Besonnenheit und ruhige Sachlichkeit wirkten klärend, versöhnend und mäßigend auf sein leidenschaftlich wogendes Gemüt. In Körners „klügelndem Verstande" war ein Gegengewicht geboten zu des Dichters allzu stürmischem Temperament, zu seiner sich überstürzenden Empfindung. Das alles gab dem Freundschaftsbunde den ersten, festen Grund, und Dauer verlieh ihm die gegenseitige Achtung und Liebe, und von seiten Körners das unverwüstliche „Talent zur Begeisterung", seine auf allen Proben standhaltende Zuverlässigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit als helfender Freund und geistiger Berater. Mochten Mißverständnisse eintreten, immer wieder erwärmte Schiller Herz und Geist in der Berührung mit Körner, immer wieder fand er Trost in dem Gedanken, „jemand auf der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann". Diese Verläßlichkeit erwies sich in den gemeinen Sorgen des Alltags wie in den großen geistigen Anliegen, wo Schiller nach Rat oder Hilfe, nach Aufmunterung oder Mahnung sich umsah. Körner half dem Freunde nicht nur über bedrängte Tage und materielle Sorgen hinweg; er war nicht nur zu großen Opfern zart und schnell bereit: er wurde auch nicht müde in den Jahren, wo abstrakte Geistesarbeit den Genius des Dichters fast zu ersticken drohte, diesen bei seinem großen Namen zu rufen und wieder und wieder den im Staube sich mühenden Freund auf die reine Höhe seiner dichterischen Bestimmung zu fordern. Der Würde der Kunst, den reinsten Forderungen des Ideals war der Dichter nicht mehr als sein Kritiker

ehrfurchtsvoll hingegeben. Seine Liebe zu Schiller machte Körner nicht blind für dessen Schwächen, aber gegen Verkennung der Schranken seines Genies war der Dichter ja ohnedies durch unbestechliche Selbsterkenntnis gefeit: öfter hatte der Kritiker den Dichter gegen allzuscharfe Selbstbeurteilung in Schutz zu nehmen. „Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht“, durfte Schiller später mit Recht von diesem Freunde sagen, der „ein kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden und Fehler anderer, ein ängstliches für sich selbst“ hatte.

Dieses Herz hatte schon, ehe es sich Schiller zuwandte, schwere Proben bestanden. Im Hause der musikliebenden Familie Breitkopf war der angehende Privatdozent mit Minna und Dora Stock bekannt geworden, den Töchtern jenes allzeit wohlaufgelegten, fleißigen Kupferstechers, bei dem sich einst der sechzehnjährige Goethe im Radieren und Holzschneiden geübt hatte. Auch nach dem Tode des Vaters (1773) war die Künstlerfamilie in der Dachwohnung des Breitkopfschen „Silbernen Bären“ wohnen geblieben, wo Stocks Stiefsohn Endner für die in Dürftigkeit Hinterbliebenen durch Ausübung der väterlichen Kunst treulich sorgte. Beide Mädchen besaßen für Malerei und Musik feines Verständnis und waren für die Schönheiten der Dichtkunst empfänglich. Die ältere, Dora (geboren 1760), von kleiner, etwas verwachsener Gestalt, mit einem schönen, geistvollen Kopf, hatte den Witz und die Talente des Vaters geerbt, während Herzensgüte und Liebenswürdigkeit das besondere Erbteil der durch edlen Wuchs und liebliche Schönheit ausgezeichneten, zwei Jahre jüngeren Minna waren. Körner trug seine Liebe zu diesem anmutigen Mädchen vier Jahre lang schweigend im Herzen, aber nach dem Tode ihrer Mutter (1782) hielt er es für seine Pflicht, durch einen offenen Antrag die Verwaiste der bangen Sorge um die Zukunft zu entziehen. Doch zwischen die Verlobten stellte sich das Familienvorurteil: der begüterte, stolze Vater Körner wollte die „Kupferstechermamsell“ nicht als Schwiegertochter annehmen; der Sohn beharrte auf dem Rechte des Herzens. Nicht am wenigsten die schweren Kämpfe um ihr künftiges Glück

entfachte in den Liebenden die Begeisterung für den Dichter von Kabale und Liebe. Um seinem Ziele, der Vereinigung mit der Geliebten, näher zu kommen, mußte sich Körner räumlich von seiner Minna eine Zeitlang trennen. Das Privatdozententum trug nichts ein, und auch die 1781 übernommene Stelle eines Leipziger Konsistorialadvokaten bot keine Aussichten. Notgedrungen folgte er daher im Mai 1783 einem Rufe nach Dresden, um als jüngster Rat des Oberkonsistoriums und gleichzeitig als Assessor der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation die höhere Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Gleichwohl schien damals die endliche Verbindung der Verlobten noch in weiter Ferne. Da räumte der rasch hintereinander erfolgende Tod der Eltern Körners alle äußeren Hindernisse hinweg: als Erbe eines nicht unbeträchtlichen Vermögens konnte er nun dem Zuge seines Herzens folgen.

Weit weniger glücklich standen die Aussichten des anderen Paares, das Kunstbegeisterung und Herzensneigung zusammengeführt hatten und das kühne Hoffnungen über alle Hindernisse und Hemmungen der harten Wirklichkeit damals noch glücklich hinwegtäuschten. Ludwig Ferdinand Huber, vier Jahre jünger als das Mädchen, dessen Gunst er besaß, war nicht geschaffen, aus eigener Kraft sich sein Glück zu erbauen. Von sieben Geschwistern war er der einzig überlebende Sohn einer Französin und eines Mannes, der es vom bayerischen Bauernburschen in Paris zu einer literarischen Stellung als geistiger Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur gebracht hatte und der dann in Leipzig Lektor der französischen Sprache geworden war. Vom Vater hatte der Sohn ein großes Sprachtalent und Sinn für das Schöne, von der Mutter eine allen Eindrücken des Augenblicks willenlos hingegebene Natur geerbt. Dieser Erbfehler wurde leider durch eine verkehrte Erziehung erst recht zu seinem Verhängnis. Ohne Wahl und Ziel schwelgte der geistig frühreife Knabe in französischer, englischer und deutscher Lektüre, ohne Zucht und Zwang eines geordneten Unterrichts kamen seine geistigen Kräfte ins Wuchern. Von früh auf von seiner ängstlichen Mutter verzärtelt, bis in die Mannesjahre

hinein gegängelt und bevormundet, lernte der liebenswürdige junge Mensch alles, nur nicht sich selber vorstehen. Geistig gewandt und empfänglich, voller Interessen, vielseitig angeregt und anregend, in vielen Sätteln gerecht, aber ohne jede Selbständigkeit und entschiedene Willensrichtung, suchte der persönlich liebenswürdige, aber unfertige, schwankende Jüngling Halt und Stütze. Körner wurde sein Freund: die gemeinsame Begeisterung für die Kunst und Literatur der kraftgenialen Jugend, besonders für Schillers Dichtungen, knüpfte das Band, das durch ihre Herzensbeziehungen zu den beiden Schwestern immer fester wurde. Die Liebe, so hofften Hubers Freunde, werde alle Knospen seiner reichen Begabung zur Entfaltung bringen. Und bald zählte es auch zu Schillers „schönsten Träumen, die Epoche seines Geistes lenken zu helfen".

Erst am 17. April, einem Sonntag, traf Schiller in Leipzig ein. „Morast, Schnee und Gewässer" hatten wechselweise die Reise verzögert. Noch „zerstört und zerschlagen" von der mühseligen Fahrt, aber voll Ungeduld, die Freunde von Angesicht zu Angesicht zu sehen, begrüßte der Ankömmling den harrenden Huber in einem eiligen Billet aus dem Blauen Engel, seinem Absteigequartier. Körner weilte in Dresden, aber zu den „lieben Mädchen" wurde Schiller gleich am folgenden Tage geführt. Von seinem persönlichen Eindruck auf die Schwestern hat Minna nach vielen Jahren noch lachend erzählt, wie sie von dem sanften Gesicht und dem schüchternen Betragen des Dichters der Räuber förmlich betroffen worden seien: sie hätten sich ihn weit wilder gedacht, etwa wie den leibhaftigen Karl Moor. Als er aber warm wurde und aus überströmendem Herzen seinen Dank aussprach, da wurde ihnen der Gast bald lieb und vertraut.

Für Schillers Unterkunft hatte Huber bereits gesorgt: ein bescheidenes Studentenzimmer im kleinen Joachimstal an der Hainstraße nahm den Reisemüden auf. Zu seiner Freude traf er in demselben Hause liebe Bekannte an: die Schauspielerin Sophie Albrecht, die mit einem Teil der Bondinischen Truppe von Dresden herübergekommen war, und ihren Gatten.

Der junge Schwabe, der bis dahin, abgesehen von den paar Tagen in Frankfurt, nur städtisches Leben in Fürstenresidenzen kennen gelernt hatte, fühlte sich in der aufstrebenden sächsischen Universitäts- und Handelsstadt wie in eine „größere Welt“ versetzt. Mehr noch als einst den jungen Frankfurter Goethe zog ihn das buntbewegte Treiben von Klein-Paris an der Pleiße an. Das architektonische Aussehen des inneren, alten Leipzig hatte sich seit Goethes Studentenzeit ja kaum verändert. Wie damals schauten noch, neben unscheinbaren Häusern, gewaltige Gebäude mit „großen, himmelhoch umbauten Hofräumen“ auf enge, dunkle Straßen; noch umgab die Stadt ein weiter Kranz von prächtigen Gärten. Aber schon reckte und dehnte sich die einst fest Umgürtete über die abgetragenen Außenwerke und den ausgefüllten Festungsgraben hinaus den Vorstadtdörfern entgegen. „Gemeinnützige“ Anlagen und Promenaden im neuen „englischen“ Geschmack, Obst- und Gemüsegärten waren auf dem gewonnenen Gelände entstanden, die sich gerade mit frischem Grün schmückten. Und da Schiller zur Meßzeit nach Leipzig gekommen war, traf er allenthalben, auf dem Markt, den Straßen und den Plätzen, eine Menge geschäftiger Menschen aus nah und fern an, wenn auch der Meßbesuch diesmal durch die abscheulichen Wege gelitten haben mochte und deshalb hinter der Beschreibung zurückblieb, die man Schiller „im Reich“ davon gemacht hatte. Die „angenehmste Erholung“ fand er darin, dem bunten Gewühl der ab- und zuströmenden Gäste in Richters Kaffeehaus an der Ecke der Katharinenstraße und des Brühls zuzuschauen. Dort traf man halb Leipzig und Fremde aller Art, Kaufleute und Gelehrte, Schöngeister und Künstler, in ungezwungenstem Verkehre; dort bot sich auch die beste Gelegenheit, allerlei Bekanntschaften zu machen. „Verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden“ traten, wie er bald nach Mannheim berichtete, an den Dichter heran; „wie ein Wundertier“ wurde er von einem „fatalen Schwarm“ Neugieriger, „die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsumsen“, umlagert und angegafft: „vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch,

der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen soll, — wenigstens rund geschnittene Haare, Kurierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." Noch lästiger wurden ihm die Burschen, die sich „obendrein einiger vollgeklecksten Bogen wegen zu Kollegen aufwarfen". Lustiger war es schon, als der Besitzer eines Hundetheaters den „großen Mann", der mit Sophie Albrecht die Tierkomödie besuchen wollte, feierlich als „Kollega" begrüßte und sich beharrlich weigerte, von „so hohen Gönnern und Kunstverwandten" irgendeine Bezahlung anzunehmen.

Unter den „unzähligen Bekanntschaften", die Schiller schon in der ersten Woche machte, waren auch die letzten, überlebenden Größen aus Leipzigs literarischer Glanzzeit. Da war vor allem der bejahrte Kreissteuereinnehmer Christian Felix Weiße, ein gutmütiger kleiner Mann, der als Verfertiger schwächlicher Theaterstücke und süßlicher Lyrik einst großen Ruhm genossen hatte, nun aber sich damit begnügte, die deutsche Jugend mit moralischem Lesestoff und mittelmäßige Talente mit guten Hofmeisterstellen oder kritischer Anerkennung zu versorgen. Auch den Kapellmeister Hiller, dessen leichtflüssige Musik die Singspiele seines Freundes Weiße noch immer auf der Bühne hielt, lernte Schiller kennen; ferner den Akademiedirektor Oeser, den Lehrer Goethes, Zollikofer, den aufgeklärten Prediger der Reformierten und Freund Garves, und den Vater seines Freundes Huber, dessen Kupferstichsammlung schon in den sechziger Jahren das Wohlgefallen des jungen Frankfurters gefunden hatte.

Mehr Berührungspunkte als mit diesen betagten Herren, die ohnedies während der Meßzeit durch allerlei Besuche in Anspruch genommen waren, fand Schiller mit den jüngeren Kreisen, in die er durch seine Freunde und durch das Albrechtsche Ehepaar eingeführt wurde. Das Theaterinteresse legte den Verkehr mit einigen Mitgliedern der Bondinischen Truppe nahe, obschon sich Schiller, durch seine Mannheimer Erfahrungen gewitzigt, gerade da eine gewisse Zurückhaltung auferlegte. Dem Leiter der Gesellschaft, dem tüchtigen, aber eitlen Schauspieler Reinecke zuliebe stellte der Dichter

eine neue Bearbeitung des Fiesko her, von der jener dann freilich keinen Gebrauch machte: der tragische Schluß mit dem Tode des Titelhelden sagte seinem Schauspielerdünkel nicht zu, da er als Fieskodarsteller gerne das Leben bis zum letzten Applause gehabt hätte. Besser verstand sich das schwäbische „Genie“ mit dem Lustspieldichter Jünger und dem Maler Reinhart. Mit ein paar heiteren, leichten Stücken des federgewandten Leipziger Schriftstellers Johann Friedrich Jünger war Schiller schon in Mannheim bekannt geworden; nun lernte er in dem gleichaltrigen Schützling Weißes einen gutmütigen und aufrichtigen Gesellen kennen, dessen frischer Laune die Freunde manche fröhliche Stunde verdankten. Wie Schiller hatte auch der Leipziger Kaufmannssohn mancherlei Schicksale erlebt; aber nicht ein innerer Drang, nur die Not hatte ihn den Musen zugeführt. Mit der Zeit verflachte sein Talent immer mehr in fingerfertiger Schnellarbeit. Bedeutender als Persönlichkeit, tiefer und eigenartiger als Künstler war der nur wenig ältere Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, eine urwüchsige, humorvolle Natur und schon in seinem Äußeren wie in seiner unbekümmerten Lebensführung ein rechtes Genie. Zu Schiller faßte der sonst sehr zurückhaltende Maler bald Zutrauen, das sich später zu herzlicher Verehrung steigerte, und der Dichter schätzte ihn sein Lebenlang als einen „braven Kerl“, auf den man „wie auf einen Fels bauen kann“.

Auch an den üppigen Tafeln reicher Kaufmannshäuser war Schiller einigemal zu Gaste. Vertraut aber wurde er nur mit der Familie des wohlhabenden Steinguthändlers Johann Friedrich Kunze, der mit Körner schon lange befreundet war. Schiller fühlte bald, daß man ihm dort von Herzen gut war und auch an seinen Dichtungen gern das Gemüt erbaute. Bald standen Dichter und Kaufmann auf Du und Du. Wie weit ihre Lebensbahnen später auch auseinandergingen, immer gedachte Schiller mit Wärme des freundlichen Verkehres mit dem gebildeten Manne und seiner Familie, und immer blieben die Kunzeschen Eheleute dem Dichter dienstwillig und zugetan.

So kostete Schiller zum ersten Male wieder seit langer Zeit das Glück wohltuenden Familienverkehrs und herzlichen Freundes-

anteils an seinem Geschick. Im beseligenden Umgang mit Huber und den beiden Mädchen wurde sein Gemüt von allem Mißmut entwölkt, neuer Lebensmut und neues Vertrauen erwachte in ihm. Tagtäglich sah er die von Liebe Beglückten vor sich: Minna nahe am ersehnten Ziele, Huber und Dora allen Schwierigkeiten zum Trotz voll seligen Vertrauens. Kein Wunder, daß auch in Schiller die alte Sehnsucht wieder mächtig ward, sein eigenes Dasein in häuslichem Glück festere Wurzeln schlagen zu lassen. In solcher Stimmung gedachte er des Abschieds von Margarete Schwan und des verabredeten Briefwechsels, und was er in den kritischen Mannheimer Zeiten zu bekennen gezögert, dazu gibt ihm nun die Entfernung, die neue Lebenshoffnung den Mut: er bittet Schwan um die Hand seiner Tochter. Auf das Studium der Medizin will er seine bürgerliche Existenz fest begründen, die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Aussicht auf das Eheglück, soll seinen Eifer zur Erreichung dieses Zieles anspornen, und die Werbung selbst soll dem Vater die vollkommenste Bürgschaft für die Festigkeit seiner Absichten sein. „Noch zwei kleine Jahre", so ruft er zuversichtlich, „und mein ganzes Glück wird entschieden sein." Mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung sieht er der Entscheidung Schwans entgegen. Wie diese ausgefallen ist, läßt sich nicht ermitteln. Ob Schwan den Antrag abgelehnt, weil Margaretens Charakter zu dem Schillers nicht passe, oder ob er seiner Tochter von der Heirat abgeraten und Schiller nur eine unbestimmte Antwort erteilt hat, wissen wir nicht; Schiller aber soll in späterer Zeit oft der Vorsehung gedankt haben, daß Margarete nicht die Seine geworden sei, da sie seinem Ideal von Weiblichkeit so wenig entsprochen hätte.

Zu medizinischen Studien scheint Schiller übrigens in Leipzig nicht gekommen zu sein, obwohl sie ihm auch von seinem Vater wieder dringend ans Herz gelegt wurden. So wenig wie früher konnte der besorgte Hauptmann es sich jetzt versagen, durch Nachfragen, wohlgemeinte Ratschläge und Empfehlungen für das Wohlergehen seines mündigen Sohnes zu sorgen. So ließ er ihm durch einen jungen Landsmann, den Kaufmann Mohl in Leipzig,

beständig zusetzen, mehr auf Gelderwerb bedacht zu sein und von seinem „schwärmerischen Leben“ zu lassen. Dem biederen Geschäftsmann trug seine übel angebrachte, spionierende Zudringlichkeit schließlich eine unwillige Zurückweisung seitens des erzürnten Dichters ein.

Dieser hatte mit seinen Freunden anderes geplant. Schon im Briefe an Schwan sprach Schiller die Absicht aus, einige Monate in dem eine Viertelmeile entfernten Dorfe Gohlis zuzubringen. Während der heißen Sommerzeit genossen viele Leipziger in den benachbarten Dörfern die ländliche Frische, nirgends lieber als in dem anmutigen Gohlis, das jenseits des vielgepriesenen „Rosentals“ liegt. Seit alters hatten stille Leute und verliebte Träumer gerne unter den prächtigen Buchen, Linden und Eichen dieses Waldes geweilt, Dichter wie Fleming, Günther und Goethe waren in dem „seufzenden Gepüsche des dunklen Rosentals“ auf „poetisches Wildpret“ ausgegangen, aber erst im Jahre 1777 war durch die reizende Wildnis ein angenehmer Spazierweg bis zu dem von Wiesen, Wald und Wasser umsäumten Gohlis angelegt worden. Nur eine einzige Straße, auf beiden Seiten mit Linden bestanden, führte durch das Dorf, dessen fünfundvierzig Häuser gewöhnlich etwa fünfhundert Einwohner, im Sommer manchmal die doppelte Zahl beherbergten.

Zu Anfang Mai zog Schiller hinaus und fand in einem kleinen Bauernhause am Ausgange der Straße bescheidene Unterkunft: ein niedriges Dachstübchen mit zwei Fensterchen, weiß gekalkten Wänden und dem dürftigsten Geräte, einem kleinen Tisch an einem Wandpfeiler, einem Spiegel und ein paar Stühlen, daneben eine noch kleinere Schlafkammer, das war des Dichters Sommerwohnung. In einem Häuschen unmittelbar dahinter, das ihrem Stiefbruder Endner gehörte, nisteten sich die „lieben Mädchen“ ein, und auch Huber mietete in der Nachbarschaft eine Stube.

Schillers Wohnung war eng, aber draußen lockte der aufblühende Frühling. Wann immer die Witterung es erlaubte, hielt sich der Dichter im Freien auf; mehr als je früher oder später in seinem Leben konnte er sich in diesem Sommer sorglosem

Naturgenuß hingeben. Morgens früh um drei oder vier Uhr schon, so wird berichtet, stand er auf und schweifte dann im leichten Hausrock und mit unbedecktem Halse kreuz und quer durch die Felder, wobei ihm der zwölfjährige Haussohn oft mit einer Wasserflasche und einem Glase folgen mußte. Um fünf oder sechs Uhr war der Wanderer gewöhnlich wieder zu Hause. Der Vormittag blieb dann der Arbeit gewidmet. Stille Plätze zum Sinnen und Schaffen fanden sich genug. Im Schatten des mächtigen Lindenbaumes, der zwischen Haus und Scheune stand, oder in der kühlen Holunderlaube des dem Ortsrichter Möbius gehörigen Grasgartens, oft auch im großen Park oder im freundlichen Salon des zierlichen, von Oeser ausgemalten Rokoko-Schlößchens, mit dessen Besitzer, Hofrat Hetzer, bald freundlicher Verkehr angeknüpft war, arbeitete Schiller am Carlos und an der Thalia. Erstaunt sahen die Gohliser den „rothaarigen, langen Mann, mit dem langen Rocke und den großen Taschen darin" selbst auf seinen Spaziergängen im Rosental oder auf dem (seitdem sogenannten) Poetenweg hinter dem Dorfe ein Buch unterm Arm tragen. Sein freundliches und humanes Wesen blieb den Leuten lange im Gedächtnis.

Das Mittagsmahl vereinigte die Freunde in dem großen Garten der nahe an der Pleiße gelegenen Wasserschenke. Kleine gemeinschaftliche Ausflüge nach Möckern, Eutritzsch und anderen Orten füllten dann wohl die Nachmittagsstunden aus, bis die Dämmerung den Dichter wieder auf seinem Zimmer oder unter der Linde tätig fand. Die Abende gehörten der geselligen Erholung, dem Verkehr mit den Freunden, die nach und nach alle auf kürzere oder längere Zeit das gastliche Gohlis aufsuchten. Ende Mai traf auch der lange erwartete Buchhändler Göschen von einer erfolgreichen Werbereise ein, die seinem jungen Verlagsunternehmen die Werke bedeutender Gothaer und Weimarer Schriftsteller sicherte. Er wurde Schillers Hausgenosse, und bald kamen sich Dichter und Verleger in lebhaftem Gedankenaustausche unter der großen Linde auch geistig näher. Der Freund Körners besaß Eigenschaften, die auch Schillers Achtung gewinnen mußten. Georg Joachim

Göschen, 1752 als Sohn eines verarmten Bremer Kaufmannes geboren, hatte sich durch Fleiß, Tüchtigkeit und Willenskraft aus elenden Verhältnissen zum selbständigen Verleger emporgearbeitet. Er war ein kluger, rühriger Geschäftsmann, dessen energische Betriebsamkeit dem Journalisten und Dichter glückliche Aussichten erweckten. Aber er war mehr als das: im Kampfe mit der Not hatte er sich sittlichen Ernst und strengste Rechtlichkeit zu eigen gemacht; zugleich verfügte er nicht nur über nützliche Geschäftserfahrungen, sondern auch über ein vielseitiges Wissen. Er wollte vorwärts und arbeitete mit aller Kraft auf geschäftlichen Erfolg, aber nicht aus schnöder Gewinnsucht, vielmehr erfüllt von dem idealen Streben, durch seinen Arbeitsgeist auch das Gute zu fördern, den ringenden Talenten voran zu helfen. So ging er denn mit stets bereiter Empfänglichkeit und klugem Sinn auf Schillers neue Ideen ein, die freilich nicht selten auch zu lebhaften Debatten Veranlassung gaben.

Zu fröhlichem Tun vereinigte so mancher Sommerabend den ganzen Freundeskreis aus Stadt und Dorf unter den rauschenden Bäumen am „Geselligen Vergnügen", einem traulichen Platz auf der nahen Mühlinsel. Oft huldigte man dem Kegelspiel oder las, sang und musizierte in der „großen Unterstube" des Ortsrichters. An einem Trunk Merseburger Bier oder einheimischer Gose war kein Mangel, und Schiller blieb, wie versichert wird, mit dem Becher nicht hinter den anderen zurück. Auch die geräumigere Wohnung des gleichfalls nach Gohlis übergesiedelten Ehepaares Albrecht nahm die Freundesschar oft in zwangloser Gastlichkeit auf. Man spielte Karten und erging sich in Scherzen, man plauderte mit der geistreichen Wirtin und stritt mit heiligem Ernst über Kunstideen und Lebenspläne. Man war jung, man war glücklich. Auch Schiller vergaß alle Sorgen und ließ sich willig von den Wellen der Fröhlichkeit tragen. Diese Tage stillen Schaffens, diese heiter geselligen Abende zu Gohlis blieben ihm unvergeßlich, und auch die anderen rechneten sie stets zu ihren schönsten Zeiten. Noch 1808 pries Reinhard von Rom aus jene glücklichen Tage in dem friedlichen Gohlis als den Frühling seines Daseins.

Aber selbst in diesem fröhlichen Landleben war Schiller den Freunden mehr als ein heiterer Genosse. Wer ihm nahe trat, sollte sich auch zum Streben nach großen Zielen, nach der „Vollendung Krone“, aufraffen. „Mit hinreißender Beredsamkeit, mit Tränen in den Augen“, so schreibt Göschen im Gedenken dieser Zeiten, „spornte er wieder und wieder die Freunde an, ja alle Kräfte anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte.“ Und im freudigen Dank für die empfangenen Anregungen fügt er hinzu: „Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd' ich mich seiner mit Freuden erinnern.“ Schillers Trieb zur Vervollkommnung in menschlicher und künstlerischer Hinsicht kann er nicht genug rühmen; „sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes,“ sind ihm ein Rätsel. Diesem gewinnenden Eindruck konnte sich selbst der Berliner Moritz, jener hämische Kritiker von Kabale und Liebe nicht entziehen, als er eines Tages mit Göschen den Dichter in Gohlis aufsuchte: er wurde freundlich empfangen, mußte wegen seiner Aburteilung Rede stehen und war nach einem heiteren Abend und nach Anhörung einiger Szenen aus dem Don Karlos am nächsten Morgen so begeistert, daß er den Dichter beim Abschied in die Arme schloß und seiner ewigen Freundschaft versicherte.

Zur Vollendung seines Glückes fehlte Schiller in Gohlis aber noch immer die Gegenwart des Freundes, der wie kein anderer berufen war, mit dem Dichter den höchsten Höhen idealer Freundschaft zuzustreben: Körner war in Dresden festgehalten. Brieflich hatten inzwischen die beiden den Grundbau ihrer Freundschaft vollendet. Zuerst hatte Körner in einem herzlichen Schreiben Schillers Ankunft begrüßt und ihm rückhaltlos sein eigenes Werden, Wesen und Wollen dargelegt. Auf Schillers innigstes Verständnis durfte ein Mann rechnen, dessen Vorsatz war, durch Tätigkeit dem Glück einen Teil seiner Schuld abzutragen; der nur dann zufrieden sein konnte, wenn er so viel Gutes um sich her gewirkt hatte, als seine

Kräfte zuließen. „Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem anderen schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideale erschlaffen sollte," das waren Worte nach Schillers Herzen, und sie klangen in begeistertem Widerhall, verstärkt und gesteigert, aus seinem Gegengruß zurück. Was seine jugendliche Glückseligkeitsphilosophie geträumt, was er als Dichter nur geahnt hat, die Allmacht der Liebe, die unsterbliche Dauer wahrer Freundschaft, das fühlt er jetzt verwirklicht: „Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit — einzeln können wir nichts." Er preist die Macht der Begeisterung, den ersten Gewinn und die Seele ihres Bundes, jene Kraft, die der Seele erst zu ihrem Rechte über den Körper verhilft und das verwegene Genie „durch einen Riesensprung" zum fernsten Ziele fördert. „Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer," ruft er aus, „der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhm, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will." Beglückt durch diesen „seelenvollen Brief", bringt Körner dem jüngeren Freunde das brüderliche Du entgegen: „Das Sie in unseren Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt sein könnten."

Wahrscheinlich sahen sich die beiden zum ersten Male in Leipzig am 25. Mai 1785, als Körners Mutter dort zu St. Johannes beerdigt wurde. Ihr erstes längeres Zusammensein aber fand am 1. Juli auf dem Rittergute Kahnsdorf, einem etwa vier Stunden von Leipzig, bei Borna gelegenen Besitztum der mit Körner verwandten Familie Ernesti statt. Die Schwestern Stock, Huber und Göschen hatten Schiller begleitet. Bei der Kürze der Zeit und in der Gegenwart der anderen konnte dieser zwar zum vollen Genuß des Freundes nicht kommen, aber der unvergeßliche Tag bestätigte und übertraf doch alle seine Erwartungen und erfüllte ihn mit heißem Danke gegen die Vorsehung, die ihn so wunderbar in die Arme beglückender Freundschaft geführt hatte. Schillers Übersiedlung nach Dresden, wenn Körner seine Minna erst heimgeführt habe, wurde in Aussicht genommen. Kühner

Entwürfe voll, zu großen Taten begeistert, trat Schiller am 2. Juli mit Huber und Göschen den Heimweg an, und gleich am nächsten Tage gab er dem Freunde Bericht von den Gefühlen und Stimmungen, die ihr erstes Zusammentreffen in ihm ausgelöst hatte. Schon während der Fahrt war zwischen den Heimkehrenden die Rede auf ihre Zukunftspläne gekommen. „Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft," blickte Schiller rückwärts auf verlorene Tage, mit philosophisch-fester Gewißheit in die herrlich sich ausbreitende Zukunft. „Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir," schreibt er. „Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu einem herkulischen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen." Sein beredtes Gefühl teilte sich auch den anderen „elektrisch" mit, und in stummem Handschlag gelobten sich die Freunde, „getreu zu bleiben dem Entschluß dieses Augenblicks, sich wechselsweise fortzureißen zum Ziele und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden." Als sie unterwegs in einer Schenke einkehrten, wurde die Gesundheit Körners getrunken. Schweigend, mit verhaltenen Tränen schauten sie sich an; so feierlich-andächtig war die Stimmung, daß Schiller bei dieser Freundschaftsweihe an die Einsetzung des Abendmahles sich gemahnt fühlte: „ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert."

So holte Schillers Freundschaftsbegeisterung nach, was die Umstände in Kahnsdorf nicht zum vollen Ausdruck hatten kommen lassen. Aber auch seine materiellen Bedürfnisse mußte er nun notgezwungen dem Freunde brieflich enthüllen, nachdem eine gewisse

Bedenklichkeit ihn gehindert hatte, sie bei der ersten Zusammenkunft darzulegen. Schillers Mittel waren aufgezehrt, von der Mannheimer Post hatte er noch keinen Heller der erwarteten Subskriptionsgelder für die Rheinische Thalia erhalten, und auch die Aussichten waren schlecht, da das zweite Heft der Zeitschrift noch nicht fertig war. So mußte er dem Freunde gestehen, daß er „jetzt ganz auf dem Sande“ sei. Durch allerlei buchhändlerische Unternehmungen und literarische Pläne, eine „korrektere“ Neuausgabe des Fiesko in der Bühnenbearbeitung und der Räuber nebst einem einaktigen Nachtrag „Räuber Moors letztes Schicksal“, hofft er die Teilnahme des Publikums an seinen Werken aufzufrischen und so zugleich seiner Kasse aufzuhelfen. Diese „Spekulation“ als solche erschien Körner für Göschen und sich selbst keineswegs unvorteilhaft, aber jene Arbeiten sollten den Dichter nicht an der Fortsetzung des Don Karlos hindern. Der feinfühlige Mann las zwischen den Zeilen, daß hauptsächlich die drängende Not jene Pläne erzeugt hatte. Und wieder gab er dem bedürftigen Dichter den raschen Beweis seiner Opferwilligkeit, indem er sofort eine Summe für laufende Ausgaben sandte; zugleich aber räumte er mit ebensoviel Offenheit als Zartsinn die letzte Zurückhaltung fort: „Ueber die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen . . . Warum sagtest Du mir nicht gleich ein Wort in Kahnsdorf davon? Warum schriebst Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? . . . Wenn ich noch so reich wäre, und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist.“

Durch die schlichte Größe und den edlen Freimut dieser Freundesgesinnung wurden Schillers letzte Bedenklichkeiten verscheucht. Frei aus sich herauszugehen entsprach ja seiner innersten Natur. Nur die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre, das demütigende Ringen mit der Geldnot hatten ihn befangen gemacht. Nun fand er bei dem Freunde die eigene innerlich-freie Stellung zu äußeren Gütern des Lebens wieder und sah durch diese Entdeckung seine von der Alltagswelt oft genug verkannte vornehme Auffassung bestätigt. Daher weiß er für Körners edles Anerbieten nur einen einzigen Dank: die Freimütigkeit und Freude, womit er es annimmt. „Ich hätte ja zu mir selbst sagen können," bekennt er, „dein Freund kann unmöglich einen größeren Wert in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon ... Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte ... Die Tränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Tränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du kannst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen." Mit einer knappen, edelstolzen Antwort erledigt Körner die leidige „Geldangelegenheit": „Von jeher", heißt es da, „habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir teuer waren, davon zu reden. Es sollte mir weh tun, wenn Du mir zutrauen könntest, daß ich einen Wert auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art bloß natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist."

In einem nachträglichen Geburtstagsgedicht hatte Schiller seines Freundes „schöne Seele" gepriesen und darin den nahen

Hochzeitstag als den „neuen, schöneren Morgen“ gedeutet, den die Geliebte ihm heraufführen werde. Am 7. August 1785 fand die Feier in Leipzig statt. Schiller schenkte dem jungen Paare als Symbol ewiger Dauer in der Liebe und Freundschaft zwei urnenförmige Vasen und bat in einem herzlichen Schreiben, die Vermählten möchten neben der Liebe auch der Freundschaft fernerhin ihr Herz nicht verschließen. Eindringlicher noch kleidet er diese Mahnung in die Form einer sinnreichen, allegorisch-mythologischen Fabel. Die Tugend und die Liebe streiten sich vor dem Throne des Zeus, wer von ihnen die Menschen am meisten beglücke; die Freundschaft aber steht bescheiden schweigend zur Seite. Der Göttervater jedoch versöhnt die hadernden Töchter durch ein weises Urteil: die Tugend soll die Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe nur dem günstig sein, den ihr die Tugend zugeführt hat; aber zwischen beide soll vermittelnd die Freundschaft treten und ihm für die Ewigkeit des Bundes haften. . . Auch durch ein feierliches Hochzeitsgedicht von nicht weniger als zweiundzwanzig Strophen verherrlichte Schiller das Fest der Freunde: durch die treffliche Wahl des Gatten und die echte Liebe des jungen Paares sieht der Dichter das volle Glück dieses Ehebundes verbürgt, dessen Wonnen er mit prophetischem Geiste schaut und mit warmer Teilnahme breit ausmalt. Zugleich prägt sich in diesen Schilderungen Schillers Ideal des rechten Weibes deutlich aus: nicht die geistreiche und nicht die berühmte Frau, nicht die modische Schöne und nicht das reiche Mädchen,

> Glücklich macht die Gattin nur,
> Die für dich nur lebet . . .,
> Jauchzet, wenn du fröhlich bist,
> Trauert, wenn du klagest,
> Lächelt, wenn du freundlich siehst,
> Zittert, wenn du wagest.

Einige Tage später gaben Schiller und Huber dem mit Dora nach seiner neuen Heimat reisenden Ehepaare die Hälfte des Weges zu Pferde das Geleit. Auf dem Rückweg stürzte der Dichter und

quetschte sich die rechte Hand. Noch nach vier Wochen wurde ihm das Schreiben sauer, aber er tröstete sich damit, daß ein kleines Überbleibsel des Übels an der Hand ihn sein Leben lang an den glücklichen Einzug der Freunde in Dresden erinnern werde: „und was wären unsere Freuden, wenn sie uns nicht auch etwas kosteten?" Aber als er dies mit Galgenhumor schrieb, war ihm der Geschmack am Leben zu Gohlis schon völlig verdorben. Düsteres Herbstwetter schien sich mit dem Abschiede der geliebten Menschen verschworen zu haben, ihm sein einsiedlerisches Leben noch schmerzlicher und schwerer zu machen. Die früheren Lieblingsstätten seiner sommerlichen Freuden waren ihm nun öde und leer. Er sah die ganze Gegend wie einen „angeputzten Leichnam auf dem Paradebette" an: die Seele war dahin. Um so verlockender erschien ihm das behagliche Heim des Freundes in Dresden.

Man hatte ausgemacht, Schiller sollte mit Huber nach Dresden übersiedeln, sobald für diesen dort eine Stelle im diplomatischen Fache gefunden sei. Aber Schillers Ungeduld mochte die Entscheidung nicht abwarten. „Ich muß zu Euch", schreibt er am 6. September, „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden." Und kaum hat er am 10. September abends die Einladung Körners erhalten, je eher, je lieber zu kommen, da fährt er am nächsten Morgen um vier Uhr schon, in Gesellschaft des Dr. Albrecht, mit Extrapost nach Dresden. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers begrüßte Schiller die Plätze wieder, an denen er einen Monat zuvor mit den Freunden vorbeigekommen war. Als er aber auf einmal die Elbe zwischen zwei Bergen herauskommen sah, da schrie er laut auf vor schmerzlich-freudiger Überraschung: die romantische Natur der Gegend erinnerte ihn an den Tummelplatz seiner „frühen dichterischen Kindheit". Heimweh und Hoffnung im Herzen fuhr er um Mitternacht in Dresden ein.

19. In Dresden.

Gleich in der Frühe des 12. September sandte Schiller den Freunden von seinem Gasthause aus den ersten Gruß: „Guten Morgen in Dresden, lieber Körner! Wie schlägt mir das Herz, Euch wieder so nahe zu sein, Euch so bald wieder zu sehen.“ Und noch am Vormittage ließ sich der Ungeduldige unter strömendem Regen in einer Portechaise vom Goldenen Engel in die Neustadt zum Kohlenmarkte tragen, wo die junge Familie in dem Hause der Mamsell Faust ihr Heim aufgeschlagen hatte. Man feierte ein frohes Wiedersehen, und auch des Fünften im Bunde, des fernen Huber, wurde während des Mittagessens mit einem guten Trunk Rheinweins gedacht. Nach dem Kaffee spielte Körner ein Stück auf der Harmonika, zur Freude des Dichters, der sich „hohe Inspirationen“ von dem Instrumente versprach. Inmitten des geliebten Kreises fühlte der Unstete sich „endlich zu Hause“.

Nachmittags gegen fünf Uhr fuhren alle durch „die himmlischste Gegend“ nach dem eine Stunde elbaufwärts gelegenen Dorfe Loschwitz, wo Körner einen stattlichen Weinberg besaß. Am Fuße des Rebenhügels in einem hübschen, kleinen Garten stand ein geräumiges Wohnhaus und oben auf der von dunklen Fichten abgeschlossenen Höhe bot ein freundliches Gartenhäuschen einen entzückenden, vielseitigen Ausblick auf die von Gärten und Auen, Weinbergen und Landhäusern belebte Stromlandschaft bis hinüber zu den fernen Hügeln der sächsischen Schweiz. Die Ähnlichkeit mit seinen vaterländischen Fluren heimelte hier den Sohn des Neckarlandes wohltuend an.

Die heitere Behaglichkeit traulichen Waltens umfing ihn. Gleich der erste Abend auf dem Weinberge gab ihm einen Vorgeschmack der vielen köstlichen Stunden, die noch kommen sollten. Während die „lieben Weiberchens“ auspackten und im Hause beschäftigt waren, vertieften sich die Freunde in philosophische Gespräche. Nachts brachten die Wirte ihren lieben Gast „in Prozession“ auf sein Zimmer, wo er alles zu seiner Bequemlichkeit bereitet fand. Morgens beim Erwachen schon belebte Klavierspiel, das er über sich hörte, seine Stimmung. Ganz erfüllt von frohem Behagen, malte Schiller alsbald brieflich dem in Leipzig zurückgebliebenen Freunde Huber das Glück aus, das auch diesen in wenigen Wochen erwarte. „Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten, hab ich nun endlich erlangt. . . Mir ist wohl, und in der jetzigen Fassung meines Gemüts kenne ich keine andere Besorgnis mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Los der zerstörenden Zeit. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden.“

In neuer Lebenslust, liebevoll umhegt von weiblicher Fürsorge, angeregt durch die Heiterkeit der Frauen und den geistigen Austausch mit dem Freunde, verlebte Schiller noch einige herrliche Herbstwochen auf dem Loschwitzer Weinberge. Die reizvolle Umgebung, das herrliche Wetter, lockten ihn oft hinaus zu Spaziergängen und Ausflügen. Gerne fuhr er zuweilen auch über den Fluß, um dort im gegenüberliegenden Blasewitzer Schenkgute einzukehren und mit der munteren Wirtstochter, Justine Segedin, ein Stündchen neckend zu verplaudern. In der Gustel von Blasewitz, der resoluten Marketenderin von Wallensteins Lager, ließ zehn Jahre später der Dichter zum Ergötzen der Freunde die Erinnerung an die sächsische Schöne wieder aufleben.

Zur Arbeit konnte Schiller in diesen Tagen heitersten Lebensgenusses die rechte Stimmung nicht finden. Oft zog er sich aus dem fröhlichen Kreise in die Stille des Weinberghäuschens zu poetischer Sammlung zurück, aber auch dort störten die sonst so freundlichen Geister der Häuslichkeit in Gestalt der scharrenden Küchenzofe und klatschender Waschweiber die dichterischen Träume.

Mit gutem Humor wußte der „niedergeschlagene Trauerspieldichter“ auch diesen ärgerlich prosaischen Erlebnissen eine poetisch-komische Seite abzugewinnen. In einem „Untertänigsten Promemoria an die Konsistorialrat Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz“ schilderte der „Haus- und Wirtschaftsdichter“ sein klägliches Geschick in seinem „jammervollen Lager ohnweit dem Keller“: der Dichter belauscht die Fürstin Eboli und den Prinzen „in süßem Liebesrausche“,

Schon ruft das schöne Weib Triumph
schon hör ich — Tod und Hölle!
Was hör ich? — einen nassen Strumpf
geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
beim Hemderwaschen holen.

Das Glück des Freundeskreises wurde erst voll, als gegen Ende Oktober auch der sehnlichst erwartete Huber in Dresden eintraf, um sich auf die Laufbahn eines Legationssekretärs vorzubereiten. Gemeinschaftlich mit Schiller bezog er nun eine Wohnung in dem Hause des Hofgärtners Fleischmann auf dem Kohlenmarkt, dicht beim Japanischen Garten, mit einem Blick auf den Strom und die Türme und Dächer der Altstadt. Von da hatten sie nur ein paar Schritte schräg über die Straße zur Körnerschen Wohnung. Schiller hatte den jüngeren Freund schwerer entbehrt, als er bei seinem Scheiden von Gohlis geglaubt hatte. Den mutlosen und schwankenden Jüngling zum Manne bilden zu helfen, empfand Schiller als Freundespflicht und persönliches Bedürfnis. So manchen Zug seines eigenen Wesens fand er in dem unfertigen Freunde wieder: indem er dagegen ankämpfte, rang er zugleich auch mit Schwächen seiner eigenen Natur. Aus diesem Zwiespalt heraus hatte Schiller dem noch in Leipzig Weilenden mit beklommener Seele am 5. Oktober einen Brief geschrieben, in dem er mit der Sprache glühender Begeisterung die allzu weiche Schwärmerei be-

kämpft. „Das Knabenjahr unseres Geistes wird jetzo aus sein,“ ruft er dem Freunde zu, „so auch die Flitterwoche unserer Freundschaft. Laß unsere Herzen sich jetzo männlich anschließen aneinander, wenig schwärmen und viel empfinden, wenig projektieren und desto fruchtbarer handeln. . . Ich lobe die Begeisterung und liebe die schöne ätherische Kraft, sich in eine große Entschließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem bessern Mann, aber sie vollendet ihn nicht.“

Nun aber, da das „fünfblätterige Kleeblatt“ wieder vollzählig war, war alle Verstimmung bald vergessen, wurden alle Vorsätze zur Nüchternheit von den Wellen der Freundschaftsbegeisterung hinweggespült. Als die Fünf zum ersten Male wieder in Körners Garten in fröhlicher Tafelrunde unter einem Nußbaume beisammen saßen, brachte Schiller einen Trinkspruch auf glückliches Zusammenleben aus. Die Gläser erklangen hell; aber der begeisterte Redner stieß so kräftig an, daß Minnas Glas in Stücke sprang. Aller bösen Vorbedeutung zum Trotz forderte der Dichter mit wilder Freude zu einer freiwilligen Opferung auf: der Inhalt der Gläser wurde ausgegossen als Spende für die Götter, die Pokale flogen in Scherben über die Gartenmauer, und ein leidenschaftliches Gelübde unverbrüchlicher Freundschaft stieg empor. Fünf silberne Becher, die die vorsichtige Hauswirtin alsbald anschaffte, galten von da ab als Bundeszeichen.

Dem „heiligen Zirkel“ der Freunde sollte auch sein Weihegesang nicht lange fehlen. Über Seelengemeinschaft und Weltharmonie hatte ja wohl der junge Träumer einst mancherlei gedacht und phantasiert: nun aber erlebte und empfand er jene zum ersten Male als volle Wirklichkeit im beglückenden täglichen Verkehre mit empfindungsverwandten, liebewarmen Menschen. Wieder und wieder mußte er sich sagen, daß er hier mehr gefunden, als seine dunklen Ahnungen ihn hatten erwarten lassen. Dieses wunderbare Erlebnis füllte seine Seele mit Jubel, und dieser ergoß sich in dithyrambischem Schwunge, mit überschäumender Begeisterung in den Hymnus An die Freude. Beim „goldenen Wein“, in

geselliger Stunde mag der „Götterfunken" den Gedanken an das Gedicht zuerst entzündet haben; zum Bundeslied des Freundeskreises mag es bestimmt gewesen sein. Aber eine Beschränkung auf den engen Kreis der auserwählten Freunde duldete die „Millionen" umschlingende Liebe des Dichters nicht. Wie er einst seine Verbitterung verallgemeinert hatte, so übertrug er nun auch sein überwältigendes Glücksgefühl auf den ganzen Kreis der Schöpfung: zu allem Erschaffenen soll die frohe Botschaft der Freude dringen, und in gesteigertem Widerhall muß der Chor die Begeisterung zum Vater überm Sternenzelt tragen. Einst hat er Freundschaft und Liebe als allherrschende Weltkraft gepriesen; jetzt wird an ihrer Stelle das Hochgefühl der Freude, das aus jenen entspringt, als der weltbewegende, weltbeherrschende, weltbeglückende Grundtrieb verherrlicht. Alle Widersprüche und Widerwärtigkeiten des Lebens, alle Zweifel und Sorgen scheinen von den brausenden Wogen dieses Freudenjubels hinweggespült zu sein, versinken muß aller düstere Jammer vor der Kraft freudig-stolzer Männlichkeit:

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Den Kunstwert des Gedichtes hat Schiller später selbst streng genug beurteilt, und auch wir mögen uns an der gewaltsamen Steigerung und Anhäufung von zerstreuten Bildern stoßen, aber der hinreißenden Stimmungsgewalt, dem stürmischen, alle Fesseln gedankenmäßiger Entwicklung sprengenden Pathos des Hymnus können wir uns nicht entziehen. Gerade in diesem ungestümen Ausströmen der Begeisterung spiegelt sich das kraftvolle, willensmächtige Losringen des Dichters aus dem Banne feindseliger Mächte, die den Jubel über die Herrlichkeit der Welt so lange nicht auf-

kommen lassen wollten. Nun hat er erfahren: es ist doch eine Lust zu leben!

Das Hohelied der Freude, ein Markstein in Schillers Entwicklung, gewann dem Dichter Tausende von Herzen, die sich bis dahin vor seinen gewaltigeren dramatischen Werken verschlossen hatten. Getragen von den Tönen zahlreicher Komponisten, wurde es zum Gesellschaftslied; aber erst Beethoven hat am Schlusse seiner neunten Symphonie dem Triumphgesang zu seiner machtvollsten Wirkung verholfen.

Als erster erprobte Körner sein musikalisches Talent an des Freundes Dichtung und gewann dessen Beifall durch seine wirkungsvolle und kräftige Behandlung des Chors. Durch die innige Teilnahme am Liebesglück der Ehegatten und durch deren musikalische Begabung veranlaßt, dichtete Schiller, wahrscheinlich im Herbst 1785, einen Wechselgesang zwischen Leontes-Körner und Delia-Minna: die durch „ein ewiges Band" glückselig Vereinten sind berauscht von Freude und finden kaum Worte, der Gottheit der Liebe ihren Dank würdig auszusprechen.

Natürlich forderte das Freundschaftsgefühl den Dichter nicht immer auf die Höhen pathetischer Begeisterung und feierlicher Verherrlichung; vor empfindsamer Verstiegenheit bewahrte die Freunde die Wahrhaftigkeit ihrer Neigung und ihr gesunder Humor. Die zwanglose Traulichkeit und innere Festigkeit ihres Bundes ertrug auch derbe Äußerungen mutwilliger Laune und zielsicheren Spottes. Ein paar noch erhaltene Proben von Schillers satirisch-humoristischer Begabung erzählen uns besser als der umständlichste Bericht von dem freien, natürlichen Geist, der das alltägliche Zusammenleben der Freunde beherrschte. Das eine Mal, zu Körners Geburtstag 1786, griff der Dichter zu Zeichenstift und Farbentopf und erwies in grotesk-komischen Karikaturen häuslicher Szenen seinen malkünstlerischen Dilettantismus und sein wirksames humoristisches Talent. Schon der Titel bezeichnet den gutmütigen Körner als Hauptzielscheibe des Freundesspottes: Avanturen des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körners des de-

zenten, konsequenten, piquanten u. s. w. von Hogarth in schönen illuminierten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann, Rom 1786.“ Dieser Winkelmann war Huber. Da sehen wir, wie Körner, der eifrige Kantleser, über seiner Lektüre einschläft; wie der heftige Mann im Jähzorn einen Stuhl ergreift und ihn dann gutmütig auf den Tisch stellt. Körners umständliche Schriftstellerei, seine Verliebtheit in seine Minna, seine Harmlosigkeit und Leichtgläubigkeit, einige Eigenheiten und sonderbare Einfälle, selbst sein Drang, die Menschheit zu beglücken, und seine allzugroße Gutmütigkeit im Ausleihen von Geld werden satirisch beleuchtet. Huber und Dora sind nicht vergessen, und auch sich selbst hat der Zeichner nicht geschont.

Glücklicher noch entfaltete sich Schillers komisches Talent in einer kleinen dramatischen Gelegenheitsdichtung zu Körners nächstem Geburtstage. Sie stellt einen Vormittag des vielgeschäftigen und von allen ausgenutzten Freundes dar. Mit frohem Behagen sieht der Herr Oberkonsistorialrat einen freien Vormittag vor sich liegen, den er gehörig für seine literarischen Arbeiten nutzen will. Schleunigst soll ihn Gottlieb, der Diener, noch rasieren. Aber während dieses Geschäfts erscheint zuerst Schiller im Sommermanchester mit gelben Pantoffeln und seiner Tabaksdose, um den längst versprochenen, für die Thalia bestimmten „philosophischen Brief“ abzuholen; aber er ist „wieder angeführt“. Und nun drängen sich Minna und Dorchen, Huber und die verschiedensten Bekannten des Hauses, Geschäftsleute und Handwerker, Zeitungsmänner und Journalboten mit allerlei Wünschen, Anliegen, Mahnungen, Begrüßungen, Neuigkeiten und Anfragen in ergötzlichem Nach- und Durcheinander in die friedliche Studierstube. Schiller selbst tritt in vierfacher komischer Verkleidung auf, zuletzt als schwarzgekleideter Kandidat, um eine Dissertation De transsubstantiatione ehrerbietigst zu überreichen. Da endlich reißt dem guten Körner die Geduld, und mit einem derben Kraftwort wird der erschrockene Kandidat zur Türe hinausgewiesen. Aber kaum ist er draußen, da ist auch Körners Zorn schon verflogen, und schleunigst läßt er den Abgewiesenen zu Tische

laden. Da stürzen Minna, Schiller und Huber mit der Freudenkunde herein, Freund Kunze sei aus Leipzig angekommen. Nun beeilt sich Körner, seinen Anzug zu vollenden. Unterdessen ist es aber schon ein Uhr geworden: sein herrlicher Vormittag ist herum. Auf die Frage der inzwischen eingetretenen Freunde, wie er denn den ganzen Vormittag zugebracht habe, erwidert er in wichtiger Stellung: „Ich habe mich rasieren lassen.“ — Auch in dieser poetischen Kleinigkeit mit ihren flüchtigen Szenen und knappen Sätzen verleugnet sich das Temperament des Dramatikers und die Gabe treffender Charakteristik nicht. Trotz aller humoristischen Verstärkung einzelner Züge gewährt uns der mutwillige Schwank einen Einblick in das Wesen und Leben des Körnerschen Hauses, und aus allen Neckereien spricht vornehmlich doch auch die feste Liebe, die ihr Behagen auch an den menschlich liebenswürdigen Schwächen des Freundes findet. Es sind Freiheiten, wie sie nur die Freundschaft sich herausnehmen darf.

Zur Arbeit an seinem Don Karlos und für die Thalia war Schiller auch nach Hubers Ankunft nur zögernd gekommen. Erst Ende November, zwei Monate später als bedungen war, konnte er dem harrenden Göschen einiges Manuskript zur Thalia senden. „Liebster“, so schrieb er ihm, „machen Sie mir vorher meine lieben Freunde zu schlechten Gesellschaftern, wenn Sie haben wollen, daß ich fleißiger sein soll.“ Bald aber kam er ins Feuer und setzte Setzer und Drucker in rasche Bewegung. Auch die Freunde bemühte er sich für die Mitarbeit an seiner Zeitschrift zu gewinnen. Nachdem er schon in den Loschwitzer Tagen in Körners Vorarbeiten zu einem Aufsatze über die Kultur reichen Gedankengehalt entdeckt hatte, drängte er den Freund beständig zur Vollendung. Aber Körner konnte, peinlich und streng wie er in seinen Anforderungen war, den befriedigenden Ausdruck für seine Ideen nicht finden. Später kam wenigstens seine Beteiligung an den philosophischen Briefen zustande. Auch Huber ließ sich nur schwer zu ein paar Beiträgen bewegen. Gemeinschaftlich aber las und philosophierte man, namentlich an den langen Winterabenden: da

wurden Ideen und Pläne, Lieblingsfragen des Dramatikers und philosophische Probleme erörtert, Motive der menschlichen Handlungen und das Wesen von Tugend und Laster ergründet. Dabei kam Körners vielseitige Bildung, sein Scharfblick und die Reife seines Urteils zur Geltung. Immer empfänglich „für die Mitteilungen des Genius", wie Karoline von Wolzogen sagt, gab Körners klarer Geist „ihm (dem Dichter) seine Ideen gestalteter und in fruchtbarerem Zusammenhange zurück. Durch diese Einwirkung wurde Schillers Lebensansicht entschiedener und bestimmter."

Mit den tief eindringenden Gesprächen über die wichtigsten Fragen der Menschheit wechselte leichte, fröhliche Unterhaltung ab. Hier besonders waren die liebenswürdigen Talente der Frauen am Platze; Doras neckischer Humor gab der Geselligkeit die rechte Würze und Minnas Spiel und Körners Gesang boten dem Dichter reichen Genuß und belebende Anregung. Das innige Zusammenleben der Freunde wurde noch durch die Dresdener Verhältnisse begünstigt, denn außer ihrer reizenden Umgebung, ihren schattigen Gartenanlagen, ihren Kunstsammlungen und wissenschaftlichen Anstalten besaß die sächsische Residenz wenig Anziehendes. Wie weit Schiller sich die Kunstschätze zunutze gemacht hat, wissen wir nicht. Auf der Bibliothek wurde er bald bekannt, das unter strenger Zensur stehende Theater dagegen vermochte dem ohnedies Theatermüden wenig zu bieten. Die Stadt selbst mit ihrer eng- und mattherzigen Gesellschaft erschien ihm als eine „Wüste der Geister", der Charakter der Bevölkerung kam ihm „seicht, zusammengeschrumpft und unleidlich" vor. Die schlimmsten Tyrannen, Unnatur und Vorurteil, traf er auch hier wieder an. Herkommen und Gewohnheit hielten das Leben in eisernen Banden, jede freie Äußerung in Wort oder Tat galt als ein Verbrechen wider den Anstand. Vergebens suchte der Adel seine Unfreiheit durch Geschliffenheit und Gemessenheit, vergebens das Bürgertum seinen feigen Knechtessinn durch geschmeidiges Wesen zu verhüllen. Die Hofluft erstickte jede selbständige Regung. Körner und Huber nun konnten sich der Außenwelt nicht ganz entziehen: jener hatte als Beamter mancherlei

Verpflichtungen, und der angehende Diplomat mußte, wenn auch widerwillig, „Konnexionsbesuche“ machen. Schiller aber war frei: er konnte sich ganz auf den Freundeskreis, die Oase in der Wüste, zurückziehen. Dort verkehrten freilich auch allerlei Künstler und Kunstliebhaber, mit denen Schiller nach und nach bekannt ward. Unter diesen Gastfreunden war besonders gern gesehen der Maler Anton Graff, der den Dichter des Don Karlos, während er aus seiner neuen Dichtung vordeklamiert, in einem sinnigen Bilde festhielt. Auch namhafte Musiker und Musikliebhaber wie den Kapellmeister Naumann, einen der bedeutendsten Vertreter italienischen Stils, und den auf literarischem und musikalischem Gebiet dilettierenden Kriegssekretär Neumann, lernte Schiller in dem musikalischen Hause Körners kennen. Neumann setzte, mit Körner wetteifernd, das Lied an die Freude in Musik, und umgekehrt schrieb der Dichter gelegentlich eines Besuches des Mannheimer Musikdirektors Fränzel zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette mit der Absicht, „um — schmieren zu lernen“. „Ich hoffe“, so schreibt er in sarkastischer Selbstkritik an Huber, „daß die Musik noch immer um einen Gran schlechter als meine Arien ausfallen wird, und diese sind gewiß schlecht.“ In dem Professor Wilhelm Gottlieb Becker von der Ritterakademie zu Dresden lernte Schiller einen kenntnisreichen, um das Wohl der Menschheit auch literarisch bemühten Jugenderzieher kennen, dessen Eitelkeit ihn aber mehr abstieß, als seine Glückseligkeitsphilosophie ihn anzog. Freundschaftlicher wurde die Beziehung zu dem weitgereisten, länder- und völkerkundigen Hauptmann von Archenholz.

Je inniger und ausschließlicher Schiller seine ganze Befriedigung in dem Freundeskreis gesucht hatte, desto schmerzlicher mußte er es empfinden, wenn er zeitweise allein in Dresden zurückgelassen wurde. Die Freunde hatten ihn dorthin geführt, und nur die Freunde hielten ihn fest. Ohne sie wurde ihm die Stadt zur unerträglichen Öde. Als Körner mit den Seinen und Huber im April 1786 auf einige Zeit nach Leipzig verreiste, kostete es Schiller schwere Überwindung, sie nicht zu begleiten. „Das wäre

ein schlechter Kaufmann, würde Kunze sagen, der seine Rechnungen und sein Komptoir linker Hand liegen ließe, um seinem Herzen zu Gefallen zu leben", schrieb er unterm 7. April an Kunzes Gattin. „Eben das gilt von mir. Es war eine Zeit, wo ich Monate sündlich wegwarf, darum muß ich jetzt mit Tagen und Wochen geizen." Mit Galgenhumor suchte sich der Zurückgebliebene in seinen „Jammerstand" zu finden. Er klagt, seinen Karlos parodierend:

„Mir graut vor dem Gedanken
auf dem Kohlenmarkt allein zu sein. Ich bin allein."

Und ein andermal schreibt er, im Vorgefühl des wiederkehrenden, einsam zu verbringenden Jahrestages ihres ersten Zusammentreffens eine Nachschrift „an die Weiberchen": „O lieben Kinder, wie sehne ich mich nach Euch. Wie sehr verstimmt mich diese freudelose Einsamkeit. In einer Wüste wollt' ich mir's noch eher gefallen lassen, dort hätte ich wenigstens mehr Raum, Euch in Gedanken um mich her zu versammeln." Als mitten im April „die Elemente ihren Grundsätzen ungetreu werden" und das schönste Frühlingswetter hereinbricht, da wird er erst recht seiner Einsamkeit überdrüssig; denn allein genießen ist ihm so viel wie gar nicht genießen. „Alles lebt und webt hier und freut sich und fliegt aus und liebt und begattet sich, und ich — mein Zustand ist trostlos," ruft er aus und klagt mit Versen aus Heinses Laïdion:

„Und ich Armer muß allein
Trauern und verlassen sein,
Blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
Will mich keine hören?"

Weit trüber noch war Schillers Stimmung um die Weihnachtszeit 1786, als Körner mit Frau und Schwägerin wiederum nach Leipzig gereist war und Schiller mit Huber die Körnersche Wohnung bezogen hatte. Aus allen Briefen an die abwesenden Freunde tönt die bittere Klage über erschreckliche Langeweile; er

weiß kaum, was er mit seiner freien Zeit anfangen soll. Der Verkehr mit anderen ist ihm zuwider, Whistspiel und Punsch bieten nur schlechten Ersatz für die gewohnte Geselligkeit. Aber auch Huber ist ihm jetzt nur ein „erbärmliches Äquivalent“ für Körner und die Frauen. „Der schwarze Genius meiner Hypochondrie“, schreibt er, „muß Euch auch nach Leipzig verfolgen. Verzeiht mir das. O meine Gedanken sind sehr oft unter Euch.“ Aber es verdrießt ihn auch, daß er die Freuden seines Lebens sehr oft von den Freunden abhängig gemacht hat und nicht einmal einen Monat mehr durch sich allein ganz glücklich existieren kann. „Lieber Gott, wie wird das noch werden . . . Zu meinem Streben und Wirken seid ihr mir unentbehrlich geworden. Ich bin sehr wenig oder nichts. Ich bin Hubern nichts und er mir wenig.“ Und dabei quält er sich mit dem Gedanken, daß die Freunde nicht mit gleicher Stärke nach ihm sich sehnten, wie er nach ihnen. „Bis diese Stunde war unsere Teilung sehr ungleich. Ich habe Euch ganz genießen können, Euch ganz durchschauen und fassen können, aber meine Seele war für Euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr wart mir soviel und ich Euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte, Euch zu sein.“

Das Schlimmste war, daß unter solchen Stimmungen seine Arbeit litt, daß Wärme und Laune selbst für seinen Don Karlos immer häufiger ausblieben. Die Hochflut der Freude begann mehr und mehr zurückzuebben. Selbst nach der Rückkehr der Körnerschen Familie von jener Osterreise war des Dichters seelische Verfassung trüb und matt geblieben. Am wohlsten fühlte er sich noch bei der Arbeit, und doch mußte er stets aufs neue über vergeudete Tage und Wochen, über den aussetzenden Pulsschlag seiner Empfindung klagen. Die frühere Ruhe und Behaglichkeit wollte nicht wiederkehren. Was ihn bedrückte, vermochte er selber nicht recht in Worte zu fassen. „Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden“, schreibt er am 1. Mai 1786 nach der frohen Feier des Wiedersehens mit Körner an den noch in Leipzig zurückgebliebenen Huber.

„Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht. Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entschlusse um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorher sehe. Ich bedarf einer Krisis. Die Natur bereitet eine Zerstörung, um neu zu gebären."

Die Ursachen dieser Krisis lagen durchaus in Schiller selbst und seinen Verhältnissen. Der innige Verkehr und Geistesaustausch mit dem reiferen Freunde hatte ihm erst recht die Augen darüber geöffnet, was ihm zu seiner Bildung noch fehle. Auf Körners Rat hatte er in Watsons Geschichte Philipps des Zweiten schon bald nach seiner Ankunft in Dresden gelesen, seinem Philipp und Alba drohten wichtige Reformen. „Noch sehe ich die chaotische Masse des übrigen Karlos mit Kleinmut und Schrecken an", ruft er aus. Im schwindelt, wenn er am Riesen Shakespeare hinaufsieht. Huber rief zwar ermutigend den „großen Genius" des „deutschen Schiller" an, aber die Vorarbeiten zum Don Karlos führten den Dichter immer tiefer in geschichtliche Studien, und mit jedem neuen Schritte fühlte er schmerzlicher, daß er noch unendlich viel zu lernen habe, daß er erst säen müsse, um ernten zu können. „Im besten Erdreich", schreibt er an Körner, „wird der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebensowenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen, saftigen Blättern ihn auszuschwellen." Täglich ward ihm deshalb die Geschichte teurer. „Ich wollte," rief er aus, „daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein." Zugleich nahm infolge der häufigen philosophischen Erörterungen mit Körner seine Teilnahme an Werken zu, in denen geschichtlicher Stoff und soziale Fragen in philosophischer Weise, aber zu praktischen Zwecken behandelt wurden, wie in Thomas Abbts Schrift vom Verdienst. Wie ihm schon die Medizin hauptsächlich als Mittel zur Erkenntnis des Menschen und der sinn-

lichen Wurzeln unseres geistigen Lebens wert gewesen war, so sollte ihm nun auch die Geschichte in philosophischer Beleuchtung zur Erklärung der sittlichen und geistigen Erscheinungen dienen, ihn menschliche Charaktere und Handlungen aus den Bedingungen ihrer Zeit, das Gegenwärtige aus dem Vergangenen verstehen lehren. Nach allen Seiten will er den Kreis seiner Erfahrungen und seines Wissens ausdehnen. Der „herkulische Entschluß“, das Versäumte „nachzuholen und den Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn zu beginnen“, soll ausgeführt werden.

Gewiß, diese Studien hemmten zunächst die schöpferische Kraft des Dichters; ihre Notwendigkeit selbst mochte ihm mitten in der Arbeit am Don Karlos bisweilen schmerzlich genug werden. Aber sie waren notwendig. Schiller konnte sich auf dieser Stufe seiner Entwicklung dem natürlichen Drang nach Aneignung des Bildungsgehalts seiner Zeit nicht mehr entziehen, und der Weg dazu war ihm durch seine Geistesanlage und Denkgewöhnung vorgeschrieben. Was er der Welt aus den Erlebnissen und Stimmungen seiner Jugend heraus zu sagen gehabt hatte, war in den drei ersten Dramen enthalten. Nun stellte sich im Laufe seiner Entwicklung und beim Werden seiner neuen Dichtung das Bedürfnis ein, ein neues Verhältnis zu Welt und Menschen zu gewinnen und vor sich selbst zu begründen: die kühne Verneinung der Jugenddramen soll positivem Gehalte weichen, der erschöpfte Acker zu neuer, keimkräftiger Saat vorbereitet werden. Zu der inneren Nötigung kam eine äußere. Auf die Ausübung seines Dichtertalentes, das hatte Schiller gesehen, konnte er sein Dasein nicht gründen. Er mußte einen festen bürgerlichen Beruf, ein sicheres Brot haben. Der Medizin war er immer mehr entwachsen: nach längerem Schwanken wurde sie endgültig aufgegeben. Nun ruhten seine Hoffnungen auf dem Erfolg der Thalia, für die er in Göschen einen je rührigen Verleger gefunden hatte. Auf zahlreiche oder namhafte Mitarbeiter konnte er dabei nicht rechnen, im wesentlichen blieb er, wie in Mannheim, auf seine eigene Kraft angewiesen. Notgedrungen mußte er den Bedürfnissen des Publikums, das für

reine Poesie wenig Sinn bezeugte, entgegenkommen und auch für allgemein belehrenden und unterhaltenden Inhalt sorgen.

So zeugen, neben dem Don Karlos, mancherlei Arbeiten und Versuche aus dieser Dresdener Zeit von dem Streben des Dichters, seine Ideen zu klären, zu sichten und zu bereichern, mit seiner bürgerlichen Existenz auch seine geistige auf einen neuen, sicheren Boden zu stellen. Bezeichnend ist die enge Verknüpfung des historischen Interesses mit seinem dramatischen Schaffen. Mit Übersetzungen aus dem Studiengebiet des Don Karlos begann Schiller seine Laufbahn als Geschichtschreiber. Gleich das zweite Heft der Thalia (1786), das die Rheinische fortsetzte, enthielt eine stark gekürzte Bearbeitung des Précis historique, des geschichtlichen Abrisses, den der Franzose Mercier seinem rhetorisch gehaltenen „dramatischen Gemälde" Philipps des Zweiten (1785) vorangeschickt hatte; eine weitere Charakteristik, gleichfalls aus französischer Quelle, fügte Schiller dieser ersten unmittelbar hinzu: ließ Mercier an dem zur fratzenhaften Karikatur entstellten königlichen Ungeheuer, dem mitleidlosen Generalissimus des Papstes, nur dessen tiefe Menschenkenntnis gelten, so anerkannte die zweite Quelle auch andere Eigenschaften, die zu einem großen Staatsmanne gehören. In solcher Zusammenstellung konnten diese vorausgeschickten historischen Arbeiten zur Erläuterung der in dem Hefte folgenden Szenen des Don Karlos dienen. Zugleich aber lieferte Mercier nicht nur den Stoff und die Stimmung zu der bekannten Szene des Dramas, in der Philipp mit erhabener Fassung die Kunde vom Untergange seiner Flotte aufnimmt: er regte den Dichter auch zu dem jener Einleitung eingefügten Gedichte Die unüberwindliche Flotte an, das die Errettung britischer Freiheit aus unentrinnbarer Gefahr durch Gott den Allmächtigen feiert. Wie das Interesse des Dramatikers sich frühzeitig Empörungen, Revolutionen und Verschwörungen zugewandt hatte, so führten ihn jetzt seine Studien ganz von selbst in die Geschichte des Abfalls der Niederlande tiefer hinein. Die Ursachen und Quellen solcher Ereignisse aufzudecken, hatte nun auch für den angehenden Historiker den größten Reiz. So entstand der Plan in Verbindung mit andern Schriftstellern, eine Geschichte merkwürdiger

Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten herauszugeben. Schiller selbst wählte sich die Bearbeitung der niederländischen Revolution aus. Als aber der erste Band der Sammlung, der auch der einzige blieb, nach wiederholten Verzögerungen endlich im Herbste 1788 erschien, enthielt er nichts von Schiller. Dieser hatte vielmehr inzwischen für seine immer umfangreicher sich gestaltende Arbeit eine selbständige Erscheinungsform ins Auge gefaßt. Aber nicht nur die Anfänge der niederländischen Rebellion hatten ihn in Dresden beschäftigt, auch für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war ihm dort zuerst das Herz warm geworden, für „die Epoche des höchsten Nationen-Elends", die ihm zugleich als „die glänzendste Epoche menschlicher Kraft" erschien. Das Geschichtswerk hierüber, mit dem er seine historische Schriftstellerei beschließen, und das Drama, mit dem er dann eine neue Epoche dramatischen Schaffens einleiten sollte, der Wallenstein, — sie haben beide ihren psychologischen Ursprung in Schillers staunender Erkenntnis, wie viele große Männer aus dieser „Nacht" hervorgegangen seien.

Den „Quellen der Handlungen" nachzuspüren, nennt Schiller einmal seine und Körners „Lieblingsmaterie". Ganz von selbst mußten die Freunde in ihren philosophischen Gesprächen auch auf die Erörterung der Frage kommen, inwieweit die Schicksale eines Menschen von seinem „Gedankensystem", seiner Welt- und Lebensanschauung, beeinflußt werden. Schiller sah ja durch den Bund mit den Freunden die Glückseligkeitsphilosophie seiner Jugend, seinen Glauben an Seelen- und Weltharmonie aufs schönste bestätigt. Aber gegen diesen Glauben hatten früher allzu oft in seinem Innern die Geister der Verneinung und der Verzweiflung gestritten. Und gewiß, dieser Widerstreit der Anschauungen war auch für sein Wollen und Handeln von Bedeutung gewesen. Jetzt begann er diese ganze Entwicklung immer klarer zu überschauen. So entstand aus dem Drange nach Selbstverständigung der Plan, jenen Widerstreit in dem Briefwechsel zweier Freunde von ungleichem Charakter und gleichem Wahrheitsstreben darzustellen. Schon als die Freund-

schaftsode entstand, hatte der Dichter einen philosophischen Roman „in Briefen des Julius an Raphael“ geplant. Nun lebte der Gedanke in anderer Form wieder auf: Schiller sollte Julius, Körner Raphael sein. Aber dieser konnte sich in die ihm zugewiesene Rolle des materialistischen Zweiflers offenbar nicht recht finden; auch sonst hatte er so viel Abhaltungen, daß sein Brief schon im ersten Satze stecken blieb, wofür er sich in „Körners Vormittag“ und den Aventuren des neuen Telemach weidlich verspotten lassen mußte. Deshalb war Schiller, der von Göschen um Manuskript gedrängt wurde, genötigt, sich zunächst auch zur Übernahme der Raphael-Rolle zu entschließen. Im dritten Hefte der Thalia, 1786, erschienen diese Philosophischen Briefe, dazu im siebenten Hefte 1789, ein fünfter und letzter Raphaelbrief, der wirklich von Körner ist. In den Briefen von 1786 also hören wir Schiller nur mit sich selbst reden. „Sein Raphael ist“, wie Kuno Fischer sagt, „sein Echo, der Widerhall der gegen seine dichterische Weltansicht in ihm selbst laut gewordenen Stimmen eines ganzen Chors zweifelsüchtiger und verneinender Geister.“ Wie der reifere Posa seinen in Leidenschaften befangenen Freund Karlos zur Freiheit des Handelns führt, so geleitet Raphael den werdenden Julius aus der Enge und Dumpfheit zur lichten Höhe des freien Gedankens. Aber der Weg führt an den Abgründen schmerzlicher Zweifel vorbei und durch die Einöde trostloser Verlassenheit: es ist der Leidensweg der Entwicklungskämpfe, den auch Schiller gegangen ist. Julius war glücklich, als er noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte und bloß empfand. Aber Raphael hat ihm den friedevoll kindlichen Glauben geraubt und ihn bloß auf seine Vernunft zu bauen gelehrt. Diese Lehre hat dem Stolze des Schülers geschmeichelt, denn sie hat „den bescheidenen Sohn seines Hauses in einen Bürger des Universums“ verwandelt: „Ich fühlte mich ganz frei, denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirn.“ Aber o unglückseliger Widerspruch! Nun erst, da er zu denken begonnen, schrecken und ängstigen

ihn die engen Schranken des menschlichen Erkennens, die Hinfälligkeit der menschlichen Natur. Nun erfleht Julius klagend Trost und Rat von dem Fernen: „Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Raphael, ich fordere meine Seele von Dir!" Der prüfende Freund aber, der die Heilsamkeit schmerzlicher Zweifel für den Wahrheitssucher kennt, verlangt von dem Klagenden eine schriftliche Darlegung seiner Denkergebnisse, damit er helfen und heilen könne. Und nun empfängt jener ein Schriftstück, die Theosophie des Julius, einen Entwurf aus den glücklichen Stunden stolzer Begeisterung, der in der Tat im wesentlichen auf Aufzeichnungen der Stuttgarter Tage zurückgeht, aber auch Gedanken ausführt, die einst der Bauerbacher Einsiedler dem Meininger Bibliothekar in jenem Briefe aus der „Gartenhütte" angedeutet hatte.

Alle Lieblingsideen Schillers, die von jeher „sein Herz geadelt und die Perspektive seines Lebens verschönert" haben, sind in diesem aus dichterischer Anschauung und einer glühenden Sehnsucht nach einheitlicher Weltauffassung hervorgegangenen „Glaubensbekenntnis der Vernunft" zu einer Art von System vereinigt. Gott und Welt, Schöpfer und Schöpfung sucht der Theosoph einem allumfassenden Gesetz einzuordnen, indem er auf sie die „Kunstidee" überträgt: Gott ist der Künstler, das Universum sein Kunstwerk. Gott und die Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind, — die Natur ist ein unendlich geteilter Gott. Naturerkenntnis ist Gotteserkenntnis, und diese der Beruf aller denkenden Wesen. In der Erfüllung dieses Berufes aber besteht unsere Vollkommenheit und Glückseligkeit. Da aber „Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen augenblickliche Besitzergreifung dieser Eigenschaft" ist, muß uns auch daran liegen Vollkommenheit und Glückseligkeit rings um uns her zu verbreiten. Diese „Begierde nach fremder Glückseligkeit" aber ist Liebe. Wieder, wie einst der Dichter der „Freundschaft" und der Lauraoden, erhebt sich der Theosoph zu schwunghaftem Preise der Liebe, des „allmächtigen Magnets in der Geisterwelt". Liebe ist größte Bereicherung der Seele, Egoismus die höchste Armut. Menschen-

haß ein verlängerter Selbstmord. Wir hören den Jubelruf, „Seid umschlungen, Millionen,“ aus der Verkündigung: „Wenn jeder einzelne Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt.“ Wir vernehmen die Stimme des edlen Malteserritters Posa aus der Forderung einer völlig uneigennützigen Liebe, die ohne Rücksicht auf eine belohnende Zukunft, ohne den Glauben an eine Vergeltung im Jenseits sogar das Leben aufzuopfern bereit ist: ihm wie dem Theosophen „hat die Tugend eignen Wert“; sie trägt ihren Lohn in sich und ihre Früchte in dem Leben der Menschheit. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,“ so verkündigt auch der Dichter der „Resignation“. In der Liebe zu Gott und den Menschen vollendet sich unsere Erkenntnis: „Laßt uns helle denken, so werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch untereinander.“ So faßt Julius-Schiller die Summe seiner Darlegungen zusammen.

Wie innig Schillers Herz, sein ästhetisch gestimmtes Gemüt auch an dieser träumerischen Metaphysik hing, er zeigte in den brieflichen Ergänzungen doch bereits eine reifere Einsicht und wie immer unbefangene Selbsterkenntnis. Er gibt die Möglichkeit zu, daß er „dort und da seine Phantasien strengeren Vernunftschlüssen unterschiebe“, daß das ganze Gerüst seiner Ideen nur ein „bestandloses Traumbild“ sei. Er erkennt das Einseitig-Persönliche seines Weltbilds. „Anders malt sich das Sonnenbild in den Tautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdumgürtenden Ozeans! Schande aber dem trüben wolkigten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt.“ Wie seine Forderung einer strengen, uneigennützigen Tugend und freier Hingabe an das Ganze sich schon mit dem Pflichtgebot des Königsberger Weisen berührt, so zeigt auch seine Unterscheidung zwischen dem Wesen der Dinge selbst und unseren Begriffen von diesen Dingen einen kräftigen Anhauch Kantischen Geistes. Denn damit beschränkt er die eigentliche Erkenntnis auf das Gebiet der Erfahrung. Als

daher Körner endlich zwei volle Jahre später in seinem Raphael-Briefe den Freund darauf hinwies, daß allem Philosophieren eine Untersuchung „über die Natur der menschlichen Erkenntnis" vorauszugehen habe, da glaubte dieser, die „entfernte Drohung mit dem Kant" zu verstehen: er kenne den Wolf am Heulen; er stimmte der Forderung zu, wenn er auch selbst noch nicht „in dieses Fach" hinein wollte. Trotzdem aber verteidigte Schiller noch immer die Theosophie des Julius als die seiner persönlichen Geistesart gemäße Weltansicht: die Betrachtung der Dinge unter der „Kunstidee" war eben tief in seinem Wesen begründet und mit seinem ganzen geistigen Wachstum seit früher Jugend aufs innigste verflochten. Zu einer weiteren Fortsetzung der Philosophischen Briefe ist es nicht gekommen; aber der „Kunstidee", übertragen auf die Menschheitsgeschichte, werden wir in dem philosophischen Gedichte „Die Künstler" wieder begegnen.

Aus ähnlichen psychologischen Interessen wie die Philosophischen Briefe sind auch einige poetische Werke der Dresdener Zeit entstanden. Kein Kapitel in der ganzen Geschichte des Menschen schien dem Dichter damals lehrreicher als „die Annalen seiner Verirrungen". Aber nicht an den Taten des irrenden Helden und ihren Folgen war ihm gelegen, sondern weit mehr an dessen Gedanken und den Quellen dieser Gedanken. Merkwürdige Schicksalsläufe und seltsame Erscheinungen aus der „unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele" und aus den „veränderlichen Bedingungen" der äußeren Umgebung zu erklären, das erschien dem Seelenforscher als ein interessantes Problem, dem Dichter als bedeutender Vorwurf für die erzählende Darstellung. Mit der ausgesprochenen Absicht, den Geist der Duldung und Gerechtigkeit verbreiten zu helfen, berichtete Schiller deshalb den Lesern seiner Thalia die „wahre Geschichte" eines V e r b r e c h e r s a u s I n f a m i e, „aus verlorner Ehre". Zugrunde liegt die Lebensgeschichte des schon erwähnten württembergischen Räubers Friedrich Schwan, des im Jahre 1760 „hingerichteten Sonnenwirtles" aus Ebersbach, von dessen Taten und Schicksalen Schiller wohl schon als Knabe gehört und über den er seinen Lehrer Abel öfters befragt hatte.

Aber die psychologische Novelle hält sich nur an die allgemeinen Umrisse der überlieferten Räubergeschichte; die übersichtliche Gliederung des Stoffes, die feine Entwicklung der seelischen Vorgänge und die Ableitung der Handlungen und Schicksale des Helden aus der tragischen Verkettung von ursprünglichen Anlagen, erworbenen Eigenschaften und äußeren Verhältnissen ist ganz Schillers Eigentum. Gewiß hat er den aus dem Leben gegriffenen Stoff seinen Absichten angepaßt, aber in der Darstellung selbst liegt innere Notwendigkeit und Wahrheit: so mußte der Gastwirtssohn von Stufe zu Stufe sinken, aus Trägheit und Leichtsinn erst zum „honetten" Wilddieb und dann zum Zuchthäusler werden; so mußte der aus der Gesellschaft Ausgestoßene und um seine Ehre Betrogene aus Trotz und Rachsucht zum Mörder und Räuber werden und schließlich in der Schule des Lasters zur Selbstbesinnung kommen. In der zwischen unmittelbarem Bericht und lebendiger Ich-Erzählung wechselnden Darstellung sind nur die entscheidenden Momente herausgegriffen, diese aber auch mit Ausführlichkeit geschildert. Das epische Gegenstück zu den Räubern ist nicht nur ein Zeugnis für die jetzt maßvoller und ruhiger abwägende Kunst des Dichters: es bezeugt auch die Klärung seiner Anschauungen und seines Urteils. Licht und Schatten, Schuld und Verantwortung sind nach allen Seiten hin richtig verteilt. Der trotzige Verbrecher darf sich wohl selbst „als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gesetze" betrachten; aber über die treibenden Ursachen seines bösen Geschickes bleibt der Leser nicht im Unklaren. Nicht mehr als Feind der bestehenden Verhältnisse stürmt der Dichter gegen ihre Unnatur an, sondern er sucht sie zu verstehen und zu bessern. Nicht rächen soll die Dichtung das Ideal an der Menschheit, sondern diese zu jenem erziehen helfen. Nicht mehr Fehde ist die Losung, sondern Aufklärung und Versöhnung. Nicht Revolution, sondern Reform!

Noch eine zweite Erzählung, der in Dresden begonnene Roman Der Geisterseher, will als ein Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes genommen sein. Aus

dem Zustand geistig-sittlicher Unmündigkeit soll, wie der Julius der Briefe, auch der Held des Romans hinausgeführt werden; auch sein Weg führt ihn an den Abgründen des Zweifels und des inneren Unfriedens vorbei, aber nicht zur Freiheit, wie den spanischen Königssohn und den grübelnden Wahrheitssucher, sondern zur Knechtschaft und zum Verzicht auf jede Selbstbestimmung. Der von dumpfen Sinnentrieben beherrschte, aber leidenschaftlich-kraftvolle Verbrecher aus verlorener Ehre war in der Schule des Lasters und der Leiden zur Erkenntnis seiner Schuld gereift; der bigott und knechtisch erzogene Prinz aber, der nach Abschüttelung seines Kinderglaubens haltlos zwischen seinen früheren „Lieblingsgefühlen" und einer unzulänglichen Verstandesphilosophie, zwischen Sehnsucht nach Herzensglück und Sinnentaumel schwankt, wird völlig das Opfer eines fein berechneten Betrugs.

Denn auch ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs soll Schillers Roman sein. Der Prinz ist, wie der als Ketzer verdächtige Marquis Posa, von einer geheimen, allwissenden Macht überall umgeben, geschoben und geführt. Er fühlt es selbst, und durch allerlei überraschende, wunderbare Erlebnisse wird seine Sehnsucht nach Berührung mit dem Überirdischen genährt und scheinbar erfüllt. Aber einmal stutzig geworden, durchschaut der Prinz mit überraschendem Scharfblick, den ihm der Dichter plötzlich verleiht, das abgekartete Spiel, das die Geisterbeschwörer mit ihm getrieben haben. Mit dem Wunderglauben stürzt auch sein schwachgestützter Gottesglaube zusammen; der Zweifler wird schnell zum verstandesstolzen Freigeist, der alles Übersinnliche als Gaukelspiel verwirft und der in seinem Klugheitsdünkel nicht ahnt, daß er fort und fort ein Opfer wohlberechneter Absichten ist. Gerade jetzt, wo er Herr seiner Gedanken und Entschlüsse zu sein glaubt, beginnen die verborgenen Mächte ihr Fangnetz enger und enger um ihn zusammenzuziehen. Im Umgang mit leichtfertigen Lebemännern, die ihn bewundern und umschmeicheln, wird das sittliche Gefühl des Prinzen verwirrt und sein geistiger Hochmut gesteigert; durch ein prunkvolles Leben und unsinniges Spiel gerät er tief in

Schulden; durch eine verzehrende Leidenschaft wird er immer weiter auf der abschüssigen Bahn getrieben, und als er schließlich, um sein Liebesglück betrogen, mit Gott und der Welt, mit seinen Freunden und Verwandten zerfallen, von Feinden und Gläubigern bedroht, von Herrschsucht und Ehrgeiz erfüllt, bereit scheint, den ihm hinderlichen Thronerben aus dem Wege zu räumen, da ist das erste Ziel der geheimen Seelenfängerei erreicht: nun findet der protestantische Prinz Ruhe und Rettung im Schoß der katholischen Kirche.

Ein früher schon behandeltes Motiv, der Kampf gegen religiösen Fanatismus, wird hier noch einmal aufgegriffen. Schon in Bauerbach hatte Schiller sich zu dem geplanten Schauspiel „Friedrich Imhof“ von Reinwald Bücher über „Jesuiten und Religionsveränderungen, über den Bigotismus und seltne Verderbnisse des Charakters, über Inquisition und unglückliche Opfer des Spiels“ ausgebeten: was dort sich ankündigte und im Don Karlos in der Darstellung der Inquisition und ihrer Schandtaten nur zum Teil zum Ausdruck gekommen ist, tritt im Geisterseher in vollendete Erscheinung. Ob die Urfabel des Romans in einem jener Bücher enthalten ist, wissen wir nicht. Aber von der arglistigen, nie um ein Mittel verlegenen Bekehrungssucht des Religion und Politik verquickenden Jesuitismus wußten sich die Zeitgenossen des Dichters auch ohne Bücher viel zu erzählen. Das Lieblingswild der Seelenjäger waren aus naheliegenden Gründen Fürsten und hohe Herren. Schiller selbst wußte aus der Geschichte Württembergs, wie großes Zerwürfnis zwischen Fürst und Volk einst der Glaubenswechsel des Herzogs Karl Alexander verursacht hatte. In der Hauptstadt Kursachsens mahnte ihn das Leben tagtäglich an den Abfall eines urprotestantischen Fürstenhauses vom Luthertum. Und gerade um die Zeit, wo Schiller nach Dresden übersiedelte, erinnerte der Tod des Landgrafen Friedrich II von Hessen-Kassel, des bekannten Verkäufers seiner Landeskinder, die Welt an das ungeheuere Aufsehen, das dieser einst als lebenslustiger Prinz durch seinen Übertritt zum Katholizismus erregt hatte. Weitbekannt war ferner auch die Bekehrungsgeschichte des schwärmerischen Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig,

der im Jahre 1651 in Venedig und Assisi, ähnlich wie der Prinz im Geisterseher, durch Wundererscheinungen erschüttert, zur Abschwörung seines „Irrglaubens“ bewogen worden war. Mit der Bekehrungspolitik der jesuitischen Seelenfänger das Treiben der Wundertäter und Charlatane zu verbinden, veranlaßten den Dichter die Anschauungen seiner aufgeklärten Zeitgenossen und offenkundige Tatsachen. Das Zeitalter des nüchternen Rationalismus war ja zugleich die Blütezeit mystischer Sucht nach Wundern und Geistererscheinungen. Den Drang nach unbedingter Erkenntnis und nach vollkommener Glückseligkeit hatte die Philosophie der Zeit wohl zu wecken, aber nicht zu befriedigen vermocht: ihm vollauf und nach allen Seiten zu genügen, erboten sich gläubige Propheten und zauberkräftige Magier, Schwärmer und Gauner. Geisterseher tauchten allenthalben auf, über die Möglichkeit von Geistererscheinungen wurde in den gebildeten Kreisen lebhaft gestritten. Gerade unter den Vornehmen und Großen fanden Wundermänner aller Arten die zahlreichsten Gläubigen und Gönner, und am Hofe des jungen preußischen Königs Friedrich Wilhelm II gewann der Geisterseherorden sogar politische Bedeutung. Die Vertreter der Aufklärung sahen in all solchem Gaukelspiel nur arglistig ersonnene Mittel geheimer Gesellschaften, die im Dienste der Jesuiten arbeiteten. Als ihr erfolgreichstes Werkzeug galt der Sizilianer Balsamo, genannt Cagliostro, das Haupt der „ägyptischen Maurerei“. Im Frühjahr des Jahres 1786, gerade als Schiller seinen Roman in Angriff nahm, begann der Stern des vielgepriesenen Wundertäters zu sinken: zu Paris in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt, berief sich der kecke Schwindler auf die vornehmen Namen seiner bewährten Verehrer, erlebte aber die bittere Enttäuschung, daß die begeistertste unter diesen, die Kurländerin Elisa von der Recke, ihre Rückkehr zur Vernunft durch eine Absage an die unwürdige „Wunderkunst“ und eine Entlarvung des „schlauen Betrügers“ in der „Berlinischen Monatsschrift“ vom Mai 1786 öffentlich bezeugte. Dieser aufsehenerregende Artikel der auch verschiedenen Dresdener Bekannten Schillers wohlvertrauten Dame

fand im Juliheft eine merkwürdige Erwiderung: ein geistergläubiger Prinz, Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg, ein protestantischer Neffe des katholischen Herzogs Karl Eugen, warf sich zum Verteidiger nicht Cagliostros, aber der Mystiker und Geisterseher auf. Wenn Schiller diesen Aufsatz gelesen hat, was sehr wahrscheinlich ist, so mußte sich seine Phantasie, die schon durch den Cagliostro-Stoff angeregt war, nun erst recht entzünden. Denn die Befürchtung mochte ihm nahe liegen, dieser prinzliche Anhänger mystischer Lehren, die man als die Vorstufe zum Katholizismus anzusehen gewohnt war, könnte zum Unheil der schwäbischen Heimat nach dem Beispiel anderer Glieder seines Hauses ebenfalls zur römischen Kirche übertreten; die Möglichkeit, daß dieser „dritte Sohn“ zur Regierung komme, war vorhanden. Aus solchen persönlichen Motiven heraus und das, was er sonst von den Bekehrungen deutscher Fürstensöhne wußte, zu grunde legend, mag der Dichter die Entwicklungsgeschichte einer der Geistesknechtung verfallenen Schwärmernatur gezeichnet haben.

Bei so unmittelbarer Beziehung auf Fragen und Ereignisse, die alle Gebildeten aufs lebhafteste bewegten, begreift sich das Aufsehen, das schon das erste Fragment im vierten Hefte der Thalia, 1787, machte. Man fing an, die Zeitschrift „für etwas zu halten“; die Fortsetzung des Romans wurde mit Spannung erwartet, und ein Koburger Prinz bat den Verfasser dringend, ihm „das Manuskript des Geistersehers noch vor dem Druck zu schicken“. Die Leser mußten sich gedulden: die Fortsetzung erschien erst im April 1788, als Schiller schon längst in Weimar war. Zerstückelt und stockend sind auch die folgenden Teile entstanden; immer schwerer wurde es dem über den Stoff längst hinausgewachsenen Dichter, dem „verfluchten Geisterseher“ Interesse abzugewinnen und die abgerissenen Fäden der Handlung immer wieder aufzunehmen. Nur der wachsende Erfolg beim Publikum, „das Lob der Toren und Weisen“, und die damit verbundene Aussicht auf das willkommene Honorar ließ ihn auch wieder einmal den Zufall preisen, der ihm den Geisterseher zugeführt habe. Aber ein „sündlicher Zeitauf-

wand", eine „Schmiererei", eine „Farce" blieb ihm dennoch der Roman, den er mißmutig und hastig schließlich als „ersten Band" im Jahre 1789 zu einem notdürftigen Abschluß brachte.

Unter dieser Art des Entstehens mußte natürlich die Einheit der Komposition und des Tones leiden. Die Fülle epischer Darstellung, der Reiz äußerer Handlungen beginnt schon mit dem Ende des ersten „Stückes" in der Thalia mehr und mehr zu versiegen. Nachdem das seltsame Vorleben des Sizilianers erzählt ist, hebt die auflösende Arbeit an, die verstandesmäßige Enträtselung der Wundererscheinungen und die psychologische Zergliederung der geistigen Wandlung des Prinzen. Breit schiebt sich in den weiteren Bericht das „Vernunftgebäude" des Prinzen ein, bei dessen Ausmalung den Dichter offenbar mehr sein eigenes philosophisches Interesse als künstlerische Absichten leiteten. Als ein notwendiges Glied des Ganzen kann höchstens der Teil des Gespräches gelten, der den Prinzen im Zustand seiner sinkenden Moral erkennen läßt, da der mit sich und seinen früheren Idealen Zerfallene, um sein Recht auf „Sinnentaumel" zu begründen, alle Skrupel wegräumt, die dem vollen Genuß des Augenblicks im Wege stehen könnten. Dann aber drängen sich Ideen ein, die ganz Schillers Selbstbekenntnis bilden: nicht im Sinnentaumel, sondern in der Geistesfülle, nicht in der Selbstbetäubung, sondern in der Selbstbetätigung und in der Ausbildung seiner Kräfte wird in diesem zweiten Teile des philosophischen Gespräches die Glückseligkeit und Bestimmung des Menschen gesucht. In den späteren Ausgaben seines Geistersehers hat Schiller den größten Teil des ganzen Gespräches mit guter künstlerischer Absicht fortgelassen: denn ein Prinz, der über religiös-sittliche Dinge so selbständig, abgeschlossen und tiefgründig dachte, konnte nachher nicht so leicht ein gedanken- und haltloses Opfer der Seelenfängerei werden.

Trotz dieser Mängel und auch abgesehen von den rein stofflichen Wirkungen können wir die Bewunderung verstehen, die Schillers Zeitgenossen diesem seinem ersten und einzigen Romane zollten. Durch Geisterspuk und Wundertrug vermochte auch das

immer geschäftige Nachahmerheer, das alsbald die Federn schärfte, genug Spannung zu erregen. Aber nirgends fanden die Kritiker eine so meisterhafte Beherrschung der Darstellungsmittel, eine so treffliche Vorbereitung der Wirkungen und eine so anmutige, klare und angemessene Sprache. Die Fülle sinnreicher Erfindung, das feine Spiel einer verwickelten und doch überaus geschickt gefügten Intrige, die ganze Einkleidung und dramatische Steigerung der Erzählung, die reiche Welt- und Menschenkenntnis, die Feinfühligkeit und Anschaulichkeit der Seelenmalerei forderten immer wieder den Beifall der Rezensenten heraus. Sie glaubten alles mitzuerleben an diesem „gutgetroffenen Seelengemälde unseres Zeitalters", und selbst solche, die seinen Jugenddramen nur stark eingeschränktes Lob zuerteilten, stellten Schiller nach dieser Leistung zu „unsern wenigen klassischen Schriftstellern", rechneten ihn unter die „Weltweisen". Ein früherer Nörgler bekennt, dieser Geisterseher habe ihn „mit einer leidenschaftlichen Verwunderung erfüllt und ihn sogar den seltenen Fall erfahren lassen, sich durch die umständlichste, kälteste Kritik in eben das Gefühl von Bewunderung zurückgeführt zu sehen, mit welcher ihn die erste warme, täuschende Lektüre erfüllte". Ein anderer gesteht, das ganze Buch drei- und vier- und fünfmal gelesen zu haben und einzelne Teile immer wieder mit gleichem Vergnügen wie das erste Mal zu lesen. Alle aber fordern dringend den zweiten Band. Der Dichter jedoch ließ sich nicht erweichen: für ihn war es nun keine Aufgabe mehr, die peinigende Knechtungs- und Krankheitsgeschichte eines ursprünglich edlen Geistes immer weiter auszumalen.

Bruchstück zu bleiben war auch das bezeichnende Schicksal des dramatischen Versuches Der Menschenfeind, der in den Dresdener Tagen zuerst auftauchte, in den Stimmungen der Bauerbacher und Mannheimer Zeit aber wurzelt, und dessen Sprache noch ganz die farbenreiche Glut der Jugenddramen atmet. Damals, als Schiller in finsterem Pessimismus sich selbst einen Menschenfeind nannte, als kein Stück Shakespeares ihm so beredt zum Herzen sprach und so wahre Lebensweisheit zu enthalten schien, wie der düstere Menschenhasser Timon von Athen, damals mag zuerst der Gedanke in ihm

aufgetaucht sein, den Menschenhaß eines ursprünglich warmer Liebe vollen, dann enttäuschten Herzens zu schildern. Jetzt aber hatte ihn selbst trotz zeitweiliger Rückfälle in „philosophische Hypochondrie" die Freundschaft mit der Welt versöhnt; nun feierte er die Freude als mächtigste Lebenskraft — wie konnte er da noch den nagenden Weltschmerz dichterisch verherrlichen? Aus seinem eigenen Leben heraus mußte das Motiv der Versöhnung hinzukommen. Und so schrieb er denn auch im September 1786 an Schröder, sein Menschenfeind werde mit dem Shakespeareschen Timon „keinen Berührungspunkt als den Namen" haben. Zu Anfang des Jahres 1787 sollte das Stück fertig sein. Aber wie tief das Problem ursprünglich auch in des Dichters innerstem Leben wurzelte, wie warm und ausdauernd er sich darum bemühte, wie starke Hoffnungen er gerade auf dieses Drama setzte, schließlich mußte er 1790 „nach der reifsten kritischen Überlegung und nach wiederholten verunglückten Versuchen" den „äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe" aufgeben. Als er im elften Heft der Thalia 1790 die seit 1788 vollendeten acht Szenen des Bruchstückes unter dem Titel „Der versöhnte Menschenfeind" veröffentlichte, hatte er schon erkannt, daß diese Art von Menschenhaß für eine tragische Behandlung „viel zu allgemein und philosophisch" sei.

Zu unbestimmt ist in der Tat der Menschenhaß des Helden von Hutten: er gründet sich mehr auf abstrakte philosophische Anschauungen eines von der Menschheit im allgemeinen enttäuschten Idealisten, als auf deutlich erkennbare individuelle Erfahrungen. Man erfährt nur: Hutten ist auf das schlimmste von denen mißhandelt worden, die ihm als die besten galten. Er haßt die Menschen, weil sie seine hohe Vorstellung von der Menschheit geschändet haben; deshalb zieht er sich zurück von der Welt, in der er verlassen und allein steht, und flüchtet sein liebendes Herz an den reinen Busen der unentweihten Natur. Wie nun der Dichter diesen in allen inneren und äußeren Beziehungen mit der Welt Zerfallenen von seinem Wahn zu befreien gedachte, läßt sich nur schwer aus dem Fragment erkennen. Wahrscheinlich sollte Hutten in einen tragischen Konflikt zwischen

seinem Menschenhaß und der Liebe zu seiner einzigen Tochter gestellt werden. Diese glaubt er nach seinem Ideal von Vollkommenheit erzogen zu haben; durch sie will er Rache nehmen an den Menschen: sie soll unter sie treten und sie entzücken, aber nie einen ihrer Bewunderer glücklich machen. Sie selbst hat indessen ihr Herz schon einem Manne zugewendet. Wird nun Huttens bitterer Haß sich auch gegen sein ungetreues Kind richten oder eine bessere Weisheit aus dieser neuen, schwersten Enttäuschung ihm erblühen? Wir begreifen, daß der Dichter selbst an einer Lösung dieses Konflikts, an einer Wiedergeburt dieses Menschenhassers verzweifelte. Aber auch sein Versprechen, dieses ganze Charaktergemälde dem Publikum einmal in einer anderen Form als der dem Gegenstand ungünstigen des Dramas vorzulegen, konnte der Dichter nie erfüllen, offenbar weil ihm diese Art von Pessimismus völlig fremd geworden war.

Der Don Karlos, die Hauptarbeit der Dresdener Zeit, reifte während all dieser tastenden Versuche unter mancherlei Stockungen und Unterbrechungen langsam der Vollendung entgegen. Nicht nur die Notwendigkeit wissenschaftlicher Orientierung hatte den dichterischen Gestaltungstrieb oft genug gehemmt: auch neue innere und äußere Bedrängnisse verkümmerten ihm mehr und mehr die Freiheit des Schaffens. Die Großmut des Freundes konnte ihn der Pflicht nicht überheben, aus eigener Kraft für seine täglichen Bedürfnisse zu sorgen. Schon im Dezember 1785 hatte er Göschen bekennen müssen, daß er „ganz erstaunlich en peine“ sei, wie er zu den Feiertagen zahlen solle. Immer wieder mußte er den Verleger um rasche Zuwendung seines Honorars oder um Ausgleichung der Vorschüsse bitten, die ihm Leipziger Freunde gelegentlich leisteten. Im April 1786 ersucht er die „liebe Kunzin“ um wohlfeile Besorgung von Tuch und Futter zu einem Frack und im Juli, als er zu dem erstgeborenen (bald wieder verstorbenen) Söhnlein Körners „Gevatter stehen“ soll, wendet er sich an Kunze selbst um Vorschuß für ein Kleid, das er „zum Degen“ tragen könne. Dabei bereitete ihm der geringe Absatz und die Fortsetzung der Thalia, die seine Existenz tragen sollte, vielerlei Sorgen bis

in das erste Viertel des Jahres 1787 hinein. Dadurch kam Schiller auch innerlich ins Gedränge. Bange Zweifel um seine Zukunft stiegen in ihm auf. Gewiß, sein Körner war immer hilfbereit, aber auf die Dauer konnte Schillers stolze Seele die Wohltaten der Freundschaft nicht ertragen; auf bequem bereiteten Polstern sich behaglich zu lagern, schuf dem Strebenden kein inneres Genügen. „Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten", schrieb er damals, „wird mir nunmehr ebendadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird." Aufgedrungen wurde sie ihm aber durch seine ganze Lage in Dresden. In der sächsischen Hauptstadt war für ihn kein Amt und kein fester Beruf zu erhoffen, in dem sein Drang nach Wirksamkeit genügend Spielraum, sein Schaffen diejenige Resonanz hätte finden können, welche die Eigenart seiner dichterischen Anlage, sein dramatischer Genius, verlangte; denn außer den Freunden war da niemand, an dessen Urteil ihm gelegen sein, bei dem er Verständnis für seine höheren Ziele finden konnte. Wohl fühlte Schiller immer noch die Glückseligkeit, die ihm aus dem Umgange mit den engvertrauten Freunden floß. Aber nur der Freundschaft zu leben, bloß den Stimmen des Herzens zu folgen, wie der Dichter in überschwenglicher Begeisterung geträumt hatte, das war dem verboten, dessen „kühne Anlage der Kräfte" einen anderen Wirkungskreis verlangte. Immer klarer kam es ihm zum Bewußtsein, daß er der Freundschaft alles zum Opfer bringen dürfe, nur nicht das „innere Leben seines Geistes". „Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging", bekannte er später, „ich hätte Euch nie verlassen."

Der Gedanke sich von den Freunden zu trennen, schwebte ihm lange vor, ehe er ihn sich selbst klar zu bekennen wagte. Weimar aufzusuchen, „seinem Herzog" sich zur Verfügung zu stellen, war ja Schillers ursprüngliche Absicht bei der Übersiedlung nach Leipzig gewesen. Deshalb benützte er nun die erste günstige Gelegenheit, dort Fühlung zu gewinnen. Am 16. Mai 1786 war Schwan mit seinen beiden Töchtern von der Leipziger Messe nach Dresden gekommen, um Schiller zu besuchen. Dieser hatte die

Gäste mit unbefangener Freude empfangen und ihnen auch bei seinen Freunden die beste Aufnahme gesichert; von der Werbung um Margarete scheint nicht mehr die Rede gewesen zu sein. Als die Mannheimer am 24. Mai von Dresden schieden, nahmen sie von diesem letzten Zusammentreffen mit Schiller die besten Eindrücke mit auf den Weg, was „Freund“ Schwan freilich später nicht hinderte, die drei Jugenddramen des Dichters fort und fort, ohne irgendwelche Vereinbarung oder Honoraranzahlung neu aufzulegen. Jetzt sollte die Heimreise den Buchhändler auch nach Weimar führen. Daher übergab Schiller dem mit Wieland Wohlbekannten ein Schreiben an den einflußreichen Herausgeber des Deutschen Merkur, das die früher schon angesponnenen Beziehungen zu dem berühmten Landsmann fester knüpfen sollte. Deutlich gab der Absender zu verstehen, daß trotz aller Vorzüge seiner gegenwärtigen Lage seine Zukunft noch schwankend sei, und ließ die Hoffnung durchblicken, Wielands Bekanntschaft in Weimar selbst bald einmal machen zu können. Wie er diesem die erschienenen Teile seines Don Karlos für eine „verlorene Stunde“ empfahl, so sandte er auch dem Herzog, der ihn einst aufgefordert hatte, von Zeit zu Zeit „etwas aus der Welt, die er bewohne, vernehmen zu lassen,“ in diesen Tagen das zweite Heft der Thalia zu.

Auch nach Meiningen richteten sich Schillers Blicke, wo seit dem 22. Juni 1786 seine Schwester Christophine mit Reinwald verheiratet war. Längst hatte er sich mit dem alten Freunde ausgesprochen und aus versöhntem Herzen seinen aufrichtigen Segen zu der Eheschließung gegeben. Durch diese Verbindung knüpften sich auch die abgerissenen Fäden mit der Familie von Wolzogen wieder an, und bald stand der „getreue Sohn“ in erneutem Briefwechsel mit Mutter und Tochter. Fast schien es, als ob die alten zärtlichen Regungen Schillers zu der ihm vertraulich entgegenkommenden, durch manche Lebenserfahrung gereiften Lotte wieder erwachen wollten. Eine „bleibende Stätte“ sich zu suchen, sein Dasein unter das schützende Dach einer „vorteilhaften Heirat“ zu bringen, wurde der Sohn und Bruder ohnedies um jene Zeit

von Vater, Schwester und Schwager verschiedentlich ermahnt. Aber aus der geplanten Besuchsreise wurde zunächst nichts.

Inzwischen hatte der Dichter, obwohl er noch kurz vorher im dritten Heft der Thalia seinen Don Karlos als für das Theater nicht geeignet bezeichnet hatte, auch wieder Anknüpfung mit deutschen Bühnen gesucht. Einem früheren Rat seines Vaters folgend, ließ er durch Göschen, der im Spätsommer eine Reise nach Österreich machte, in Wien sondieren, ob sein Stück dort nicht aufgeführt werden könne. Aber Göschens Auskunft war wenig ermutigend. Anderwärts jedoch fanden sich einige Schauspieldirektoren, darunter Großmann, zur Annahme des Dramas bereit. Wichtiger aber als diese Verbindungen war die Aussicht, die sich dem Dichter in Hamburg eröffnete. Dort wirkte seit Ostern 1786 wieder Schröder, der kunstverständigste Schauspieler Deutschlands, als Leiter der Bühne, nachdem ihm seine Tätigkeit an dem Wiener Burgtheater durch unaufhörliche Reibereien mit dem Ausschuß verleidet worden war. Dem kundigen Bühnenmann hatten offenbar schon die Anfänge des Don Karlos den Beweis geliefert, daß er den Mannheimer Theaterdichter falsch beurteilt hatte: von diesem, das mochte er nun erkennen, war eine Gefährdung der Bühnenentwicklung nicht zu befürchten. Im Gegenteil! Durch Beck erfuhr Schiller, daß den Hamburger Direktor die Karlos-Fragmente stark interessierten, und schon am gleichen Tage, an dem ihm diese erfreuliche Kunde ward, am 12. Oktober 1786, schrieb er ohne weiteres einen verbindlichen Brief an Schröder. Rückhaltlos bekennt er seine Verehrung für den einzigen Mann „im ganzen Deutschland“, der „alle seine Ideale über die Kunst zu erfüllen“ vermöge. In Mannheim, so gesteht er, habe er beinahe allen Enthusiasmus für das Drama und das Theater verloren, und noch jetzt, wo dieser wieder in ihm auflebe, graue ihm vor der schrecklichen Mißhandlung auf den Bühnen. „Mit ungeduldiger Sehnsucht“, ruft er aus, „habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheiten erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehen muß. Ich kenne

nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle notwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es gibt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünschte ich freigesprochen zu werden." Der Dichter sehnt sich, von der vornehmen Kälte des Mannheimer Theaterleiters abgestoßen, nach der bedeutenden Persönlichkeit eines warm empfindenden Künstlers. Die Hamburger Bühne, so hofft er, soll ihm sein Ideal verwirklichen helfen; daher bietet er Schröder seinen Don Karlos an, dem er eine bühnenmäßige Gestalt zu geben beschäftigt sei, und will auch in Zukunft alle seine Stücke für dessen Bühne bestimmen und „unter dieser Aufsicht mit um so größerer Begeisterung schreiben".

Freudig ging der Hamburger Direktor in seiner Erwiderung vom 18. Oktober auf diese Absichten ein: auch er kennt keinen höheren Wunsch, als sich mit dem Dichter des Don Karlos zu verbünden. „Aber", so fügt er seiner ehrenvollen Zustimmung hinzu, „ein dramatischer Schriftsteller muß durchaus an dem Orte sein, wo sich die Bühne aufhält, für die er schreibt. Sind Sie frei? Können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? Und unter welchen Bedingungen?" Um schließlich den theaterscheuen Dichter völlig zu beruhigen, versichert Schröder, daß die Hamburger Einrichtung nicht im mindesten mit der Mannheimer „sympathisiere".

Schiller war damit unversehens vor eine schwere Entscheidung gestellt. Fast zwei volle Monate zauderte und schwankte er und rang nach einem Entschlusse. Ein tiefer Zwiespalt ging durch sein Wollen. Deutlich empfand er die Notwendigkeit einer Trennung, ein gesunder Ehrgeiz mahnte ihn zum Aufbruch aus der „Wüste der Geister" und zur Sicherung eines festen Wirkungskreises. Auf der anderen Seite fesselte ihn der gewohnte Umgang, die Rücksicht auf das Glück der Freunde, ohne deren Zustimmung er keinen Schritt tun wollte. Körner aber meinte mit der ganzen liebenswürdigen Selbstsucht der Freundschaft, daß sie nicht bestimmt seien, „von einander entfernt zu leben". Und in Schiller selbst ver-

stärkte die Scheu vor dem Schmerz plötzlichen Sichlosreißens das dankbare Gefühl, wie viel sie sich im Streben und Wirken geworden waren. Zugleich aber mußten ihn vor einer neuen, engen Verbindung mit dem Theater mehr als alles seine pfälzischen Erinnerungen und Erfahrungen warnen. Waren auch die Demütigungen und Kränkungen, die er in Mannheim erduldet hatte, in Hamburg nicht zu erwarten, so mochten ihn der Drang und Zwang des anspruchsvollen Theaterlebens mit seinen tausend äußeren Rücksichten jetzt umsomehr schrecken, als er die Notwendigkeit seiner inneren Vervollkommnung erkannt hatte.

In seiner Antwort vom 18. Dezember lehnte Schiller, ohne eine Reise nach Hamburg zu „verschwören", den an ihn ergangenen Ruf ab. Daß er Rücksichten auf den Herzog von Weimar zu nehmen habe, war eine Selbsttäuschung oder ein Vorwand. Mit Recht aber machte er geltend, daß seine „Fühlbarkeit" für das Bühnenwirksame den Mangel an „Lokalkenntnis" ziemlich ersetzen werde; daß die allzu große Nähe der Bühne den Dichter leicht in Versuchung führe, „der augenblicklichen Wirkung den dauernden Gehalt, Klassizität dem Glanze aufzuopfern," vollends wenn einer, wie er selbst, „noch über gewisse Manieren und Regeln sich nicht bestimmt" habe; es beeinträchtige die Freiheit seines Schaffens, wenn er sich im ersten kühnen Wurf der Begeisterung durch die Erinnerung an „Kulissen und papierne Wände" ernüchtern lasse. . . So war der neue Bund zwischen Bühne und Dichter im letzten Grunde an Schillers dichterischem Selbstgefühl und Freiheitsbedürfnis gescheitert. Man kann über die Entwicklungsmöglichkeiten, die dem deutschen Theater und dem Talente des Dichters aus dem Zustandekommen dieses Verhältnisses erwachsen wären, mancherlei Günstiges sich ausdenken. Jedenfalls aber hätte Schiller die herrlichsten Theatererfahrungen auch mit der geringsten Einbuße seiner gesamt persönlichen Entwicklung zu teuer erkauft.

Eine Trennung auf kürzere Zeit ward übrigens gegen Ende des Jahres zwischen den Freunden beschlossen: Schiller wollte auf dem Gute Kalbsrieth in Thüringen, wo Charlotte von Kalb seit

April 1786 bei ihrem Schwiegervater weilte, einige Monate zubringen. Seine Verbindung mit der Freundin war nie ganz abgerissen. Briefe, voll heißer Sehnsucht von ihrer Seite, voll inniger Teilnahme von seiner, waren gleich im ersten Monat ihrer Trennung gewechselt worden. Mit liebevoller Aufmerksamkeit hatte Charlotte die Fortschritte des Karlos und das Gedeihen der Thalia aus der Ferne verfolgt; die einzelnen Hefte waren ihr und Beck regelmäßig von Schiller zugesandt worden. Ihre Absicht, den Freundesbund in Dresden zu überraschen, hatte Charlotte bei ihrer Übersiedlung nach Kalbsrieth nicht ausführen können. Jetzt erwartete Schiller von Tag zu Tag bis in den Januar 1787 hinein ihren Bescheid wegen seines Besuches. Da trat ein Ereignis ein, das ihn alle Absichten auf Kalbsrieth vergessen machte, ein Herzenserlebnis, das all sein Sinnen und Denken zu verwirren drohte und seine innere Unruhe aufs höchste steigerte.

Auf einem Maskenball, den Schiller zu Beginn des Jahres 1787 mit den Freunden besuchte, erregte eine allerliebste Zigeunerin durch ihre gefälligen Prophezeiungen über seine Zukunft die Aufmerksamkeit des für weibliche Anmut so leicht zugänglichen Dichters. Die fesselnde Maske entpuppte sich als die neunzehnjährige Henriette von Arnim, eine der bekanntesten Schönheiten Dresdens. Der Zauber der Faschingsnacht bewährte sich auch am Tage: seit seiner zweiten Begegnung mit dem in der Fülle jugendfrischer Reize prangenden Mädchen in einer buntgemischten Gesellschaft der Schauspielerin Sophie Albrecht war Schillers Leidenschaft mächtig entflammt. Nun suchte er der Schönen mit den großen, dunklen Strahlenaugen und dem tiefschwarzen, üppigen Lockenhaar vertrauter zu werden. Bald war er allabendlich, statt am Körnerschen Teetisch, im Salon der Frau Albrecht, im mütterlichen Hause der Geliebten oder wo immer diese zu finden war. Die kokette, an Siege über Männerherzen gewöhnte junge Weltdame blieb nicht ungerührt von der echten Wärme dieser Leidenschaft. Auch der Mutter kam der sonderbare Werber nicht ungelegen. Zwar durfte die putzsüchtige und vermögenlose Offizierswitwe, die es auf Geld-

heiraten für ihre Töchter abgesehen hatte, von dem bescheiden gekleideten jungen Manne keine Schätze erwarten, aber der berühmte Name des Dichters konnte dem nicht ganz untadeligen Ruf der Damen nur Glanz verleihen und mochte dazu die anderen Freier zu heißerem Wettbewerbe anspornen. Zwei Verehrer, ein jüdischer Bankier und ein lebemännischer Kavalier, Graf Waldstein-Dux, durften sich gleichzeitig mit Schiller in der Gunst Henriettens sonnen, und diese, zu schwach und oberflächlich, den Wünschen ihrer Mutter entgegenzuhandeln, nahm die Huldigungen aller an.

Den Freunden machte die verhängnisvolle Schwärmerei Schillers Kummer und Sorgen. Dieser aber, durch Liebe blind, wollte sich die Augen nicht öffnen lassen über das Spiel, das man mit ihm trieb. Henriette hatte mit ihm verabredet, ein an ihrem Fenster brennendes Licht solle das Zeichen sein, daß er nicht empfangen werden könne, wenn sie sich ganz ihrer Familie zu widmen habe. Minna Körner aber war hinter die List gekommen: jenes Zeichen diente nicht nur dazu, den unbequemen Gast fernzuhalten, sondern sollte auch einen seiner begünstigten Nebenbuhler zu ungestörtem Beisammensein herbeilocken. Schiller stutzte, aber seine Leidenschaft wuchs mit der Eifersucht, und schließlich wurden auch seine Bedenken wieder betäubt durch die in der Tat ungewöhnliche Herzlichkeit der haltlosen Henriette. Nach wie vor stockte seine Arbeit; nach wie vor wanderte der Erlös von der Theaterbearbeitung des Karlos in allerlei kostbaren Geschenken in das Arnimsche Haus.

Schon fast zwei Monate dauerte das unerquickliche Verhältnis. Da versuchten die Freunde ein anderes Mittel, den Verliebten aus seinen Banden zu lösen. Als die Arnims zu Ostern 1787 auf einige Tage verreist waren, überredete Körner den Freund, den anbrechenden Frühling in dem einsam zwischen Bergen gelegenen Tharandt zu verleben. Die Trennung sollte, wie er hoffte, dem Liebeskranken mit der nötigen Ruhe Selbstbesinnung und Genesung bringen. Am 17. April siedelte Schiller nach dem wenige Stunden entfernten Talstädtchen über.

Freilich auch hier war der Anfang schwer. Bei schändlichem Aprilwetter blieb der Einsame fast eine Woche lang an seine kalte

Gasthausstube gebannt. Ein „armer Robinson“, ausgesetzt auf einer wüsten Insel, von innerer Unruhe betäubt, unfähig zur Arbeit, verbringt er die ersten Tage. Ohne rechten Schlaf und gehörige Bewegung, nur getröstet durch reichlichen Genuß „englischen Bieres“, bittet er die Freunde um geeignete Lektüre, sich die leeren, trübsinnigen Stunden zu vertreiben. Nach dem launigen Vorschlag der Frauen sendet ihm Körner den Werther und die Liaisons dangereuses, aber die beabsichtigte Kur schlägt nicht ein: der noch unbekehrte Liebhaber kann von Werther zunächst keinen Gebrauch machen und das Buch von den gefährlichen Liebschaften findet er „allerliebst geschrieben“.

Mit den Arnims war nach deren Rückkehr zunächst brieflich die Verbindung wieder aufgenommen worden. Zuerst besuchte der kleine Bruder Henriettens den Verbannten, dann stellten sich, am 24. April, Mutter und Tochter selber ein, aber auch diesmal kam zu Schillers Verdruß der von der Frau von Arnim begünstigte Graf Waldstein störend dazwischen. Die Krisis konnte nicht ausbleiben. Das „Glaubensbekenntnis“, das Schiller seiner Schönen mündlich nicht hatte ablegen können, wurde in einem Brief nachgeholt. Seine Zweifel an der Treugesinnung der Geliebten kamen in der Forderung nach den Briefen ihrer Verehrer zum Ausdruck: er wollte endlich über die Vergangenheit des Mädchens sich klar werden. Henriette antwortete diplomatisch ausweichend, sie habe die meisten Briefe dem Feuer geopfert, und die übrigen seien der Mühe des Lesens nicht wert: „denn Sie würden große Erbärmlichkeiten darin finden, und es auch manchem von den schönen Briefen gleich ansehen, daß er aus einem alten Roman geschrieben ist“. Zugleich wendet sie die Spitze um, indem sie sich eifersüchtig auf Charlotte von Kalb zeigt, und wünscht nun selbst, die „liebe Freundin näher kennen zu lernen“, mit der er so „entsetzlich geheimnisvoll“ tue. Dann wieder sucht sie den Eifersüchtigen durch das Bekenntnis ihrer Abneigung gegen den ewigen Störenfried, den „dicken Grafen Waldstein“, zu beruhigen. Die drohende Entfremdung des leidenschaftlichen Liebhabers aber entlockt der welterfahrenen, neunzehn=

jährigen Kokette zum ersten Male ein Geständnis wahren Empfindens: „Der Gedanke an Sie ist jetzt der einzige, der mir wichtig ist, alles andere (und wenn es des Reiches Wohlfahrt beträfe) kann ich nur als Nebensache betrachten . . . Sie haben alle meine gefaßten Vorsätze vernichtet. Denn ich hatte mir fest vorgenommen, nie wieder zu lieben, nie wieder zu glauben, daß man mich liebe. Ich wollte ein Heer von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören, aber keinem mehr etwas glauben.“ Nun aber habe sie sich geirrt: jetzt erst habe sie wahre Liebe kennen und empfinden gelernt. Schiller soll ihre Liebesgeschichte mündlich ganz erfahren und daraus auf ihren Charakter schließen: „denn wenn Sie mich einmal genau kennen, so können Sie dann auch urteilen, wie sehr ich Sie liebe.“

Aber alle Beteuerungen vermochten die durch Mißtrauen gelockerten Fesseln jetzt nicht mehr zu festigen. Schiller erwiderte jenen Brief am 2. Mai mit einem auf nüchterne Betrachtung gestimmten Gedicht, das in seiner Schlußwendung: „Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben . . . . Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennst“, deutlich die Abkühlung verrät. Als Huber dem Tharandter Einsiedler in diesen Tagen zurief: „Wie heißt Dein großer Genius? Schüttle Dich zusammen, zum Henker! Lulle Dich zurück in die Tage Deiner Kraft,“ da war der Sieg der Vernunft in diesem Ringen zwischen Liebesqual und Eifersucht schon entschieden. Noch einmal trieb seine verletzte Manneswürde den zur Besinnung Gekommenen zu einem vorwurfsvollen Brief: ihrem Flattergeist schmeichle es, Empfindungen zu erwecken, die sie nicht erwidere; sie lüge ihm Liebe, um ihn an ihren Triumphwagen zu spannen. Vergebens suchte die Gekränkte seine Anklagen abzuwehren und sein Mitleid herauszufordern: die Rechnung mit der Leidenschaft war abgeschlossen. Zu einem offenen Bruch ließ es Schiller nicht kommen. Er schied von Henriette ohne Groll und bewahrte ihr und ihrer Familie später eine freundschaftliche Erinnerung. Fräulein von Arnim verheiratete sich in den neunziger Jahren nach Ostpreußen. An der Stätte ihrer Jugendtriumphe, in Dresden, ist sie hochbetagt im Jahre

1847 gestorben. Das Gedenken ihrer Jugendliebe hat sie zeitlebens heilig gehalten: in ihrer Stube hing Schillers Bild von Efeu umkränzt.

Mehrere Maiwochen blieb Schiller noch in Tharandt. Am 21. Mai war er wieder in Dresden. Die letzten Vorbereitungen zum Druck des Don Karlos wurden nun eifrig getroffen. Bald wurden die Bühnenbearbeitungen an die Theater versandt, die eine in Prosa, die andere in Versen, und auch die Buchausgabe in Jamben ist im Laufe des Juni bei Göschen erschienen.

Die sächsische Hauptstadt war dem Dichter durch die letzten Erlebnisse erst recht verleidet. Auch Körner erkannte nun die Heilsamkeit einer Trennung. Schon Mitte Juni war Schiller zur Abreise entschlossen. Weimar sollte sein erstes Ziel sein. Dort hoffte der Weimarische Rat, der seinem Herzog noch persönlich zu danken hatte, am ehesten Anknüpfungen zu finden. Dorthin war auch Charlotte von Kalb, wie sie ihm nach Tharandt gemeldet hatte, auf einige Monate gezogen, um für ihr Augenleiden einen tüchtigen Arzt zu Rate zu ziehen. Nach Weimar gedachte Schiller Hamburg zu besuchen, um dort sein beinahe erstorbenes Gefühl für das Theater wieder zu beleben. Wie einst von Bauerbach, so schied er auch jetzt von Dresden mit der Absicht wiederzukehren. Und auch diesmal ging es nicht ohne eine neue Geldaufnahme ab: obwohl er von Schröder einundzwanzig Louisdor für den Karlos empfing, mußte er dem jüdischen Geldleiher Beit einen weiteren Wechsel unterschreiben.

Noch einmal feierte man in heiterem Beisammensein Körners Geburtstag. Wieder und wieder wurde mit den Freunden die Zukunft erörtert. Am Vorabend der Abreise machten sie alle zusammen einen letzten Spaziergang im Wäldchen bei Loschwitz, wo noch einmal auf fröhliches Wiedersehen die Gläser klangen. Frühmorgens am 20. Juli 1787 trat Schiller die Reise nach Weimar an. Sein soeben vollendeter Don Karlos sollte ihn, so hoffte er, bei den Größen der Musenstadt empfehlen, wenigstens wollte er ihre Meinung darüber hören: sicherlich war er berechtigt, dies Drama für das beste Zeugnis seines Könnens und Strebens zu halten.

20. Don Karlos.

Volle fünf Jahre liegen zwischen dem ersten Auftauchen des Karlosstoffes in Schillers Gesichtskreis und der Vollendung des Dramas. An der fortschreitenden Entwicklung des Dichters in dieser lehrreichen, leidvollen Wander- und Wandlungszeit, an dem großen Läuterungsprozeß seiner Anschauungs- und Empfindungsweise hatte auch sein Werk teilgenommen und war so gleichsam zu einem Abbild dieser Entwicklung geworden. Gehalt und Form der Dichtung, das tragische Problem und seine dramatische Entfaltung, Motive und Ziele mußten sich während der langgestreckten Entstehungszeit ändern, dem Wechsel der dichterischen Stimmungen sich fügen und mit der reifenden Ideenwelt Schillers sich erweitern und vertiefen. Ohne Nachteil für die Dichtung konnte freilich ihr stoßweises, oft gehemmtes Entstehen nicht bleiben; aber selbst in ihren Schwächen und Unvollkommenheiten ist sie uns ein wertvolles Zeugnis der entscheidenden Entwicklungskämpfe dieser Übergangszeit, und die tausendfachen neuen Schönheiten des endgültig abgeschlossenen Kunstwerkes sind wahre Siegeszeichen eines rastlosen Ringens nach Vollendung. Die Abschnitte aber in der Entstehungsgeschichte des Don Karlos sind zugleich Wegmarken und Stufen eines Entwicklungsganges, der den Dichter vom Sturm und Drang seiner Jugend zu den Höhen einer männlich maßvollen Dichtungsweise, vom bürgerlichen Trauerspiele zu der historischen Tragödie, zu „der Menschheit großen Gegenständen“, führte.

Im Zeichen des Kampfes zwischen Herz und Welt, mit den Augen des empörten Rousseaujüngers hatte Schiller auch diesen

Stoff gesehen, auf den er im Sturmesfrühling des Jahres 1782, nach der zweiten Aufführung der Räuber, von Dalberg hingewiesen ward. Seit mehr als einem Jahrhundert bildete die Novelle „Histoire de Dom Carlos“ von dem Abbé St. Real das Entzücken aller aufgeklärten Feinde des hispanisch-katholischen Dunkelmännertums; in elegantem Französisch geschrieben, gewürzt durch tendenziöse Betrachtungen „nach Sallusts Art“, kam dieser aus überlieferten Anekdoten und interessanten Erfindungen zusammengebraute Geschichtsroman des priesterlichen Erzählers mit seinem Gemisch von Liebesgeschichte und Hofintrige, seiner Verherrlichung edler Leidenschaft und Verdammung roher Gewalt sowohl dem französischen Geschmacke als auch der fast allgemeinen Verurteilung Philipps II. und seines Staatswesens entgegen. Auch in die Stimmung des gegen jegliche Tyrannei erbitterten Stuttgarter Poeten, dem schon die Bilder von Kabale und Liebe aufstiegen, mußte die Geschichte vom Lieben und Leiden des unglücklichen spanischen Prinzen und seiner mißhandelten schönen Stiefmutter zündend einschlagen. Sofort, nachdem er das Buch gelesen hatte, bekannte er Dalberg, diese Erzählung verdiene allerdings „den Pinsel eines Dramatikers“ und sei vielleicht eines von den nächsten Sujets, das er bearbeiten werde.

Aber erst in Bauerbach, Ende März 1783, konnte sich Schiller für die Ausführung des Werkes entscheiden, die ihm nun, außer dem Wunsch des Mannheimer Intendanten, auch der Mangel an deutschen Stücken mit „großen Staatspersonen“ nahe legte. Mit der Geschichte des Don Karlos wollte er indes nicht mehr „aufs Geradewohl“ verfahren, wie mit der des Fiesko: von Reinwald unterstützt, suchte er sich mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der „Statistik“ des spanischen Volkes und auch mit der Art seiner Regierung bekannt zu machen. Voll freudigen Eifers und fester Entschlossenheit ging der Dichter an die Arbeit und entdeckte mit Befriedigung „Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen“. Der Held wurde sein Liebling, sein „Busenfreund,“ mit dem er zittert, aufwallt, weint und verzweifelt. Mit ihm schwärmt der Dichter durch die lenzgrünen Wälder und

Wiesen von Bauerbach; auf seinen Karlos, den „feurigen, großen und empfindenden Jüngling“, überträgt er die Stimmungen seines eigenen Gemüts. „Karlos hat“, so ruft der Dichter dem Meininger Freunde zu, „von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius und den Puls von mir.“ Wie Hamlet wandelte Schiller in jener Bauerbacher Zeit zweifelnd in finsterer Schwermut und voll Gram über zertrümmerte Hoffnungen, und aus der Stimmung dieser Tage hat auch Karlos seinen verschlossenen Trübsinn und seinen tatlos brütenden Geist empfangen. Wie ein Widerhall der eigenen schmerzlichen Erfahrungen des Dichters klingt es noch aus den Worten, die Karlos aus tiefster Seelennot an Posa richtet:

Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind.
Auch mir hat einst von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit sprach — doch der ist lang begraben.

Ganz ähnlich klagte Schiller in einem Briefe an Reinwald über seine „zertrümmerten Tugenden“: „Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können, ... das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter besseren Sternen geworden wäre. Aber bleiben Sie mein!“ Wie sein Held hatte er die Jugenderziehung als grausame Knechtung empfunden, und er hatte die gewaltsame Lösung vollzogen, die auch Karlos plant. Und wieder wie Leisewitz' empfindungsvoller Julius steht der spanische Prinz vor dem Dichter, liebeskrank und entnervt von verzehrender Leidenschaft. Aber sie alle, Hamlet und Julius, unser Dichter und sein Held, suchen und finden den Freund, dem sie vertrauensvoll ihr leidbeschwertes Herz ausschütten können. In Klagen der Schwäche jedoch konnte ein Schillerscher Held nicht immer verharren, schließlich mußte er auch zum Handeln sich aufraffen und gegen alle Schranken der Unnatur und des Zwanges kraftvoll anstürmen und mit den Hindernissen seine Kräfte wachsen fühlen.

Wie Schiller zuerst seinen Stoff erfaßte, das zeigt uns ein kurzer, scharf gegliederter Entwurf, der sich aus der Bauerbacher

Zeit erhalten hat. Zwar läßt er ausgeprägte dramatische Szenen und klar geschaute Bilder noch völlig vermissen; noch ist in dieser rein logischen Aufreihung allgemeiner Momente nicht deutlich zu erkennen, wie der tragische Gehalt des Stoffes in dramatischer Handlung entrollt werden soll, aber eins ist unbedingt sicher: einzig um die Liebe des Prinzen zur Königin soll sich die ganze Handlung drehen, die sich in „fünf Schritten“ zwischen schroffen Gegensätzen bewegt; auf eine Familientragödie in einem fürstlichen Hause, also auf nichts weniger als auf ein historisch-politisches Trauerspiel, ist dieser Plan berechnet. Die beiden ersten „Schritte“, die sich eng an die Intrigengeschichte St. Reals anschließen, sollen die geheime Leidenschaft der Liebenden und die ihnen drohende Gefahr offenbaren, die Eifersucht des argwöhnischen Vaters, die Bosheit der feindseligen Höflinge und die Rachsucht der verschmähten Eboli; Karlos' Liebe aber wird durch die unverhohlene Neigung der Königin und durch die wachsenden Hindernisse nur gesteigert. Im dritten „Schritt“ will sich schon alles vereinigen, die Liebenden der Rache des erbitterten Königs auszuliefern, da leuchtet ein Hoffnungsstrahl auf: des Prinzen Heldensinn erwacht wieder, die Liebenden überwinden ihre Leidenschaft, und der Marquis Posa lenkt den Verdacht des eifersüchtigen Königs auf sich. Aber mit dem vierten „Schritt“ erhebt sich eine neue Gefahr: der König glaubt, hinter eine Rebellion seines Sohnes gekommen zu sein; Argwohn und Eifersucht zusammen stürzen den Prinzen. Noch einmal, im fünften „Schritt“, scheint sich das Verhängnis wenden zu wollen: Vaterliebe und Mitleid regen sich in der Brust des Königs, aber die Leidenschaft der Königin vollendet des Prinzen Schicksal. Im Sterben zwar kann sich dieser gegen die verbrecherischen Anklagen seiner Feinde noch rechtfertigen, aber schon ist es zu spät! Mit der Wendung: „Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber“ endet der Entwurf.

Wie in Kabale und Liebe der Präsident, so steht hier der König reuevoll an der Leiche des frevelhaft hingemordeten Sohnes, — ein Ausgang, von dem Schillers Vorlage noch nichts weiß. Auch St. Real läßt ja die heimtückischen Gegner des lieben-

den Paares ein böses Ende nehmen, aber was dort Zufall ist, erscheint hier mit innerer Notwendigkeit, als eine Folge schuldvollen Handelns, in den dramatischen Plan verflochten. Außer dem Schluß verrät noch mancher Zug des Entwurfs, daß Don Karlos ursprünglich in der gleichen Stimmung wie Schillers bürgerliches Trauerspiel wurzelt; daß der Dichter im spanischen Königspalast des 16. Jahrhunderts dieselben Gegensätze und ähnliche Konflikte wiederfindet, wie zwischen Bürgerwelt und Adelskaste seiner eigenen Zeit. Hier wie dort ein hochsinniges Liebespaar, das durch Herzenswahl und Seelengemeinschaft füreinander bestimmt ist, aber durch die kalt rechnende Selbstsucht anderer und durch unüberwindliche Schranken getrennt und endlich durch Hinterlist und Gewalt vernichtet wird; hier wie dort ein heilloser Kampf zwischen den Rechten des Herzens und dem Zwang der Verhältnisse. Und wiederum, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, verspricht die Auflehnung des Sohnes gegen den Vater, der Kampf zwischen Gliedern derselben Familie dem Dramatiker die stärksten Wirkungen, und abermals trifft dieser Stoff den empfindlichsten Nerv des Dichters, den sein eigenes Schicksal zur Empörung gegen alle Willkür und Unnatur in Staat und Gesellschaft aufruft. Zu dieser kriegerischen Stimmung paßt es vortrefflich, wenn nebenbei auch einem neuen Feinde Fehde angesagt wird, dem kirchlichen Despotismus, der hier mit der häuslichen und staatlichen Tyrannei im engsten Bunde ist. „Außerdem", so schrieb Schiller an Reinwald, „will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen." Diese Absicht traf ganz in die Stimmung einer Zeit, in der Dichter und Schriftsteller, Freimaurer und Illuminaten an dem aufgeklärten jungen Kaiser Joseph einen Kampfgenossen gegen alles unduldsame Pfaffentum gefunden hatten. Im Entwurfe selbst freilich ist von dem „grausamen, heuchlerischen Inquisitor" keine

Rede, das politische Interesse überhaupt erscheint ganz und gar dem Liebesthema untergeordnet: von einer angeblichen Rebellion des Prinzen hören wir wohl, von den aufrührerischen Niederländern aber kein Wort; Posa, der später alles überragende politische Held, hat nur eine Nebenrolle als der vertraute Freund des Prinzen; im dritten „Schritt“ wird er schon beseitigt. Aber einen neuen, entwicklungskräftigen Keim hat der Dramatiker von vornherein in diesen Charakter gelegt: während der Marquis bei St. Real vom König aus irrender Eifersucht ermordet wird, geht er hier freiwillig als Opfer der Freundschaft in den Tod. Nicht minder bedeutsam sind auch die neuen Züge, die Schiller den Hauptgestalten mit guter Absicht gegeben hat: Karls Heldensinn sollte erwachen, und zwar von selbst, ganz ohne Zutun des Marquis, die Liebenden sollten bei allem Trotz auf das natürliche Recht der Empfindung über ihre Leidenschaft siegen, und Philipp menschlichen Regungen nicht mehr so völlig unzugänglich sein, wie der königliche Bösewicht in St. Reals Erzählung.

Nach seinem Weggange von Bauerbach machten die Arbeiten, Zerstreuungen und Wirren der Mannheimer Theaterzeit dem Dichter fast ein Jahr lang die Rückkehr zu seinem, schon in den letzten Thüringer Monaten unterbrochenen Werke unmöglich. Als er endlich, durch seine Verpflichtungen gegenüber dem Nationaltheater genötigt, den Gedanken an eine dramatische Arbeit wieder aufnahm, da setzte er dem Intendanten (im Briefe vom 7. Juni 1784) die Vorteile eines großen historischen Stückes auseinander, vorsichtig aber und wie zur Beruhigung des durch seine Erfahrungen mit Fiesko und Kabale und Liebe ängstlich gewordenen Hofmannes fügte er hinzu: „Karlos würde nichts weniger sein, als ein politisches Stück. . . . Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.“ Indes die politischen Keime drängten zur Entfaltung; eine erneute Vertiefung in seinen Stoff entfachte die Begeisterung des Dichters aufs neue, und zwei Monate nach jenem Schreiben waren alle Bedenken überwunden. „Karlos“, so bekennt er Dalberg am 24. August, „ist ein herr=

liches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Karlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld." Man beachte: Posa wird gar nicht erwähnt; Alba aber, der politische Gegner des Prinzen, hat dessen Rivalen in der Liebe, Don Juan d'Austria, dem, wie bei St. Real, in dem Bauerbacher Entwurf eine gewichtige Rolle zugedacht war, schon völlig verdrängt und ist zum Hauptträger des intrigierenden Gegenspiels geworden: mit Alba müssen auch die politischen Motive an Stärke und Umfang wachsen und die Handlung mehr und mehr nach der Richtung der hohen, historischen Tragödie drängen. Rückhaltlos, mit zielbewußter Entschlossenheit betritt nun der Dichter den neuen Weg. „Ich kann mir es jetzt nicht vergeben," so bekennt er, „daß ich so eigensinnig, vielleicht auch so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist; da ich hier vielleicht nicht erreicht, im anderen übertroffen werden könnte; froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

Wir stehen vor einer entscheidenden Wandlung in Schillers künstlerischen Anschauungen. Bis dahin hatte er gleich allen Stürmern und Drängern seine dramatischen Bekenntnisse in einer kraftvollen, leidenschaftlich bewegten Prosa offenbart, wie sie die Hinwendung zur unmittelbaren Natur, der Drang nach ungebundener Äußerung der Persönlichkeit zu fordern schien; nur seine lyrische Operette Semele war in Jamben geschrieben worden. Bis dahin hatte den Schüler Rousseaus, wie gegen alles Unnatürliche und Konventionelle, ein heftiger Widerwille auch gegen die einengende Technik und den „leidigen Anstand" der französischen Tragödie erfüllt; an ihrer frostigen Manier hatte er oft genug seinen Witz geübt. Freilich vor der Maßlosigkeit und Zerfahrenheit der zügellosen Kraftgenies hatte schon den Dichter der Räuber sein sicherer

Instinkt für die geschlossene Form des Dramatischen bewahrt, und dem Verfasser der Abhandlung über das gegenwärtige deutsche Theater war es nicht entgangen, daß die künstlerische Wahrheit in der Mitte zwischen den „zwei äußersten Enden“, dem englischen und dem französischen Geschmack, zu finden sei. In der kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft hatte die damals einsetzende Rückbewegung gegen den shakespearisierenden Naturalismus innige Freunde; dort galten die Regeln der tragédie classique und hatten besonders in dem einflußreichen Professor Klein einen begeisterten Anwalt. Dieser Schüler der Franzosen befehdete, ohne sich der Größe Shakespeares zu verschließen, die Ausschweifungen seiner Nachahmer und war auch dem Dichter der Räuber mit einer weitläufigen Kritik entgegengetreten. Immerhin anerkannte er Schillers außerordentliches Talent und bemühte sich seine dichterische Kraft auf die rechten Wege zu leiten, indem er ihm unablässig von „Geschmack und Kunstregeln“ und von den hohen Schönheiten der regelmäßigen Tragödie predigte. Eine Zeitlang sträubte sich dieser hiergegen. Aber schon in der Rede über die Schaubühne als moralische Anstalt fing die Saat des bekehrungseifrigen Exjesuiten an aufzugehen: der Redner, der sonst nur die Geißel des Spottes über die „frostigen Behorcher ihrer Leidenschaft“, die „altklugen Pedanten ihrer Empfindungen“ geschwungen hatte, wußte nun bereits schöne Stellen der Franzosen lobend anzuführen. Und gerade während der erneuten Arbeit am Don Karlos suchte Schiller, durch die Lektüre französischer Stücke seine dramatische Kenntnis zu erweitern und seine Phantasie zu bereichern. Aber nicht nur in der Richtung auf die hohe Tragödie, sondern auch in der Wahl der Form will Klein den Dichter des Don Karlos beeinflußt haben; er riet ihm, wie er versichert, das neue Stück in Jamben zu schreiben; denn erst der Vers verleihe der Sprache Rundung, Bestimmtheit, Wohlklang und Harmonie.

Jedenfalls fanden Kleins Bemühungen eine kräftige Stütze in einer gewichtigen Kundgebung Wielands und in dem anregenden Beispiel Lessings. Jener war neuerdings wiederholt in einem „Sendschreiben an einen jungen Dichter“ für die vielgeschmähte tragédie

classique eingetreten und hatte seine Zeitgenossen aufgefordert, ihm die deutschen Trauerspiele zu nennen, die sich mit den besten Werken eines Racine, Corneille und Molière messen könnten. Er verlangte eine ganz reine, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige Versifikation für ein vollkommenes Drama so gut wie für ein vollendetes Heldengedicht; sogar den Reim erklärte er für unerläßlich. Die Stimme eines so bedeutenden literarischen Wortführers, nach dessen Beifall der junge Schwabe von jeher getrachtet hatte, konnte ihren Eindruck bei ihm um so weniger verfehlen, als sein reifendes Schönheitsgefühl schon nach einem Ausgleich zwischen den sich befehdenden Geschmacksrichtungen suchte. So griff er denn zum Vers, aber nicht zu dem gereimten Alexandriner der Franzosen, ja trotz Wielands ausdrücklicher Forderung überhaupt nicht zum Reim, da er diesen „für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen armseligen Vertreter des wahren Wohlklangs“ erklärte und nicht etwa als zum Wesen des guten Dramas gehörig erachtete: der fünffüßige Jambus, den die Engländer in das germanische Drama eingeführt hatten, wurde der Vers des Don Karlos. Wie Schiller früher schon vom dramatischen Dialog Lessings gelernt hatte, so nahm er sich jetzt den Nathan zum Muster für die Wahl und Handhabung der Versform.

Anfangs machte die neue Ausdrucksweise dem Dichter einige Schwierigkeiten, denn seit zwei Jahren hatte er nur Kleinigkeiten in gebundener Rede geschaffen. Er wollte den Vers mit allem Fluß und Wohllaut ausstatten und mußte, wie Streicher berichtet, „seine Ausdrücke jetzt rhythmisch ordnen; er mußte, um die Jamben fließend zu machen, schon rhythmisch denken“. Aber der brausende Strom seiner leidenschaftlichen Empfindung ließ sich doch nicht so leicht in das maßvollere Bett der Metren leiten; der trotzige Geist, aus dem die Anfänge des Dramas geboren waren, sträubte sich heftig genug gegen die rhythmischen Zügel. Der erste, in der Rheinischen Thalia erschienene Akt veranschaulicht dieses Ringen zwischen Gehalt und Form, dieses Gegeneinanderwogen leidenschaftlicher Stimmungen und künstlerischen Wollens. Mancherlei Aus-

wüchse und Maßlosigkeiten, schwülstige, mit Tropen überladene oder durch gesuchte Bilder entstellte Verse erinnern noch lebhaft an die ungebundenen Gewohnheiten des kraftgenialischen Dichters. Und bezeichnend genug strebt gerade da der Ausdruck ins Ungeheure, die Ausführung ins formlos Breite, wo die alte Empörung sich ergießen will. So läßt zum Beispiel die gegen die Inquisition gerichtete Tendenz gleich die ursprüngliche erste Szene zwischen Karlos und Domingo, dem „gewesenen Inquisitor“, zu einer unmäßigen Ausdehnung anschwellen, die weder durch die Situation noch durch die dramatische Bedeutung der Szene gerechtfertigt ist. Die Erlebnisse des Paters Trunck, jenes Opfers „beinahe spanischer Inquisitionszustände“, die leidvollen Erfahrungen mit konfessioneller Beschränktheit, welche Beck und seine Braut machen mußten, die persönliche Bekanntschaft mit den Speirer Feinden der Mönchspartei hatten des Dichters Groll gegen pfäffische Unduldsamkeit gewaltig gesteigert, der sich nun in Karlos wütenden Verwünschungen gegen den „Erzspion“, den „Menschenmäkler in der fürchterlichen Ordenskutte“ rücksichtslos Luft macht:

> Bist du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
> ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
> die fetten Kälber in das Messer hetzte?
> Bist du der Henker nicht, der übermorgen,
> zum Schimpf des Christentums, das Flammenfest
> des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
> der Hölle die verfluchte Gastung gibt?

Durfte der umlauerte Prinz sein „erhitztes Blut“ seinem „fürchterlichsten Feinde“ so unbedenklich verraten, daß er ihm von seinem „rasenden Gelust“, seinem „frevelhaften Durst“ spricht, den nur „ein Verbrechen löschen“ könne? Oder war es der Lage und den Charakteren der Personen angemessen, wenn Philipp seine Gemahlin im Garten von Aranjuez trotz ihrer flehentlichen Beschwörung gewaltsam nötigte, ihn zu einem „beispiellosen Blutgericht“ zu begleiten? Konnte der König öffentlich, vor allen Großen des in Etikettezwang erstarrten Hofes seine Gattin eine „Ketzerin“, durfte

sie den in gottähnlicher Erhabenheit stehenden Herrscher einen „Barbaren“ schelten?

Und doch, auch die gereiftere Anschauung und die größere Objektivität des Dichters seinem Stoffe gegenüber offenbart in manchen Wandlungen des Gehalts und der Absichten schon dieser erste Akt in der „Thalia“. Das leidenschaftliche Verhältnis des Sohnes zur Stiefmutter erscheint seiner ruhigeren Prüfung doch nicht mehr als ein reiner Konflikt zwischen Mode und Menschheit, in dem der Dichter, wie in Kabale und Liebe, die Rechte des Herzens zu vertreten habe. Der Dichter gesteht im Vorwort zu diesem ersten Akt, daß eine Leidenschaft, „deren leiseste Äußerung Verbrechen ist“, und die Lage einer aufgeopferten, von Vater und Sohn mißhandelten Fürstin wohl Schauder und Empörung, aber schwerlich tragisches Mitleid erwecken können. Sobald aber diese Liebe, die immer noch das Haupt- und Grundthema der Tragödie bilden soll, dem Dichter selbst, im Gegensatz zu seiner früheren Auffassung, als unerlaubt und unnatürlich erschien, mußte das Verhältnis zwischen den Liebenden veredelt, die Königin vor allem über die niedrige Sphäre gemeiner Leidenschaft hinausgehoben werden. So zeigt sie denn auch, anders wie in jenem ersten Entwurf, dem Prinzen nicht mehr offene Gegenliebe, sondern sucht die in Gram und Leidenschaft versunkene Seele des stürmischen Werbers zu neuem Leben und höherem Lieben zu erwecken, indem sie ihn mit hoheitsvoller Würde an seine Fürstenpflichten mahnt. Aber noch sind nicht alle Flecken an der sich läuternden Gestalt getilgt, die sich zur höchsten Verkörperung sittlichen Adels und „angeborner stiller Grazie“ später erst ausreifen sollte; hier nennt sie sich noch ein „Pariser Mädchen von Laune und Geblüt“ und bekennt dem Prinzen ohne Scheu, daß sie den König nicht liebe:

> Doch unterlaß ich nie, es ihm zu heucheln,
> weil ihn die süße Täuschung glücklich macht.

Die veränderte Auffassung des Liebeskonflikts mußte naturgemäß auch die dramatische Stellung des Königs verschieben und

seinem Charakter eine andere Wendung geben. Von der Art, wie er diesen darstellte, schien dem Dichter jetzt die tragische Wirkung seines Stückes wesentlich abzuhängen. Was aber ein künstlerisches Bedürfnis, der Drang nach poetischer Gerechtigkeit, forderte, das gebot auch die neuerdings aus weiteren, namentlich spanischen Quellen gewonnene geschichtliche Erkenntnis: danach erschien König Philipp nicht ganz so abstoßend wie das finstere Ungeheuer St. Reals, dessen tendenziös gehässige Darstellung so trefflich zu den satirischen Absichten des Feindes der schlimmen Monarchen gestimmt hatte. Nun suchte der Dichter auch in dem düsteren Despoten den Menschen; nun sollten weichere Gefühle in ihm nicht bloß gelegentlich aufwallen, sondern die Fähigkeit zu fühlen und zu leiden sollte ein wesentliches Stück der seelischen Beschaffenheit des freudlos einsamen Tyrannen werden. Als Repräsentanten zweier höchst verschiedener Jahrhunderte waren Vater und Sohn nun bestimmt aufeinander zu stoßen: politischer Despotismus und kirchliche Unduldsamkeit im Kampfe gegen eine mildere, menschlichere Zeit. Dieser Gegensatz gesellt sich nun zu dem Liebeskonflikt und verschärft ihn. Damit aber ist der Rahmen des Familiengemäldes endgültig gesprengt; die verneinenden Tendenzen bestehen noch fort, aber schon haben sie ein weites, weltgeschichtliches Gebiet gefunden, und schon keimen, obgleich noch unbestimmt, die Ideen von Völkerglück und Fürstengröße neben jenen auf. Sie zu verwirklichen scheint Karlos auch jetzt noch allein berufen; noch immer ist Posa sein dramatisch untergeordneter, dienstfertiger Freund und feuriger Mahner. Aber eben jene Ideen sind der Kitt ihrer schwärmerischen Freundschaft, und nicht mehr bloß „als des Knaben Karlos Spielgeselle“, sondern als „ein Abgeordneter der ganzen Menschheit“ und als Beauftragter der flandrischen Provinzen tritt jetzt der Marquis von Anfang an vor den Königssohn.

Auf diesen Grundlagen wurde die Arbeit in Sachsen zunächst weitergeführt und stückweise in den folgenden drei Heften der Thalia veröffentlicht. Allmählich aber vollzog sich in dem Dichter, wie wir gesehen haben, eine Wandlung. Von Freundschaft umgeben

in dem nahen Verkehr mit dem ruhigeren, reiferen Körner versöhnte er sich mit der Welt. Das leidenschaftliche Gefühl seines Elends wich einer freudigeren Lebensstimmung, der Widerstreit seiner Seele begann sich zu lösen. Seine Empörung wider die Verderbtheit der Welt war ja im Grunde nur aus enttäuschter Liebe entsprungen; der Liebe einer die ganze Menschheit umfassenden Seele, die eben diese Menschheit dem idealen Bilde, das der vertrauende Jüngling sich von ihr gemacht hatte, Hohn sprechen sah. Darum hatte er an den verkehrten Grundlagen ihrer Ordnung gewaltig gerüttelt; darum war er von seiner idealen Stellung aus gegen die nichts-nutzige Wirklichkeit zertrümmernd angestürmt. Nun aber erlebte er in der Freundschaft die Verwirklichung seiner idealen Sehnsucht, und dieses Erlebnis eröffnete seinem tätigen Geiste ein weites Feld unbegrenzter Möglichkeiten. Sich selbstgenügsam und gesättigt von den Brüdern abzuschließen, im Sonnenschein persönlichen Glückes die Glieder behaglich auszudehnen, war nicht Schillers Art. Auf-zugehen im Ganzen und zur Vervollkommnung der Gesamtheit beizutragen, hatte schon seine Jugendphilosophie als höchstes Glück des Menschen aufgestellt; gegenseitige Erhebung und Veredlung war ihm von jeher Wesen und Ziel der Freundschaft gewesen. Die Ideen des Jünglings feierten nun eine herrliche Wiedergeburt in dem Entschlusse des Mannes, gemeinsam mit dem Freunde tätig zu sein für das Wohl der Menschheit. Die Erkenntnis seiner Jugend, daß die menschliche Gesittung, vom Sinnlichen zum Geistigen fortschreitend, immer höher sich entwickle, war eine Zeitlang von dem Naturevangelium Rousseaus verdunkelt worden: nun aber drängte sich ihm mächtiger als jemals früher, gefördert auch durch geschichtliche und philosophische Studien, die Einsicht auf, daß das Ideal menschlicher Vollkommenheit unmöglich rückwärts in einem er-träumten Naturzustande liegen und mit Überspringung der Wirklichkeit erreicht werden könne. Montesquieus vorwärtsweisendes Kultur- und Staatsideal begann Rousseaus rückwärts schauende Naturlehre zu verdrängen. Von hier aus gewann Schiller Klarheit über seinen eigentlichen Beruf, die Menschheit zu neuen, erhabenen Lebenszielen

führen und erziehen zu helfen. Der Stürmer und Dränger hatte mit Feuer heilen wollen, was das Schwert nicht heilte. Nun erschien es dem sich abklärenden Dichter als das lohnendere Ziel, statt die Welt zu verneinen und zu bekämpfen, sie umzubilden und mit menschenwürdigen Gedanken zu erfüllen; statt die Tyrannei zu befehden, Ideale wahrer Freiheit und Menschlichkeit aufzurichten; statt die Wirklichkeit mißmutig zu fliehen, mitten in ihr in opferfreudiger Hingebung mannhaft die Kräfte zu bewähren. So konnte, was für den Augenblick verloren war, als kostbarer Samen in ferner Zukunft den kommenden Geschlechtern noch aufgehen.

Die Dichtung blieb von so entscheidenden Entwicklungen nicht unberührt. Der Dichter selbst gesteht in den späteren Briefen über Don Karlos, daß er zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte: „Es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte ... Was mich zu Anfang vorzüglich in dem Werke gefesselt hatte, tat diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indes bei mir aufkamen, verdrängten die früheren; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen." Statt des schwärmerischen, von Leidenschaft verzehrten Prinzen wurde sein entwicklungsfähiger Freund der Führer der Handlung und der Träger der politischen Ideen des Dichters. Er wurde der Erzieher des unreifen Prinzen, der Anwalt eines auf gesetzlicher Freiheit und echter Menschenwürde zu begründenden Staates, der Apostel der Völkerbefreiung und wahrer Fürstengröße.

Einst hatte der zürnende Dichter die herrschaftsgierigen Eroberer und die gekrönten Erdengötter dem Abscheu der Menschen preisgegeben; aber auch edle Fürstengestalten waren seinem Herzen nahegetreten: warme Bewunderung zollte er von jeher dem Menschenfreund und Völkerbeglücker Joseph II. und dem freidenkenden Philosophen auf dem preußischen Königsthron, Friedrich II., der nur

der erste Diener seines Staates sein wollte; durch die fördernde Gunst des Herzogs von Weimar aber hatte er Fürstengüte persönlich erfahren. In sein Ideal von allgemeiner Menschenbeglückung mußten nun auch die Fürsten eingeschlossen werden; denn von Tyrannenketten konnte die Menschheit erst dann völlig befreit werden, wenn auch auf Königsthronen freie, schöne Menschlichkeit herrschte: „das kühne Traumbild eines neuen Staats“ läßt Schiller in Posas Phantasie auftauchen und damit auch den Gedanken, einen Fürsten zu gewinnen, der als Vater seines Volkes die ewigen Menschenrechte, allgemeine Duldung, Gedanken- und Gewissensfreiheit fördern und verbürgen, der „Bürgerglück“ mit „Fürstengröße“ versöhnen soll. Diesen Absichten gemäß galt es, die Persönlichkeit Philipps noch mehr über seine kleinlich intrigierende Umgebung zu heben, ihm die großen Herrschertugenden, Scharfsinn und Arbeitsamkeit, Menschenkenntnis und Vorsicht in der Wahl seiner Diener zu verleihen, wozu dem Dichter Watsons Geschichte Philipps II., die er im Oktober 1785 studiert hatte, die Handhabe bot.

Mit ihren größeren Zwecken aber mußte auch die Gestalt des Marquis immer mehr wachsen. Jetzt erst, nachdem er als beherrschende Gestalt des Dramas auftritt und als Weltbürger dem Weltbeherrscher gegenübergestellt ist, wird Posa, der noch im Personenverzeichnis der Thalia „Kammerjunker des Prinzen“ heißt, zum Granden von Spanien und zum Malteserritter befördert, der sich das Ordenskreuz durch seine verwegene Heldentat auf St. Elmo verdient und nachher durch die Entdeckung einer Verschwörung in Katalonien seine überlegene politische Klugheit bewährt hat; jetzt erst steigt er empor zum unabhängigen Erben einer Million, der auf weiten Reisen und Kriegsfahrten die Welt gesehen und seine Ideen erprobt hat; jetzt erst preist ihn die Königin als den Ersten seiner Nation, der sie „den Ruhm empfinden lehrte, Königin der Spanier zu sein,“ und er erscheint ihr als „ein Freier, ein Filosoph“, „ein größrer Fürst“ in seinen stillen Mauern als König Philipp auf dem Thron. So erfand der Dichter bei der Vollendung des Werkes eine Fülle von Zügen zur Hebung seines neuen Helden.

damit dieser als würdiger Vertreter erhabener Ideale dastehe. Selbst die Freundschaftsbegeisterung mußte sich jetzt den politischen Absichten unterordnen, der Aufopferung Posas wurde ein neues Motiv untergelegt und eine höhere Bedeutung gegeben: war der Marquis früher dazu bestimmt, sich für das persönliche Glück des Freundes zu opfern, so sollte jetzt sein Opfertod zur höchsten Erziehungstat werden: durch sie galt es, in dem Königssohn den Mann zu retten, der den Willen und die Macht zur Erfüllung ihrer gemeinsamen Ideale in sich vereinigte; durch das erhabene Beispiel des opferwilligen Freundes den Traumbefangenen aufzurütteln, damit er, von unreiner Leidenschaft geläutert und zum Siege über sein persönliches Glücksbegehren emporgetragen, fortan nur noch den großen Weltzwecken lebe.

So, unter Verschiebung der dramatischen Schwerpunkte und mit veränderten Motiven und Zielen, vollendete Schiller sein Stück. Da er aber, durch Rücksichten auf die Bühne nicht gehemmt, den Strom seiner Gedanken und Empfindungen allzubreit ausströmen ließ, schwollen viele Szenen über jedes Maß hinaus an: die in den vier Thaliaheften veröffentlichten Teile, die bis in die Mitte der großen Audienzszene (III, 9 bezw. III, 7) reichten, umfaßten allein, ohne die noch auszufüllenden Lücken, 4140 Verse, also fast doppelt so viel als Goethes Iphigenie. Sobald Schiller aber an eine Aufführung zu denken begann, erkannte er seinen Fehler. Und außerdem überzeugte ihn eine Kritik in der Leipziger „Neuen Bibliothek“ über die bereits veröffentlichten Fragmente, daß außer den störenden Längen auch stilistische Flecken und Auswüchse zu tilgen seien. Zwar hatte der Tadler von der Pleiße dem Dichter „dramatisches Genie“ abgesprochen und durch dies „stümperhafte Urteil“ dessen Unwillen erregt; aber Schiller, der in seinem großartigen Streben nach Selbsterkenntnis und Vervollkommnung stets auch von böswilligen oder beschränkten Kritikern zu lernen verstand, gab dem Leipziger nur die eine Antwort: er kürzte die ersten Akte um fast tausend Verse; er milderte und glättete auch den Ausdruck an zahlreichen Stellen und besserte im großen

und im kleinen, wo etwas der dramatischen Situation unangemessen war oder einem reiferen Geschmacke widersprach. Noch während dieser Umarbeitung machte sich Schiller an eine Prosabearbeitung des Dramas, da manche Schauspieler, durch die lange Vorherrschaft dramatischer Prosa des Verses entwöhnt, sich dem Jambus nicht gewachsen fühlten; zugleich aber richtete er eine wesentlich gekürzte Theaterbearbeitung in Versen ein. Denn auch die Buchausgabe, die endlich im Juni 1787 unter dem Titel Dom Carlos, Infant von Spanien bei Göschen erschien, enthielt immer noch 6283 Verse. Erst die abermals um etwa tausend Verse gekürzte Ausgabe von 1801 und die Redaktionen von 1802 und 1805 brachten das Stück auf den Umfang von 5370 Versen, in welchem es der heutige Leser kennen zu lernen pflegt.

Die Hauptschwierigkeit bei der Vollendung des Werkes lag in der Aufgabe, die aus so verschiedenen Stimmungen und Absichten entsprungenen Teile des Gedichtes, das Liebesdrama und die politische Handlung, zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. „Die ersten drei Akte“, so bekennt der Dichter in den Briefen über Don Karlos, „waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen, — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand als der meinigen nicht viel besser würde gelungen sein.“ Der Dichter selbst also hatte das Gefühl, daß ihm die Umschmelzung nicht restlos geglückt sei. Worin er aber die Einheit des Stückes in seiner endgültigen Gestalt gesehen wissen will, darüber hat er keinen Zweifel gelassen; die Frage ist nur, inwieweit er seine poetischen Absichten anschaulich und überzeugend darzustellen verstanden hat. Nicht die Liebe des Sohnes zur Mutter und nicht die Freundschaft zwischen Karlos und Posa soll den Mittelpunkt der vollendeten Tragödie bilden, sondern die Idee der Menschenwürde und der Völkerfreiheit. „Von dem enthusiastischen Entwurfe, den glücklichsten Zustand hervorzu-

bringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist," so sagt der Dichter selbst, „von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama." Diesem „enthusiastischen Entwurfe" müssen sich Liebe und Freundschaft dramatisch unterordnen, sie werden in den Dienst der höheren politischen Ideen und Zwecke gestellt. Der „Entwurf" ist eine Geburt begeisterter Jugendfreundschaft, zu seiner Verwirklichung ist Karlos, der Königssohn, ausersehen. Aber nicht bloß der kirchliche, politische und häusliche Despotismus, unter dem dieser schmachtet, stellt sich der Erfüllung des Ideals bürgerlicher Glückseligkeit hemmend in den Weg: den verderblichsten Feind trägt der unglückliche Prinz im eigenen Busen, eine entnervende Leidenschaft, die ihn unfähig macht zu seinem großen Werke. Der Kampf gegen diese Liebe ist ein Kampf für den „enthusiastischen Entwurf" und deshalb der wichtigste Teil des ganzen dramatischen Konflikts. Aus eigener Kraft kann Karlos die Befreiung aus hemmenden Banden nicht gewinnen. Aber unter der Asche glimmt noch ein Funke der alten Begeisterung für die Ideale, die einst der Jugendfreund ihm als Leitsterne seines Lebens aufgerichtet hat. Diesen Funken zur Flamme anzufachen, ist die eifrigste Sorge des heimgekehrten Marquis. Die Leidenschaft soll durch die Liebe besiegt werden. Denn gerade auf die Tiefe und Reinheit und Uneigennützigkeit der Empfindung des Prinzen gründet Posa seinen Plan, den fast erloschenen Heldengeist in ihm neu zu entzünden und dem geläuterten Freunde den alten Schwung zu erhabenen Entschlüssen zu geben. In der hochherzigen Königin findet er eine würdige Helferin: aus ihren Händen empfängt Karlos die Briefe aus Flandern, sie ruft seinen entflohenen Genius zurück, indem sie seiner Kraft zu lieben die rechte Richtung weist:

> Die Liebe ist Ihr großes Amt. Bis jetzt
> Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
> O bringen Sie sie Ihren künft'gen Reichen.
> . . . . Elisabeth
> War Ihre erste Liebe; Ihre zwote

> Sei Spanien! Wie gerne, guter Karl,
> Will ich der besseren Geliebten weichen!

Freilich, die kaum zurückgedrängte Leidenschaft lebt von neuem und heftiger wieder auf, als Karlos nach dem fehlgeschlagenen Versuch, das Herz des Vaters zu finden, durch dessen Brief an die Eboli Kunde erhält von Philipps Treulosigkeit gegen die Königin, die auch die Gattin von der Treue zu entbinden und ihr Herz freizugeben scheint. Indes auch diesen „unschätzbaren, schweren, teuren Brief, den alle Kronen Philipps einzulösen zu leicht, zu nichtsbedeutend sind," weiß Posa nun zur Läuterung des in Liebesleidenschaft wieder verstrickten Freundes zu benutzen: er zerreißt ihn und beschämt Karlos durch den Hinweis auf den niedrigen Eigennutz seiner Begehrlichkeit. „Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke" steigt nun in Posas Phantasie auf: der Liebeskranke soll durch die Tat genesen, er soll sich heimlich, gegen den Willen des Vaters nach Flandern begeben und so sich selbst und das unterdrückte Heldenvolk befreien. Aber erst aus dem Munde der Königin darf Karlos den Plan erfahren. Mit unbegrenztem Vertrauen gibt er sich der Leitung des weltkundigen Freundes hin. Und diesem, der doch bei seiner Heimkehr nur mit schreckensvollen Ahnungen das furchtbare Geheimnis von der Liebe des Sohnes zur Mutter vernommen hat, wird nun der Gedanke an die Erziehung des Freundes so sehr zur Hauptsache, daß er hernach zur Königin sagen darf, er habe schon die keimende Neigung in des Prinzen Herzen genährt und früh in dieser hoffnungslosen Flamme der Hoffnung goldnen Strahl erkannt. Schließlich gelingt es, wenn auch nur durch Posas Opfertod, Karlos aufzurütteln und zum Siege über sich selbst zu führen. In diesem Erfolg hat sich Posa nicht verrechnet: ein reineres Feuer hat des Jünglings Wesen jetzt geläutert, endlich sieht er ein, daß es ein höheres und wünschenswerteres Gut gebe, als die Geliebte zu besitzen. Wie Karlos an Posas Leiche sich über alle irdischen Rücksichten erhebt und in grenzenlosem Schmerze um den geliebten Toten den Mörder anklagt und richtet; wie er dann schließlich vor der staunenden Königin in voller Mannesgröße dasteht, entschlossen, auf des Freundes Asche ein Pa-

radies von Völkerglück erblühen zu lassen, und gerüstet, „mit Don Philipp jetzt einen öffentlichen Gang zu tun,“ das ist an sich alles mit sicherer dramatischer Meisterschaft, tragisch ergreifend dargestellt. In dem Augenblick aber, wo Karlos sich selbst gefunden hat und reif ist für die große Aufgabe seines Lebens, ereilt ihn auch schon das Verderben: sein Untergang wirkt um so erschütternder, weil gerade das, was ihn des Lebens erst wert macht und ihn endlich mit der Kraft zu wahrem Leben, zur Tat, rüstet, weil gerade seine innere Erhebung und Läuterung auch seinen Sturz herbeiführen.

Und doch: mußte Karlos so zu Grunde gehen? Ist sein Ende eine notwendige Folge seiner Verhältnisse und seines Charakters? Wenn der zum Mann gereifte Prinz im fünften Akt mehr und mehr unsere Teilnahme wieder gewonnen hat, so vergessen wir fast, daß sein Schicksal ja eigentlich durch Posa heraufbeschworen worden ist, daß diesen, der im Verlaufe des dritten Aktes schon alle Fäden der Handlung in die Hand genommen, die Hauptverantwortung für alles dramatische Geschehen trifft. Er ist der Führende und Handelnde geworden, Karlos der Geführte und Leidende. Aber gerade in Posas Handlungsweise vermissen wir je länger, je mehr Klarheit und Folgerichtigkeit. Während der ersten drei Akte ist sein Tun und Wesen völlig verständlich. Je weiter er sich aber in den Vordergrund drängt und zum Träger der Handlung macht, desto rätselhafter wird sein Verhalten, desto verworrener und unübersichtlicher die Handlung. Entscheidend für die gesamte Entwicklung des Dramas ist der Opfertod Posas: er ist der Höhe- und Wendepunkt des Liebeskonflikts und der politischen Bestrebungen, er bewirkt des Prinzen innerliche Erhebung und seine Vernichtung, — und gerade diese entscheidende Wendung hat der Dichter nur durch gewaltsame Erfindungen und übereilte Entschlüsse herbeizuführen vermocht. So großartig und bewunderungswürdig die dichterische Absicht ist, die Liebeshandlung und das politische Drama hier aufs innigste zu verknüpfen, so unglücklich und wenig überzeugend ist die Ausführung dieser Absicht.

Wie wird denn der Marquis zuerst eingeführt? Wir lernen ihn als einen Jüngling kennen, der mit weltmännischer Gewandtheit eine ernste, feurige Begeisterung für erhabene Lebensziele vereinigt. Mit klarem Blick überschaut er bei seiner Heimkehr die verworrenen Verhältnisse am Königshofe und trifft mit beherzter, rascher Sicherheit die Maßregeln, die dem Gemütszustande des Freundes und dem Hochsinn der Königin angemessen sind und zugleich seinen Zwecken dienen. Seine feste Willenskraft, sein diplomatisches Geschick und seine zielsichere Entschlossenheit machen ihn zum Herrn der Lage, wo er auch auftritt. Dem Zauber seiner Persönlichkeit, dem idealen Schwung seines Wesens kann selbst der König nicht widerstehen. Auch vor dem vielgefürchteten Tyrannen verliert Posa bei allem kühnen Freimut nichts von seiner besonnenen Klugheit. Die große Szene Posas mit dem König ist dramatisch vortrefflich vorbereitet und ebenso kunstvoll durchgeführt: sie erklärt sich aus der Verzweiflungsstimmung des von allen Seiten verratenen, von Mißtrauen gefolterten, nach Wahrheit und einem Menschen dürstenden Königs; in anschaulichem Spiel und durch die psychologisch fein berechnete Führung des Gesprächs wird der dramatische Zweck der Szene, Posa das uneingeschränkte Vertrauen des Königs gewinnen zu lassen, erreicht. Und doch erregt schon diese Szene mit ihren langen politischen Auseinandersetzungen leise Bedenken. Nicht wegen der Ideen an sich, die Posa mit hinreißendem Pathos ausspricht: der Dichter hat in den feurigen Strom dieser Beredsamkeit nicht nur seine eigenen idealen Hoffnungen und Forderungen ergossen, mit ihnen nicht nur der heißen Sehnsucht seiner Zeitgenossen den flammendsten Ausdruck verliehen, — auch der heutigen und jeder zukünftigen Menschheit, die nicht durch Übersättigung erschlafft ist, wird in geistigen oder politischen Kämpfen jener Idealismus neue Schwungkraft geben können. Der Vorwurf, daß ein Posa in Philipps Zeiten unmöglich und seine Ideen mit dem Jahrhundert der Reformation unverträglich seien, kann uns nicht stören: so gewiß wie die Ideen der Freiheit und der Duldung durch politischen Druck und Glaubenstyrannei am sichersten erzeugt werden, ebenso möglich und poetisch wahr ist auch

Posa, die Verkörperung dieser Ideen, gegenüber einem Philipp. Übrigens, wer möchte dem Dichter das Recht bestreiten, sich selbst und die Anschauungen seiner Zeit in Verbindung zu setzen mit dem Gehalte einer früheren? Bedenklicher schon ist es, daß Posa, der entschiedenste Anhänger der Glaubensfreiheit und Förderer der niederländischen Rebellion, dem König gegenüber behaupten kann: „Die lächerliche Wut der Neuerung wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif." Wie darf der Mann, der mit einem Oranien und einem Coligny einverstanden ist, wie darf der vertraute Freund des Karlos auf die Frage: „Bin ich der Erste, der Euch von dieser Seite kennt?" dem König erwidern: „Von dieser — ja!" Schlimmer noch ist, daß der Marquis unmittelbar nach dieser Szene seine Rebellionspläne unbedenklich weiter verfolgt, nachdem er soeben das Herz und das Vertrauen des Königs gewonnen hat. Hat er den König bereits wieder aufgegeben? Und warum das, nachdem er sein allmächtiger Günstling geworden ist und mit einigem Geschick mancherlei erreichen könnte? Sein Verhalten erscheint weder wahr noch politisch klug. Aber der sonst so besonnene Posa handelt von da ab überhaupt nicht mehr nach einem klaren Plane. Offenbar wollte der Dichter aus Posas gefährlicher Doppelstellung zwischen den Parteien, die diesen zur Unwahrheit gegen beide trieb, dessen tragisches Geschick entwickeln, aber er führt ihn zu Schritten, die weder durch die Verhältnisse noch durch seinen Charakter unerläßlich gefordert sind. Er hintergeht den König und treibt gegenüber Karlos und der Königin ein gewagtes Versteckspiel. Die verschiedensten Gründe für Posas geheimnisvolles Schweigen über sein Verhältnis zum König lassen sich zusammensuchen, aber schon die Möglichkeit des Streites über die richtige Erklärung beweist, daß der Dichter den Zusammenhang nicht unbedingt überzeugend und klar veranschaulicht hat. Doch wie dem auch sei, Posas Verhalten bleibt peinlich und unnatürlich. Denn obgleich für seine Zwecke alles darauf ankommt, daß er des schwankenden Freundes Vertrauen nicht verliere, ruft er, wie absichtlich, dessen Zweifel hervor; er kennt seinen Freund und sieht

das Mißtrauen keimen und wachsen, aber er tut alles, es zu steigern, und unterläßt alles, es zu hindern. Nur für die etwaigen Folgen des Mißtrauens, die er doch selbst heraufbeschwört, hat Posa ein seltsames Vorbeugungsmittel bereit: er läßt sich vom König — und dabei geht es sogar nicht ohne eine Verdächtigung der Königin ab — auf alle Fälle eine Vollmacht zur Verhaftung des Prinzen ausstellen. Und wirklich bietet sich bald die Gelegenheit, diese zu gebrauchen: Posa findet Karlos bei der Eboli und greift zu diesem verkehrtesten und verhängnisvollsten Mittel, ohne zu wissen und zu überlegen, was zwischen den beiden denn eigentlich verhandelt worden ist, ohne auch nur einen Versuch zur Beruhigung des Freundes zu machen. Was für eine Gefahr könnte denn drohen, welcher Posa, der Vertraute des Königs, nicht auch auf andere Weise zu begegnen vermöchte? Wie wenig würden seinem gewichtigen Worte gegenüber die Zuflüsterungen einer Eboli bedeuten, deren rachsüchtige Motive der König ja schon durchschaut hat! Aber in Wirklichkeit hat sie ja von Karlos keinerlei selbstverräterisches Geständnis mehr erfahren! Und doch stürzt Posa in besinnungsloser Übereilung davon, sich selbst aufzuopfern. Wieder wählt er, da er von der bald nachfolgenden Reue der Eboli merkwürdiger Weise nichts vernimmt, unter allen Möglichkeiten das für die Erreichung seiner großen politischen Zwecke gefährlichste Mittel. Und damit ja die Katastrophe eintrete, tut Posa, statt die Frucht seiner Selbstaufopferung zu sichern, nur Schritte, die Karlos' Flucht anscheinend vorbereiten sollen, in Wirklichkeit aber sie vereiteln und den Prinzen wie die Königin ins Verderben stürzen müssen.

Vergebens wird man nach einer ausreichenden Erklärung für Posas Verhalten suchen, vergebens seine Schritte, welche die Katastrophe herbeiführen, in Übereinstimmung mit dem Posa der ersten drei Akte zu bringen bestrebt sein. Der Dichter selbst wußte das übereilte Handeln seines Helden nur mit seinem heroischen Aufopferungsdrang und mit seinem verwirrten Gemütszustand zu begründen: unter dem Ansturm von Schrecken und Schmerz, von

Zweifeln und Verzweiflung, von Unwillen über sich selbst habe Posa „den richtigen Gebrauch seiner Urteilskraft verloren“. Aber kann die Verwirrung eines leidenschaftlichen Augenblicks, die selbst unerklärlich und unbegründet bleibt, kann der bloße Irrtum eines sonst klarblickenden Mannes ausreichen zur Begründung des Schrittes, der die wichtigsten Entscheidungen im ganzen Drama herbeiführt? Wir wollen unumgängliche Notwendigkeiten sehen und stoßen überall nur auf Zufälle und Möglichkeiten: das ist's, was die tragische Wirkung Posas schädigt. Sein Opfertod müßte aus seinem Idealismus, aus seinem Versuche, nach seinem Kopf die Welt umzugestalten, unmittelbar hervorgehen; so aber erscheint seine Opferung als eine heroische Torheit. Denn er selbst, nicht etwa Philipps Widerstand, bringt sein Lebenswerk zum Scheitern: der Konflikt zwischen der alten und der neuen Zeit ist nicht zum reinen Austrag gebracht; der abenteuerliche Intrigant zieht sich durch seinen Verrat die Todeskugel zu; er verliert sein Spiel für sich, aber auch für Karlos, für die Niederlande, für die Menschheit! Gewiß, jener eine wichtige Erfolg bleibt nicht aus: Karlos ist durch den Opfertod geläutert. Seine Läuterung ist wahrhaft erhebend. Wenn dennoch auch seinem Schicksal die volle tragische Wirkung fehlt, so ist daran gleichfalls die Kopflosigkeit Posas schuld: wir sehen am Schlusse die finsteren Mächte siegen, wir verspüren nichts von dem Triumph der Idee politischer und religiöser Freiheit, jenes Geistesfrühlings, den uns Posa so herrlich angekündigt, und dieser Endeindruck ist um so trostloser, als im Untergange des Helden nicht jenes notwendige Walten höherer Mächte sich offenbart, unter deren Willen wir uns beugen müßten. Daß Karlos so endigen mußte, etwa weil er die ewigen Gesetze der Natur, die gegebenen Ordnungen der Familie und des Vaterlandes mißachtete, das ist der Darstellung nicht zu entnehmen. Über diesen künstlerischen Mangel der Katastrophe kann uns nur die Überzeugung von der siegreichen Macht der Ideen, die im Verlaufe des Dramas so oft ausgesprochen worden sind, hinweghelfen: der gottlose und naturwidrige Despotismus kann in der Geschichte das letzte Wort nicht behalten. Die Weltgeschichte,

das fühlen wir, wird die Mächte der Finsternis nicht bloß stürzen, sondern auch verdammen. Mag das Gute für den Augenblick unterlegen sein, der unverwüstliche Glaube an den endlichen Sieg des Rechtes und der Wahrheit pflanzt doch immer wieder aufs neue seine Hoffnungen auf. Als Herold eines neuen Völkerfrühlings, als Bannerträger im Kampfe für Menschenrechte und Gewissensfreiheit übt Posa immer wieder seine weit über das rein Poetische hinausgehende Wirkung aus; in ihm und in Karlos lebt der Dichter mit seinem Lieben und Leiden, seinen großen Hoffnungen und seinen idealen Entwürfen. Als Führer der dramatischen Handlung ist Posa nicht so glücklich, wenn auch gerade seine Szenen, an sich betrachtet, zu den schönsten und theatralisch wirksamsten des Stückes gehören. Für die menschliche Größe Schillers und für die Höherentwicklung seiner sittlichen und geistigen Anschauungen ist Posa ein glänzender Zeuge: den künstlerischen Fortschritt des Dichters aber bezeugen uns besser die anderen Gestalten des Dramas.

Da ist vor allem der König Philipp, der Hauptvertreter des alle freien Regungen unter seinen starren Willen beugenden Despotismus. Obgleich der Dichter mit Karlos, Posa und der Königin sichtlich für das Recht der freien Persönlichkeit kämpft, hat er, belehrt und doch unbeirrt durch die zwischen Gunst und Haß parteiisch schwankenden Quellenschriften, unter starker Selbstverleugnung in Philipp einen individuell lebendigen, echt dramatischen und durch und durch tragischen Charakter geschaffen. In der bei allem Reichtum der Beziehungen doch einheitlich geschlossenen Gestalt des finsteren, willensmächtigen Tyrannen sind die Spuren der verschiedenen Umgestaltungen des Planes kaum zu bemerken: daß der Gatte und Familienvater mit seinen persönlichen Konflikten den Vertreter der Staatsgewalt erst spät zu seiner vollen Bedeutung gelangen läßt, hängt ja, wie wir wissen, mit der ganzen Komposition unserer Tragödie zusammen, aber schon beim ersten Erscheinen offenbart Philipp die wesentlichen Grundzüge seines Charakters, die der Verlauf der Tragödie entwickelt: Mißtrauen gegen Sohn und Gattin, übermäßiges Bewußtsein seiner königlichen Macht

und Würde, Eifersucht des Herrschers auf die volle, unbedingte Ausübung seiner Gewalt und endlich seine blinde Unterwürfigkeit unter den Willen der Kirche. Erdengott sein wollen und Pfaffenknecht sein müssen, — hier haben wir den ersten tragischen Widerspruch. Von vornherein aber fühlen wir auch, daß hinter der Wortkargheit dieser unheimlich ernsten und scheinbar erstarrten Majestät ein unruhiges Gemüt sich verbirgt; daß auch dieser Erdengott Stellen hat, wo er sterblich ist. Der selbstherrliche Despot, der nur seinen Willen kennt, mißachtet jede persönliche Neigung; der Menschenkenner verachtet die Menschen, weil er sie und ihre Selbstsucht durchschaut; eine unüberbrückbare Kluft trennt den in einsamer Erhabenheit thronenden Monarchen sogar von seinem Sohn. Aber der einsame Selbstgenuß der Hoheit kann auch ihn nicht ganz befriedigen. Die Stunde kommt, wo er, von Eifersucht und Mißtrauen hin- und hergeworfen, schwankend zwischen Glauben und Furcht, nach Gewißheit verzweiflungsvoll ringt und von der Vorsehung inbrünstig einen Menschen sich erfleht. Im Gefühl seiner menschlichen Bedürftigkeit, innerlich zerstört, entdeckt der ohnmächtige Allmächtige sein Herz, sein liebeleeres Herz, das sich aus furchtbarer Einsamkeit nach Teilnahme sehnt. Und er findet — in Posa —, den er sucht, und dieser bietet ihm mehr, als er fordert. Zum ersten Male fällt ein Strahl freien, menschlichen Vertrauens in die düstere Seele des freudlosen mitleidswürdigen Menschenverächters; sein kalter Stolz und sein starrer Sinn werden durch früher nie gekannte Gemütsbewegungen erweicht, das anerzogene tief eingewurzelte Bewußtsein königlicher Erhabenheit wird zu freundlicher Herablassung gemildert, selbst die Unerschütterlichkeit der Grundsätze scheint vor der furchtlosen Macht der Wahrheit zu schwanken. Werden die menschlichen Regungen in dem König siegen? Wird es dem, der des Königs Herzen Ruhe und seinen Nächten Schlaf zurückzubringen berufen ist, auch gelingen, die Morgenröte eines neuen, schöneren Tages über Spanien heraufzuführen? Die Möglichkeit leuchtet einen Augenblick auf, aber gerade der Eine, der den König noch glücklich hätte machen können, hintergeht ihn treu-

los; gerade diesen Einen muß der getäuschte Tyrann ermorden. Mehr als die richtenden Worte des im Zorne rasenden Sohnes erschüttert ihn das Gefühl seines eignen, ungeheuren Verlustes, das quälende Bewußtsein, daß der einzige, den er je geliebt, ihn verachtet habe. Den König scheint die Last des Erlebten schon zu erdrücken, da reckt er sich, im Gedanken an die seinem Herrschertume drohende Gefahr, mit neuem Lebenswillen und unbeugsamer Entschlossenheit zur Vernichtung seines Sohnes und der von Posa ausgestreuten Freiheitskeime auf; die Schrecken der Inquisition sollen ihm als Mittel dienen. Noch einmal steht Philipp in furchtbarer Tyrannengröße vor uns. Und nun in dem Augenblick, wo er stärker als je durchdrungen ist von dem Bewußtsein seiner Allmacht, erfährt er die tiefste Erniedrigung: sein äußerer Sieg wird zur inneren Niederlage; er muß sich vor dem blinden Großinquisitor, der sein Werkzeug sein sollte, demütigen und beugen; der politische Despot und religiöse Fanatiker, der alle Menschenwürde vernichten will, darf selber nicht Mensch sein; seine glorreiche Aufgabe ist es, als Sklave der höchsten und rücksichtslosesten Gewalt die Welt vor dem Frevel freiheitlicher Bewegungen zu bewahren. So hat sich Philipp selbst sein tragisches Geschick bereitet.

Erst durch die furchtbare Erscheinung des unerbittlich harten Großinquisitors wird der Charakter des Königs unserm Verständnis und unserer menschlichen Teilnahme völlig erschlossen. Unter einer solchen Gewissenszucht konnte er nur der werden, der er ist! In der Gestalt des allen menschlichen Regungen unzugänglichen blinden Greises hat der Dichter zugleich seine alte Tendenz gegen pfäffische Unduldsamkeit zur Darstellung gebracht. Daneben ist aber auch Domingo der Repräsentant des verabscheuten Systems, der als „Gebärdenspäher und Geschichtenträger“ außerdem wertvolle Dienste für das Anspinnen der Intrigen und die Führung der Handlung leistet. Der hinterhältige Frömmler ist eine vollendet einheitliche Verkörperung scheinheiliger Skrupellosigkeit und erfinderischer Bosheit. Ihm, dem Erzspion, steht das Schleichen und

Lauschen und Aufpassen jedenfalls besser zu als dem Manne der Schlachten, dem blutigen Herzog Alba, der von sich rühmen darf:

> Dies Schwert
> Schrieb fremden Völkern spanische Gesetze,
> Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
> Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
> Auf diesem Weltteil blut'ge Furchen vor:
> Gott richtete im Himmel, ich auf Erden.

Seinen stolzen Worten zum Trotz erscheint dieser in der Handlung nur als ein heimtückischer, kleinlicher Bösewicht, während wir eine Gewaltnatur erwarten dürften; als ein ränkesüchtiger Höfling, der es dem pfäffischen Intriganten gleichzutun strebt.

Neben den finsteren, despotischen König stellt der Dichter die zarte, tief empfindende Frau. Zum ersten Male ist Schiller in der Königin Elisabeth die vollkommene Darstellung einer weiblichen Natur gelungen, die uns die innere Bereicherung des Dichters durch den Verkehr mit einer vornehmen und großgearteten Frau erkennen läßt. In der ergreifenden Sprache hoffnungsloser Liebe und stiller Entsagung klingen Stimmungen wieder, die der Dichter zu Mannheim in seinem Verhältnis zu der in erzwungener Ehe schmachtenden Charlotte von Kalb erlebte. Ein tiefes Schmerzgefühl über ein unbefriedigtes Dasein durchzieht auch das Wesen der Königin: das Leben der Aufgeopferten an der Seite eines solchen Gemahls, die gebundene Stellung der an anmutigere Sitten gewöhnten Tochter Frankreichs am steifen spanischen Hofe bringen ihr schon Leids genug. Und nun kommt noch die unglückselige Leidenschaft des Prinzen hinzu. Aber Grübeln und „traurige Zergliederung des Schicksals", dem die Pflicht zu gehorchen gebietet, ist ihre Sache nicht. Vor der natürlichen Hoheit und Reinheit ihrer Seele verlieren der finstere Argwohn und die brutale Gewaltsamkeit des Königs ihre Schrecken, die Lockungen der Leidenschaft ihre Reize: mit sicheren Schritten, ihrer selbst und ihrer Pflicht bewußt, geht die Hochgesinnte, eine Königin mit der Krone weiblicher Anmut und Würde, mitten durch alle Gefahren hindurch. Innerlich geschieden von dem

Gemahl, äußerlich getrennt von dem ihr einst bestimmten Infanten, übt sie auf beide einen mächtigen Zauber aus, aber nur der wahrhaft Liebende erfährt die heiligende, erlösende Kraft des Weiblichen. Sie hilft den Stillgeliebten erziehen zum Ideal edler Männlichkeit, das sie in Posa schon verkörpert sieht. Indes gerade die Erfüllung dieser Aufgabe fordert von ihr eine Verletzung der Gattenpflicht durch Teilnahme an dem Rebellionswerk Posas, das sie feuriger und unbedenklicher billigt, als man von der Frau erwarten sollte, die an Posa die Gewissensfrage richtet: „Und kann die gute Sache schlimme Mittel adeln?“ Auch sie gelangt, von idealen Motiven geleitet, auf den verhängnisvollen Pfad politischer Umtriebe. Doch dessen unbeschadet bleibt sie die weiblichste und liebenswürdigste Frauengestalt, die Schiller geschaffen hat.

Wie im Fiesko und in Kabale und Liebe fehlt auch in diesem Drama nicht die Kontrastgestalt zu der zarten Frauennatur: neben der selbstlosen Hoheit steht der Eigennutz der Liebe, neben der natürlichen Sittlichkeit der Königin die kokette Tugend der leidenschaftlichen Prinzessin Eboli. Obgleich sich diese dichterische Figur weder sittlich noch ästhetisch ganz auf der Höhe der Königin Elisabeth bewegt, so ist sie doch feiner angelegt und stilvoller ausgeführt, als ihre Vorgängerinnen Julia Imperiali und Lady Milford. Sie ist auch nicht nach der Schablone des herkömmlichen „Machtweibes“ gezeichnet: die Eboli hat eignes, echtes Leben. Auch sie bezeugt, wie die Königin, einen Fortschritt des Dichters zur lebenswirklichen Darstellung weiblicher Charaktere. Den flammenden Atem, die heiß begehrende Seele gaben auch ihr jene Mannheimer Liebeserfahrungen Schillers. Durch die meisterhafte, immer kühner sich steigernde Szene der Eboli mit dem Infanten geht deshalb ein großartig leidenschaftlicher, naturwahrer Zug, und als Minen legende Intrigantin ist das rachsüchtige Weib trefflich am Platze, das um den Preis seiner wohlbewahrten Tugend gerade von dem betrogen wird, dem es den Genuß dieser Reize aufgespart hat. Verschmäht und verworfen zu sein in dem Augenblick, wo sie ganz sich hingibt, das muß alle bösen Geister in der Eboli wecken. Darum ist ihre

dämonische Sophistik und ihre Logik des Hasses auch glaubhafter als ihre Reue, die die tragische Wucht ihres Falles mindert und überdies für die Handlung ganz ohne Folgen bleibt.

Die übrigen Hofdamen der Königin sind nur leichthin charakterisiert. Die steife Oberhofmeisterin, eine leibhafte Verkörperung des Etikettezwanges, ist deswegen bemerkenswert, weil nur sie einige Spuren der humoristisch-satirischen Begabung des Dichters aufweist. Aber in dem Gesamtbilde des höfischen Lebens haben auch die „sanfte" Mondecar mit ihrer Freude an Stiergefechten und Ketzerverbrennungen und die klatschsüchtig „tückische" Fuentes ihre Bedeutung. Überhaupt ist der Dichter mit Erfolg bestrebt, seinem Stücke durch zahlreiche Einzelzüge historische Farben und spanischen Charakter zu geben, seine Menschen aus ihrer Umwelt heraus verständlich zu machen. Milieuschilderungen, wie bei dem „konsequenten Naturalismus" unserer Tage, dürfen wir natürlich nicht erwarten, aber daß wir am Hofe Philipps uns befinden, wo steife Förmlichkeit und sklavische Unfreiheit im großen und im kleinen herrschen, wo Furcht die Gemüter bannt und die königliche Gunst oder Ungunst Leben oder Tod bedeutet, das ist doch überall fühlbar gemacht. Und die Sprache Schillers reißt ja nicht bloß fort durch den gewaltigen Schwung begeisterter Beredsamkeit, sie entzückt nicht bloß durch Kraft und Wohllaut: charakteristisch trifft sie den platten Ton der Höflinge, und wird kalt, knapp und schneidend im Munde des Königs; sie ist geschickt zu lieblich idyllischer Schilderung, zu rührender Klage wie zu fröhlichem Geplauder. Gewiß, Schiller hat wieder von Lessing gelernt, aber wie viel freier und herrlicher strömen seine volltönenden Rhythmen dahin, als die des Nathandichters.

Mit Lessings Nathan haben denn auch die Zeitgenossen Schillers Don Karlos vielfach verglichen und einen dem Dichter offenbar bewußten Einfluß jenes Dramas auf die Gestaltung seiner ersten Jambentragödie festgestellt. Kein Zweifel, daß insbesondere die große Ideenszene zwischen Posa und Philipp im Ganzen und in Einzelheiten ihr Vorbild in der bekannten Unterredung Sala-

dins mit dem jüdischen Weisen hat. Aber weniger um dieser Ähnlichkeiten willen, als wegen der in beiden Dichtungen wirkenden Idee der Toleranz gehören sie zusammen, und dazu noch die Iphigenie, Goethes Läuterungsdrama. Diese drei Dramen der Menschenliebe, die „drei priesterlichen, hochreligiösen Dichtungen des Aufklärungszeitalters in der reinsten, geläutertsten Form seiner Ideen“, wie Friedrich Theodor Vischer sie nennt, leiten von der jugendlich leidenschaftlichen Sturm- und Drangzeit zur männlich maßvollen Humanitätsepoche. In jedem dieser drei Dramen will der Glaube an ein Ideal eine höhere Form menschlichen Seins schaffen helfen. In allen dreien geht das Werk der Liebe aus Resignation hervor, ist es die Frucht schweren inneren Kampfes. Im Nathan ist die Menschenliebe vorurteilslose religiöse Duldung, in der Iphigenie wirkt sie als die sühnende Kraft reiner Menschlichkeit, im Karlos greift sie auf das politische Gebiet über und will die Völker befreien, indem sie den Staat auf Menschenwürde zu gründen unternimmt, — zwei Jahre vor der Erklärung der Menschenrechte in Frankreich.

Kein Wunder, daß diese feurigen Verkündigungen eines neuen, freien Menschheitszustandes die begeisterungsfrohe Jugend wieder mit sich fortriß. Aber der geläuterte Idealismus des Stückes stimmte auch die bedächtigeren Alten zu entschiedenem Beifall. Laute Bühnenerfolge errang die dramatische Dichtung nur an einzelnen Orten, wie Hamburg und Berlin. Der leidenschaftlich ungeduldigen Erwartung des Dichters mochte die Aufnahme seiner vieljährigen Arbeit nicht recht entsprechen, — man erkannte eben die Mängel und erhob Einwände gegen die Widersprüche der Komposition, aber noch stärker mußte man das reine Feuer und die edle Leidenschaft der Sprache fühlen, die Fülle und die Macht der Ideen, die Fortschritte der künstlerischen Darstellung und die größere Reife der sittlichen Anschauungen. Mochte der Karlos im ganzen an theatralischer Vollkommenheit den drei ersten Dramen nachstehen, die Bühnenwirkung einzelner Auftritte zwang und zwingt noch heute alle Zuschauer in ihren Bann. „Eins der schönsten Meisterstücke

unserer Literatur", wie ein zeitgenössischer Kritiker das Drama nannte, ist der Karlos bis heute geblieben. Und als einem Denkmal der Entwicklung seines Schöpfers von stürmischem Titanismus zu maßvoller Kraft, als einen Wiedererwecker deutscher Mannesehre und deutschen Bürgerstolzes wird dem Don Karlos immer unsere Bewunderung und unsere Liebe gehören.

---

21. Eintritt in Weimar.

Zwölf Jahre vor Schiller war Goethe in die kleine thüringische Residenz eingezogen. Von seinem herzoglichen Freunde Karl August gerufen und festgehalten, hatte er, ein Werdender unter Werdenden, wie im Sturm die Herzen sich erobert und die rasch gewonnene Stellung in glücklichem Wirken und Streben behauptet. Weit weniger günstig waren die Wege dem jungen Schwaben bereitet, der nun, von einer einzigen, einsamen Frauenseele mit banger Ungeduld erwartet, am Ziel seiner langjährigen Sehnsucht landete. Am Abend des 21. Juli 1787 fuhr Schiller über die Ilmbrücke, an den Trümmern der vor dreizehn Jahren niedergebrannten Herzogsburg vorbei zum Marktplatz, wo er im „Erbprinzen" vorläufig Quartier nahm. Seinen hohen Vorstellungen von der geistigen Bedeutung des vielgerühmten Musensitzes mochte die äußere Erscheinung des ärmlichen Städtchens wenig entsprechen. Ein „niedliches Wäldchen", der sogenannte Stern, hatte zwar schon bei der Einfahrt sein Herz gewonnen. Die anderen Teile des Weimarer Parks waren erst vor kurzem angelegt, und der rings von Wasser umschlossene Ort selbst sah aus wie ein großes Dorf: hinter Gräben und zerfallenen Mauern etliche hundert dürftige, zum Teil noch mit Stroh oder Schindeln gedeckte Häuser und Häuschen, von denen sich die einfachen fürstlichen Gebäude sowie das Rathaus und die Stadtkirche fast großartig abhoben. Vor allzu beunruhigendem Verkehr war das abseits gelegene Städtchen durch eine strenge Torwache gesichert. Seine sechstausend Einwohner trieben

hauptsächlich Ackerbau oder lebten vom Hofe. Lautes Leben kam in die engen, winkligen, unsauberen Gassen nur, wenn morgens und abends die Rinder und Schafe aus- und eingetrieben wurden oder wenn nachts einmal Jenaische Studenten auf elenden Kleppern brüllend über das holperige Pflaster tobten. Die Zeiten waren vorbei, wo der lebensprühende junge Herzog mit seinen Genossen zum Staunen und Ärger der biederen Philister auf lustige Abenteuer und wilde Jagden ausfuhr; vom Genietreiben ihrer unbändigen Jahre weg hatten sich alle längst heilsamer Tätigkeit zugewandt.

Am weimarischen Musenhofe war es um die sommerliche Zeit vor Schillers Eintritt besonders still; die Hauptpersonen, auf die zuletzt alles ankam, fehlten. Herzog Karl August, in preußische Kriegsdienste getreten, hatte soeben auf einer Reise nach Potsdam Schillers Wege gekreuzt und zu dessen Verdruß eine Stunde vor der Ankunft des Leipziger Postwagens Naumburg verlassen. Daß die Rückkehr seines fürstlichen Gönners sich bis in den September hinein verzögern konnte, war dem Ankömmling eine unangenehme Nachricht. Goethe aber weilte noch immer in Italien, wie Schiller jetzt erst von Charlotte von Kalb erfuhr, als er die Freundin gleich am ersten Abend aufsuchte. Das erste Wiedersehen mit ihr hatte etwas „Gepreßtes, Betäubendes", aber die zerrissenen Fäden knüpften sich rasch wieder an. Charlottens „große, sonderbare weibliche Seele" erregte aufs neue das Interesse des Dichters: „mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken."

Der Begegnung mit den „weimarischen Riesen" sah Schiller in leidenschaftlicher Unruhe und mit großen Erwartungen entgegen. Charlotte aber hielt ihn am Tage nach seiner Ankunft noch bei sich fest, um den Neuling erst einmal mit dem Boden vertraut zu machen, den er nun ausforschend und erobernd betreten wollte. Die eigentlichen Schwierigkeiten seiner Situation freilich konnten ihm auch durch die Weisungen der mit so wenig Wirklichkeitssinn begabten Frau nicht recht deutlich werden. Schiller kam aus

einem Kreise ihn herzlich liebender, seine Dichtungen schwärmerisch bewundernder Freunde in eine fremde, festgeschlossene Gesellschaft, der nach Vollendung Strebende unter fertige, gemachte Leute; für die Größen Weimars brachte er eine aufrichtige Verehrung mit und hoffte, warme Teilnahme, ermunternde Anerkennung dafür einzutauschen. Auf abwartende Zweifel und abwehrende Vorurteile war Schiller am wenigsten gefaßt. Jedenfalls aber war er ganz von der Wichtigkeit seines Unternehmens durchdrungen. Wie bedeutungsvoll ihm jedes Erlebnis, jeder kleinste Eindruck dieser Tage erschien, beweist die getreue Ausführlichkeit seiner zahlreichen „historischen" Berichte an Körner, — fünf zwischen dem 23. und 31. Juli —, beweist gleich der erste Brief, worin er von einigen, durch Charlotte vermittelten vornehmen Bekanntschaften erzählt und mit Freuden den „ziemlich erträglichen Eindruck" feststellt, den er bei der Baronin Luise von Imhof, der Schwester der Frau von Stein, gemacht habe: „was mir lieb ist", fügt er hinzu, „weil sie noch denselben Abend in einer großen Assemblee den ersten Laut von mir wird haben erschallen lassen." Auf die Rolle des berühmten Mannes hatte er es übrigens nicht abgesehen. Seine Abneigung gegen zudringliche Bewunderung konnte er schon bald nach seiner Ankunft an den Tag legen, als ein junger Weimaraner, namens Vulpius, später als Verfasser von Räuberromanen und als Schwager Goethes bekannt geworden, sich gedrungen fühlte, dem Dichter des Don Karlos unangemeldet seinen „gehorsamen Diener" zu machen. Die „kleine, dürre Figur mit weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt", wurde ohne viel Umstände zur Türe hinaus komplimentiert. Schiller war nach Weimar gegangen, um zu lernen, um voranzukommen, nicht um sich an den Strahlen seines jungen Ruhmes zu sonnen.

Mit einem verbindlich angekündigten Besuche bei Wieland, dem ältesten Mitgliede des weimarischen Musenhofes, trat Schiller am Nachmittag des 23. Juli seinen Kundschaftsgang an. „Durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen" gelangte er zu dem Manne, von dessen „guter Mei-

nung und Liebe“ ihm die Entscheidung seiner Zukunft abzuhängen schien. Er fand in dem gefeierten Meister einen gutmütigen alten Herrn, der seinen jungen Landsmann mit „Wohlwollen und Achtung“ empfing und bald „aufgeweckt, lebhaft, warm“ ward. Man sprach über Religion und Philosophie, über Berlin und Wien, über Literatur und Goethe, über Wielands Verdeutschungen des Horaz und des Lucian, — vom Don Karlos war nicht die Rede, und Schiller ließ „aus guten Gründen“ kein Wort über seine Erwartungen und Absichten fallen: fürs erste genügte es ihm, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Er zeigte seine Gabe zu geistreicher Unterhaltung, noch mehr aber seine Kunst zuzuhören, wozu Wielands weitläufige Gesprächigkeit reichlich Gelegenheit bot. Nach zwei Stunden schied Schiller mit der Empfindung, daß er dem einflußreichen Manne nicht mißfallen habe. Und was ihn am meisten freute: nicht eine „vorübergehende Bekanntschaft“, sondern „ein Verhältnis, das für die Zukunft dauern und reifen sollte“, hatte Wieland von vornherein ins Auge gefaßt: „Wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden, wir wollen aufeinander wirken“.

Am folgenden Tage wurde Herder in seinem düsteren Hause hinter der altersgrauen Stadtkirche aufgesucht. Zu ihm hatte Schiller bis dahin keinerlei Beziehungen, und die Anknüpfung war um so schwieriger, als der von Amtsgeschäften überlastete Oberhofprediger abgeschlossen gegen die Erscheinungen der Außenwelt lebte. Schiller fühlte bald heraus, daß er dem bewunderten Manne „erstaunlich fremd“ sei. „Überhaupt ging er mit mir um“, heißt es im Berichte an Körner, „wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen.“ Gleichwohl verlief die Begegnung freundlich. Herder war gerade bei guter Laune und öffnete dem fremden Besucher sein Herz in Worten „voll Geist, Stärke und Feuer“, rückhaltlos in Haß und Liebe. Auch hier ging die Unterhaltung um politische und philosophische Materien, dann über Weimar und seine Menschen, über den endlich freigelassenen Schubart und Schillers eigene Erlebnisse mit dem Herzog

von Württemberg, dem Herders voller „Tyrannenhaß“ galt. Dagegen bekannte er seine Liebe zu Goethe „mit Leidenschaft und einer Art Vergötterung“. Auch aus dem Herderhause nahm Schiller den besten Eindruck mit: „Er hat mir sehr behagt. Man hat sich wohl in seiner Gegenwart. Ich glaube, ich hab ihm gefallen, denn er äußerte mehrmal, daß ich ihn öfters wiedersehen möchte.“

So schien ein freundlicher Stern über Schillers Eintritt in Weimar zu leuchten. Nun galt es, die ersten Schritte in das ungewohnte Bereich der fürstlichen Persönlichkeiten zu tun. Zwar auch Herzogin Luise, die Gemahlin Karl Augusts, weilte noch fern im Bad Aachen; doch die verwitwete Herzogin-Mutter Anna Amalia hielt draußen, eine halbe Stunde vor der Stadt, im lieblichen Tiefurt ihre Sommerresidenz. Durch ihren Kammerherrn Hildebrand von Einsiedel, allgemein als l'ami bezeichnet, empfing Schiller bald nach seiner Ankunft einen scherzhaften Wink, sich vorzustellen und gleich, nachdem er die Bekanntschaft des gutmütigen, allzeit fröhlichen Mannes gemacht hatte, auch eine Einladung zur Herzogin. Am 27. Juli fuhr er mit Wieland hinaus nach Tiefurt. Dort und an anderen Lieblingssitzen konnte die fürstliche Frau seit Jahren ungestört der Pflege einer heiteren, durch die Künste verschönten Geselligkeit leben. Wieland aber, der schon 1772 als Prinzenerzieher an den Hof gekommen war, hatte die charakter- und geistvolle Herzogswitwe noch in den Zeiten ihrer schweren, verantwortungsvollen Regentschaft kennen gelernt. Vertraut wie kein andrer mit ihrem Wesen und ihren Neigungen, suchte er nun unterwegs seinen jungen Landsmann auf die hohe Dame vorzubereiten. Der Neunzehnjährigen war im Jahre 1758 nach dem Tode ihres jugendlichen Gatten die doppelte Aufgabe zugefallen, trotz aller Ungunst der Zeiten das kleine Staatswesen auf den Trümmern einer elenden Wirtschaft zu neuem Wohlstand aufzubauen und ihre beiden Söhne Karl August und Konstantin zu tüchtigen Fürsten und rechten Menschen zu erziehen. Angespornt durch den Ruhm ihres welfischen Hauses, hatte die braunschweigische Prinzessin, eine würdige Nichte Friedrichs des Großen, mit Tatkraft, Ausdauer und Umsicht ihre

Pflicht im großen und im kleinen erfüllt. Und mehr als das: bei aller Bescheidenheit der ihr zu Gebote stehenden Mittel hatte sie auch die geistige Kultur des Landes sorgfältig gepflegt und so den Boden bereitet, auf dem einst die herrlichsten Erzeugnisse deutschen Geistes gedeihen sollten. Wie alle ihre Standesgenossen, hatte auch die junge Braunschweigerin ihre Jugendbildung aus französischen Quellen geschöpft; wie so viele Vornehme, blieb sie zeitlebens heimischer im Gebrauch der fremden als der Muttersprache; aber, darin unähnlich ihrem königlichen Oheim, fand die für alles Schöne empfängliche Frau den Weg auch zur Würdigung und Belebung deutscher Kunst und Dichtung. Und nicht nur selbst genießen wollte sie die Früchte deutschen Geistes, sie suchte auch durch musikalische und theatralische Darbietungen den Geschmack daran zu verbreiten und zu heben. Ferner: obwohl auferzogen in den höfisch-aristokratischen Vorurteilen ihrer Zeit, entwickelte sie sich (nach einem Wort Goethes) zu einer „vollkommenen Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn", die auch in der Kunst den Ausdruck freier, edler Menschlichkeit zu erkennen wußte. Dem entsprach die Stellung, die sie den Vertretern der nationalen Dichtung einräumte. An ihren Hof war Wieland berufen worden, nicht als ein begönnerter Poet, gedungen zu entwürdigenden höfischen Schmeichelkünsten, sondern als der Hüter und Pfleger des Teuersten, was Mutterliebe einem anderen anzuvertrauen vermag; und der andere deutsche Dichter, Goethe, war Freund und Berater und Helfer ihres regierenden Sohnes geworden, auch von der Mutter verstanden und festgehalten. Herder war hinzugekommen, und jeder fand an dem fürstlichen Hofe gedeihlichen Schutz und belebendes Verständnis für seine Eigenart. Welche Aussichten für den Dichter des Don Karlos, der nun strebend und werbend in diesen Kreis eintreten wollte!

Schiller wußte freilich, daß die Beschützerin des weimarischen Musenhofes seine ersten Dramen nicht liebte. Offenbar deshalb suchte Wieland, um jeder Empfindlichkeit vorzubeugen, den jungen Dichter zur Toleranz für sie zu stimmen, weil er wisse, daß sie

verlegen sein werde. Aus den Andeutungen seines Begleiters konnte Schiller entnehmen, was die Freundin Wielands, die vor allem graziöse Formen und eine in heiteren Farben anmutig spielende Poesie liebte, an seinen Dichtungen auszusetzen habe. Der Graziendichter gestand seinem Landsmann während der Fahrt, daß auch er selber trotz aller Bewunderung für Schillers „starke Zeichnung", für seine „großen und weitläufigen Kompositionen" und ihr „lebhaftes Kolorit" doch „Reinheit und Geschmack, Delikatesse und Feinheit" bei ihm noch vermisse. Schiller war gegen die eigenen Fehler nichts weniger als blind. Aber zeugte nicht sein Don Karlos für ein heißes Bemühen, aller Schwächen und Unvollkommenheiten Herr zu werden? Nun komme es darauf an, meinte er, ob das fertige Drama seinem Kritiker beweisen werde, daß er inzwischen jenen „mangelnden Attributen" näher gekommen sei. Das Ergebnis der Unterhaltung war, daß Wieland versprach, den Don Karlos mit dem Dichter zu lesen und ihm „im Detail" seine Meinung darüber zu sagen.

Im schlichten Landhause zu Tiefurt ging alles nach Wunsch. Sie wurden von der Herrin huldvoll und ohne alles steife Zeremoniell empfangen; nach dem Tee zeigte die Herzogin selbst ihrem Gaste die Herrlichkeiten des Parks und einige Landschaftsbilder, und ihre Hofdame, das verwachsene und gutmütig-mokante Fräulein von Göchhausen, erwiderte einige galante Aufmerksamkeiten des Dichters durch Überreichung einer selbstgepflückten Rose. Auf der Heimkehr versicherte Wieland, Schiller habe die Herzogin „erobert". Dieser freilich war von der hohen Dame nicht völlig befriedigt: ihre geistigen Interessen schienen ihm einseitig entwickelt und allzu ausschließlich aufs Sinnenfällige, auf Musik und Malerei gerichtet. Sein Selbstvertrauen war durch die Begegnung mit diesen „weimarischen Riesen" nichts weniger als vermindert; mit Genugtuung fand er Charlottens ermunternden Zuspruch bestätigt, daß er mit seinen Manieren sich überall in Weimar sehen lassen dürfe. Schon zum folgenden Abend wurde Schiller abermals von der Herzogin eingeladen und mit ihm Frau von Kalb, nach Wielands Auslegung

aus zarter Rücksicht auf beider freundschaftliche Beziehungen. Die Weimarer waren ja an Seelenfreundschaften gewöhnt. „Mein Verhältnis mit Charlotten“, heißt es im Bericht an Körner, „fängt an hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. . . . Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen.“ Wiederum ging es einfach und „ganz ohne Zwang“ zu, man soupierte und musizierte, aber das Vertrauen auf die Sicherheit seines „Anstandes“ kam bei Schiller an diesem Abend doch etwas ins Wanken: einige Fragen der Herzogin hatte er nicht dieser, sondern seiner dabeistehenden Freundin beantwortet. „Es kann mir begegnet sein,“ bekennt er, nachdem ihn Charlotte beiseite gezogen und über seinen Verstoß belehrt hatte, „denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen.“ Überhaupt kam der Dichter von der Empfindung nicht los, daß er „bei der Alten“ befremdende Vorurteile zu überwinden habe. Umsomehr freute er sich auf die bevorstehende Rückkehr der jungen Herzogin, deren Vortrefflichkeit allerwärts gerühmt und die ihm von Charlotte als „eifrige Patronin“ seiner Arbeiten geschildert wurde: die hohe Dame sei für alles Schöne und Edle besonders empfänglich, bei ihr dürfe er sein Wesen ganz frei entfalten. Aber noch ehe Herzogin Luise heimkehrte, trat ein Ereignis ein, das ihm die Hofluft, ja überhaupt den Aufenthalt in Weimar verleidete.

Von der Aufnahme des Don Karlos am weimarischen Musenhofe hing für Schiller alles ab: die Gunst des Fürsten, sein Verhältnis zu den Geistesgrößen Weimars, die Gestaltung seiner Zukunft. Bei Charlotte hatte er zuerst die Wirkung des Dramas erprobt. Zwar hatte er dort den Eindruck, es fehle ihr, „weil sie krank und schwach war, oft an Sammlung des Geistes, selbst an Sinn“, aber sie ward doch „erstaunlich“ ergriffen, namentlich von den Szenen, die ihr eigenes Bild wiedergaben. Mehr indes kam auf das Urteil der anderen an, die entscheidende Stimme hatte Wieland. Aber dieser blieb stumm. Zwei Tage nach dem Musikabend bei der

Herzogin, am 30. Juli, war Schiller noch einmal, fast sechs Stunden lang, in seiner Gesellschaft. Wieland zeigte dem Gast seine Bibliothek, er führte ihn in den „Stern" und in den Montagsklub, er tauschte mit ihm vertrauliche Mitteilungen über ihre Lebensschicksale aus, er weihte ihn in seine schriftstellerischen Ideen und Pläne ein und nahm mit Freuden wahr, daß der junge Kunstgenosse im Gegensatz zu anderen „jungen Leuten" ihn für mehr hielt, als „einen Professor, der ein Journal herausgebe". Den Don Karlos aber, der seit drei Tagen in seinen Händen war, erwähnte Wieland mit keiner Silbe. Schiller faßte sich und gab ihm über eine Woche Zeit, zu einem Urteil zu kommen. Aber Wieland ließ nichts von sich sehen und hören. Schiller schickte zu ihm und bat sich einen Band Diderot aus; Wieland aber wollte den zarten Wink nicht verstehen. Da entschloß sich jener zu einem neuen Besuch, aber Wieland war — nicht zu Hause. Und schließlich verreiste er nach Eisenach und blieb dort über acht Tage, ohne ein Wort der versprochenen Kritik von sich zu geben. „Mit Wieland ist es also aus?" schrieb der getreue Körner. „Es hat nicht lange gewährt. Der Mann ist mir unerklärlich. Es sind gewiß Klatschereien und Verhetzungen vorgefallen."

Körner irrte. Wielands Schweigen hatte andere Ursachen. In Tiefurt hatte sich die Stimmung völlig zu Schillers Ungunsten geändert, und Wieland war nicht der Mann, gegen den Strom zu schwimmen. Ein am Hofe der Herzogin-Mutter gern gesehener Gast, der Geheimsekretär Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha, war inzwischen eingetroffen. Schiller hatte den vielgenannten Literaten unmittelbar nach jenem Tiefurter Konzertabend kennen gelernt und von ihm, dem einst der Bauerbacher Plan „groß" erschienen war, das erste und zwar abfällige Urteil über seinen Karlos vernommen. Gotter, der Bewunderer und Vertreter französischer Formkunst, ging auf die Absichten des Dichters nicht ein; er maß alles nur an herkömmlichen, festen Regeln. Von der platten Nüchternheit dieses Verstandesmenschen war, das fühlte Schiller sofort, nichts Gutes zu erwarten, und sein Urteil mußte im engeren Kreise der Herzogin

Anna Amalia, wo er als Bühnenkenner in hohem Ansehen stand, ungünstig wirken. Als Gotter an einem der folgenden Abende in Tiefurt zu Gaste war, las er der Gesellschaft, in der sich auch Wieland befand, den Don Karlos vor. Nur die erste Hälfte des Stückes tat, wie Schiller am Tage darauf von Gotter selbst erfuhr, ihre Wirkung, die andere gar keine oder eine widrige. „Daran wurde nicht gedacht," klagt Schiller, „daß die Rolle des Marquis durch die Kunst der Darstellung allenfalls eine Übertretung der Wahrscheinlichkeit entschuldigte." Der enttäuschte Dichter war überzeugt, daß ihn der Verfasser des „Schwarzen Mannes" seit Jahren hasse und gerade darum sich zur Vorlesung des Dramas erboten habe. Was hätte es nun geholfen, das enge Urteil des eigensinnigen Schöngeistes zu widerlegen? Die üble Wirkung war nicht wieder gut zu machen. Der Don Karlos war gefallen, des Dichters Stern gesunken! Wielands Verhalten war damit zur Genüge erklärt: er schloß sich einfach der Herzogin und ihrer Umgebung an. Eine offene Aussprache aber war dem unselbständigen Manne allzu peinlich. So ward Schillers gute Meinung von Wieland stark erschüttert. Schmerzbewegt schrieb er an Körner: „Daß der Karlos nicht einmal die Wirkung auf ihn gemacht hat, auf unsere erste Unterredung davon gespannt zu sein, beweist mir genug. . . . Ich bin zwar in Ansehung seiner von jedermann, der ihn kennt, auf eine erstaunliche Inkonsequenz vorbereitet, aber diese Inkonsequenz könnte es eben sein, was es zwischen uns zu keiner Freundschaft kommen ließe."

An ein nahes Verhältnis zu diesem Kreise war einstweilen nicht mehr zu denken. Auch die Herzogin-Mutter, so schien es wenigstens dem empfindlich gewordenen Dichter, vermied absichtlich jede weitere Annäherung. Peinlich berührte es ihn, daß er weder in der zweiten noch in der dritten Woche seines Aufenthaltes in Weimar nach Tiefurt geladen wurde. Zu einer Operettenvorstellung am 11. August erhielt zwar Frau von Kalb eine Einladung mit dem Bescheid, „eine Gesellschaft" dazu sich zu wählen, aber da Schiller sich nicht als ein „Pendant" Charlottens behandeln lassen wollte, taten beide,

als verständen sie's nicht. Endlich in der vierten Woche wurde er wieder zusammen mit Charlotte zu einem Konzert eingeladen; er folgte nur widerstrebend und fand: „Die Musik war den Widerwillen wert, den ich hatte hinzugehen.“ Zwei Tage danach, am 13. August, kehrte Herzogin Luise nach Weimar zurück. Aber nun war Schillers „Vorrat an Toleranz“ schon so erschöpft, daß er sich der erlauchten Verehrerin seiner Dichtungen gar nicht mehr vorstellen lassen wollte, zumal er sie nicht allein, sondern nur „in einem steifen, großen Zirkel sprechen dürfte“, was mit „erstaunlichen Zeremonien“ verbunden sei; dazu aber tauge er schlechterdings nicht. So kam es einstweilen nur zu einer zufälligen Begegnung im „Stern“, wobei die edle Frau dem Dichter den Eindruck von „Stolz und Fürstlichkeit im Gange“ hinterließ.

Auch bei der übrigen Weimarer Gesellschaft fand Schiller in diesen mißmutigen Tagen seine Erwartungen wenig erfüllt. Schon daß er nach Charlottens Weisung als Weimarischer Rat beim Adel und den ersten bürgerlichen Familien „Zeremonien-Besuche“ machen mußte, hatte er als einen schändlichen Zeitverlust empfunden. Im „Klub“ mußte er zu mancher angenehmen Bekanntschaft gar zu viele „seichte Kavaliers“ in den Kauf nehmen. Erfreut ward er dort aber durch das höfliche und dienstwillige Entgegenkommen des tüchtigen Direktors der herzoglichen Zeichenschule Georg Melchior Kraus, der ihm bald auch seine Anstalt zeigte. In dem Legationsrat Friedrich Justin Bertuch lernte er einen betriebsamen, stets unternehmungslustigen Geschäftsmann kennen, der überall Beziehungen hatte und in allem glücklich spekulierte, mit Literatur- und Modezeitungen ebenso wie mit seinem großen Gartengrundstück und mit einer einträglichen Blumenfabrik. Er scheint auch dem Dichter starke geschäftliche Fähigkeiten zugetraut zu haben. Denn als dieser einmal „mit einer Art Begeisterung von Commercespekulationen“ sprach, eröffnete ihm Bertuch seine großen buchhändlerischen Pläne und schlug ihm vor, selber in eine solche Laufbahn einzutreten. Dazu verspürte Schiller freilich wenig Lust, aber er hielt es doch für vorteilhaft, die neue Bekanntschaft zu pflegen

Ein älterer Herr wieder, Johann Joachim Christoph Bode, einer der eifrigsten Vorkämpfer der Aufklärung, suchte den Dichter des Karlos für den Maurerorden zu gewinnen. Mehr als zu diesen beiden Männern fühlte Schiller sich zu dem trefflichen, gründlich gebildeten Geheimen Hofrat Voigt, dem vertrauten Mitarbeiter Goethes in der Regierung, hingezogen, konnte aber zu rechtem Genuß des Vielbeschäftigten nicht kommen. Im übrigen erschienen ihm die Weimarer Räte und Rätinnen als eine „höchst abgeschmackte Menschenklasse", und auch die im ganzen „erstaunlich empfindsame" Frauenwelt Weimars sagte ihm wenig zu. Ihren üblichen „Teeassembleen" blieb er fern, was die Lästerzungen auf ein despotisches Verbot der Frau von Kalb zurückführten. Auf einem „höchst langweiligen" Spaziergang „in großer adeliger Gesellschaft" lernte er unter allerlei „flachen Kreaturen" Charlotte von Stein, Goethes Freundin, kennen. Sie erschien ihm als „die beste unter allen, eine wahrhaftig eigene, interessante Person", deren Art ihm Goethes Zuneigung völlig begreiflich machte: „schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gefühl hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegt in ihrem Wesen." Näher aber kam er auch ihr nicht, da sie schon Mitte August Weimar verließ. Im Kreise der übrigen Goethe-Vertrauten fühlte Schiller sich durchaus unbehaglich. Zwar fand er in dem bei Hof einflußreichen Major Karl Ludwig von Knebel, der in Goethes Abwesenheit dessen Gartenhaus bewohnte, einen „Mann von Sinn und Charakter, vielen Kenntnissen und einem planen hellen Verstand", aber auch viel „Sattes und grämlich Hypochondrisches". Davon fühlte Schiller sich abgestoßen. Dem in großen Anschauungen Lebenden, der aus der Idee Gott die ganze Philosophie abzuleiten sich getraute, schien ein Geist der Kleinlichkeit in diesen Leuten zu herrschen. „Goethes Geist", so schreibt er an Körner, „hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze, philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resigna-

tion in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben." So sehr mißfiel ihm diese „Vernünftigkeit", daß es ihn eher reizen konnte, „nach der entgegengesetzten Seite ein Tor zu sein".

Schillers eigene Denkweise zog ihn mehr zu Herder hin, dessen neueste Schrift, die spinozistischen Gespräche über „Gott", er soeben zu lesen begonnen hatte. In einem Aufsatze Herders über „Liebe und Selbstheit" entdeckte er Berührungspunkte mit den Ideen der Theosophie des Julius. Auf einem Spaziergang im „Stern", wo Herder und Schiller sich eine Woche nach der ersten Begegnung trafen, kam es zu einem erwärmenden Meinungsaustausch, dem ein Austausch der Schriften folgte. Schiller, angezogen von dem Geist des damals auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft stehenden Mannes, pilgerte am Sonntag nach diesem Gespräch hinaus in die äußerste Vorstadt zur Jakobskirche, um Herder predigen zu hören, und er mußte gestehen, diese feine und doch volksmäßige Predigt habe ihm besser gefallen, als jede andere, die er in seinem Leben zu hören bekommen habe. Freilich vertraute er dem Theologensohn und Oberkonsistorialrat in Dresden, seinem lieben Körner, zugleich an, daß ihm überhaupt keine Predigt gefalle: das Publikum eines Predigers sei viel zu bunt und ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könne, und er dürfe den schwächlichen Teil nicht ignorieren wie der Schriftsteller. Herder seinerseits las den Karlos und nahm als erster und einziger an der Tafel der Herzogin Anna Amalia die Partei des angegriffenen Dichters. So hatte dieser denn wenigstens einen Bekehrten! Denn auch der Generalsuperintendent hatte, wie er selbst Charlotten gestand, früher gegen Schiller gesprochen, als er ihn nur nach dem Hörensagen beurteilte. Aber konnte das Wohlwollen eines Mannes, der nach seinem eigenen Bekenntnis sich „aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen

vollends am allerwenigsten machte“, der seine „Fremdheit in diesem Fache“ offen zugestand, konnte ein so abgeschlossen in seiner eigenen Welt Lebender den regen, literarisch einflußreichen Wieland und die Herzogin, die Seele des künstlerischen Lebens in Weimar, aufwiegen? Zudem erkrankte Herder nun, und Schiller mußte seinen anregenden Umgang, seinen fördernden Rat in einer Zeit entbehren, wo er gerade am meisten freundschaftlichen Zuspruchs bedurft hätte.

„Wie wenig ist Weimar, da der Herzog, Goethe, Wieland und Herder ihm fehlen!“ schrieb Schiller am 18. August. „Seit meinem letzten Briefe habe ich hier wenig Merkwürdiges erlebt. Ich brachte diese Zeit sehr eingezogen zu, und wenn ich sagte: angenehm, so müßte ich mich belügen.“ Was sollte er noch in Weimar? In seinen besten Erwartungen hatte er sich getäuscht. Die Rückkehr des Herzogs abzuwarten, schien ihm nun zwecklos, weil er nichts bei ihm nachzusuchen habe. Überdies war er wieder in Geldnot: seine Barschaft war auf fünf Laubtaler herabgeschmolzen, eine Sendung vom Theater in Riga für den Don Karlos blieb aus, und das Leben in Weimar erschien ihm zu kostspielig. Alles vereinigte sich, ihn von dort wegzutreiben. Schon meldete er sich in Meiningen an, um eine Zeitlang bei seiner Schwester Christophine zu bleiben und Frau von Wolzogen in Bauerbach zu besuchen. Der Auftrag, eine Wohnung für ihn zu mieten, ward schon gegeben. Vor seinem Scheiden aber wollte er noch das benachbarte Jena kennen lernen, wohin er am 31. August mit Frau von Kalb und ihrer Freundin Sophie Reinhold, einer Tochter Wielands, fuhr. Er blieb dort sechs Tage als Gast der Familie Reinhold und kehrte mit neuen Anregungen und zu neuen Entschlüssen geneigt in die Residenz zurück.

Anregend hatte in Jena schon der Verkehr mit seinem Wirte Karl Leonhard Reinhold gewirkt, der aus einem Jesuitenzögling und Barnabitenmönch ein eifriger Kantapostel geworden war. Vermißte Schiller bei dem weltfremden, kaltverständigen Philosophieprofessor auch Phantasiekraft und Gedankenkühnheit, so ließ er sich doch von ihm für eine Sache gewinnen, deren Nutzen ihm Körner

immer vergebens „vorgepredigt“ hatte: jetzt schien es ihm ausgemacht, daß er Kant über kurz oder lang noch studieren werde. Zunächst begnügte er sich mit der befriedigenden Lektüre zweier kleiner Abhandlungen des Königsberger Philosophen in der Berliner Monatsschrift, der Aufsätze: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht und Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. Über Wieland empfing Schiller jetzt von dessen Schwiegersohn beschwichtigende Aufklärungen: indem dieser von seinen eigenen Leiden unter der Launenhaftigkeit des ewig wandelbaren, im Grunde aber gutmütigen Alten erzählte, den man trotz allem immer wieder liebgewinne, lernte Schiller das Verhalten Wielands besser verstehen und seine Ansprüche an ihn mäßigen.

Durch Reinhold wurde Schiller auch bei den Größen der Universität eingeführt. In dem Philologen Schütz, dem Mitbegründer und Herausgeber der angesehenen Allgemeinen Literaturzeitung, fand er einen Menschen von Geist und Sinn und einen Bewunderer des Don Karlos, in seinem Hauptmitarbeiter an der Zeitung, dem jungen Juristen Gottlieb Hufeland, einen „stillen, denkenden Geist voll Salz und tiefer Forschung“. Staunend sah er sich in der sogenannten Literatur, dem Geschäftsgebäude der „rezensierenden Sozietät“, um, wo ungeheure Mengen von Büchern, ihres Richterspruches harrend, aufgestapelt waren. Gegen hundertundzwanzig der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands, so versicherte man ihm, bezogen aus dem umfassenden Unternehmen beträchtliche Honorare. Am letzten Abend genoß Schiller in größerer Gesellschaft vom Gartenhause des Geheimen Kirchenrats Griesbach die herrliche Landschaft und empfing von dem geselligen Gastgeber mancherlei Aufschlüsse über die Universität und die Stadt Jena. Alles behagte ihm: der natürliche Umgangston, die Unabhängigkeit der Professoren, das ganze freie Wesen der akademischen Republik. Auch der Ort selbst und seine gefällige Umgebung heimelten ihn weit mehr an als die herzogliche Residenz. Die längeren Gassen und höheren Häuser Jenas schienen ihm zu bestätigen, „daß man doch wenigstens in einer Stadt ist“. Seltsam und doch anziehend erschien

dem früheren Karlsschüler das Jenenser Studentenleben. Waren die Sitten der Burschen auch wüst und roh, so zeigten sie doch jugendliche Kraft und Kühnheit. „Sogar wenn man die Augen zumachte“, meint Schiller, „könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten.“ Der Gedanke, als Lehrer dieser Jugend zu wirken, tauchte jetzt zum erstenmal in ihm auf, als Reinhold ihm versicherte, er könne ohne Schwierigkeiten bis zum Frühjahr einen Ruf nach Jena erhalten. Der Dichter wollte aber zunächst noch frei von jeder Amtsverpflichtung und Herr seiner Zeit und seiner Kraft bleiben. Ein unabhängiges Leben in Gemeinsamkeit mit den Dresdener Freunden schwebte ihm noch immer als das nächste Ziel vor; die „Zuflucht in einer akademischen Wissenschaft“ sollte seinen späteren Jahren vorbehalten sein. Mit dem Gelübde, Jena nicht zum letztenmal gesehen zu haben, schied er von den neu gewonnenen Freunden.

Nur eins hatte Schillers Behagen in der kleinen, von regem geistigen Leben erfüllten Universitätsstadt beeinträchtigt. „Ich war sechs Tage müßig in Jena“, beichtet er dem Freunde. „Schon allein das mußte mir die reine Freude vergiften.“ Mit verstärkter Lust zur Arbeit kam er nach Weimar zurück. Am Tage darauf, dem 28. August, feierte er mit Knebel und anderen im Garten Goethes den Geburtstag des Abwesenden durch ein Mahl, Illumination und Feuerwerk. Schiller selbst brachte die Gesundheit des Gefeierten in Rheinwein aus. Mit seinem Herzen jedoch war er nicht im Kreise der sorglos Schmausenden, hatte er doch am gleichen Tage unter dem Eindruck der Jenenser Woche die ganze Energie seines Willens zu einem großen Entschluß zusammengerafft. In anderen, in der Anerkennung der „weimarischen Riesen“, nicht in sich selber zunächst hatte er bis dahin das Glück gesucht, nun will er es aus eigener Kraft, im eigenen Innern finden. In einem Briefe an Huber, der diesen zugleich mit fortreißen soll zu erhöhter Tätigkeit, faßt er das Ergebnis seiner letzten Erfahrungen zusammen: er erkennt seine „Armut“ an Wissen und Welterfahrung,

schlägt jedoch seine geistigen Kräfte und Ziele höher an als bisher. „Dem Mangel, den ich in Vergleichung mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Applikation begegnen und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. . . . Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu außerordentlich, zu seltsam für mich sein. Überlege einmal, mein Lieber, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Ungewöhnlichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuß eines denkenden Geistes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armseligen Proportion stehen die Befriedigungen irgend einer kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel. Das gestehe ich dir, daß ich in dieser Idee so befestigt bin, daß ich mit Gelassenheit mein Leben an ihre Ausführung zu setzen bereit wäre. . . . Dies ist nicht erst seit heute und gestern in mir entstanden. Jahre schon hab' ich mich mit diesem Gedanken getragen, nur die richtigere Schätzung meiner selbst, wozu ich jetzt erst gelangt bin, hatte noch gefehlt, ihm Sanktion zu geben." Das „Vermögen" aber, kraft dessen er sein weitgestecktes Ziel erreichen will, ist die Zeit. Bis dahin habe er dieses Vermögen zu wenig gekannt, dessen gewissenhafte, sorgfältige Anwendung erstaunlich viel aus uns machen könne. „Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die unser Eigentum ist, sich selbst und ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit von Außendingen, alle Güter des Lebens erwerben zu können. Mit welchem Rechte können wir das Schicksal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als andere begünstigte? Er gab uns Zeit, und wir haben alles, sobald wir Verstand und ernstlichen Willen haben mit diesem Kapitale zu wuchern."

Arbeit, immer gesteigerte, nie ermattende Arbeit ward nun die Losung seines Lebens. Mit vollem Ernst und neuem Eifer

ging er zunächst an die Geschichte der niederländischen Rebellion, die er schon vor dem Ausflug nach Jena zaudernd wieder vorgenommen hatte. Die vortrefflich ausgestattete Weimarer Bibliothek konnte ihm die besten Dienste leisten, und so wurde die Reise nach Meiningen und bald auch die nach Hamburg aufgegeben. Schiller begann sein Leben und sein Verhalten ganz neu einzurichten. Der Arbeit widmete er alle Kräfte. Zehn, zwölf Stunden „wühlte“ er im Strada, Grotius, Reid und in anderen Werken herum. Spaziergänge im „Stern“, Besuche bei Frau von Kalb und ein paar anderen Bekannten, die Teilnahme am Montagsklub waren in den ersten Wochen der neuen Tätigkeit seine einzige Erholung. Selbst zu Zeiten, wo sein angegriffener Körper eine Pause verlangt hätte, ging die Arbeit „zur Not“ vorwärts: solche Stunden und Tage nahm er als eine treffliche Gelegenheit hin, „die gründliche Stärke seines neuen Glaubens“ und seines Mutes zu prüfen. Hatte er früher auf jedes Urteil gelauert, in jeder neuen Bekanntschaft einen Richter gesehen und überhaupt die Menschen und Dinge um sich her zu wichtig genommen, so fragte er jetzt nach niemand und grübelte weniger über sich und sein Schicksal. Die Freunde in Dresden erhielten seltenere, aber freundlicher gestimmte Berichte. Da heißt es einmal: „Meine Laune ist seit einiger Zeit recht sehr gleichförmig ruhig und behaglich. Ich kann nicht leugnen, daß ich sehr wohl zufrieden bin; dabei finde ich, daß in uns selbst die Quelle der Schwermut und Fröhlichkeit ist. Seit ich mit mir selbst einig bin, finde ich auch außer mir mehr Freude.“ Und ein andermal: „In der Tat habe ich hier jetzt eine recht schöne Existenz; voll Genuß, Arbeit und Hoffnung. Ich bin gesund, und meine Laune ist klar und sich gleich. Meiner Verbindungen sind viele, viele sind mir gut, einige sind mir recht gut. Dies gibt dem Leben einen angenehmen Fluß.“

Mit der steigenden Befriedigung an seiner Arbeit und mit der Festigung seiner Seelenruhe änderte sich auch sein Verhältnis zur Gesellschaft. Seitdem er ihren Urteilen gleichgültiger gegenüberstand und in seinen Ansprüchen nicht mehr enttäuscht werden

konnte, weil er diese bedeutend herabgestimmt hatte, mochte er ohne Gefahr für sein inneres Gleichgewicht den Verkehrskreis wieder ausdehnen; zugleich aber wurden seine Urteile, anfangs oft hart, bitter und befangen, milder, gerechter und freier. Mit zwei Weimarer Damen, Corona Schröter und Karoline Schmidt, für die er trotz Körners Empfehlung zuerst nur wegwerfende Worte gefunden hatte, kam er jetzt „auf den charmantesten Fuß“. Mit Vergnügen läßt er sich von der liebenswürdigen und immer noch schönen Schauspielerin die Iphigenie ihres bewunderten Freundes Goethe vorlesen und schenkt ihr als Gegengabe für ihre „Lieder“ mit verbindlichen Zeilen seinen Don Karlos. Bei der Überreichung des Dramas an die „sehr artige“ Demoiselle Schmidt versteigt er sich gar zu galanten Widmungsversen. Mit den beiden Damen, dem Kammerrat Ridel und dem Hofmedikus Christoph Wilhelm Hufeland bildet er eine Whistpartie in der neugegründeten, rein bürgerlichen Mittwochsgesellschaft und ruft außerdem einen aus lauter Unverheirateten bestehenden Freitagsklub ins Leben. Die übrigen Abende bringt er bei Charlotte von Kalb, bei Frau von Imhof oder in einem anderen befreundeten Hause zu, — seine Arbeit aber leidet dabei keinerlei Unterbrechung. Vom Hofe hält er sich fern, da es seinem Stolze weh tun würde, „als ein unbedeutender bürgerlicher Mensch unter dem Adel eine prekäre Rolle zu spielen“. Selbst als der Herzog anfangs Oktober einige Tage in seiner Residenz weilte, machte der Dichter keinen ernsthaften Versuch ihn zu sprechen.

Schiller begann sich in Weimar so wohl zu fühlen, daß er daran dachte, die Wiedervereinigung mit dem Körnerschen Kreise durch dessen Übersiedlung nach Weimar herbeizuführen. Im Briefe vom 14. Oktober zählte er dem Freunde sechzehn Männer und Frauen auf, „lauter Menschen, die man in einem Ort nie beisammenfindet“, und die zu ihrer Freundschaft „einen recht schönen Hintergrund“ abgeben müßten. Der Weimaraner aber, dem Schiller diesen Plan zur Unterstützung eifrig empfahl, war — Wieland. Mit ihm war endlich ein freundliches Verhältnis wieder zustande gekommen, ohne daß der früher so leidenschaftlich werbende jüngere

Dichter sich darum bemüht hätte. Über sechs Wochen lang hatten sich die beiden nicht gesehen, als sie sich in einer Abendgesellschaft bei Geheimerat Voigt trafen. Schiller war selbst erstaunt über die Seelenruhe, die er dabei bewahrte: er ließ sich auf ein gleichgültiges Gespräch ein. „Es ist doch sonderbar mit den Menschen", berichtet er an Körner. „Wenn es mir sonst begegnet wäre, daß meine schönen und überspannten Ideale von Menschen uud Freundschaft so zu schanden gingen, so hätte ich mich eines Widerwillens oder Schmerzes kaum erwehren können. Hier war ich so ruhig, kalt und unbefangen, daß ein Dritter nicht ahnen konnte, wie nahe wir uns einst waren und wie trivial wir auseinander kamen." Dann begegneten sich beide wieder in der Mittwochsgesellschaft; auch diesmal kam es nur zu einer scherzenden Unterhaltung „über den tiefen Geist des Whistspiels" und die Freuden des Ehestands. Bald darauf aber gab Wielands über Erwarten günstige Anzeige des Don Karlos im Teutschen Merkur Anlaß zu einer gründlicheren Aussprache im Klub, wo Schiller seinem Kritiker einige höfliche Dankesworte sagte. Und endlich, das Ergebnis einer dreistündigen, herzlichen Unterredung gelegentlich eines Besuches, den Schiller dem inzwischen leicht erkrankten Graziendichter machte, war der Plan einer näheren Verbindung mit Wielands Merkur, der zu einem „herrschenden Nationaljournal" erhoben und mit der Thalia verschmolzen werden sollte. Schiller fühlte sich schon als „präsumtiven Erben" der Wielandschen Zeitschrift. Vor allem aber war es ihm erwünscht, einen „Kanal" zu haben, in den er die ersten Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit sofort hineinleiten könne. Eine weitere neue Aussicht, der anhaltenden Geldnot zu steuern, bot sich ihm, als er bald darauf „förmliches Mitglied" der Allgemeinen Literaturzeitung wurde. Den Lesern des Merkur aber kündigte Wieland noch vor Ende des Jahres 1787 die Mitarbeiterschaft des „vortrefflichen jungen Mannes" an, die dann in der Tat mit der Einleitung zur Geschichte des Abfalls der Niederlande eröffnet wurde. Zu einer völligen Ausführung freilich ist jener Plan einer dauernden Verbindung nie gekommen.

Auch in Wielands Familie wurde Schiller immer heimischer; bald war er „wie ein Kind vom Hause“. Und der alte Herr war nun von der Person seines jungen Freundes so entzückt und lobte die Anfänge des Abfalls der Niederlande so schwärmerisch, daß Schiller neue Zweifel an der Unbefangenheit und Sachlichkeit seines Kritikers aufstiegen. Für den kinderreichen Familienvater lag der Wunsch nahe, den zukunftsvollen Kunstgenossen durch eheliche Bande an sein Haus zu fesseln. Dieser selbst, von der alten Sehnsucht nach einem trauten Heim ergriffen, erwog den Gedanken einer Verheiratung mit Wielands zweiter Tochter Wilhelmine. Aber er legte sich die Frage vor, ob das unerfahrene, unschuldige Wesen zu ihm, dem Weltkind, passe; die Fähigkeit zu beglücken traute er dem Mädchen zu, sich selbst aber nicht genügend Selbstsucht, um glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen. Die „vorübergehende Grille“, wie Körner den Gedanken nannte, war bald verflogen.

„Charlotte weiß von diesem Monologe meiner Vernunft nichts,“ — mit diesen Worten schloß Schiller den brieflichen Bericht über die „Heiratsidee“ an den Freund in Dresden, mit der er sich wohl hauptsächlich im Blick auf sein Verhältnis zu Frau von Kalb beschäftigt haben mag. In ihren gegenseitigen Beziehungen war unvermerkt ein Wandel eingetreten, der aus der Verschiedenheit ihrer Gefühle und Ansprüche entsprang. Schiller war nach Weimar gekommen, die Muse des Don Karlos wiederzufinden. Aufs neue hatte ihn die Möglichkeit einer unerschütterlichen Seelenfreundschaft gelockt. So entstand in der ersten Begeisterung der Wiedervereinigung der Plan eines dauernden Zusammenlebens: bei Schillers Rückkehr nach Dresden sollte Charlotte ihn begleiten, und auch deren Gemahl dem Bunde mit dem Körnerschen Kreise sich anschließen. Auf die von Sorgen erfüllte Frau hatte die mannigfache Betätigung ihrer innigen Freundschaft im Anfang heiter und belebend gewirkt. Allmählich aber schlich sich etwas Beängstigendes in das Zusammenleben. Schon in den ersten Wochen erkannte Schiller, daß „lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens“ sein Bild viel tiefer in ihrer Seele

festgehalten habe, als das ihrige in seiner lebe. Es kamen Stunden, in denen die leidenschaftliche Freundin sich wieder den kühnsten Hoffnungen hingab und an Scheidung von ihrem Manne, an eine eheliche Verbindung mit dem Geliebten dachte. Solche Gedanken mußten bei Schiller immer wieder an der Erkenntnis scheitern, daß eine Frau, die nur in Ideen lebte und im geistigen Verkehr nur ihr eigenes Wesen zu erweitern, nicht aber durch hingebende Liebe und aufopfernde Fürsorge das Dasein des Mannes zu erwärmen und erleuchten suchte, bei aller Hoheit der Seele seine Ansprüche nie voll befriedigen könne. Der Rückschlag bei Charlotte blieb nicht aus: die niedergehaltenen Gefühle steigerten ihre nervöse Reizbarkeit, aufsteigende Zweifel ließen ihre Stimmung jäh zwischen Überspannung und Erschlaffung wechseln. Schiller fühlte immer deutlicher die innere Unmöglichkeit des erstrebten Seelenbundes. „Ein weiblicher Freund ist keiner“, schrieb er schon am 6. Oktober an Huber. In seiner ausklingenden Sturm- und Drangzeit hatte ihn die geistvolle Frau angeregt, nun aber, wo er nach Klarheit, Sammlung, Einheit rang, wirkte ihr unruhiges, zerfahrenes Wesen hemmend auf sein inneres Leben. Was er suchte, konnte er bei der im tiefsten Wesen Unglücklichen nicht finden. Je mehr er sich in seinen männlichen Entschlüssen befestigte, desto deutlicher mußte der Wunsch sich regen, das an Widersprüchen krankende Verhältnis zu lösen. Mitte November begab sich Charlotte nach Kalbsrieth, um dort mit ihrem Gatten zusammenzutreffen und ihn nach zehn Tagen mit nach Weimar zu bringen. Dann sollte die Zukunft sich entscheiden. Aber während die Freundin fern war, ging auch Schiller auf Reisen: er folgte endlich der dringenden, wiederholten Einladung seiner Schwester und der Bauerbacher Gutsherrin. Von diesem kurzen Ausfluge brachte er Eindrücke zurück, vor denen alle „romantischen Luftschlösser“ verschwinden mußten. Die Sonne seines Lebens sollte ihm, einen neuen Tag verkündend, hinter den winterlich verschneiten Hügeln Rudolstadts aufgehen.

22. Charlotte von Lengefeld.

Um dieselbe winterliche Zeit, wie einst als Flüchtling, noch immer heimatlos und doch ein anderer, kehrte Schiller zum zweiten Male in Bauerbach ein. Mit seiner Schwester Christophine im nahen Meiningen, die in entsagungsvoller Hingabe ihrem grämlichen Gatten lebte, fand er sich in alter Innigkeit zusammen, und in die Launen des leicht verdrießlichen Schwagers wußte er sich zu schicken. In Meiningen und in der Umgegend wurden alte Bekanntschaften wieder aufgefrischt und neue gemacht. Besonders erfreut war Schiller, einem Mitglied der heiteren Gohliser Tafelrunde, dem Maler Reinhart, in der kleinen Residenzstadt zu begegnen und „ganz den alten und braven Kerl" wiederzufinden. Wehmütiger Empfindungen gewärtig, suchte er in Bauerbach die Stätten auf, wo er einst als Einsiedler liebend und dichtend geschwärmt, wohin er lange noch aus der Ferne heimwehvoll zurückgeschaut hatte; aber die erwarteten „heiligen Pilgrimsgefühle" wollten sich nicht einstellen. „Jene Magie war wie weggeblasen," schreibt er enttäuscht. Keiner von den geliebten Plätzen sagte ihm mehr etwas. Deutlicher als je kam ihm die große Veränderung zum Bewußtsein, die mit ihm vorgegangen war: zwischen damals und jetzt lag eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen und heilsamer Erkenntnisse, neuer Gefühle und Erscheinungen, lag eine ganz neue Epoche seines Denkens. Die Bauerbacher Idylle hatte für den keinerlei Reize mehr, der tätig auf die Welt zu wirken gesonnen war.

Bei der Gutsherrin von Bauerbach aber begegnete Schiller den alten treuen Gesinnungen; sie gab dem früheren Bewerber ihrer Tochter das schönste Zeichen ihres mütterlichen Vertrauens, indem sie ihn wegen der geplanten Verheiratung Lottens mit einem Herrn von Lilienstern zu Rate zog. Schiller sah die gütige Freundin damals zum letztenmal: im August 1788, kurze Zeit nachdem er mit ihr einen genauen Plan zur Tilgung seiner Schulden verabredet hatte, starb sie infolge einer schweren Operation. Seines Elends von einst und ihrer Hilfe gedenkend, schrieb er bei diesem Anlaß an Wilhelm von Wolzogen: „Sie war mir alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können. Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grab abzutragen habe."

Mit diesem ältesten Sohne der Freundin fühlte sich Schiller seit dem zweiten Aufenthalt in Meiningen-Bauerbach noch fester verbunden als früher. Auf sein Zureden und in seiner Gesellschaft machte er auf der Rückreise einen Umweg über Rudolstadt, wo Wilhelm eine verwandte Familie, Frau von Lengefeld und ihre beiden Töchter, mit einem Besuche überraschen wollte. Mit neugierigem Erstaunen sahen die Damen am Nachmittag des trüben 6. Dezember zwei in Mäntel gehüllte Reisende an ihrem Hause in der Neuen Gasse vorüberreiten. In dem einen, wenn er auch scherzend das Gesicht zu verbergen suchte, hatten sie bald ihren Vetter erkannt. Umsomehr gab ihnen dessen unbekannter Gefährte zu raten. Ein Fremder, zumal zur tiefen Winterszeit, war in dem weltabgeschiedenen Städtchen ein Ereignis. Den einförmig ihre Tage Verlebenden waren Gäste immer willkommen; mit erhöhter Freude aber wurde der Besuch des vielgenannten Dichters begrüßt, den der Vetter am Abend vorstellen zu dürfen bat. Der Kreis, in den Schiller wie zufällig an diesem Winterabend eingeführt wurde, sollte ihn sein Leben lang festhalten.

Völlig fremd waren die Verwandten der Frau von Wolzogen und deren junger Freund einander nicht mehr, als sie sich jetzt gegenübertraten. Schon im Juni 1784 hatten die aus der Schweiz

zurückkehrenden Damen den Dichter in Mannheim flüchtig kennen gelernt, nachdem sie bereits im Jahre vorher durch Henriette von Wolzogen seinen Angehörigen auf der Solitude zugeführt worden waren. Diese erste Begegnung war bei dem damals fieberkranken Dichter freilich ohne jeden tieferen Eindruck geblieben, und die Schwestern hatten sich nur darüber verwundert, „daß ein so ungezähmtes Genie ein so sanftes Äußere haben könne“. Interessant mußte Frau von Lengefeld dem Dichter schon als die Schwester jener beiden Herren von Wurmb sein, deren Edelmutswettstreit ihn einst zu seiner ersten Erzählung angeregt hatte. Mit dem einen der Helden jener „Großmütigen Handlung“, dem Gutsbesitzer Ludwig von Wurmb in Wolframshausen, war Schiller ja bereits in der Bauerbacher Zeit bekannt geworden; über die Mitglieder der verwandten Rudolstädter Familie aber mochte er von der mitteilsamen Bauerbacher Freundin wohl schon manches erfahren haben.

Frau von Lengefeld war seit 1776 Witwe. Ihr Gatte, der fürstlich schwarzburgische Landjägermeister Karl Christoph von Lengefeld, war ein überaus tüchtiger Mann gewesen; trotz eines schweren körperlichen Gebrechens hatte er sich durch praktische Tätigkeit und fachwissenschaftliche Leistungen einen so ausgezeichneten Namen erworben, daß unter anderen auch Friedrich der Große seine Dienste durch die glänzendsten Anerbietungen zu gewinnen suchte. Umsichtig und eifrig, wie in der Pflege der heimatlichen Wälder, verfuhr Herr von Lengefeld auch bei der Erziehung seiner beiden Töchter, auf deren geistige und körperliche Ausbildung er gleich sorgfältig bedacht war. Das Beste dazu freilich tat er selbst in lebendigem persönlichen Verkehr durch treffliches Beispiel. Viel zu früh für die Seinen mußte er sterben: Karoline war damals dreizehn, Lotte, am 22. November 1766 geboren, erst neun Jahre alt. Als das Muster eines ehrenfesten Mannes und als ein freundlich anregender Gefährte blieb der Vater seinen Töchtern zeitlebens im Gedächtnis. Die Witwe mußte mit bescheidenen Mitteln haushalten. Da war es gut, daß Frau Luise von Lengefeld in der vierzehnjährigen Ehe mit dem

weit älteren leidenden Manne ihrer ursprünglich lebenslustigen Natur so manche Entsagung aufzuerlegen gelernt hatte. Für die geistige Leitung ihrer begabten Töchter fehlte ihr freilich die feste Hand. So wurde deren junge Phantasie reichlicher genährt, als der bedächtige Vater wohl gebilligt hätte. Sie lasen alles, was empfindsame Herzen damals entzückte: Gellerts „Schwedische Gräfin“ und seine moralischen Schäferspiele, Richardson und Rousseau, Ossian, „Werther“ und „Siegwart“. Die Mutter selbst beteiligte sich an dieser Lektüre; denn auch sie war ja noch jung und genoß mit den Heranwachsenden eine neue Jugend. Lebensfrisch und an den Freuden und Leiden anderer teilnehmend, nachgiebig gegen die Wünsche ihrer Töchter blieb die chère mère, wie sie im vertrauten Kreise hieß, ihr Leben lang. Die gute Frau erwarb sich überhaupt rasch das Vertrauen der Jüngeren, weil sie (nach dem Zeugnis Charlottens) „deren Ansichten nicht störte, sondern schwieg, wenn sie anders dachten und fühlten“. Trotz aller Güte und Milde aber ließ sie sich von festen, moralischen Grundsätzen leiten und konnte zürnen, wenn diese verletzt wurden. Ihre Pflichtauffassung freilich war stark beschränkt durch ängstliche Förmlichkeitsbedenken und gesellschaftliche Vorurteile, wofür sie sich manche Neckerei von ihren unbefangeneren Kindern gefallen lassen mußte. Wie sie den Hof und höfisches Wesen liebte und aus innerster Neigung später das Amt einer Prinzessinnen-Erzieherin und Oberhofmeisterin übernahm, so waren auch ihre Begriffe von dem, was sich geziemt, durch die in jenen Kreisen herrschenden Anschauungen bestimmt. Danach suchte sie auch die Zukunft ihrer Kinder zu gestalten, deren Glück der Mutter sehnlichster Wunsch war. Besaß sie auch nicht Entschiedenheit genug, ihre Pläne durchzusetzen, so ließ sie sich doch auch durch keine Enttäuschung verbittern. Immer wieder half ihre unverwüstliche Herzensgüte, unterstützt durch einen festen Vorsehungsglauben, ihr über die Unbegreiflichkeiten des Lebens hinweg, immer wieder wußte sie alles zurecht zu legen und zum Besten zu kehren, immer von neuem war die chère mère zu Hilfe mit Rat und Tat bereit.

Der Sorge um die ältere Tochter Karoline glaubte sich die Mutter enthoben, als ein junger Herr von Beulwitz, der Sohn einer angesehenen Rudolstädter Familie, schon um die Sechzehnjährige so ernstlich warb, daß diese als verlobt gelten konnte. Charlotte aber sollte als Hofdame der Herzogin Luise von Weimar in die Laufbahn geleitet werden, in der sich Frau von Lengefeld selbst am glücklichsten dachte. Zu diesem Plane hatte der freundschaftliche Verkehr mit Frau von Stein, der Gutsherrin des nahen Kochberg, die Anregung gegeben. Der Freundin Goethes war das verheißungsvoll aufblühende Mädchen früh lieb geworden, und auch Lotte hatte der gereiften Frau mehr und mehr ihre Seele erschlossen; beide blieben sich das ganze Leben hindurch in inniger und unbedingt vertrauender Freundschaft zugetan. „Wenn ich ganz versteinert bin," schreibt später einmal die leidgeprüfte Frau der jüngeren, „so wird nie der innere Funke, der meiner getreuen Lolo gehört, ausgelöscht werden." An den jungen Fritz von Stein, den Zögling Goethes, band Lotte von Lengefeld geschwisterliche Zuneigung; sie nannte ihn nur ihr „liebes Brüderchen". In Kochberg, wo sie oft wochenlang weilte, wurde sie auch mit Goethe, dem Menschen und dem Dichter, vertraut und gewann früh einen nie wankenden Glauben an seine Persönlichkeit; aber auch der von beiden Schwestern wie ein heilbringender Genius verehrte Meister schloß das zarte, natürliche Kind bald in sein Herz. Durch seine und seiner Freundin Vermittlung wurde Lotte zuerst am Hofe von Weimar eingeführt. Zur Ausfüllung einer Hofstelle aber war die Beherrschung des Französischen, der Hofsprache, erforderlich. Deshalb unternahm Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern jene Reise in die Schweiz. Staunend, mit offenen Sinnen, für jeden Eindruck empfänglich trat die Siebzehnjährige in die neue, bunte Welt, nach der sie sich träumend schon hingesehnt hatte. In Vevey am Genfer See, umgeben von einer großen Natur, unter dem belebenden Anhauch einer frei-edlen Geselligkeit atmeten die in den engen Verhältnissen der zopfigen Kleinstadt herangewachsenen Schwestern wie befreit auf. Der Ort war umwoben von dem Zauberduft

Rousseauscher Dichtung, und auch Lottens Herz ward von schwärmerischer Liebessehnsucht erfüllt: „einmal glaubte ich in der Schweiz zu lieben," gestand sie später dem wirklich Geliebten. Wehmutsvoll nahmen die Schwestern nach einem Jahre Abschied von der schönen Bergwelt, dem Boden der Freiheit, wo ihrem für alles Große und Schöne in Natur und Menschentum erschlossenen Sinn der Geschmack an den öden Förmlichkeiten und Plattheiten der engen heimischen Gesellschaft völlig verleidet worden war. Der äußere Zweck der Reise war erreicht, aber die Idee, Hofdame zu werden, war nun der zu neuem Fühlen und Denken erwachten Lotte geradezu verhaßt. Die Beziehungen zu Weimar wurden zwar weiter gepflegt, zum Glück jedoch fand sich daselbst nicht gleich eine Stelle. Inniger als früher schlossen sich jetzt die beiden Schwestern aneinander, durch die gemeinschaftlichen Reiseerinnerungen und gemeinsames Bildungsstreben verbunden und über ihre Umgebung emporgehoben. Diese Geistes- und Seelengemeinschaft wurde ebensowenig gestört durch die bald erfolgende Heirat Karolinens, die sie ganz in der Nähe des mütterlichen Hauses beließ, wie durch die große Gegensätzlichkeit ihrer Charaktere. So weit auch ihre Lebensauffassungen und Lebenswege später auseinandergingen, das feste Band treuer Schwesterliebe, das sie im Innersten zusammenhielt, ist nie und durch nichts gelockert worden.

Für die Verschiedenheit ihrer Gemütsart und Willensrichtung ist das Verhalten der Schwestern nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz bezeichnend. Lotte, wie stark auch ihr Herz von Sehnsucht nach dem schönen Lande und seinen freien Menschen bewegt war, fand sich bald wieder in das Stillleben der Heimat, getröstet durch heiteren Naturgenuß und den Verkehr mit geliebten Büchern; Karoline dagegen ließ sich durch die Erinnerung an das Verlorene ganz die Freude an der Gegenwart verderben. Die Jüngere befriedigte es, ihre Reiseeindrücke einem verschwiegenen Tagebuch anvertraut zu haben, die Ältere aber, mitteilungsbedürftiger und anspruchsvoller, suchte die Öffentlichkeit mit ihren Aufzeichnungen, die sie als „Briefe aus der Schweiz" in Frau von

Laroches „Pomona“ der „Zeitschrift für Deutschlands Töchter“, erscheinen ließ.

An Tiefe und Fülle des geistigen Lebens waren die beiden Schwestern einander ebenbürtig. Aber was bei der stillen, in sich gekehrten Lotte allmählich reifte, was ganz sich bei ihr erst an den Strahlen der Liebe harmonisch entfalten sollte, das trieb bei der beweglichen, leidenschaftlichen Karoline das stärkere, von den freien Ideen der Geniezeit genährte Selbstbewußtsein rasch heraus. Durch ihr Wesen ging ein tiefer Zwiespalt, der sie nie zum Genügen an sich und der Welt kommen ließ. „Sie hat ihre Existenz zu viel auf Täuschungen des Lebens gegründet. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüt, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden,“ so lautet ein schmerzliches Wort Lottens aus weit späteren Tagen über die geliebte Schwester. Karoline war eine Frau von ganz ungewöhnlicher Bildung und Belesenheit, von den weitesten künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, musikalisch und schriftstellerisch veranlagt, von raschem Blick und treffendem Urteil, geistreich und gewandt in der Unterhaltung. Und sie besaß auch den echt weiblichen Drang, zu lieben und geliebt zu werden, zu beglücken und selber glücklich zu sein. Aber diesem Drange zu genügen, fehlte ihr das Beste und Einzige, was dem Weibe erst tiefste Befriedigung gewährt: die Fähigkeit sich ganz und einem Manne hinzugeben aus Liebe, und sich selbst zu verleugnen um dieser Liebe willen. In der Ehe sich voll auszuleben und auszuwirken, war ihr nicht gegeben. Dazu war Karoline allzusehr erfüllt von dem Anspruch, ihre eigene Persönlichkeit durchzusetzen, rücksichtslos Raum für ihr Wesen und Wirken zu heischen. Ihre Verbindung mit dem Hofrat von Beulwitz war glücklos. Nach Schillers Urteil „ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen“, hatte der etwas trockene Berufsmensch kein Verständnis für das genialische Wesen seiner Gattin, für die ihr eigene „Feinheit der Seele“; sie aber, überhaupt unduldsam gegen Menschen ohne Schwung und Flugkraft, fühlte sich abgestoßen von seiner Schwerfälligkeit, von seinem Mangel an

„Delikatesse". Angetrieben durch ihre persönlichen Erfahrungen und die freien Ideen der Geniezeit, ließ sich Karoline fortreißen über die Grenzen, die ihr Weiblichkeit und Ehrfurcht vor der Ehe hätten ziehen sollen. „Die Heirat", meinte sie, „ist kein Band der Seelen." Liebe und Freundschaft glaubte sie auf eine Linie stellen zu sollen, in Seelenbündnissen mit möglichst vielen, auserlesenen, geistvollen Männern meinte sie ihre Sehnsucht stillen, ihr Dasein erweitern und bereichern zu dürfen. Kein Wunder, daß ihr das eheliche Band immer mehr zur Fessel ward. Trotzdem ging sie, nachdem ihre erste Ehe endlich nach manchen Kämpfen geschieden war, im Jahr 1794 wiederum ohne volle Herzensneigung, eine neue eheliche Verbindung ein, mit Wilhelm von Wolzogen, der seiner Kousine schon seit ihrem ersten Zusammentreffen in Stuttgart (1783) eine begeisterte Verehrung entgegenbrachte. Unglücklich zwar ward diese Ehe nicht, aber auch sie vermochte die ruhelose Frau nicht von ihrem phantastischen Freundschaftsbedürfnis zu heilen. Noch in ihrem siebenundvierzigsten Jahre wurde sie von einer neuen Leidenschaft für einen bewunderten Mann ergriffen. „Ich habe nicht geglaubt," schrieb damals Lotte voll Kümmernis, „daß so etwas in diesem Alter so tief treffen könnte. . . . Es ist eine eigene, ganz eigene Natur, die Frau, so höchst liebenswürdig und interessant, so äußerst verständig und doch so phantastisch. . . . Sie liebte so oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben weil sie nicht so liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen." Als Karoline von Wolzogen hochbetagt im Jahre 1847 starb, da widmete man ihr die Grabschrift, die sie selbst sich erdacht: „Sie irrte, litt, liebte."

Nichts kann die Verschiedenheit der beiden Schwestern besser beleuchten, als ihre Auffassung der Liebe. „Es ist nicht Liebe", so bekennt Lotte einmal, „wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft und diesem selbst alle Vollkommenheiten gibt, sondern das ist Liebe: die Menschen zu lieben, wie wir sie finden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen mit einem Herzen voll Liebe." So war alles Fühlen, Denken und Handeln Char-

lotte von Lengefelds vom Lebensodem reinster Weiblichkeit erfüllt. Hilfsbereite Güte war der Grundzug ihres Wesens, die Fähigkeit des Anschmiegens ihr schönstes weibliches Talent: ganz für andere, zumal für den geliebten Mann, zu leben und, wenn es sein mußte, sich zu opfern, war ihr ein natürlicher und erhebender Gedanke. Karolinens rasch entzündliches, leidenschaftliches Verlangen und jener unstete Wechsel der Neigungen war ihr völlig fremd, denn sie war nach dem Zeugnis der Schwester „mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen". Bei jedem übertriebenen Gefühl und jeder zu heftigen Leidenschaft schien ihr die Seele an Würde zu verlieren. Lotte verschenkte deshalb ihr Vertrauen und ihre Neigung nicht leicht, und war in deren Äußerung scheu und zurückhaltend; dafür aber hielten ihre Empfindungen auch den schwersten Proben stand. Selbst die Natur, die sie von Jugend auf als ihre treueste Freundin und beständigste Freude anzusehen gewohnt war, war ihr ein Symbol „des höchsten innigsten Lebens", der inneren Harmonie: „indem sie ihren ewigen Gesetzen treu bleibt, bleibt sie es auch dem Gemüt, das sie zu fassen strebt." Ihr feiner und tiefer Natursinn, ihre Liebe zu den Wäldern und Bergen der Heimat, ihre kindliche Freude am Grün der Wiesen, am Blau des Himmels half ihr oft über schwere und eintönige Stunden hinweg und erhielt ihr Empfinden frisch und gesund. Dieses innige Naturgefühl brachte Lotte dem Schöpfer näher und verband sie zugleich fest mit seiner schönen Welt. Sie sah wohl nach den Sternen, aber sie verlor sich nicht in schwärmerische Sehnsucht. „Die Welten da droben", ruft die Jugendliche aus, „die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es ist viel Gutes drin." Ihr Gottesglaube und ihre Menschenliebe kamen aus der gemeinsamen Quelle innerster Empfindung; Religion war bei ihr das Gefühlsbedürfnis eines froh vertrauenden Gemüts, nicht eine anerzogene Glaubenssache. Ihr Glaube war lebendige Kraft und bewährte sich, wie ihre Liebe, im Widerstande gegen dunkle Schicksalsmächte. Nichts war ihr in dieser Hinsicht so peinlich, wie „die Einschränkung der Seele, die daraus folgt, wenn alle einerlei glauben sollen". Aber nicht bloß

vor Einschränkung, auch vor verstiegener Schwärmerei und zerfließender Empfindsamkeit behütete sie die schlichte Natürlichkeit ihres Wesens: sie, deren ganzes Wollen von den sicheren Trieben ihrer weiblichen Natur geleitet war, konnten die phantastischen Ideale der Geniezeit nicht von der ihr vorgeschriebenen Bahn ableiten. Wie die Schwester las sie viel und gern: geschichtliche und philosophische, ästhetische und naturwissenschaftliche, vor allem aber poetische Werke; doch alles, was sie aufnahm, mußte ihr schließlich zur Klärung ihres Urteils, zur Läuterung ihres Wesens dienen. Denn Harmonie in sich zu entwickeln und leuchtend um sich zu verbreiten, darauf war ihre ganze Natur angelegt. Bei allen schöngeistigen Interessen vernachlässigte sie die hausfraulichen Pflichten nie: „den Strickstrumpf vergesse ich darüber nicht, der immer meine Hände mitbeschäftigt," bemerkt sie gelegentlich. Nach dem Namen einer gelehrten oder gar berühmten Frau trug Lotte keinerlei Verlangen, und die Neigung „recht klug zu tun", Anwandlungen einer gewissen geistigen Koketterie, hatte sie bald überwunden. Ihrem bescheidenen Sinn genügte es, im stillen ein gefälliges Talent an Übersetzungen und Nachdichtungen zu betätigen, ihrer Naturfreude, ihrem Hang zu sinniger Beschaulichkeit und ihrer Liebe zur Freiheit und Schönheit in anmutigen Gedichten voll sanfter Empfindung und edlem Schwung Ausdruck zu verleihen. Außerdem zeichnete sie gern. Ein Drang nach Öffentlichkeit lag nicht in ihrer stillbescheidenen Art.

Um die Zeit, wo Schiller dem Lengefeldschen Kreise nahe trat, war das Mädchen noch verschlossener als sonst: ihre Seele war noch weich und trüb gestimmt vom Abschied, den das Schicksal erst vor kurzem von ihr gefordert hatte. In den Kreisen der Frau von Stein war sie mit einem schottischen Kapitän, namens Heron, bekannt geworden; die jungen Herzen hatten sich bald zueinander geneigt. Aber gerade als der zarte Keim der Liebe aufsprießen wollte, schied eine harte Notwendigkeit die Lebenswege der beiden auf immer: bei seinem letzten Besuche in Rudolstadt, zu Ostern 1787, eröffnete Heron der Freundin, daß

Ehre und Vaterland ihn zum Kriegsdienste nach Ostindien riefen. In schwermütigen Tagebucheinträgen ließ Lotte das schmerzliche Erlebnis noch nachklingen, und einige zärtliche Briefe des in die Ferne Reisenden konnten das herbe Weh nur vermehren. Zierlich tändelnde Huldigungsverse, die ihr ein anderer Verehrer, der weit ältere Major von Knebel, um diese Zeit widmete, vermochten ihrer trauernden Seele ebensowenig Trost zu spenden, wie eine von der besorgten Mutter in Aussicht genommene „gute Partie“, gegen die sich die Tochter entschieden wehrte.

An jenem grauen Dezembertage des Jahres 1787 war Lotte besonders in sich gekehrt gewesen; Kopfschmerz und Regenwetter hatten ihre Stimmung gänzlich niedergedrückt. Als dann der Gast auf den Abend angekündigt ward, bestürmte Karoline die stille Schwester, nicht ihrer Gewohnheit gemäß sie allein reden zu lassen. Und wirklich, die sonst so Schweigsame, gefesselt von dem lebhaften Geiste des rasch sich heimisch fühlenden Fremden, ging mehr als je aus sich heraus. Auch Schiller fühlte sich stark und eigen angezogen. Lotte, damals einundzwanzig Jahre alt, war keine blendende Schönheit, aber ihre schlanke Erscheinung offenbarte die ganze Anmut ihrer sanften, heiteren Seele. Auf den feinen Zügen ihres lieblichen, von einer Fülle brauner Locken umrahmten Gesichts lag ein Hauch sinniger Träumerei, während der schöne Mund die Gabe „unnachahmlichen Schmollens“ verriet; aus den blauen Augen aber sprachen Unschuld und Güte. Sicherer und weltgewandter stand neben ihr die ältere Schwester, eine Blondine, kleiner von Gestalt. Mehr noch als von ihrer äußeren Anmut war Schiller von der reichen Belesenheit, der echten Empfindung und dem regen Geist der beiden Rudolstädterinnen überrascht. Ihr Klavierspiel entzückte ihn. In der Unterhaltung über mancherlei literarische Dinge zeigten die Schwestern ein freies, unbefangenes Urteil und frische, natürliche Empfänglichkeit. Mit liebenswürdiger Gewandtheit folgten sie ihrem Gaste, auch wenn er von ernsten Dingen einmal auf „Possen“ übersprang. Das machte den Schwaben sofort zutraulich. Als sich herausstellte, daß die Damen seinen

Don Karlos noch nicht kannten, äußerte Schiller ohne jede Schriftstellereitelkeit den Wunsch, sie möchten ihn lesen. So verflog der Abend, der allen stets unvergeßlich bleiben sollte. Schiller pries in einem Brief an Wilhelms Mutter den Geschmack des Freundes, der ihn nach dem abgelegenen Städtchen in die „liebenswürdige Familie“ geführt hatte: „Mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Notwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein.“

Die Ausführung dieser Absicht mußte sich Schiller zunächst freilich versagen. Er sandte den Schwestern einstweilen den versprochenen Don Karlos. „Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten, den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen“, schrieb er an Freund Wolzogen, der nach Rudolstadt zurückgekehrt war und das Werk übermitteln sollte. Lotte hatte die Wiederkehr des interessanten Gastes sehnsüchtig erwartet, wie sie später dem Verlobten bekannte: „Es war schon eine geheime Ahnung in meiner Seele, glaube ich, daß mir Deine Briefe einmal alles sein würden, als Du den Don Karlos an Wolzogen schicktest; ich fand das Billet und behielt es sorgfältig, denn ich weiß nicht, es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von Dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie Du versprochen hattest, herzukommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, Du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß Du ausbliebst.“

Schiller saß unterdessen „unter Folianten und alten staubigen Schriftstellern wie begraben“. Jeder Tag hatte für ihn mindestens zwölf arbeitsvolle Stunden, zwischen denen Besuche bei Freunden und Bekannten, zuweilen auch des Klubs und der Komödie seine einzige Erholung bildeten. Denn innerhalb eines Jahres, das war jetzt sein Plan, wollte er „für eine Versorgung qualifiziert sein“. Die Aussicht auf eine Berufung nach Jena, die damals bestimmter in den Kreis seiner Gedanken trat, erschien ihm um so willkommener, als er mehr und mehr daran verzweifelte, durch bloße publizistische

Tätigkeit seinem Leben eine sichere Grundlage geben zu können. Er wurde nun seiner Arbeit an der niederländischen Rebellion und der ihm reichlich zufließenden Anerkennung doppelt froh. Von allen Seiten machte man ihm, wie er an Körner schreibt, Glückwünsche, daß er sich „in die Geschichte geworfen“ habe. Durch sie hoffte er sich „in der gelehrten und bürgerlichen Welt“ schneller durchzusetzen, als durch den größten Aufwand von Geist „für die Frivolität einer Tragödie“; sie sollte ihn von dem Fluche befreien, „den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat“. „Für meinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengung“, bemerkt er nicht ohne Bitterkeit, „bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen.“ Körner fand diese Ideen von schriftstellerischer Tätigkeit „schrecklich prosaisch“, da er aus ihnen nur Rücksichten auf äußeres Fortkommen und den „Geist der Akademien“, nur schlimme Folgen der „weimarischen Kultur“ herausfühlte. Eindringlich mahnte er den Freund an seinen Dichterwert und Dichterberuf und beschwor ihn, sich nicht „zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herabzuwürdigen“, da er doch berufen sei, „über Geister zu herrschen“.

Großdenkend, wie immer, ward Körner diesmal den Beweggründen Schillers doch nicht ganz gerecht. Die poetische Stimmung konnte auch dieser nicht kommandieren. Außerdem aber verspürte Schiller zu deutlich den inneren Gewinn, den er aus den geschichtlichen Studien und Arbeiten zog. In der steigenden Lust nach Vermehrung seines geschichtlichen Wissens kaufte er sich um jene Zeit, trotz der Beschränktheit seiner Mittel, Pütters Abriß der deutschen Staatsverfassung, Schmidts umfangreiche Geschichte der Deutschen, Montesquieus Esprit des lois, und neben seiner eigentlichen Arbeit ging das Studium dieser Werke her. Mit jedem Schritt auf diesem Gebiete fühlte er seinen Geist reicher werden an Ideen, seine Seele sich weiten mit ihrer Welt: „Die Geschichte ist ein Feld, wo alle meine Kräfte ins Spiel kommen, und wo ich doch

nicht immer aus mir selbst schöpfen muß.“ Noch ein anderes aber verkannte der treue Gewissensrat: die wirtschaftlichen Vorteile, die jene Tätigkeit bot und die der von Not und Sorge übergenug Geplagte zu bedenken gezwungen war. Auch in Weimar erlebte er ja noch Tage, an denen ihm „alles Geld bis etwa auf zwei Groschen Porto ausgegangen,“ — selbst nach Jahren konnte er nur mit Grauen daran zurückdenken. Nun schien endlich die Zeit gekommen, wo er aus seinen Finanznöten sich herausarbeiten konnte. Mit den Einnahmen aus der Thalia, die durch den Geisterseher die Leser anzog, aus seinem Geschichtswerk und seiner Mitarbeit am Merkur und der Allgemeinen Literaturzeitung erwarb er zum ersten Male mehr, als er auszugeben gezwungen war. Auch auf Honorare von den Theatern durfte er rechnen. Der Plan freilich, eine Gesamtausgabe seiner Dramen zu veranstalten, scheiterte, und die Schwansche Buchhandlung in Mannheim übte nach wie vor an dem Eigentum des Dichters ein privilegiertes Freibeutertum aus, ja sie ließ sich von diesem jedes Exemplar, das er von den neuen Ausgaben seiner Stücke bezog, obendrein noch bezahlen. Immerhin, die Aussicht auf Genesung seiner Finanzen erleichterte ihm das Herz, wenn sie ihm auch keine Triebfeder „zur Größe und Vortrefflichkeit“ sein konnte. Zu jener „ökonomischen Schriftstellerei“ trieb ihn neben der klarerkannten Pflicht aber doch auch noch ein tiefpersönliches Bedürfnis; der Gedanke an die Begründung einer häuslichen Existenz beschäftigte zu jener Zeit sein Sinnen und Sehnen stärker als jemals vorher, und die Aussicht auf Erfüllung dieses seines heißen Wunsches erwies sich vor allem anderen als ein wirksamer Sporn für seinen schriftstellerischen Eifer.

Das Rudolstädter Erlebnis hatte diese Sehnsucht aufs neue geweckt, die Sehnsucht nach einem reichen, wechselseitigen Geben und Nehmen in beglückender Ehe. Bei allen Liebesanwandlungen der früheren Jahre hatte sein Herz gehungert; die Freundschaft hatte sein persönliches Leben zwar erhöht, aber sein Ergänzungsbedürfnis naturgemäß nicht voll sättigen können. Je glücklicher nun sein Leben von außen sich anließ, desto schmerzlicher kam ihm

in stillen Stunden seine innere Einsamkeit zum Bewußtsein, und in ergreifenden Klagen vertraute er Körner seine Seelennot: „Noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest Du in meiner Seele lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Tätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, so ist es um mich geschehen. Mein Wesen leidet durch diese Armut, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr und mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohltätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolierter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen."

Körner suchte den Freund von diesen „Heiratsideen" leise mahnend abzubringen. Vielleicht hielt er sie nur für eine „vorübergehende Grille", was ja früher der Gedanke an Wielands Tochter auch gewesen war. Eindringlich wies er auf die Opfer hin, die der „Schriftsteller" dem „Gatten" zu bringen hatte; auf die Gefahren, die der künstlerischen Entwicklung aus einem solchen „Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit" erwachsen könnten. Schiller fühlte sich zum ersten Male von dem treuesten, feinfühligsten Freunde in einer Lebensfrage nicht verstanden. Sollte er da durch Mitteilungen über die Einzelheiten seiner Erlebnisse und Absichten immer aufs neue den Widerstand seines Beraters hervorrufen? In einer Sache, die schließlich nur er beurteilen und entscheiden konnte? „Mit Gewissensfragen dieser Art" sollen die Dresdner nicht mehr „in Verlegenheit" gesetzt werden. „Wenn

ich von dieser Materie wieder schreibe", heißt es in einem Briefe an Huber, „so geschieht es nur, Euch bekannt zu machen, wozu ich entschlossen bin." Und so hat es Schiller gehalten. Er weicht dem Thema nicht aus, aber er behandelt es Körner gegenüber bald mit zurückhaltendem Ernst, bald in scherzendem Ton. „Eine Frau habe ich noch nicht", schreibt er am 12. Februar 1788; „aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Und als Körner erwidert, der Freund wolle ihnen offenbar seine Heiratsideen nach und nach beibringen, inzwischen sei aber „aus guter Quelle" eine bestimmte Nachricht nach Dresden gedrungen, da gibt Schiller am 6. März folgende Erklärung ab: „Ich bin von etwas Wirklichem dieser Art so weit entfernt, als nur jemals in Dresden. Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen Dich fallen, das Dich auf irgend eine Vermutung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte (von Kalb) selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß Du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der erste sein wirst, gegen den ich mich öffne."

Etwa einen Monat, bevor Schiller dies schrieb, hatte er Charlotte von Lengefeld wiedergesehen. Wie alle seine Bekannten nahm auch er an den vom Hof und Adel besuchten Redouten teil, deren glänzendste, die sogenannte Geburtstagsredoute, dem Wiegenfeste der Herzogin Luise galt: gleichsam als Stellvertreter des abwesenden Goethe brachte Schiller der Fürstin eine feinsinnige poetische Huldigung dar, das Gedicht „Die Priesterinnen der Sonne", das am 30. Januar „von einer Gesellschaft Priesterinnen" überreicht werden sollte. Auf einem dieser Maskenbälle sah der Dichter zu seiner freudigen Überraschung im bunten Gewühl plötzlich die junge Rudolstädterin. Die zukünftige Hofdame war nach Weimar gekommen, um sich in dieser Zeit der Lustbarkeiten wieder einmal bei Hofe blicken zu lassen. Sie wohnte bei Frau von Imhof, in demselben Hause, wo Schiller nach seiner ersten Ankunft eine Zeit lang Quartier genommen hatte. Das

war Grund genug für ihn, bei der Schwester der Frau von Stein jetzt häufiger vorzusprechen. Auch bei Charlotte von Kalb, bei Knebel, im Theater traf oder sah man sich, — eine intimere Annäherung freilich gestattete weder der gesellschaftliche Zwang noch die gebührende Rücksicht auf böse Zungen. Indes die bloße Nähe genügte, die Herzen mehr und mehr für einander zu erwärmen, die ersten zarten Keime wechselseitiger Neigung rasch feste Wurzeln schlagen zu lassen. Einstweilen fanden die beiden eine Ergänzung ihres beschränkten Verkehrs in einem regen Austausch von „Billetten", in denen bald alle kühle Förmlichkeit von der erst zart und leise, dann beherzt sich vordrängenden Empfindung verbannt wurde. Gleich das erste Schreiben Schillers fällt mit einigen verräterischen Wendungen ganz aus dem herkömmlichen Stil eines Versuchs, das „gnädige Fräulein ehrerbietigster Achtung" zu versichern. Nachdem ihm schon während des Schreibens die Beteuerung aus der Feder geflossen ist, daß er sich auf den beabsichtigten Sommeraufenthalt in Rudolstadt freue wie noch auf wenige Dinge in der Welt, schließt er das Ganze mit der plötzlichen Bemerkung: „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag." Die Seelen suchten sich, sie fühlten sich einander schon nahe; um so lästiger ward ihnen die beengende „Hof- und Assembleeluft", desto widerwärtiger dem Dichter der Gedanke, die Geliebte solle dereinst darin verkümmern. Überzeugt von der Gemeinsamkeit ihrer Gesinnungen, schreibt er ihr: „Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir teuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe." Und wieder in einem Gedicht, das er auf Lottens Wunsch in ihr Stammbuch schreibt, verwebt er, ergriffen von „dem holden Zauber nie entweihter Jugend," in die Bewunderung ihrer Güte und Unschuld die ernste Warnung vor den Enttäuschungen, die dem kindlich vertrauenden Gemüte von der Welt bereitet zu werden pflegen. Wenige

Tage danach, am 6. April, verließ Lotte Weimar. Die Hoffnung, den Freund in ihrer Heimat bald wieder zu sehen, erleichterte ihr die Trennung; der Schmerz des Abschieds aber ließ die Schüchterne schlicht und innig den Wunsch äußern: „Denken Sie meiner, ich wünschte, daß es oft geschähe; kommen Sie doch sobald als möglich zu uns!“ Feurig greift er dieses Wort auf: „Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte.“ Und obwohl er ihre Jugend sicherlich lieber fern dem verflachenden Zwang des leidigen Hoflebens, hinter den bergenden Hügeln des stilleren und ländlicheren Rudolstadt wußte, machte er der Scheidenden das schmerzliche und ihr doch so süße Geständnis: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen.“ Aber die kommenden schöneren Tage sollen ihn für alles Versäumte entschädigen, ihr Verhältnis zu ihm, das Lotte „Freundschaft“ genannt hat, zur fröhlichen Entwicklung gedeihen lassen: „Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird.“

Drei Tage nach Lottens Abreise brachte ein kurzer Besuch Hubers, der als Legationssekretär nach Mainz ging, dem Vereinsamten einige Zerstreuung. Er begleitete den Freund nach Erfurt und Gotha, sofort nach seiner Rückkehr aber gab er in einem langen Schreiben an Lotte seinen Gefühlen fast unverhüllten Ausdruck. Die Erinnerung an die Entschwundene ist seine „beste Gesellschaft“, schöne Zukunftsträume beleben seine einsamen Stunden, und er kennt nur die eine Sorge, wie er den glücklichen Augenblicken Dauer verleihen soll: „Man sollte lieber nie zusammen geraten — oder nie mehr getrennt werden.“ Häufiger als sonst flüchtet der Arbeitsame zur „lieben Natur“. Der süße Schlag der Nachtigallen weckt in seinem Herzen einen Widerhall, die Wunder des aufwachenden Lenzes erregen wieder und wieder die Sehnsucht nach dem stillen

ländlichen Aufenthalt in der Nähe der Geliebten. Während er so nach „seliger Abgeschiedenheit von der Welt“ verlangte, wurde ihm mit der Hand der Bürgermeisterstochter eine Ratsherrnstelle der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt angeboten. Schiller lachte über den sehr ernstgemeinten „Spaß“ und meinte, die Leute müßten nicht just im Kopfe sein. Auch eine Nachricht aus Mannheim, daß die erste Aufführung seines Karlos dort nicht sonderlich gut ausgefallen sei, focht ihn nicht an: sein ganzes Bestreben war jetzt nur darauf gerichtet, die Geschichte des Abfalls der Niederlande in eifriger Arbeit so weit zu fördern, daß ihm der Buchhändler Crusius in Leipzig, der das Werk verlegen wollte, Honorar darauf zahlte, dann wollte er hinaus „aufs Land fliegen“. Als Mitte Mai der Senior der deutschen Dichter, der siebzigjährige Vater Gleim aus Halberstadt, zu Besuch nach Weimar kam, ließ sich Schiller durch die muntere Mitteilsamkeit des freundlichen alten Herrn noch einige Tage fesseln, — dann aber riß er sich los und eilte, wohin ihn das Herz schon lange zog und wo er ebenso sehnsüchtig erwartet wurde.

Lotte hatte inzwischen auf Schillers Wunsch eine Wohnung für ihn gesucht und ganz nach seinen Bedürfnissen gewählt: im Hause des Kantors Unbehaun, das am Eingange des Dorfes Volkstädt, eine halbe Stunde südlich von Rudolstadt, gelegen war, fand der Sommergast seine Unterkunft. Alles war nach seinem Herzen. Die Stube mit der anstoßenden Kammer war klein, aber sauber und behaglich. In dem stillen Raum konnte er ungestört arbeiten und sich der Aussicht in eine schöne Landschaft erfreuen. Draußen aber konnte er sich in aller Freiheit ergehen. Von einer nahen Anhöhe bot sich dem Blicke ein anmutiges, wechselvolles Landschaftsbild: das Saaletal, umsäumt von sanft ansteigenden Waldbergen, an deren Fuß sich freundliche, von Fruchtfeldern und Wiesen umgebene Dörfer schmiegen, während im Norden, hoch über der kleinen Residenz, das weithin schimmernde, mächtige Fürstenschloß ragt. Schiller hatte in den letzten Jahren viel Stadtluft geatmet; die arbeitsamen Weimarer Tage gar hatten ihn fast völlig

in die Studierstube gebannt, — nun endlich konnte er wieder, wie einst in der Bauerbacher Frühlingszeit und im Sommer von Gohlis, Wälder und Fluren durchstreifen. Nach Herzenslust hat der Dichter in den folgenden Monaten Berg und Tal durchwandert: seine Freude an der Natur blühte auf mit der Liebe, die ihm Himmel und Erde in einen verklärenden Schimmer kleidete und die ganze Gegend auf immer mit seinen seligsten Erinnerungen verband.

Dem Dresdener Freunde hatte Schiller die Absicht geäußert, „eine sehr nahe Anhänglichkeit" an das Lengefeldsche Haus und „eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben" zu vermeiden, um nicht aufs neue Unordnung in Kopf und Herz zu bringen. Doch lange hielten diese Vorsätze nicht stand, wenn sie überhaupt ernstlich gemeint waren. Nach kurzer Zeit schon führte den Liebenden abends nach getaner Arbeit, oft auch schon nachmittags, ein hübscher Pfad am Flußufer abwärts, an Gärten, Kornfeldern und uralten Bäumen vorbei nach Rudolstadt, in die Neue Gasse, wo die Familien von Lengefeld und von Beulwitz nebeneinander wohnten. Dort, in der grünen Gartenhütte hinter dem Hause der chère mère oder in traulicher Stube wurde geplaudert und Tee getrunken, und oft lauschte man dem, was der Gast vorzulesen hatte. Wenn schlechtes Wetter, Arbeit oder Unpäßlichkeit ein Zusammensein hinderten, dann bekam die Botenfrau Arbeit mit der Vermittlung der Briefe und Briefchen zwischen dem Kantorhaus und der Neuen Gasse. Häufig kamen die Schwestern dem Freunde die Hälfte des Weges entgegen bis zu einer Biegung des Flusses, wo die Schaale in diesen mündet, und erwarteten ihn auf der schmalen Brücke, die über den Waldbach führte, während die sinkende Sonne schon einen goldnen Abendschimmer über das liebliche Tal breitete. Dann erschloß sich den Dreien ein heiteres, ideales Leben. „Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig", erzählt Karoline, „man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in

seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reineren, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute." Und auch Schiller fand, was er liebte: „bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt, Herzlichkeit, Feinheit und Delikatesse, Freiheit von Vorurteilen und sehr viel Sinn für das, was mir teuer ist," schreibt er um diese Zeit an Körner.

So begann für den, der immer noch eine Heimat suchte, ein neues Leben. Was der Einsame seit dem Scheiden von Dresden entbehrt hatte, den Reiz eines freien freundschaftlichen Umganges, unbefangenes Vertrauen und verständnisinnige Teilnahme, das durfte er bei den Schwestern in reichem Maße genießen. Gerade jetzt, wo ihm sein Verhältnis zu Frau von Kalb mehr und mehr zu einer Quelle tiefen Unbehagens ward, bot ihm der anregende Verkehr mit der nicht minder beweglichen und geistreichen, aber bei aller Unruhe doch stets heiteren Karoline einen trefflichen Ersatz. Zwar lebte auch sie in glückloser Ehe, innerlich geschieden von ihrem Gatten, aber die Beziehungen zwischen ihr und dem Dichter konnten sich frei entfalten, da diesem jeder Gedanke an Liebe zu Karoline fern lag. Karoline war beglückt von der „neubeseelenden Freundschaft", die ihr, wie sie selbst sagt, gestattete, sich über alles auszusprechen: „Schiller fühlte immerwährend das Bedürfnis eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm." Wonach aber des Mannes Herz sich sehnte, volle, reine Hingebung, beruhigende und erquickende Liebe, das konnte nur Lottens Wesen ihm verheißen. Zu ihrer stillen Ruhe und Sanftheit fühlte er sich je länger, je mehr hingezogen. Die ältere Schwester mochte anfangs entschiedener hervortreten, rascher in Schillers Gedankenwelt eindringen und durch ihren Geist lebhafter auf sein Denken einwirken. Lotte aber verleugnete bei allem Bildungsstreben nie die einfache Anspruchslosigkeit anmutiger Weiblichkeit und übertraf dabei die selbstbewußtere Schwester an Empfänglichkeit und Anschmiegsam-

keit des ganzen Wesens bei weitem. Sie wußte andächtig zuzuhören, wo jene die Unterhaltung zu leiten suchte. Alles wirkte bei ihr tief und nachhaltig, weil es in ihrem Gefühle Wurzel faßte und von dort stetig aufwuchs. Lotte war wie eine Knospe, die allmählich zur Blüte sich erschloß und in ruhiger Stetigkeit zur köstlichen Frucht reifte. Dieses Reifen zu fördern, erfüllte Schiller mit einer tiefen Befriedigung. Eine Seele „für sich zu bilden", als Ergänzung seines eigenen Wesens, hatte er ja schon lange sich ersehnt. Nun ward ihm dieses Glück zu teil. Und während er auf ihre Seele wirkte, begann auch schon der Einfluß der feinen Frauennatur das rastlos drängende, stürmische Wesen des Mannes in ruhigere Bahnen zu leiten. Gegen seine trüben Anwandlungen hatte sie stets ein ermunterndes Wort bereit: „Guten Morgen! Sie sind doch heute heiter und froh? Ich hoffe es und wünsche es herzlich; denn die Ruhe meiner Freunde trägt auch zu der meinigen bei. So müßte alles um mich her mit dem Glanz der Heiterkeit glänzen und jedes mit starkem Mute sich die Wolken von der Stirn jagen können, so wie gestern der liebliche Wind die Gewitterwolken vertrieb." Als er einmal, über alte Lebenspläne nachdenkend und neue schmiedend, Zweifel an seiner Zukunft aussprach, da meinte sie schlicht: „Wenn Ihnen der Gedanke an die Zukunft keine Freude gibt, so vergessen Sie sie und sehen mit Geduld, wie es das Schicksal machen will." Ein andermal las sie in seiner Anthologie. „Der schwermütige Ton, der in Ihren Gedichten herrscht", schreibt sie da, „tat mir weh; ich möchte, Sie sähen die Welt immer heiter an und das Schicksal gäbe Ihnen nur Freude." Solche Worte wirkten, und Schiller empfand denn auch bald nach dem Einzug in sein Sommerheim das Erlösende dieses neuen, beglückenden Verkehrs. „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt", so bekennt er den Schwestern nach dem ersten vertraulichen Abend im Lengefeldschen Haus, „soll, wie ich hoffe, der Hain der Diane für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethens Iphigenia . . . Sie werden die Stelle der wohltätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Natürlich waren die Drei nicht immer allein. Auch der Gatte Karolinens, Herr von Beulwitz, wegen seiner oft schwerfälligen Laune l'ours genannt, nahm an Schillers Schaffen und Persönlichkeit lebhaften Anteil. Mit der strenggläubigen chère mère geriet der Dichter der Götter Griechenlands zuweilen in kleine Debatten, nach denen man sich aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe immer wieder zusammenfand. Dem Freien war auch die Freiheit der anderen heilig, er wußte die Überzeugungen der Mutter Lottens zu achten. Einmal erwies er ihr eine zarte Aufmerksamkeit, indem er ihr eine englische Bibel verehrte, wobei er zugleich seinen Standpunkt wahrte, indem er als Widmung jene früher erwähnten Verse aus der Elegie auf den Tod eines Jünglings hineinschrieb, die sein Vertrauen auf eine unzerstörbare Gemeinschaft der Liebe über den Tod hinaus aussprechen. Aber wenn der Zartfühlende religiösen Erörterungen auch auswich, so gab ein anderer Freund des Lengefeldschen Hauses, der jugendliche Freiherr Heinrich Karl von Gleichen-Rußwurm, der mit seiner Braut Friederike von Holleben oftmals anwesend war, stets erneuten Anlaß zu metaphysischen Unterhaltungen: vor der Zweifelsucht dieses scharfsinnigen Wahrheitsuchers konnten weder philosophische Systeme noch religiöse Dogmen bestehen. Ein Nachklang solcher Gespräche scheint sich in der Philosophie des Geistersehers zu finden. Die Beziehungen der Familie zum Rudolstädter Hofe führten auch den zwanzigjährigen Prinzen (späteren Fürsten) Ludwig Friedrich häufig in den ungezwungenen Kreis. Seine Verehrung für den „Herrn Rat Schiller, der trotz seiner Jugend doch schon so viel Lesenswürdiges geschrieben", bezeugte er durch eine Zeichnung zu einer Szene aus dem Geisterseher, die der Dichter „für einen Prinzen ganz gut" fand. Unter seiner Führung besichtigte Schiller auch die Kunstschätze und wissenschaftlichen Sammlungen des Fürstenschlosses. Auch der Minister des Ländchens, von Ketelhodt, erzeigte dem Dichter seine Gunst, indem er ihn einmal zu einem langweiligen Souper nötigte und ihm ein andermal Wein nach Volksstädt sandte; aber da die etwas zudringliche

Schwärmerei des eitlen Mannes mehr dem berühmten Namen als dem Menschen galt, so war der Dichter nicht sonderlich von dieser Bekanntschaft erbaut; immerhin hoffte er in der kunterbunt zusammengewürfelten Bibliothek des Geheimrats einzelnes Brauchbare zu finden. Besuche von auswärts erweiterten hie und da noch den geselligen Kreis: von Weimar kam Knebel herüber, Lottens treuer Verehrer, vom nahen Kochberg stellte Frau von Stein sich häufiger ein, von Erfurt kam der Theologieprofessor Bellermann, von Gotha der mit Schiller gleichaltrige, um Volkswohl und Aufklärung schon verdiente Verfasser des Not- und Hilfsbüchleins für Bauersleute, Zacharias Becker, in dem der Dichter „einen stillen denkenden und dabei edlen Menschen“ fand.

An allerlei gesellschaftlichen Belustigungen war kein Mangel. Man machte Ausflüge nach den Ruinen und Schlössern der Umgegend, man vereinigte sich zu einem Nachmittagskaffee in einem der nahen Dörfer oder im Baumgarten beim Schloß und verschmähte auch den gelegentlichen Besuch einer ländlichen Kirmes ebensowenig wie den des Rudolstädter Nationalfestes, des Vogelschießens. Zu den abendlichen Vergnügungen gehörten heitere Kahnpartien auf dem Schloßteiche oder französisches Komödienspiel im Beulwitzschen Garten. Wenn man dann zu später Stunde aufbrach und gemeinschaftlich den Schloßberg hinauf oder durch den Garten zog, wurden Lieblingslieder angestimmt, wie Höltys „Rosen auf den Weg gestreut“ oder Schillers Lied an die Freude.

Am stärksten freilich fühlten die drei Nächstverbundenen den Zusammenklang ihrer Seelen, wenn kein Gast als „böser Geist“ zwischen sie trat. Unter fremden Gesichtern zumal konnten sie sich das nicht sein, was sie sich in ihrer eigenen Gesellschaft waren. Aber auch andere Hindernisse hemmten während des Sommers häufig den immer traulicher werdenden Verkehr. Schon gegen Ende Mai hatte den ans „Einsitzen“ allzusehr gewöhnten Dichter ein heftiger Katarrh in einen „heillosen“ Zustand versetzt. Und obwohl er sich hernach durch tägliches Baden und kräftige Bewegung abzuhärten suchte, wurde er von rheumatischen Schmerzen und

mancherlei Erkältungen auch in den späteren Monaten geplagt. Ein Gutes jedoch hatten diese widrigen Tage: der Leidende durfte die zärtliche Fürsorge, das wohltuende Mitgefühl Lottens dann erst recht inne werden. Schon wenn er in gesunden Tagen spät abends noch nach seinem Volksstädt hinaus muß, schaut sie ihm, auf Wind und Wetter horchend, liebevoll besorgt nach. „Warten Sie sich ja recht ab, bitte ich freundschaftlich,“ schreibt sie dem Erkrankten, „daß Sie bald wieder wohl werden und uns besuchen können.“ Aber sie tröstet ihn nicht nur mit lieben „Billetten“, Blumen müssen ihm ihre Grüße in sein einsames Zimmer bringen, Kirschen und Aprikosen, Tee und Backwerk sollen zum Behagen des Arbeitsamen beitragen. Den von Zahnschmerz Geplagten ladet sie auf ein Gericht Thüringer Klöße ein mit der tröstlichen Versicherung: „Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzugreifen.“ Das sind an sich geringfügige Dienste, aber sie gerade hatte er in der Fremde vermißt all die Jahre hindurch; zum ersten Male seit langer Zeit fühlte er sich wieder von weiblicher Fürsorge umhegt.

Immer inniger schloß sich Schiller an das Lengefeldsche Haus an, immer schwerer ward es ihm seiner Neigung nur verhüllten Ausdruck zu geben. „Der gestrige Abend“, schreibt er einmal, „verstrich wieder so schnell. Ich möchte Ihnen oft so viel sagen, und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt. Bin ich bei Ihnen, so fühle ich nur, daß mir wohl ist, und ich genieße es mehr still, als daß ich es mitteilen könnte.“ Die räumliche Entfernung zwischen Dorf und Residenz ward beiden bald zu groß. „Ich möchte wohl, daß Sie näher bei uns wohnten“, hatte Lotte dem Patienten schon geschrieben, und nun verlegte er zunächst sein Studium zeitweise in der Geliebten Zimmer. „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch“, erwidert sie auf seine Bitte, dort aus dem Gibbon übersetzen zu dürfen, „es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigentum einmal leben.“ Nach solchen behaglichen Arbeitsstunden empfand Lottens Gast es um so schwerer, wenn er des Abends allzufrühe sich losreißen mußte, oder wenn anhaltende Regengüsse ihm die Besuche erschwerten. Zuerst hatte

er sich dann wohl einigemal in einer „Chaise" in die Neue Gasse bringen lassen, zuletzt aber beschloß er, etwa Mitte August, ganz nach Rudolstadt hinüberzuziehen. Völlig befriedigend war freilich auch der neue Zustand nicht. „Mein Logis", schreibt er, „hätte gar keinen Fehler, wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte."

Während der zu Volkstädt verlebten Zeit war Schiller trotz geselliger Abhaltungen und lästiger Katarrhe im ganzen doch recht fleißig gewesen, manchmal hatte er „wie ein Lasttier" gearbeitet. Zuerst hatten der Geisterseher, dann hauptsächlich der Abfall der Niederlande seine Kraft und die ermunternde Teilnahme der Schwestern in Anspruch genommen. Gegen Ende Juli lag der erste Band des Geschichtswerkes druckfertig vor. Auf sechs Bände war der Plan berechnet, aber ehe er an die Fortsetzung ging, wollte Schiller die Aufnahme des vollendeten Teiles abwarten, doch sollte in jedem Fall die Geschichte das „Magazin" bleiben, aus dem er fernerhin die Stoffe für seine literarischen Arbeiten entnehmen wollte. Als Schriftsteller weiter „schanzen" oder „verhungern" — eine andere Möglichkeit sah er nicht. Einstweilen aber hatte er die trockene wissenschaftliche Arbeit satt, die ihm überhaupt zu der schönen Jahreszeit nicht recht zu passen schien. „Ich fühle meinen Genius wieder", ruft er freudig erregt dem Dresdener Freunde am 5. Juli zu. Schon vorher war ihm, wohl ohne unmittelbares Urbild, in einer humoristisch-satirischen Stimmung das Gedicht Die berühmte Frau gelungen, jene launige Epistel eines Ehemanns über die Liebe und Familienglück zerstörende Schöngeisterei seiner ehrgeizigen Gattin. Auch über das verwickelte Problem des Menschenfeindes begann Schiller damals wieder nachzusinnen, aber bald zog ihn ein einfacheres dramatisches Sujet stärker an, der Plan zu den Maltesern. Diesen Stoff wollte er in keiner anderen als in einer „griechischen Manier" ausarbeiten, vorerst jedoch müsse er noch eine Zeitlang bei ihm „kochen".

Eine entscheidende Wendung in Schillers Geistesgang ist mit diesem Worte angedeutet: während er zu neuem dramatischen Schaffen aushoIt, entschließt er sich zugleich, seinen Stoff in eine neue, strengere Form zu kleiden, um für die Fülle seiner Kraft das rechte Maß zu finden. Dieser Entschluß aber führt ihn zur Antike, zum Studium der Form und weiter zur Klärung seiner Anschauungen von „Regel und Kunst“ überhaupt, führt ihn auf lange Jahre weitab vom eigenen dramatischen Schaffen. Diese Hinwendung zur Antike war längst in Schiller vorbereitet. Eine dunkle Sehnsucht nach den geistveredelnden Einwirkungen eines „griechischen Himmels“ hatte schon den jugendlichen Dichterphilosophen der Akademie erfüllt. Sein Widerwille gegen das „schlappe Kastratenjahrhundert“, sein trotziges Kraftgefühl, der Zug seines Herzens wie der Zug der Zeit hatten ihn zu dem Liebling aller Stürmer und Dränger, zu Plutarch, hingeführt. Was Schiller zur Auflehnung trieb, war im Grunde nur die unbefriedigte Sehnsucht nach Harmonie, nach einem Ausgleich zwischen geistigen und sinnlichen Trieben, zwischen Ideal und Wirklichkeit. Die Ahnung, daß eine Versöhnung möglich sei, hatte ihn zum ersten Male erfaßt, als er im Antikensaale zu Mannheim reinste Harmonie anschaulich verkörpert sah: „von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius“ war er dort nachhaltig berührt worden. Er kam über Dresden nach Weimar: eine Entwicklung lag hinter ihm, die jene ursprüngliche Neigung, hellenische Kultur auf sich wirken zu lassen, noch verstärkt hatte. Wieland feuerte nun den Dichter des Don Karlos an, seinen Geschmack zu läutern; seine Kunst durch „Delikatesse“ und „Feinheit“ zu adeln. Auch der Verkehr mit Herder mußte ihn immer wieder mahnen, seine lückenhafte Kenntnis des Altertums zu ergänzen. Mochte der Herausgeber der „Stimmen der Völker in Liedern“ auch gegen eine ausschließliche Geltung des griechischen Schönheitsideales protestieren, mochte er in den Griechen nur ein Volk unter Völkern sehen; die Liebe des feinfühligen Altdenkers gehörte doch dem Kunstvolk der Hellenen, auch er pries mit Winckelmann und Lessing das hellenische Altertum als das Zeitalter der

Natur, die Lektüre der Alten war ihm „die wahre Wissenschaft des Schönen zur höheren Kenntnis“. Und stärker noch als durch die anwesenden Großen fühlte sich Schiller durch den fern von Weimar weilenden Größten an die Kunst der Griechen gemahnt: er las bewundernd Goethes Iphigenie und sah hier die griechische Form „bis zur höchsten Verwechslung erreicht“. Endlich erforderte ja auch die Rezensententätigkeit eine Vertiefung der ästhetischen Anschauungen. Das alles bestimmte Schiller, einer mächtigen Zeitströmung und einem tief empfundenen persönlichen Bedürfnis folgend, sich den ursprünglichen Quellen der antiken Schönheit zuzuwenden, statt mit dem falschen Griechentum der tragédie classique vorlieb zu nehmen.

Schon im März 1788 hatte Schiller den überwältigenden Eindruck, den die Schönheit und Lebensfülle der griechischen Welt auf ihn machte, durch ein Gedicht bezeugt. Von Wieland dringend um einen Beitrag für den Merkur gebeten, hatte er sich für etliche Tage aus dem „Schulstaube“ seines Geschichtswerkes aufgeschwungen und „in der Angst“, wie er Körner bekannte, etwas Poetisches geschaffen: Die Götter Griechenlands. Gerade weil dieses Werk aus dem Drange des Augenblicks, ohne die Hemmungen mildernder Reflexion entstanden ist, bringt es um so unmittelbarer des Dichters Stimmung gegenüber dem Geiste seiner Zeit, sein eigenes Suchen und Sehnen, zum Ausdruck. In der Gegenüberstellung der öden Gegenwart und der von Freude und Schönheit erfüllten Vergangenheit, in der sehnsüchtigen Klage um ein unwiederbringlich verlorenes Kindheitsparadies der Menschheit offenbart sich noch etwas von der Stimmung des Rousseaujüngers und Räuberdichters; aber an die Stelle eines erträumten Arkadiens ist das geschichtlich greifbarere „Fabelland“ der Griechengötter, die von „der Dichtung malerischen Hülle“ umwobene hellenische Schönheitswelt getreten. Noch immer ist es die vom Leben unbefriedigte Sehnsucht, die diesen in prächtigem Strome dahinflutenden lyrisch-epischen Erguß hervortreibt und in den das Einst verherrlichenden Hymnus wehmütige Töne der Trauer und bittere Worte der Anklage über das Heute

mischt. Aber diese Sehnsucht hat ein festeres Ziel gefunden als früher. Das Bild der alten Welt und ihrer Geist und Sinne harmonisch vereinigenden Weltanschauung ist dem Dichter das Symbol einer Idee, eine Rechtfertigung des idealen Strebens, das ihn selber bewegt und drängt, über rein verstandesmäßige, nüchterne Vorstellungen von Gott und Natur hinauszukommen. Ein Menschheitsideal dämmert in ihm auf, dem nachzustreben immer mehr die Aufgabe seines Lebens und seiner Kunst wird. Nicht dem Zeus und den anderen Olympiern möchte er neue Altäre errichtet sehen und nicht die Errungenschaften einer vielhundertjährigen Kulturarbeit durch mythologische Phantastereien ersetzen: vor seinem Auge steht das Idealbild einer Menschheit, in der alle sinnlichen und geistigen Kräfte in freiem, schönem Gleichgewicht wirksam sind; in der Natur und Geist, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, die Ansprüche des Gemütes und des Verstandes gleiche Berechtigung finden.

Die Götter Griechenlands fanden reichliches Lob und heftigen Tadel; sie riefen manchen empfindlichen Hüter eines dogmensicheren Christentums, allen voran den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, gegen den rasch als „Gottesleugner“ gebrandmarkten Dichter ins Feld, und bald machten auch dessen Verteidiger mobil: Schiller selbst hielt sich trotz Wielands ermunterndem Zuruf, dem „platten Grafen“ heimzuleuchten, der Fehde fern, zur Freude der Rudolstädter Schwestern. Die Töchter der strenggläubigen chère mère fanden in dem Gedicht „die Sehnsucht nach dem Höchsten und Ewigen“ ausgesprochen, und Lotte besonders hatte ihre Freude an den „lieblichen Göttern Griechenlands“, deren schönste Stellen sie auf einsamen Gängen auswendig lernte.

Mit begeisterter Teilnahme folgten die Freundinnen auch Schillers weiterem Bemühen, sich ganz in den griechischen Geist zu versenken. „Ich lese jetzt fast nichts als Homer“, meldete ein Brief vom 20. August dem Dresdener Freund. „In den nächsten zwei Jahren lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Jeder führt mich von mir selbst ab, und die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen

eigenen Geschmack zu reinigen.“ Die Iliade wurde in der Stolbergschen Prosaübersetzung vorgenommen, die Odyssee in Vossens Verdeutschung an den länger werdenden Abenden beim Tee vorgelesen, und an beiden ging Schiller zuerst das Verständnis für eine ruhig-gegenständliche, sinnlich-heitere Poesie auf. Das Behagen, das die homerische Einfalt, die Natürlichkeit des jonischen Sängers weckte, wurde erhöht durch den anheimelnden Reiz der herzlich frischen Sprache des niederdeutschen Übersetzers. „Es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her“, bekennt Karoline. Selbst im alltäglichen Verkehr bediente man sich der „geflügelten Worte“ Vater Homers. „Wie haben Sie denn heute Nacht in Ihrem *zierlichen* Bette geschlafen? Und hat der süße Schlaf Ihre *lieben holden* Augenlider besucht? Was macht Ihre Schwester? Klappert der Pantoffel schon um ihre zierlichen Füße?“ fragt Schiller in einem Briefchen an, und Lotte sucht auch den homerischen Ton zu treffen: „Guten Morgen, lieber Freund, wie geht es Ihnen heute? Ich hoffe Sie haben, *als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte*, noch ruhig geschlummert.“ Neben den Epen Homers wurden die Biographien Plutarchs gelesen, und auch Lotte lernte dessen Großzügigkeit bewundern. Noch bedeutsamer aber und nachhaltiger waren die Einwirkungen, die der deutsche Dramatiker von den griechischen Tragikern empfing. Zuerst ward Euripides ergründet, dieser modernste unter den griechischen Großen, dessen taurische Iphigenie mit der Goetheschen verglichen werden sollte. Schillers Geschmack von „Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei“ zu heilen, war der zwiespältige philosophische Grübler freilich vielleicht am wenigsten geeignet, aber zur Aneignung der dramatischen „Manier“ der Griechen schien er dem Lernbegierigen gerade der Rechte zu sein. Die Lektüre der Euripideischen *Iphigenie in Aulis* reizte den Dichter zu dem Versuch einer Übersetzung, und bald nahm er zu gleichem Zwecke auch die *Phönizierinnen* vor. Dort war es die große sittliche Idee der Aufopferung für das Vaterland, die ihn anzog; hier, in dem erschütternden Drama aus dem unseligen

Königshause von Theben, die ergreifende Stelle, wo sich Jokaste von ihrem Sohne Polyneikes die Übel und Plagen der Verbannung schildern läßt. Diese Szene rührte ihn oft bis zu Tränen. Das Elend hatte ja auch er gekostet, und eine bleibende Stätte suchte er gleichfalls noch, darum fanden die Worte des heimatlosen Königssohnes, der das Vaterland als das höchste Gut des Menschen preist, in seinem Herzen einen schmerzlichen Widerhall:

> Zum Vaterland fühlt jeder sich gezogen.
> Wer anders redet, Mutter, spielt mit Worten,
> Und nach der Heimat stehen die Gedanken.

Ein ganz getreues Abbild der griechischen Dichtungen wollte und konnte Schiller freilich nicht schaffen: das verwehrte ihm seine eigene selbständige Dichternatur, wie es ihm seine lückenhaften Kenntnisse des Griechischen unmöglich gemacht hätten. Neben dem griechischen Text mußte er lateinische, französische und deutsche Übersetzungen heranziehen; er konnte nicht wie andere Übersetzer „mit den Feinheiten des Griechischen" sich helfen: „ich mußte", so schreibt er, „mein Original erraten, oder vielmehr, ich mußte mir eins erschaffen." Für den Dialog seiner Übersetzung oder besser seiner Nachdichtung der Iphigenie wählte er den fünffüßigen Jambus, für die Chöre gereimte Strophen. Der deutsche Dichter hat diesen namentlich einen rhythmischen Schwung und Fluß verliehen, den man im Original vergeblich suchen wird; der antike Geist blickt, nach Wilhelm von Humboldts Wort, nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Welcher Wohllaut der Sprache, welche anmutige Kraft in dem Chorlied von der Hochzeit der Thetis und des Peleus:

> Wo die Becher des Nektars erklangen,
> Auf des Pelion wolkigten Kranz
> Kamen die zierlich Gelockten und schwangen
> Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
> Mit dem melodischen Jubel der Lieder
> Feierten sie der Verbundenen Glück.
> Der Berg der Centauren hallte sie wider,
> Pelions Wald gab sie schmetternd zurück

Waren die kunstsinnigen Lengefeldschen Schwestern schon durch eine französische Übersetzung stark angeregt worden, so nahmen sie diese Verdeutschungen des Freundes um so empfänglicher auf. Nichts konnte die Liebenden in dem Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mehr bestärken, als diese Gleichheit der Interessen, dieses gemeinsame Leben in einer anderen, schöneren Welt. „Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen und sich gleichsam zu eigen machen“, schreibt Schiller einmal an Lotte; „dadurch werden unsere Seelen immer mehr aneinander gebunden werden.“ Kein Zweifel, er hatte nach gewissenhafter Prüfung seines leidenschaftlichen Herzens die beglückende Zuversicht gewonnen, daß hier seiner Liebe suchenden Sehnsucht endlich ein festes Ziel gegeben sei. Nicht lähmend, verwirrend und aufwühlend, wie frühere Herzenserlebnisse, wirkte die Liebe zu Lotte auf ihn: sie erhob seine Seele und bereicherte sein Dasein. Der Echtheit und Tiefe seiner eigenen Neigung durfte er sicher sein: diesmal spielte ihm die Phantasie keinen Streich, wenn schon sie früher wohl, nach Freund Körners Wort, „eine vorübergehende Grille“ leicht zur Leidenschaft gemacht und um deren Gegenstand unversehens einen verklärenden Schimmer gewoben hatte. Er kannte auch Lottens Seele genug, um ihres köstlichen Gehaltes gewiß zu sein. Aber auch ihrer Gegenliebe? War ihr Herz noch ganz frei? War es nicht unzart, sie durch eine bestimmte Erklärung in Verlegenheit zu setzen? Zeigte sie ihm mehr als freundschaftliche Gefühle und Bewunderung für seinen Geist, seine Werke? Schiller hat in der Tat, wie er später der Braut bekannte, mit solchen Zweifeln sich gequält, die durch eine gewisse Zurückhaltung der Geliebten in ihm hervorgerufen wurden. Ihre jungfräuliche Scheu vor der Offenbarung ihrer innersten Gefühle wurde verstärkt durch den bangen Zweifel der Bescheidenen, ob sie je einem solchen Geiste zu genügen vermöge. Den Dichter ließen Bedenken über die Ungewißheit seiner Zukunft und die leidigen Standesrücksichten das letzte entscheidende Wort, wenn es schon aus übervollem Herzen auf die Lippe sich drängen wollte, nicht aussprechen. Einmal wäre es fast zur

Erklärung gekommen. Eines Abends, als Schiller ins Lengefeldsche Haus kam, war zwischen der chère mère und Lotte irgend ein Auftritt vorgefallen. Er suchte die Weinende herzlich zu trösten, und als nun seine sanfte Stimme ihr zu Herzen drang, da drückte die sonst so Zurückhaltende, einer plötzlichen Wallung ihrer Gefühle gehorchend, dem Freunde tiefbewegt die Hand. Schon wollte er sprechen, da trat zur Unzeit Karoline ins Zimmer, und er brach ab. „Damals, liebste Lotte", bekannte er später, „glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu lesen, aber diese Stunde kam nicht wieder."

Wenn Schiller ein offenes Geständnis auch noch vermied, so hinderte ihn das nicht, im Kreise der Familie seine Zukunft zu erörtern und durch die Wärme seiner Briefe die innere Vertraulichkeit zwischen sich und der Geliebten immer mehr zu steigern. Und im Grunde vermochten jene Zweifel weder das gegenseitige Sichverstehen noch beider gute Laune ernstlich zu beeinträchtigen. Als Lotte leicht erkrankte, suchte Schiller sie aufzuheitern: „Wir leben dann den Tag so miteinander, schwatzen, lesen und freuen uns, daß wir zusammen auf der Welt sind." Er gibt den Schwestern vertrauliche Scherznamen, nennt Lotte die „Weisheit" und Karoline die „Bequemlichkeit". Die Anreden der Briefe sind über das förmliche „Gnädige Fräulein" längst zu einem „Liebstes Fräulein" fortgeschritten, und an dessen Stelle wagt sich bisweilen schon ein „Bestes Lottchen", ein „Freundliches Lolochen" hervor. Auch auf Lottens Katze Touton und den Hund Grigri fällt etwas von dem Überfluß von Zärtlichkeit ab.

Wie sich die besorgte chère mère zu diesem traulichen Verkehr der beiden gestellt haben mag, läßt sich leicht erraten. Sie schätzte den Menschen und bewunderte den Dichter, aber eine Verbindung ihrer Tochter mit einem bürgerlichen Mann von so unsicherer Zukunft lag wohl ganz außerhalb der Wünsche der in höfischen Anschauungen lebenden Dame. Ihre mütterlichen Befürchtungen mögen durch allerlei Gerede bestärkt worden sein. Sogar in Weimar munkelte man schon von Schillers Absichten auf ihre Tochter. Wieland, der den Rudolstädter Sommergast

wiederholt an die Nöte des Merkur erinnerte und für das Juli-heft auch einen willkommenen Beitrag — die vier ersten Briefe über den Don Karlos — erhalten hatte, wußte zu berichten, daß man in Weimar die lange Abwesenheit Schillers „auf die schönen oder doch eine schöne Rudolstädterin“ zurückführe. Und noch machte dieser keinerlei Anstalten, den Saalestrand zu verlassen. Die Mutter mag daher in einer zeitweiligen Entfernung ihrer Tochter das beste Mittel gesehen haben, die persönlichen Beziehungen heilsam zu unterbrechen. Wiederholt reiste Lotte im September und Oktober nach Jena oder zu längerem Aufenthalt bei Frau von Stein nach Kochberg. Aber gerade diese räumlichen Trennungen brachten die Liebenden innerlich einander näher; da empfanden sie erst recht, wie teuer und unentbehrlich ihnen der gegenseitige Verkehr bereits geworden war. Ihn ergriff dann zuzeiten eine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Geliebten, zwei Tage erschienen ihm wie lange Wochen, und die kurze Abwesenheit Lottes gab ihm schon einen bitteren Vorgeschmack des bevorstehenden dauernden Getrenntseins. „Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will,“ schreibt er in solcher Stimmung. „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas tun! Ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Sie sind nicht allein glücklich, wenn Sie es sind.“ Und auch Lotte schaute aus ihrer Waldeinsamkeit sehnsüchtig hinüber nach den Bergen Rudolstadts und ließ wärmer als sonst und unverhüllter ihre Gefühle erkennen. Ihr ist es ein Trost, daß sie dem Freunde fehlt; auch sie kennt das schmerzliche Gefühl, „Menschen, die einem lieb sind, so entfernt zu wissen“. Mancherlei tröstende Worte findet sie für den Verlassenen. „Ich wäre wohl hier und stille ruhig in der Einsamkeit, wenn ich nicht das Gefühl, daß Sie eben in Rudolstadt sind, hätte, und daß ich manche schöne Stunde versäume.“ Oder: „Trennung ist traurig, aber es ist doch besser, sich zu kennen, Anteil aneinander zu nehmen, als so in der Welt zu leben, ohne etwas voneinander zu wissen.“ Sie macht ihrem Beinamen „die Weisheit“ Ehre, wenn sie den Ungeduldigen zu philo-

sophischem Ertragen des Schicksals mahnt: „Ich möchte, Kochberg wäre so nahe wie Volkstädt! aber es hat alles sein Gutes, und sich an Dinge, die einem unangenehm sind, gewöhnen zu lernen ist wohl weise.“

Als Lotte von einem dieser Kochberger Besuche heimkehrte, konnte sie die Nachricht mitbringen, daß ein anderer Gast der Frau von Stein, Goethe, sich in Rudolstadt einstellen werde. Und wirklich, am 7. September kam der sehnlichst Erwartete mit der Familie von Stein, Frau von Schardt und Frau Herder von Kochberg herüber. Im Hause des Herrn von Beulwitz traf man sich und fast den ganzen Tag blieb man beisammen. Die Rudolstädter Freunde erwarteten viel für Schiller von dieser ersten Begegnung, der dieser ja selber schon lange mit Ungeduld entgegensah. Kurze Zeit nach der Rückkehr Goethes aus Italien (am 18. Juli 1788) hatte er sich an den Kammerrat Ridel in Weimar gewendet: „Wenn Sie mir wieder schreiben, liebster Freund, so bitte ich Sie mir von Goethe viel zu schreiben. Sprechen Sie ihn, so sagen Sie ihm alles Schöne von meinetwegen, was sich sagen läßt. Ich bin ungeduldig ihn zu sehen, wenige Sterbliche haben mich so interessiert,“ und auch in gleichzeitigen Briefen an Körner sprach er Ähnliches aus: „Im Grunde bin ich ihm gut, und es sind wenige, deren Geist ich so verehre.“ Dieser hochgespannten Erwartung drohte eine schmerzliche Enttäuschung. Goethe, damals überhaupt in gedrücktester Stimmung, war weniger als je geneigt, sich hinzugeben und sich anzuschließen. Alte Verhältnisse begannen sich ihm zu lösen, neue waren im Werden. Mißverständnisse und Verstimmung entfremdeten ihn sogar dem Liebsten, was er je gekannt: Frau von Stein mußte damals klagen, Goethe habe sie auf völlig fremdem Fuße entlassen. Dem aus der heiteren Lebensluft Italiens in die beengende Atmosphäre der deutschen Kleinstadt Zurückgekehrten fiel es schwer genug, sich wieder einzuleben. Für seine Ideale von Kunst und Leben fand er nirgends Verständnis, dagegen nahm er mit Schrecken wahr, daß gerade das, wovon er sich glücklich befreit hatte, nicht nur von

ganz Deutschland bewundert, sondern auch von seinen nächsten, sinnesverwandten Freunden als das eigentlich Beachtenswerte gepriesen wurde. „Es war ein Zustand der Verzweiflung," so schildert Goethe noch nach Jahren seine damalige Stimmung; „Schiller war mir verhaßt." Er sah in diesem noch immer den Dichter der Räuber, er kannte und beachtete den gewaltigen Umwandlungsprozeß nicht, der den Stürmer und Dränger vom Naturalismus seiner Jugend zu einer reineren, idealisierenden Kunst geführt hatte. Verstand er die Zeichen im Don Karlos nicht oder schreckte ihn der politisch-abstrakte Freiheitsdrang? In der höflich gemessenen Zurückhaltung, die Goethe dem ihm mit so hohen Erwartungen Entgegentretenden zeigte, lag mehr bewußte Absicht, als dieser und die Freundinnen ahnen konnten. Schiller glaubte es auf die große Gesellschaft zurückführen zu dürfen, daß er mit dem vielbewunderten Manne nur wenige allgemeine Worte wechseln konnte. In Wirklichkeit erleichterten diesem die Ansprüche des größeren Kreises, dem er allerlei Interessantes über Land und Leute, Leben und Kunst in Italien mitteilte, die Absicht, einer persönlichen Annäherung des Unbequemen aus dem Wege zu gehen. Hatten die Schwestern von Goethe mehr Entgegenkommen, von Schiller mehr Wärme erwartet, so erlebten sie doch wenigstens eine Freude. Lotte hatte sich am Tage vor Goethes Ankunft das Merkurheft, das die Götter Griechenlands enthielt, von Schiller ausgebeten und es im Salon ihrer Schwester ausgelegt; Goethe sah es, warf einen prüfenden Blick auf die ersten Strophen, dann bat er es mitnehmen zu dürfen. Was Goethe schon besaß, wovon er in Italien eine volle, klare Anschauung errungen hatte, das war für den Verfasser der Götter Griechenlands noch ein Gegenstand des Suchens und Sehnens. Aber eben hiermit schien sich die Möglichkeit einer Annäherung zu erschließen. In der Tat war das Gedicht die erste Arbeit Schillers, die Goethe günstig beurteilt hat, wenn er es auch zu lang fand.

Falls Goethe hier eine gewisse Gemeinsamkeit des Strebens und der Anschauungen herausgefühlt haben sollte, so mußte ihn die Rezension seines Egmont, die Schiller kurz nach der Rudol-

städter Begegnung in der Allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte, aufs neue über den ungeheueren Gegensatz ihrer Naturen belehren. Schiller trat mit der vollen Autorität des Sachkenners auf. Er wußte viel Schönes an dem Trauerspiel zu rühmen; eine warme Verehrung, eine herzliche Begeisterung für das Genie des großen Dichters durchzog die ganze Kritik. Aber unumwunden und sehr sicher bezeichnete er auch die Mängel der mehr epischen als dramatischen Komposition, vor allem traf sein Tadel die sittlichen Gebrechen des Helden: ein Willenloser, der in ungestörtem Daseinsgenuß ohne Sorgen dahinlebt, der selbst im Augenblick dringendster Gefahr nur daran denkt, „die sinnenden Runzeln von seiner Stirn durch ein freundliches Mittel wegzubaden," ein solcher Held konnte die Billigung eines Dichters nicht finden, der kraftvolle Naturen, gewaltige Taten, Willensmenschen darzustellen als Aufgabe des Dramatikers ansah. Goethe aber mußte sich gerade da mißverstanden sehen, wo er an den Helden des Dramas sein Eigenstes hingegeben hatte. Schiller will zwar später gehört haben, Goethe habe „mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit" von der Rezension gesprochen. Dem steht jedoch dessen Äußerung zu Karl August gegenüber, die Literaturzeitung enthalte eine Rezension seines Egmonts, welche den sittlichen Teil des Stückes gar gut zergliedere; was den poetischen Teil betreffe, so möchte Rezensent anderen noch etwas zurückgelassen haben.

Auch Schiller hatte nach jener Begegnung ein deutliches Gefühl des Gegensatzes, aber trotz aller Enttäuschung suchte er zu einem gerechten Urteil zu kommen. Neun Jahre vorher hatte der Eleve den „Abgott" seiner Jugend zum ersten Male gesehen, er hatte ihn offenbar stattlicher in der Erinnerung, in Haltung und Gebärden ihn sich freier und weniger steif vorgestellt. Nun störte ihn die schon äußere Erscheinung Goethes, als er ihn wiedersah. Aber obwohl Schiller Goethes Gesicht „verschlossen" fand, gefiel ihm doch das ausdrucksvolle Auge. „Bei vielem Ernst," heißt es in dem Berichte an Körner, „hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend,

geistvoll und belebt.“ Indem dann Schiller sein Urteil zusammenfaßt, trifft er mit Sicherheit den tiefsten Grund, warum seine Erwartung hatte enttäuscht werden müssen: „Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ Einschränkend aber fügt er hinzu: „Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Jedenfalls hatte diese Begegnung die Wirkung, daß Schiller sich noch weniger als vorher nach Weimar zurückgezogen fühlte. Ursprünglich hatte er ja nur einen Sommeraufenthalt in Rudolstadt vorgesehen. Nun war es Herbst geworden und das Absterben der sommerlichen Pracht erweckte auch in dem Dichter trübe Scheidestimmung, aber immer noch konnte er sich nicht losreißen. Selbst die letzten freundlichen Sonnenblicke des Oktobers erweckten in ihm nur die eine wehmütige Erinnerung: „Er ist hin, dieser schöne Sommer, und viele meiner Freuden mit ihm!“ Vergeblich sann er auf Pläne, wie er dieser Notwendigkeit des Scheidens und seiner „Einsamkeit in dieser geselligen Schöpfung“ entfliehen sollte. Den Gedanken an Trennung konnte er um so schwerer fassen, als er das Beglückende und Bereichernde des Umgangs mit den beiden Schwestern tief fühlte. Unermüdlich war er, dies Lotte zu gestehen und ihr dafür zu danken, und auch Körner empfing ein Bekenntnis: „Mein hiesiger Aufenthalt neigt sich nun zum Ende; er hat mir viel angenehme Stunden verschafft, und, was das beste ist, er hat mich mir selbst wieder zurückgegeben, und überhaupt einen wohltätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt.“ Und

gleich daneben stellt er bedeutsam ein Urteil über Charlotte von Kalb, deren Wirkung auf ihn er im stillen offenbar mit der Lottens vergleicht: „Ich widerrufe nichts, was ich von ihr geurteilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohltätig gewesen."

Seinen Geburtstag, den 10. November, wollte Schiller noch in Rudolstadt verleben. Am Tage vorher las er den ersten Entwurf eines neuen Gedichtes, der „Künstler", den Freundinnen vor, deren Verständnis ihm aufs neue als eine „starke Gewährleistung ihrer wechselseitigen Harmonie" erschien. Zum Andenken empfing er von Lotte eine schöne Zeichnung und eine Vase, damals ein viel beliebtes Freundschaftsangebinde und schon am frühen Morgen seines Geburtstages wurde er mit einem Briefchen erfreut: „Ich muß Ihnen, und sollten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen, lieber Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund den ich schätze, und dessen Freundschaft einen schönen Glanz um mein Dasein webt. . . . Wir sehen uns bald! Ich freute mich schon heut beim Erwachen, daß Sie noch mit uns sind." Tief ergriffen von diesen Liebeszeichen, erwiderte er: „Dank Ihnen beiden, daß Sie einen freundlichen Anteil an meinem Geburtstage nehmen. Mir wird er immer vor vielen anderen merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. . . Heute vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als garnicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen!"

Noch einmal wollte er mit dem Abschied zögern, da empfing er am andern Morgen ein Billet der Schwestern mit der Nachricht, daß sie die Gelegenheit benützen wollten, am 12. November mit ihrem Oheim nach Erfurt zum Besuch einer Freundin, Karoline von Dacheröden, zu reisen. Dem in tiefster Seele Ergriffenen preßte die Mitteilung Tränen aus, aber nun mußte auch er sich zur Abreise entschließen. Am Tage vor dieser kamen sie nicht mehr

zusammen. Schiller konnte es nicht über sich gewinnen, in seiner tiefen Niedergeschlagenheit vor die Freundinnen zu treten. Darum entschied er: „Besser wir haben uns gestern für einige Monate zum letzten Male gesehen.“ Er bat die Schwestern nur, ihm vom „Gang ihrer Seelen“ zuweilen Nachricht zu geben, und ein letztesmal faßte er seinen Dank zusammen in das tiefempfundene Wort: „Immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierhergeführt hat.“

So war denn dieser Tag den Zurüstungen zur Reise allein gewidmet. Aber im Geiste waren die Liebenden bis zuletzt beisammen. Noch spät in der stillen Nacht schrieb Lotte dem Freunde: „So sind wir denn wirklich getrennt! Noch sehen wir einerlei Gegenstände, die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einen schönen Glanz Sie einhüllen, lieber Freund.“ Und wie um ihre oft geübte Zurückhaltung zu erklären, läßt sie noch einfließen: „Ich möchte Ihnen gerne sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären, und sie anderen deutlich zu machen. Gute Nacht! Gute Nacht! Denken Sie gern meiner und oft!“ Am andern Tage, als Schiller schon den Reisewagen der Schwestern die Neue Gasse herauffahren sah, schrieb er eiligst noch einen letzten Abschiedsbrief, indem er sich und sie auf eine Wiedervereinigung vertröstete: „Ja, meine Lieben,“ so schloß er, „Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde!“

Bis Teichröda hatten die Wagen nach Erfurt und Weimar denselben Weg. Vergebens schaute sich Schiller, der zuerst abfuhr, wieder und wieder um; vergeblich hoffte Lotte den vorausfahrenden Postwagen noch einmal zu Gesicht zu bekommen. Als dann von der Wegscheide ab die Wagen nach verschiedenen Richtungen strebten, fiel beiden das Abschiedsweh mit erneuter Wucht aufs Herz.

23. Berufung nach Jena.

Weimar erschien dem Zurückgekehrten fremd und reizlos. Sein Herz war bei der geliebten Lotte, an die er gleich am folgenden Tage ein langes Schreiben nach Erfurt richtete voll schmerzlich-süßer Erinnerung an die „schönen, seelenvollen Abende“ zu Rudolstadt und voll Hoffnung auf deren Wiederholung im künftigen Sommer. Und in gleichem Tone kam von Lotte das Bekenntnis zurück, daß auch sie leide unter der Trennung und sehnsüchtig nach der Zeit ausschaue, die ihr den Freund zurückbringen solle. Durch die Erlebnisse der jüngsten Zeit war Schiller in seinem früheren Vorsatz neu bestärkt worden: fern von zerstreuender Gesellschaft seiner Arbeit zu leben, seine Kraft und Zeit auf ein Ziel, die sichere Gestaltung seiner Zukunft, zu richten. Auf allerlei Lebenspläne war ja schon in Rudolstadt häufig die Rede gekommen: der noch einmal auftauchende Gedanke an die Wiederaufnahme seiner medizinischen Studien hatte aber nur dazu geführt, daß er den Freundinnen ansprechende Stellen aus Hallers Physiologie vorlas und sie zur Lektüre Hallerscher Gedichte anregte; die Aussicht auf eine immer noch mögliche Verbindung Schillers mit dem Theaterdirektor Schröder in Hamburg war den Schwestern wenig verlockend erschienen, da sie überhaupt zur „Theaterwelt“ kein rechtes Zutrauen hatten und die Hansestadt allzu fern lag. Da war ihnen das nahe Jena doch weit lieber, eine Professur an der dortigen Universität hielten sie für die Schillers Gaben und literarischen Bestrebungen angemessenste Stellung. Er aber dachte sich seine Zukunft immer noch gern in gänzlich unabhängiger schriftstellerischer Tätigkeit

Ein paar Jahre würde er freilich sein Eigenstes, die Dichtkunst, hinter einträglichere und weniger befriedigende Arbeiten zurücktreten lassen müssen, — aber von dieser dunklen Zeit des Entbehrens hob sich eine lichte Hoffnung ab: die Verbindung mit der Geliebten.

Und so nahm Schiller die in Rudolstadt doch etwas vernachlässigte Arbeit mit neuem Eifer auf. Der Geist seines Vaters, dessen Hang zu „immerwährender Tätigkeit", schien in dem Sohne lebendig zu werden. Wiederum zehn, zwölf, ja vierzehn Stunden des Tages widmete er seiner vielseitigen geistigen Beschäftigung. Besuche machte er nur wenige; die nötige Bewegung in frischer Luft verschaffte er sich am liebsten auf dem Wege nach Belvedere, wo ihn jeder Schritt der Heimat der Geliebten wenigstens etwas näher brachte. Aber ganze Wochen hindurch kam er überhaupt nicht aus der Studierstube. Die Weimarer staunten und beklagten sich über den Ungeselligen, der die völligste Gleichgültigkeit „gegen Klubs und Zirkel und Kaffeegesellschaften" zeigte. Selbst Goethe wußte noch nach acht Jahren dem Privatgelehrten Falk zu erzählen: „Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Studierpult."

Ununterbrochen aber durchzog diese ganze Zeit des Ringens und Entbehrens ein reger Briefwechsel mit Körner und ein ganz vertrauter mit den Schwestern. Die Donnerstage, an denen die Botenfrau mit irgend einem Liebeszeichen von Rudolstadt her bei ihm eintraf, wurden für den arbeitsamen Einsiedler die eigentlichen Feier- und Freudentage; die Briefe, die sie brachte, vertraten ihm zuzeiten „die Stelle des ganzen menschlichen Geschlechts". Mit Karoline über Staat und Gesellschaft, Menschheit und Einzelwesen, Geschichte und Kunst zu philosophieren, schuf ihm immer aufs neue geistige Anregung, und sie bekennt beglückt: „So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines inneren Wesens zu rühren. O gutes Schicksal! nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt."

Diesen vollen Ton konnte die scheue Lotte dem heimlich geliebten Manne gegenüber nicht anschlagen. Aber aus den Mitteilungen über ihre Lektüre, aus ihren offenen und bescheidenen Urteilen über Bücher und Menschen durfte er mit jedem Briefe mehr die Anschmiegsamkeit ihres Wesens erkennen, die ihr gleichwohl nie die ruhige Sicherheit einer in sich fest begründeten Natur beeinträchtigte. Auch dem gegenüber, den sie über alles liebt und bewundert, verleugnet sie ihre besonderen Neigungen und Meinungen nie. So bleibt ihr Glaube an Goethes gutes Herz unerschüttert, so sehr auch der Schein dem Geliebten recht gab, wenn er über jenen sich beschwerte. Und als dieser einmal die Tat Winkelrieds eine férocité nennt, da tritt sie mit Entschiedenheit für den Schweizer Volkshelden ein: „Ich möchte Ihnen Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden. Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen wie Sie, um Sie zu überzeugen.“ Aus Lottens Briefen sprach keineswegs, wie bei Karoline, der ausschließliche Drang nach rein geistiger Mitteilung: sie plaudert harmlos und oft recht „unphilosophisch“ von all den kleinen Ereignissen und Geschäften ihres winterlichen Daseins, von großen Eindrücken und auch von nichtigen Dingen, aber was sie auch denken und erleben mag, immer setzt sie es in eine Beziehung zu ihm, dem Mittelpunkt ihres Seelenlebens, dem sie so ihre unerschöpfliche Herzensgüte und liebende Fürsorge unbewußt kundgibt. Sie lebt nur in ihm: „Jetzt wird es mir unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken; und so wird's bleiben, nicht wahr? Gestern las ich im Karlos . . . . Ich kann nie satt werden im Karlos zu lesen, und finde immer mehr darin. Mir ist es auch dann, als wären Sie mit uns, und das freut mich.“ Sie schaut nach dem Abendhimmel, und sofort wird ihr der Anblick zum Sinnbild ihres Verhältnisses zu dem Freunde: „Ihre Freundschaft erhellt mein Dasein ebenso lieblich, als die untergehende Sonne die Wolken erhellt.“ Bei trübem Wetter, beim Brausen des Sturmes denkt sie in ihrem stillen Stübchen: wie diese garstige Zeit wohl dem Freunde bekommen

mag? Jeder Sonnenblick freut sie nun doppelt, weil auch er die freundliche Wirkung des lieben Gestirns verspüren wird. Gibt sich in einem seiner Briefe ein leichter Mißmut kund, so zittert es auch in ihrer Seele nach, und sie fragt mit sanfter Treuherzigkeit an: „Ich denke, Sie waren nicht ganz heiter, da Sie ihn schrieben, nicht wahr, lieber Freund, und es war aus Sympathie, daß es mir auch so wurde?"

Mit tiefer, beglückender Freude nahm Schiller dies stetig wachsende Vertrauen, diese zarte innere Hingabe wahr, und auch er offenbart mit tausend anspielenden Worten in Scherz und Ernst, in der leichten Verhüllung poetischer Bilder und Gleichnisse seine treue Liebe. Er vergleicht das weibliche Geschlecht mit der „lieben heiteren Sonne" und gibt doch nur den Eindruck wieder, den er von Lottens Wesen empfangen hat: „Mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen." Und bedeutsam setzt er hinzu: „Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichnis ist also das Schönste, was ich von Ihrem Geschlechte nur habe sagen können." Ein andermal gibt er seiner ungeduldigen Sehnsucht nach dem Sommer, der ihn wieder nach Rudolstadt bringen soll, in einem dichterischen Bilde Ausdruck, doch schließlich gefällt es ihm nicht: „Die Einkleidung mag auch sein, wie sie will, so bleibt der Gedanke wahr und herzlich wahr, daß ich mit ganzer Seele bei Ihnen bin." Und hier in Weimar wie dort in Rudolstadt berechnen die beiden die Zeit bald nur nach den Wochen, die seit der Trennung verflossen, und nach den Monaten, die bis zum Wiedersehen noch zu durchharren sind.

So stärkte Lenzeshoffnung dem von Mühen und Sorgen Belasteten den Mut und die Kräfte. Mochten die aufbegehrenden Stimmen seines niedergehaltenen Genius ihn dann und wann quälen oder der langsame Gang seiner Arbeiten ihm die Stimmung einmal

trüben: immer wieder konnte er doch alle Besorgnisse der Freundinnen durch die geistsprühende Laune seiner Episteln und durch die ausdrückliche Versicherung zerstreuen, er fühle sich gesund und behaglich. Und auch Körner erfuhr von dem „stillen Vergnügen", das der Arbeitsame in seiner einsiedlerischen Existenz fand: „Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Tee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet sich's herrlich."

Schillers Aussichten, die Zukunft nach seinem Plane zu gestalten, waren ja auch vortrefflich: sein Name galt etwas bei Herausgebern und Verlegern, denen die bloße Zusage seiner Mitarbeit schon Erfolg zu gewährleisten schien. Für Göschens „Kritische Übersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen" schrieb Schiller eine Abhandlung über die Euripideische und Goethesche Iphigenie auf Tauris, die aber nicht zu Ende geführt wurde, weil das Unternehmen aus Mangel an Absatz bald wieder einging. Immerhin hatte der Verfasser schon bei dem vorliegenden Inhaltsvergleich Gelegenheit, die Vorzüge des deutschen Dramas bewundernd hervorzuheben: Goethes Iphigenie, so urteilt Schiller, atmet nicht nur „antiken Geist", sie vereinigt auch „die feinste, edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst". Besonders für die drei Zeitschriften entfaltete er in dieser Zeit eine vielseitige publizistische Tätigkeit. Der Allgemeinen Literaturzeitung lieferte er willkommene Rezensionen, seine eigene Thalia, von der im Jahr 1788 nur ein Heft, das fünfte, erschien, sollte wieder mehr bedacht werden: in der Tat kamen im Jahre 1789 drei Stücke heraus, in denen Schiller seine wiederaufgenommenen Übersetzungen des Euripides, die Fortsetzung und den Schluß des Geistersehers und einen Aufsatz über des Grafen Egmont Leben und Tod veröffentlichte. Die geplante Übersetzung des Äschyleischen Agamemnon kam nicht zur Ausführung. Endlich nahm auch Wielands Merkur Schillers Feder stark in Anspruch. Noch einmal hatte der immer liebenswürdiger werdende alte Herr, gleich am Tage nach Schillers Wiederkehr, dessen junge Kraft in

eine feste Verbindung mit seiner hart um ihr Dasein ringenden Zeitschrift zu bringen versucht: fünfhundert Taler wurden Schiller für vierundzwanzig alljährlich zu liefernde Bogen zugesichert. Binden ließ er sich nun zwar nicht, aber mit mancherlei Beiträgen, geschichtlichen und andern, kam er dem Merkur zu Hilfe. In diesem erschienen auch die Briefe über Don Karlos, und zwar waren die ersten vier bereits von Volkstädt aus veröffentlicht worden. Sein Drama und in diesem seinen Posa zu rechtfertigen, die Einheit der Handlung und die tragische Notwendigkeit des Opfertodes nachzuweisen, hat Schiller hier seinen ganzen Kunstverstand und eine schlagfertig allen Einwendungen und Mißverständnissen begegnende Beredsamkeit aufgeboten. Auch da, wo diese glänzende Verteidigungsschrift sachlich nicht völlig überzeugt, bekundet sie die große stilistische Meisterschaft ihres Verfassers; wenn die rätselhafte Willkür des ohne Not zum äußersten schreitenden Marquis selbst durch die tiefgründigen Darlegungen dieser Briefe mit dem Charakter des Maltesers und der tatsächlichen Lage der Dinge nicht in Einklang gebracht wird, so ist doch jene empfindsame Auffassung für alle Zeiten widerlegt, die in Posas Opfertod eine Ausgeburt schwärmerischer Freundschaft sehen möchte. Vor allem aber rückt der Ästhetiker alle jene künstlerischen Absichten in helles Licht, die der Dichter infolge der langausgedehnten Entstehungszeit des Werkes im Drama selbst nicht zu voller, klarer Anschauung hat kommen lassen. Die Wirkung hatten die Briefe jedenfalls, daß sie manchen übereiligen Gegner zu erneuter und vertiefter Betrachtung des Don Karlos anregten. Nicht nur Körner war entzückt von dem von „affektierter Bescheidenheit“ und „Selbstlob“ gleichweit entfernten Ton dieser Briefe, auch Wieland las diese „kritische Geschichte der Genesis“ des Dramas „mit unbeschreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung“ des Schillerschen Geistes. „Sie ist zugleich ein Muster einer Apologie und Kritik,“ schrieb er dem Verfasser, „jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Parteilichkeit gegen sich selbst, diese so scharfsinnig gedacht, daß wenige Leser des Don

Karlos sie lesen werden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden." — Im Merkur zuerst ist auch die kleine Erzählung Spiel des Schicksals erschienen, in der die von Fürstengunst und Despotenwillkür bestimmte Lebensgeschichte des württembergischen Generals Rieger unter leichter poetischer Verhüllung dargestellt wird. Die novellistisch knappe, nur die Hauptmomente eines an jähen Wechselfällen reichen Daseins hervorhebende Erzählung verrät den Dramatiker, und zugleich ist diese psychologische Studie ein wertvolles Zeugnis für die ruhigere Anschauungsweise und die reifere Kunst des Dichters: nicht seine Gedanken und Empfindungen teilt dieser uns mit, — in dem dargestellten Gegenstande selber liegt, aus ihm selber wirkt der ganze Stimmungsgehalt. Der Dichter hat von dem Historiker gelernt, auch ein zeitgeschichtliches Thema mit der Ruhe und Sachlichkeit des über den Dingen stehenden Beobachters zu behandeln.

Diese Arbeiten füllten Schillers Tätigkeit übrigens keineswegs aus: die geplante Fortsetzung des „Abfalls der Niederlande" forderte weitere geschichtliche Studien, und neue Pläne tauchten auf und wollten erwogen werden. Außer der früher bereits genannten Sammlung der merkwürdigsten Verschwörungen und Rebellionen, deren erster und einziger Band im Herbst 1788 erschien, wollte Schiller noch ein ähnliches, größer angelegtes Unternehmen ins Leben rufen: ein Sammelwerk historischer Memoiren, für das er einen Stab von Bearbeitern und Übersetzern und einen Verleger suchte. Zugleich beschäftigte den Dichter in dieser arbeitreichen Zeit der von Körner angeregte Gedanke, des großen Friedrich Leben und Taten in einem Epos poetisch darzustellen. Gerade die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem modernen Stoffe reizte ihn: wie in der Iliade althellenische Kultur sich spiegelt, so sollten in seinem Epos die eigene Zeit, „unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste" in harmonischer Einheit anschaulich werden. In der anmutigen Form der ottave rime müßte diese Friedericiade verfaßt sein, meinte er, und singen müßte man sie können, „wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem"

Dieser großgedachte Plan hat den Dichter bis ins Jahr 1791 beschäftigt, aber ausgeführt wurde er so wenig, wie der zu einem andern Epos, dessen Held Gustav Adolf sein sollte.

Zu all diesen Arbeiten und Plänen war schon Mitte Dezember eine Verpflichtung gekommen, die Schillers Tätigkeit auf eine neue Weise vermehrte und seiner Zukunft eine überraschende Wendung gab: was er für spätere Zeiten sich erhofft hatte, ward ihm nun plötzlich zu teil: eine Professur in Jena.

Durch die Berufung des Jenenser Historikers Eichhorn nach Göttingen war im Herbst ein Lehrstuhl für Geschichte an der thüringischen Universität frei geworden. Die um dieselbe Zeit erschienene Geschichte des Abfalls der Niederlande hatte die Aufmerksamkeit auf Schiller gelenkt. Der diesem stets wohlgesinnte Geheimrat Voigt wurde vorgeschickt, um ihn zu „sondieren". Es handelte sich um eine außerordentliche Professur ohne Gehalt. Voigt redete warm zu, und Schiller, erfreut über den immerhin ehrenvollen Antrag, der ihm vielleicht nicht zum zweiten Male gemacht wurde, gab eine zusagende Antwort. Hier bot sich doch endlich einmal etwas Festes! Nun nahm die Sache einen ungewöhnlich raschen amtlichen Verlauf. Am 9. Dezember 1788 richtete Goethe ein „gehorsamstes Promemoria" an das „Geheime Konsilium", worin er den Vorschlag zur schleunigen Erledigung empfiehlt. Darin heißt es: „Herr Friedrich Schiller, der sich seit einiger Zeit teils hier, teils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Namen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde... Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde." Das „Geheime Konsilium" sowie die „Fürstlichen Herren Erhalter der Gesamtakademie" gingen um so bereitwilliger auf den Vorschlag ein, als sich dadurch die Lehrstelle „ohne alle Besoldung und Emolument" besetzen ließ.

Am 15. Dezember war die Angelegenheit so gut wie entschieden: Schiller erhielt durch Goethe ein „Reskript", worin ihm aufgetragen wurde, sich auf die Übernahme der Professur um Ostern 1789 einzurichten.

Nach jener ersten Unterredung mit Voigt war ein Gefühl der Erlösung über Schiller gekommen. Seine glückliche Stimmung wurde noch erhöht durch den Besuch Ludwig Schubarts, des schwäbischen Poetensohnes, der von Berlin als Gesandtschaftssekretär nach Mainz ging und Wunderdinge von der Erstaufführung des Don Karlos in der preußischen Hauptstadt und von ihrer Wirkung auf den König Friedrich Wilhelm II. zu berichten wußte. Zugleich brachte der frühere Akademiegenosse einen erfrischenden Hauch schwäbischer Erinnerungen in Schillers einsame Studierstube. Unter solchen Eindrücken ließ dieser, zum Übermut aufgelegt wie einst in der Zeit des Stuttgarter Burschenlebens, ein fröhliches Billet an Freund Zumsteeg in die Heimat gehen, worin es heißt: „Von nun an streiche mich nur aus der Liste der literarischen Vagabunden aus. Denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Öffentliches zu prangen." Und zum ersten Male deutet er einem anderen sein wohlverwahrtes Liebesgeheimnis an: „Du meinst, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten und ein ehrlicher Hausvater werden? Ja, lieber Zumsteeg, auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum sollst du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete allein zu sein." Aber nach ein paar Tagen schon, als die unerwartet rasche Entscheidung Schiller in Verlegenheit setzte, stellte sich die kühlere Überlegung ein; nun erst ward ihm klar, was er aufgegeben und was er auf sich geladen hatte. Nun fand er, man habe ihn „übertölpelt". Die goldene Freiheit hatte er geopfert! Die Stelle trug nicht nur außer den Kollegiengeldern nichts ein, sondern sie drohte auch für Kanzlei- und Diplomgebühren und unvorhergesehene andere Dinge ihm „einen Louisdor nach dem anderen" aus der Tasche zu ziehen. Sogar die Magisterwürde mußte er teuer erkaufen zu einer Zeit,

da er um die Tilgung seiner Schulden ernstlich Sorge trug. Und das Schlimmste: wie sollte er bei seiner verhältnismäßig geringen Kenntnis der Weltgeschichte mit Ehren bestehen? Wie sollte er mit seiner „ökonomischen" Schriftstellerei die zeitraubende Vorbereitung zu den Vorlesungen verbinden? „Ich bin in dem schrecklichsten Drang", so klagt er dem Dresdener Freund, „wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst notwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rate mir! Hilf mir! Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte."

Gelegentlich eines Pflichtbesuches bei Goethe hatte Schiller vergeblich versucht, „sich auch etwas für sich aus ihm zu nehmen". Wenn er geglaubt hatte, als Dichter dem Dichter begegnen zu können, persönlich Teilnahme zu finden, so ward er schwer enttäuscht: der zukünftige Professor fand nur einen vornehm kühlen Vorgesetzten, der die brauchbare Kraft des anderen dem Staate so nützlich wie möglich werden lassen wollte. Goethe munterte seinen Besucher mit einem wohlwollenden „docendo discitur", durch Lehren lernt man, auf und meinte gütig, daß die Stelle zu dessen Glück beitragen werde. „Die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist," schrieb Schiller danach an Körner. Dieser aber wußte besser als der Minister den Zagenden anzufeuern: er habe ein Werk geliefert, das ihn so gut wie jeden anderen berechtige, „ohne Scheu aufs historische Katheder zu treten"; Jena mache an ihm und nicht er am Professortitel eine Eroberung; wegen der Vorbereitung brauche er nicht zu ängstlich zu sein, da er je nach Gutdünken aus dem weiten geschichtlichen Gebiete die ihm geläufigsten Teile auswählen könne. Und schließlich kann der wohlbewanderte Literaturkenner dem Freunde noch allerlei wissenschaftliche Hilfsmittel angeben und der gute Haushalter dem Unerfahrenen praktische Ratschläge für die erste Einrichtung erteilen.

Schiller faßte denn auch bald die vorteilhaften Seiten des

Schrittes ins Auge. Seine Bangigkeit wich einem Gefühle der Zuversicht in seine Kräfte. „Es müßte doch lächerlich sein," erwiderte er dem Freunde, „wenn ich in jeder Woche nicht soviel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auskramen zu können." Den Rat Körners aber, um eine feste Besoldung nachzusuchen, lehnte er ab. „Himmel und Erde" deswegen in Bewegung zu setzen, wie es bei Professor Reinhold geschehen sei, das könne er nicht über sich gewinnen: „Eine solche Bettelei würde mich mehr erniedrigen, als zweihundert Taler (soviel hat Reinhold) mir im Grunde helfen können." Bei seinen geringen Bedürfnissen werde er in dem einfachen Jena sein Leben einzurichten in der Lage sein wie ein Student, — damit tröstet er sich über den Geldpunkt. Die Hauptsache war und blieb für ihn: er kam in einen festen bürgerlichen Beruf, in dem er neben Kenntnissen und Erfahrungen einen gelehrten Namen erwerben und so die Grundlage für eine sorgenfreie Existenz und tüchtige Leistungen gewinnen könne.

Aber eine seiner schönsten Hoffnungen sah Schiller durch diese Wendung der Dinge vernichtet. „Mein schöner, künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort," klagt er den Schwestern, „die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. . . In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor." Indessen darüber tröstet er sich: „Ich denke hier wie Sancho Panso über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!" Niemand war froher über die Jenenser Professur als die beiden Freundinnen. Nun waren sie doch wenigstens von der Furcht befreit, Schiller könne eines Tages nach Dresden zurückkehren oder gar nach Hamburg gehen. „Lassen Sie sich's nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein", rief ihm Karoline zu, und Lotte wurde nicht müde, ihm die Schönheit der Gegend um Jena, die

Kürze des reizenden Weges von da nach Rudolstadt und die Möglichkeit häufigeren Zusammenseins auszumalen: „Der Gedanke, daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel Freude und macht mich so ruhig; und dann können wir so oft von Ihnen hören, wenn nämlich der ernsthafte Herr Professor sich noch zu uns herunterlassen will.“ Auch mit seinen „Geschäften“, so hofft sie, werde er sich aussöhnen und sie lieb gewinnen; nur die Poesie möge nicht darunter Not leiden: „denn das wäre nicht angenehm für uns andere, die nun doch einmal nicht Kollegia hören können.“

Der wissenschaftlichen Vorbereitung zu seinem Amte widmete Schiller nun einen beträchtlichen Teil seiner Zeit. Durch einen „Schwall von geist- und herzlosen alten Schriften“ sich durchzuschlagen, empfand er als eine gar traurige Pflicht. Wie glücklich erschienen ihm die Schwestern, die nach freier Wahl ihre Bücher genießen konnten: „Sie gehen durch das literarische Leben wie durch einen Garten, brechen sich, was Ihnen gefällt, wenn der Gärtner und seine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal die Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum ist, fröhlich zu genießen.“ Aber mit heroischer Resignation ertrug er diese Entbehrungen und tröstete sich über den augenblicklichen Verlust mit den Aussichten auf eine lichtere Zukunft. Und bald verspürte er, daß auch auf dieser bloß aneignenden Arbeit ein gewisser Segen ruhe. Er stieß doch auch auf Werke, die durch Gründlichkeit der Darstellung seinen Beifall gewannen oder wie Friedrichs des Großen Histoire de mon temps durch ihren Geist ihn anzogen. Der immer klarere Überblick über die großen Zusammenhänge der geschichtlichen Welt gab ihm fruchtbare Anregungen und machte ihm Lust, „dieses unendliche Feld“ zu durchwandern und im besonderen die deutsche Geschichte ganz aus ihren Quellen zu studieren. Zu seiner Beruhigung trug auch der Umstand bei, daß er endlich für sein geplantes Memoirenwerk in dem Jenaischen Buchhändler Mauke einen Verleger und damit eine kräftige Beihilfe für seinen Unterhalt gefunden hatte. Als dann im März, zur allerunbequemsten

Zeit, da gerade die Geldausgaben vor der Übernahme der Professur sich häuften, der Dresdener Gläubiger Beit auf Einlösung seines Wechsels drang, half Schiller sich durch eine Sammelausgabe seiner kleinen Schriften, die Crusius in Leipzig verlegte und die den Dichter in den Stand setzte, einen Teil seiner Schulden zu tilgen.

So war der Winter allmählich hingegangen. Den Weimarern war Schiller fast wie gestorben. Selten tauschte er einmal Besuche mit Wieland, Voigt oder Bertuch. Zuweilen war er in Frau von Steins anregender Gesellschaft; mit Charlotte von Kalb, die damals gesunder und heiterer war als im vorhergegangenen Winter, verstand er sich wieder besser. „Aber ich habe", so heißt es in einem Briefe an Körner, „seitdem ich wieder hier bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältnis zu ihr wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen muß." Ein Theaterbesuch zu Anfang Februar, der erste seit drei Vierteljahren, die Teilnahme an einer Redoute, wo er „ein recht romantisches Ideal" für die schöne Griechin im Geisterseher zu finden hoffte, das waren seine wenigen Zerstreuungen. Die Vorbereitungen der Übersiedlung führten ihn Mitte März auf einige Tage nach Jena, von wo er zur freudigen Überraschung der Schwestern einen Ritt nach Rudolstadt unternahm. Man hatte sich viel zu sagen, aber die paar Stunden waren allzu schnell verflogen. Der Dichter mußte zurück ins „Joch des gemeinen Besten", zu seinen historischen Studien, zu dem „verwünschten Geisterseher".

Den ganzen Winter über hatte Schiller bedauert, daß er das in Rudolstadt begonnene Drama, die Malteser, nicht weiterführen konnte, und je mehr ihm die Verhältnisse das poetische Schaffen erschwerten, desto stärker reizte dieses ihn, desto schmerzlicher empfand er, daß alle wissenschaftliche Betätigung „von dem Lichtpunkte seiner Fähigkeiten und Neigungen himmelweit entlegen" sei. Einigen Trost gab ihm freilich der Gedanke, auch diese „Diversion" werde schließlich seinem dramatischen Schaffen wieder zugute kommen, wie einst die medizinische „Pause in seiner Poeterei" das Gedeihen der Räuber nur

gefördert hatte. „Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag," schreibt er an Körner, „so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen." Und unerschüttert blieb auch sein Glaube an sich und seinen Beruf trotz der kühl abweisenden Haltung, die Goethe ihm gegenüber noch immer bewahrte. Dieser Einzige, an dessen Urteil und Anerkennung ihm wirklich gelegen war, mied ihn absichtlich. Gewiß, an der Berufung nach Jena hatte Goethe Anteil genommen, aber weiter hatte Schiller auch wohl nichts mehr von ihm zu erwarten. Er sah sich beiseite geschoben, gleichgültig abgewiesen. Kein Wunder, daß er zwischen den streitenden Empfindungen des Unmuts und der Sehnsucht, der Bewunderung und der Abneigung schwankte, sich wie von einem geheimen Zauber bald angezogen, bald von Kälte zurückgeschreckt fühlte. Und durch besondere Umstände wollte die Kluft zwischen den beiden Dichtern um diese Zeit noch erweitert werden.

Einer aus Goethes römischem Freundeskreis, Karl Philipp Moritz, war im Dezember nach Weimar gekommen, wo er zwei Monate lang der Gast des schwärmerisch verehrten Meisters war. Schiller hatte sich ja schon in Gohlis mit Moritz, dem ausgesprochenen Gegner seines „bürgerlichen Trauerspiels", verständigt und ausgesöhnt und ward nun bekannter mit ihm. Er fand seinen Umgang „drollig-interessant", fruchtbar und anregend, und freute sich, seine „Lieblingsideen" von Tod und Unsterblichkeit, von Liebe und Aufopferung, vom Aufgehen des einzelnen im ganzen bei dem geistreichen Manne wiederzufinden. Nur eins schaffte ihm bald Unbehagen: der „Sektengeist", die ausschließliche, an Vergötterung grenzende Verehrung, die Moritz Goethe gegenüber nicht nur im Herzen hegte, sondern auch noch durch eine einseitige ästhetische Theorie zu begründen und zu rechtfertigen suchte. An gerechter Bewunderung des großen Genius wollte sich Schiller von keinem übertreffen lassen; aber solche Übertreibungen forderten seinen Widerspruch heraus, sie waren ihm doppelt unausstehlich, weil sie von

einem sonst vortrefflichen und wahrhaftigen Manne ausgingen. In seinem Mißmut schrieb Schiller an Körner: „Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt und die sich soweit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Produkte zu Kanons macht und auf Unkosten aller anderen Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgange zurückgehalten. Sonst ist er ein edler Mensch." Moritz seinerseits hätte damals wohl nur wenig zur Beseitigung der Voreingenommenheit Goethes gegen Schiller tun können; aber er hat dazu gar keinen Versuch gemacht, vielmehr seinen großen Freund nach dessen eigenen Worten noch „leidenschaftlich in den Gesinnungen bestärkt", welche dieser Schiller gegenüber hegte. Für Moritz, der sich aus elenden Verhältnissen emporgearbeitet hatte, war Goethe von jeher voll reinster Güte und wärmsten Mitleids gewesen. „Moritz ist wie ein jüngerer Bruder von mir, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin," hatte er aus Italien geschrieben. Schiller aber, der Verkannte, mußte klagen: „Goethe erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Aber ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft!" Schiller verzweifelte nicht; er fühlte, daß einst der Tag kommen werde, wo er ohne Vermittler, aus eigener Kraft sich die Anerkennung des Größten unter den Lebenden erzwingen werde. Im Widerstande gegen Hindernisse, die unüberwindlich schienen, wuchsen ihm ja stets die Kräfte. Als Karoline ihn hinsichtlich seines Verhältnisses zu Goethe zur Geduld und zum Abwarten ermahnte, da schrieb er ihr voll mannhaften Selbstgefühls, im stolzen Bewußtsein des eigenen Wertes: „Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wirklich zu wenig bares Leben, um Zeit und Mühe

daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind.... Ich habe zuviel Trägheit und zuviel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem anderen nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne."

Ehe der Dichter den Musen auf Jahre hinaus schweren Herzens den Abschied gab, entrang er den kargen Stunden geweihter Stimmung, die ihm die wissenschaftliche Arbeit ließ, noch eine letzte poetische Offenbarung: in dem philosophischen Gedichte Die Künstler faßte er noch einmal alles, was die Geschichte ihn gelehrt, was denkende Betrachtung über seine Kunst und die Versenkung in die Antike ihm erschlossen, was sein eigener Genius ihm gedeutet, unter einer einheitlichen Idee zusammen. In Schillers Persönlichkeit lag ein unwiderstehlicher Drang, alles, was als Ahnung in seiner Seele schlummerte, hervorzuheben zum hellen Lichte des Bewußtseins und das Erkannte mit kraftvoller geistiger Freiheit zu außerordentlicher Wirkung zu bringen. Sein Jugenddenken hatte der Trieb nach metaphysischer Erkenntnis beherrscht, seinem dichterischen Bedürfnis hatte eine Weltansicht entsprochen, die in dem Universum ein Kunstwerk, in Gott den Künstler sah. Aber dann war aus dem Innersten seiner tatkräftigen Natur die Überzeugung emporgewachsen, daß der Mensch zum Handeln geboren sei, daß die Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte und ihre Auswirkung im Dienste des Ganzen seine Bestimmung sei: nicht rückwärts in einem erträumten Naturzustande soll der Mensch Glück und Vollkommenheit suchen, sondern mitten im Strom des geschichtlichen Lebens fortschreiten zu immer höherer Entwicklung. Seinen Posa hatte der Dichter von einem neuen Zeitalter der Menschenfreiheit träumen lassen. So mußte für ihn selbst die Frage entstehen: was kann die Kunst, was kann der Künstler zur Verwirklichung dieses Ideals beitragen? Schon früher hatte ihn

da und dort dieses Thema beschäftigt: als Erzieherin des Menschengeschlechts, als Bezähmerin wilder Sitten waren Schönheit und Kunst in der zweiten medizinischen Dissertation aufgefaßt worden, und bereits in der ersten, der Abhandlung „Philosophie der Physiologie“, sah sich der junge Mediziner vor die Frage gestellt, was die ästhetischen Gefühle zur Ausgestaltung unseres Seelenlebens beitragen können. Ähnliche Anschauungen kehrten wieder in den beiden Abhandlungen über die Bühne, wo der Dramatiker nachdrücklich für Würde und Wert seiner Kunst eintrat und sie gegen die stolze Verachtung der „Fakultäten“ schützte. Auch daß die Wirkung des Schönen in einem harmonischen Ausgleich der sich widerstrebenden sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen zu suchen sei, war dort schon ausgesprochen.

So waren die Elemente vorhanden, aus denen nun der Dichter mit gereifter geschichtlicher und philosophischer Erkenntnis ein Ganzes schaffen konnte. In der glücklichen Stimmung des Rudolstädter Sommers gingen diese Keime auf, und den ersten Anstoß zu ihrer Entwicklung und Entfaltung gab jener Angriff des Grafen Stolberg auf die Götter Griechenlands, der dem Dichter die Freiheit beschränken, die Kunst den Anforderungen außer ihr liegender Zwecke unterordnen wollte. Nun erst drängte sich diesem, der einst selber die Bühne als Dienerin des Staates den pfälzischen Herren von der Deutschen Gesellschaft empfohlen hatte, der erlösende Gedanke auf, daß die Kunst sich selbst genug sein, daß sie durch Befolgung ihrer eigenen hohen Gesetze auch alle übrigen Ansprüche mitbefriedigen müsse. Die persönliche Angelegenheit erweiterte sich zu einem allumfassenden kunst- und kulturphilosophischen Problem, zu einer Menschheitsfrage: das Gedicht wurde das Gefäß, in dem alle Ideen zusammenflossen, die sich in Schillers Geistesentwicklung als lebensfähig erwiesen hatten und fruchtbringend auch für seine Zukunft werden sollten. Ein halbes Jahr verging, bis der erste Rudolstädter Entwurf zur Vollendung gedieh und im Märzheft des Merkur veröffentlicht werden konnte in der Form, in der wir das Gedicht noch heute lesen. Im Januar 1789 ward die erste Aus-

führung zu Freund Körner gesandt, auf dessen Vorschläge tief eingreifende Änderungen erfolgten. Unter mancherlei Anregungen, die von Moritz und Wieland ausgingen, wurden mehrere Strophen ergänzt und viele neu hinzugedichtet, andere umgestaltet und neu geordnet, bis das Ganze einen festen, geschlossenen Kreis bildete. Auch Goethe wirkte unbewußt und im stillen zur Vervollkommnung von Gehalt und Form mit, denn dem Unnahbaren sollte das Gedicht Besonderes sagen. „Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche," so heißt es in einem Brief an Körner mitten aus der Zeit der letzten Ausfeilung. „Sein Kopf ist reif, und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann."

Trotz aller Mühe freilich ist es dem Dichter nicht gelungen, die überquellende Fülle seiner Ideen in eine künstlerisch völlig befriedigende Form zu fassen, alle Begriffe in anschauliche Gestalt umzusetzen und Bild und Gedanken immer in klare faßliche Übereinstimmung zu bringen. Das abstrakte Material widerstrebte der Ausprägung in sinnlich deutliche Symbole, und die langsame Art der Ausarbeitung beeinträchtigte nicht weniger die Einheit der Stimmung als der Versuch, philosophische Betrachtung mit historischer Darlegung zu verschmelzen. Und doch gehört dieses Gedicht, eines der bedeutsamsten Zeugnisse von Schillers Entwicklung, zu dem Großartigsten, was auf dem Boden des deutschen Schrifttums gewachsen ist. Von der erhabenen Höhe seines mühsam errungenen Standpunktes aus läßt uns der Dichter in alle Weiten und Tiefen des geschichtlichen Lebens und auf die fernen Ziele idealen Menschheitsstrebens schauen: getragen von einem Strom edelster Begeisterung, in prächtig flutenden Rhythmen, umtönt von dem Wohllaut dichterischer Sprache, zieht eine Welt von Weisheit an unserem Geiste vorüber. Mag in Schillers historischer Auffassung uns heute manches einzelne willkürlich und irrig bedünken, — als Ganzes ist seine Darstellung ebenso tiefsinnig wie wahr.

Die Hauptidee des Gedichts, die „dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen“ soll, „die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit“, ist nach des Dichters eigener Mitteilung erst auf Wielands Rat zur herrschenden gemacht worden. Von ihr geht die Behauptung aus, daß alle menschliche Kultur dem Schönheitsgefühl ihren Ursprung verdanke und in der Kunst sich vollende, auf sie läuft auch der in großen Zügen gehaltene geschichtliche Nachweis dieser Behauptung hinaus. Auf der untersten Stufe der Kultur kann die Schönheit zunächst nur die Wahrheit ankündigen und vorbereiten, wie das Morgenrot den Sonnenaufgang. Die Ideen des Wahren und Guten boten sich den Blicken der Menschheit in Bildern und Sinnbildern, im Gewande der Schönheit, schon dar, ehe sie der denkende Geist zu festen wissenschaftlichen und moralischen Begriffen ausformte:

> Eh' vor des Denkers Geist der kühne
> Begriff des ew'gen Raumes stand,
> Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
> Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die Liebe zur Schönheit ist es, die die Seele erlöst aus den schweren Fesseln der Begierde, in ihr fühlt der Mensch sich frei vom Zwange der Pflicht. In dieser vermittelnden Stellung ist die Kunst das Rein-Menschliche: den Fleiß teilt der Mensch mit den Tieren, das Wissen mit Geistern höherer Art, die sinnlich-geistige Kunst hat er allein; sie umfaßt und erzieht den ganzen Menschen. Auch die „Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet“, werden erst durch die Schönheit der Form geadelt. Erst dann hat die ganze Kultur „der Vollendung Krone“ sich errungen, wenn sie in Schönheit sich auflöst. Mit euch, so ruft der Dichter den Künstlern zu:

> Mit euch, des Frühlings erster Pflanze
> Begann die seelenbildende Natur,
> Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
> Schließt die vollendete Natur.

Der Mensch ist, frei durch Vernunft, stark durch Gesetze, Herr der Natur; aber reines Wissen ist ihm nicht beschieden; das sterbliche

Auge vermag den Glanz der himmlischen Urania, der vollen Wahrheit, nicht zu ertragen, sondern nur in der Verhüllung der Schönheit: die Wahrheit erscheint uns als Cypria im Gürtel der Anmut, aber dereinst wird sie vor dem frei gewordenen Menschen entschleiert stehen:

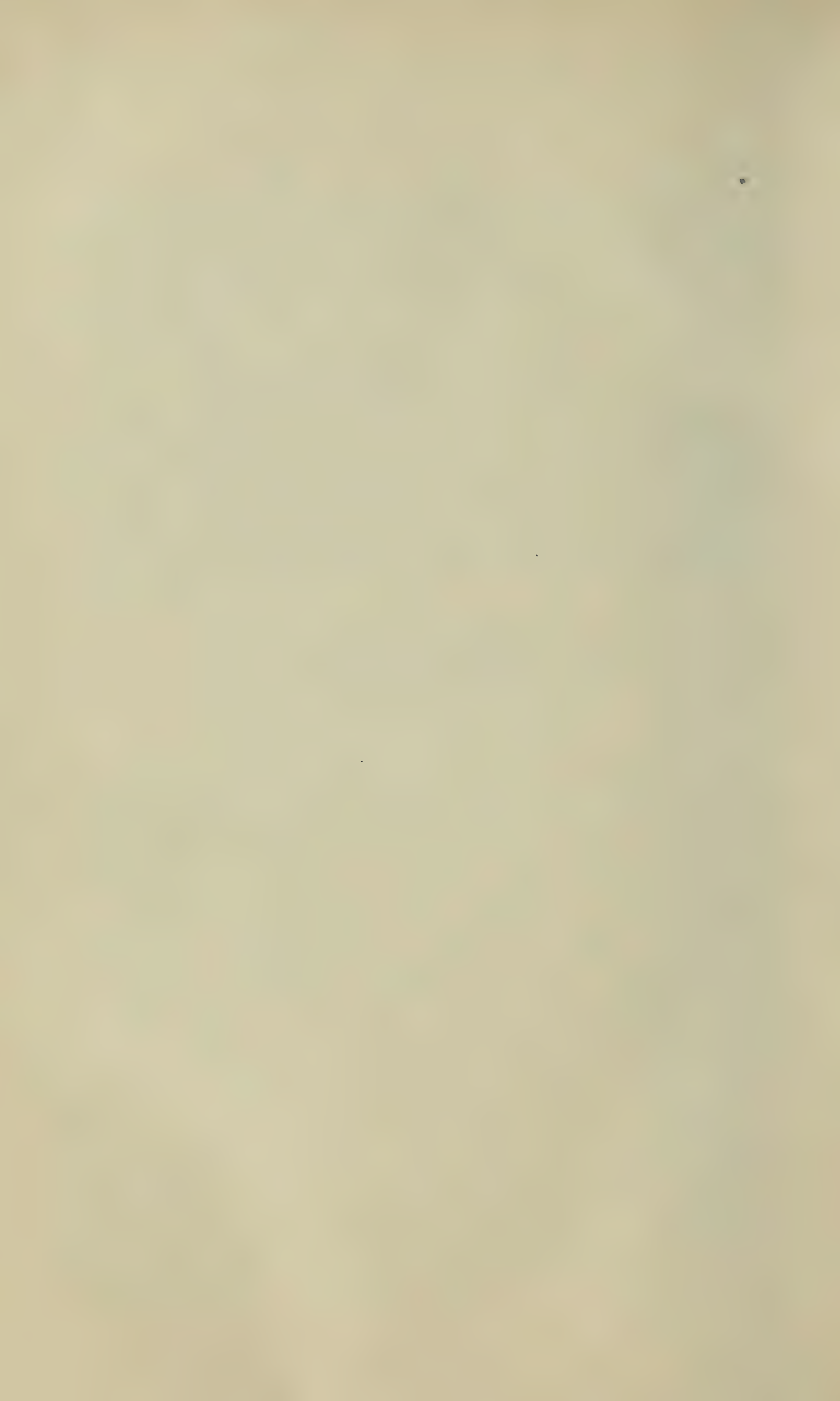
> Was wir als Schönheit hier empfunden,
> Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Das herrlichste Vorrecht der Kunst und der Künstler aber ist es, die Menschen zur wahren Freiheit, zum harmonischen Wollen und zur freien Pflichterfüllung heranzubilden. In so veredelter Gesinnung wird der Mensch alle Übel der Kultur als die Naturbedingungen des Guten achten, den blinden Schicksalsmächten widerstehen lernen:

> Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
> Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
> Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
> Mit freundlich dargebotenem Busen
> Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Und in solcher Gesinnung schritt nun auch Schiller selbst der Zukunft entgegen; in dem hohen Bewußtsein einer Sendung, die er noch zu erfüllen habe, trat er sein Amt an. Am 11. Mai 1789 siedelte er nach Jena über. „Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein", schrieb er kurz vorher noch an Körner. Künstler sein aber hieß ihm der „Menschheit Würde" zu wahren, ihr den Sinn des Lebens verständlich zu machen. Den Verlust der Naturharmonie hatte der Dichter der Götter Griechenlands beklagt. Nun aber ahnte er eine höhere Einheit des menschlichen Wesens als Entwicklungsziel der Menschheit: dieses Ziel zu erreichen, diese Einheit herzustellen, ist die Kunst berufen. Damit war ihr eine hohe und ernste Stellung zugewiesen, darin lag die erhabenste Forderung an die Künstler selbst. Sie floß aus Schillers innerstem Lebenswillen und Lebensernste; aber in sich barg sie für ihn auch eine siegende Kraft, die schließlich alle Hemmungen und Hindernisse überwinden mußte.

Anmerkungen.



S. 1. Symbol für Sch.s Persönlichkeit. Vgl. dazu H. v. Stein, Goethe und Schiller, Beitr. zur Ästhetik des deutschen Klass. (Reclam) S. 122 ff. und Goethes Faust, 2. Teil, Gespräch zwischen Faust und Chiron.

S. 3. Vielleicht ließe sich zur Erklärung der unvermittelten Entstehung des Genies jene stoßweise, gewissermaßen explosive Neubildung von Arten, die die neuere Naturwissenschaft bei Pflanzen festgestellt hat, zur Vergleichung heranziehen. „Von Zeit zu Zeit versucht es die Natur, etwas Neues und Besseres zu schaffen. . . . . Es regt sich die schaffende Gewalt, und neue Formen entspringen auf einmal einem alten, bis dahin unveränderlichen Stamm. Aber die schöpferische Tätigkeit fügt sich nicht den gerade herrschenden Lebensumständen: sie schafft nur, um Neues zu bilden." So de Vries in einem auf dem Naturforscher- und Ärztetag zu Hamburg gehaltenen Vortrag über „Die Mutationen und die Mutationsperioden bei der Entstehung der Arten". Die „Natur" läßt sich eben in starre Theorien nicht festlegen und macht ihre „Sprünge" trotz aller „Gesetze".

S. 6. Bürgerliches Geschlecht und altschwäbische Herkunft der Schiller ist unwiderleglich und endgültig durch die Bemühungen des verstorbenen Marbacher Stadtschultheißen Traugott Haffner und des verdienten Schillerbiographen Richard Weltrich erwiesen. Das Nähere in dessen Werk: Friedrich Schiller (Cotta 1899) Bd. I, 861 ff. u. 871 ff. Ebd. auch der Ausweis über die Gewerbe der Familie.

S. 7 ff. Über Johann Kaspar Schillers Jugend und militärische Dienstjahre handelt eingehend, ergänzend und berichtigend Ernst Keller, Freiburg i. Br. Programm 1885. Über Jakob Schiller Weltrich I, 873. Die im Text über Johann Kaspar Schillers Leben zitierten Stellen sind dem von ihm selbst geschriebenen Curriculum vitae meum in Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen (Stuttgart 1859) entnommen.

S. 11. Löwenwirts Dorle. Über den Rufnamen der Mutter vgl. Weltrich, Bd. I, S. 734 f.

S. 12. Anna Maria Munz, nicht Manz, vom Rohrachhof, nicht Lohrachhof, muß es entgegen allen seitherigen Angaben der Biographen von

der Ehefrau des alten Kodweiß heißen. Haffners Nachweise von Weltrich I, 874 veröffentlicht.

S. 12. Ein wohlhabender Mann. Ich folge hier den bestimmten Versicherungen, die mir im Sommer 1902 persönlich von dem in den Akten über die Vermögensverhältnisse des alten Marbach kundigsten Manne, dem verstorbenen Schultheißen Haffner, ausführlich gegeben wurden.

S. 28. Diese Jugendeindrücke. Über ihre Wirkung handelt geistvoll E. Keller a. a. O.

S. 31 ff. Jener Steinheimer Vetter spielte von jeher in der Schillerbiographie eine nicht weniger abenteuerliche Rolle als im Leben. Erst den gemeinschaftlichen Bemühungen Weltrichs (I, 753 ff., 860 ff.) und des Marbacher Stadtschultheißen Haffner ist es gelungen, die Herkunft des Vetters endgültig festzustellen. Er ist am 18. September 1737 geboren. Sein Großvater und der Großvater des Dichters waren Brüder. — Weitere aufklärende Entdeckungen, namentlich über die Londoner und Mainzer Zeit des Vetters, gelang es Alfred Börckel aus Akten im Mainzer Stadtarchiv und im Großh. Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt zu machen. (Vgl. B.s Aufsatz: Der Buchdrucker und Sprachmeister J. F. Sch. in der Zeitschr. für Bücherfr. 1904/5, VIII, 58 ff.; ferner meinen Aufsatz über Schillers Vetter in der Berliner „Deutschen Welt", 5. Jahrg. Nr. 16 S. 244 ff.) — Eine überraschend neue Quelle hat sich in einem alten Aktenbündel erschlossen, das der Besitzer, der Mainzer Domherr und Kunstgelehrte Prälat Dr. Friedrich Schneider, mir (wie auch schon Börckel) zur unbeschränkten Benutzung überließ. Von seinem Inhalte erwähne ich nur das Wichtigste: 1. Ein kleines Heft von 18 Seiten und verschiedene lose Blätter mit Gedichten des Vetters. Sie sind meist sehr schön geschrieben und z. T. doppelt vorhanden. Das älteste, „Stanzen" überschrieben, mit dem Datum „Bellwerk 1756" (im „Heft": 1757 und einem Motto aus Horaz' Oden II, 16) bezeugt mit dem Vers: „Hier an der Saale sanftem Strand" die Anwesenheit des Studiosus in Halle schon für das Jahr 1756. Wenn er daher in einem Gesuche an den Herzog Karl geltend macht, er habe dem Herzog drei Jahre in einem feindlichen Lande gedient, so kann das recht wohl auf die drei Studienjahre 1756/59 in dem preußischen Halle bezogen werden. Damit stimmt die Bitte:

Entferne dich, du Ursprung jeder Plage,
Bellona, Quell der Traurigkeit.

Warum Bellona so genannt wird, verrät ein Klagegedicht v. J. 1756 auf den Tod eines Kommilitonen, der in der Schlacht bei Lobositz gefallen ist. Dazu gehört die Übersetzung eines Trostspruchs aus Tacitus' Agricola. In einer langen „Hymne an Gott" (100 Verse), datiert „Nürnberg, den 1[ten] Jan. 1759", preist der Vetter Gottes Unendlichkeit, Allmacht und Ewig-

keit und stellt des Menschen Vergänglichkeit und Ohnmacht dem gegenüber. Die „seltenen Genies" sind der „Schöpfung Meisterstücke":

> Du schöpftest ihre Geister,
> Erhabenerer Empfindung Meister,
> Aus reineren Quellen von dem Licht.
> Die Zeit verstäubt den Leib: Sie aber sterben nicht!
> Sie preisen Deine Macht: durchleben alle Zeiten
> Und unterrichten Ewigkeiten.

Ein Bild, das auch der junge Schiller später gerne gebraucht, findet sich hier: „Herr! Du wiegst Könige und Kronen — In Deiner Rechte Wagschal ab!" Verächtlich erscheinen dem Vetter die Fürsten, die „in nachgeafften Wettern" Gottes Geschöpfe zerschmettern. Für sich wünscht er nicht den „Lorbeer voller Schimpf und Müh", seine Bitte ist: „Erhebe meinen Geist, verfeinre meine Sinnen!" Besonders bemerkenswert ist das folgende Gedicht: „Nach einigen schwehren Zufallen. An Herrn Lieut. u. Adj. Schiller. Stuttgardt im Merz 1760." Es preist den als Helden, der an des Lebens Schranken den „letzten Satz" tut, „ohn' zu wanken". „Will man mit Freudigkeit zum Moder niedersteigen — So gibt's nur einen Pfad, der ist der Tugend eigen!" Mit einem Tugend- und Freundschaftsgelübde schließt das Gedicht. Tugend „über Gold und Glück und Ruhm" zu setzen, recht zu tun und niemand zu fürchten, ist auch das Thema zweier spruchartigen Einzelstrophen. Dem Andenken „Seiner Hochwdg. Magnifizenz des Herrn D. Baumgardten", seines Lehrers und Gönners, hat der dankbare Vetter 9 Strophen von je 10 Versen gewidmet. In „Dithyramben" schließlich, die an eine bestimmte Person gerichtet sind, wird der Adel des Menschenwohltäters in Gegensatz zu der Ruhmsucht des Eroberers gestellt. — Besondere dichterische Gaben verrät keine der Dichtungen, wohl aber einen Drang nach Weisheit und innerem Glück. — Die Ähnlichkeiten mit dem Inhalt und der Tendenz mancher Jugendgedichte des großen Schiller (Der Eroberer, Die schlimmen Monarchen, Das Glück und die Weisheit u. a.) sind unverkennbar. In dem Aktenbündel befindet sich 2. ein Brief J. F. Schillers an s. Schwester und s. Schwager Boßhardt in Steinheim v. 22. Nov. 1770 aus London. Die Eltern sind plötzlich gestorben und nun klagt der Entfernte den „Blutsfreunden" sein Leid. „Seit so vielen Jahren, wo ich in fremden Ländern unter Arbeiten, Krankheiten, Trübsalen aller Art kämpfte, habe ich niemals Eine Thräne für mich selbst geweint. Den plötzlichen Verlust unserer beiden Seel. Eltern betraure ich nun in der Stille einsamer Mitternacht und habe nicht einmal Zeit, mich satt zu weinen. Denn diese schmerzliche Botschaft erhalte ich gerade zu einer Zeit, worin ich alle Kräfte meiner Seele anstrengen muß, um eine sehr schwehre und die wichtigste Arbeit zu

meinem Leben baldmöglichst zu vollenden, und sie S. M. dem König, der mich persönlich kennt und sie erwartet, vorzulegen.“ Jedenfalls handelt es sich auch da um sein „System“. Zur Erbteilung, die gerecht und redlich, wie es sich zwischen Geschwistern gezieme, vor sich gehen soll, kann er nicht erscheinen. Zu seiner Vertretung habe er Herrn Hauptmann Schiller (neben einem anderen) gewählt, weil er von ihm „eine verständige und gewissenhafte, umständliche Nachricht“ von allem erwarten könne. Über diese Erbteilung liegt 3. eine vollständige Kopie des von Haffner bereits aufgefundenen Originalaktes bei; 4. eine amtliche Abschrift eines Schuldklageakts der Witwe Thamson in Plüderhausen gegen J. F. Schiller vom 19. Juli 1773 (vgl. v. Schloßberger, Neuaufgef. Urkunden über Sch. u. s. Familie, Stuttg. 1884). 5. Ein auf die Erbteilung bezügliches Schreiben des Amtmanns Neuffer in Steinheim. 6. und 7. zwei Schuldscheine des Studiosus; der eine vom 24. Januar 1759, worin er bekennt, zu seiner „ferneren Equipierung in Nürnberg“ von dem dortigen Salzhändler Johann Mertel 300 Gulden empfangen zu haben; der andere vom 28. August 1762, wonach er dem Wirt Jan Casper Kilmar in Amsterdam 341 fl. 4 kr. schuldig geblieben ist. Zurückbezahlt hat der Vetter die Summen erst im Jahre 1771, also nach der Erbteilung, laut beiliegenden Empfangsbescheinigungen. Damit dürfte der Vorwurf Weltrichs (I, 758) widerlegt sein, daß der Studiosus dem Herzog seine Lage schlimmer dargestellt habe, als sie wirklich war. Über 600 Gulden Schulden ist gewiß viel, wenn der Vetter auch ein paar tausend Gulden später von seinen Eltern zu erwarten hatte. Aber von dem zu Erwartenden konnte er nicht leben. Daß des Studiosus Lage auch in Halle mißlich war, geht aus seinen Gedichten hervor. — Auch bei diesen Schuldabrechnungen wie bei der Erbteilung war Hauptmann Schiller beteiligt. Von seiner Hand liegen 8. und 9. zwei diesbezügliche, von ihm geschriebene und unterzeichnete Schriftstücke bei. Bezeichnend für die Beziehungen, die sich Joh. Fr. Schiller stets zu schaffen bestrebt war, ist 10. ein Brief an den Staatsminister Frhrn. v. Kniestedt in Stuttgart vom 31. Mai 1784; dieser hatte ihn dem kurmainzischen Hofkanzler und Kurator der Mainzer Universität Frhrn. v. Bentzel-Sternau empfohlen. Dann 11. seine Versuche, in den Niederlanden eine Druckerei zu gründen, wozu ihm laut beiliegendem englisch geschriebenen Brief an seinen Freund Bird (vom 8. Juli 1782) die Brüsseler Regierung durch den Prinzen Stahremberg und den Grafen Belgiuioso Förderung zugesagt hatte; weitere erwarte er vom Kaiser durch Empfehlung von dessen Schwester und Schwager. Hervorzuheben sind noch 12. die englischen Schriftstücke, die sich auf die Vorlage seines Systems an die englische Regierung beziehen: eine ausführliche Darlegung der Mängel des englischen Kriegs- und Seewesens, der Bauart der Schiffe und ihrer Bemannung, Ausrüstung u. s. w., dann ein einführender Brief an den Minister. Die Arbeit an sich, die in dieser mit allem Auf-

wand von eingehender Beobachtung und schriftstellerischem Geschick gemachten Denkschrift liegt, muß sehr groß gewesen sein. Eine Unsumme von Zahlen, Berechnungen u. dgl. findet sich in diesen Papieren und auf zerstreuten Blättern. So etwas leistet nur ein Mann, der an seine Sache glaubt, fanatisch glaubt! Der Vetter hatte jedenfalls eine Art Erfinderwahn. In dem Schreiben an S. Lordschaft vom 2. Mai 1782 aus London, 73 High-street, Mary le Bonne, sagt er etwa folgendes: Eine geheime Auswahl, Verbindung und Anwendung gewisser physikalischer und mechanischer Kräfte und Wahrheiten könnten ein System origineller und völlig unerwarteter Verbesserungen in der britischen Marine und in den Finanzen herbeiführen, wodurch England instand gesetzt werde, einen ruhmvollen und dauernden Frieden zu diktieren und eine aufrichtige Wiedervereinigung mit Irland und Amerika herzustellen, gegründet auf gegenseitige, wesentliche und fortwährende Interessen und Wohltaten. Versuche aber seien vorher notwendig, um Irrtum und Wahrheit seines Systems zu prüfen. Es könne mit wenigen Experimenten und mit geringen Kosten (200 Pfund) geschehen, ohne daß von dieser Summe ein Heller durch seine Hand zu gehen brauche. Unbedingte Geheimhaltung sei erste Bedingung des Erfolges; seine Mittel seien dabei gesetzlich und ehrenhaft. Einige Personen von erprobtem Urteil und bewährter Unbescholtenheit sollten eingeweiht werden. Weitere Kosten könnten nicht in Betracht kommen, da die Vorteile unmittelbar alle Auslagen weit überwiegen würden. Ob ein gänzlicher Mißerfolg, ein halber Erfolg oder ein völliger Sieg seines Systems eintrete: er sei auf alle Fälle gefaßt. Im ersten Falle will er unverzagt weiter forschen bis ans Ende seines Lebens, um eine richtige Lösung zu finden; im zweiten bedingt er sich weiter nichts als Geheimhaltung aus; im dritten soll seine Belohnung von dem Grade des Erfolges abhängen. Ausdrücklich betont er, daß seine stillen, eindringlichen Überlegungen über das Problem seit 1759 (!) durch tausend Schwierigkeiten und Mühseligkeiten fortgeführt worden seien. Zum Schlusse erinnert er in einem geschichtlichen Exkurs an große Erfindungen, über die man im Anfang gelächelt und gespottet habe, bis sie zum Segen der Menschheit wurden. — Ein letztes Blatt sei 13 noch besonders erwähnt, auf dem der Greis wieder und wieder eine Eingabe an Dalberg, den Kurfürsten von Mainz, entwirft, um ihn endlich zur Erprobung seines Systems zu bestimmen. 14. Zahlreiche andere Papiere beziehen sich auf Schillers Mainzer Geschäft und Stellung. Sie sind von Borckel ausgiebig verwertet.

S. 32. Staatsbeglückenden Entwürfen. Noch heute befindet sich im Kgl. Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart ein Aktenbündel, das die von Herzog Karl Eugen eigenhändig geschriebene Bezeichnung trägt: Schillers Projekte. Über das Nähere vgl. v. Schloßberger a. a. O. S. 52 ff. Im wesentlichen drehen sie sich um das, was der Herzog immer brauchte

konnte: Geld, Geld und wiederum Geld. Nach obigem haben wir darin die Anfänge des „Systems“ zu erblicken.

S. 38. Für die namhaftesten deutschen Verleger. So übersetzte J. Fr. Sch. für A. Haude und J. C. Spener in Berlin die „Geschichte der Seereisen und Entdeckungen &c.“ von J. Hawkesworth (1774). Zwei Stücke des 15 Taler kostenden Werkes sandte er an seine Verwandten nach Schwaben. Ferner übersetzte er die „Geschichte von Amerika von William Robertson“ für Weidmanns Erben und Reich in Leipzig (1777); für dieselben Adam Smiths „Untersuchungen der Natur und Ursachen von Nationalreichtümern“ (1776/78). Auch zu Cotta trat er in Beziehungen.

S. 38. Englische und französische Werke. Etwa zwanzig Werke hat der Verleger Schiller in den wenigen Jahren seines Geschäftsbestandes (1784 bis 1789) herausgegeben, übersetzt oder im Urtext oder in beiden Sprachen zugleich. „Für Anfänger in der englischen Sprache“ bestimmte er die neben dem englischen Text in seiner Übersetzung gedruckte „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens“. Gleichfalls deutsch und englisch erschienen 1785: „Moralische Versuche und Erzählungen“ der hervorragendsten englischen Schriftsteller. Pope, Ferguson, Goldsmith, Penn, die Franzosen Fenelon, Buffon, Diderot, Marmontel, Montesquieu suchte er weiteren Kreisen bekannt zu machen. An sich gewiß eine achtenswerte Tätigkeit! Das Nähere siehe bei Börckel, a. a. O. S. 67.

S. 41. Eingelebte Fühlung. Kuno Fischer, Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen S. 130 ff., hat zuerst auf diese oft unbewußten Einflüsse aufmerksam gemacht.

S. 42 ff. Die Lateinschule betreffende Fragen hat zuerst eingehend Weltrichs Biographie behandelt. Aber auch seine vortrefflichen Darlegungen konnten nicht in allen Punkten befriedigen. Meine abweichenden Angaben stützen sich auf Studien des seit 23 Jahren an der Lateinschule zu Ludwigsburg wirkenden Herrn Oberpräzeptors Dr. C. Belschner. Zunächst das den Unterricht in Arithmetik, Musik und Gesang (S. 43 Z. 3/4) Betreffende. — Nach der Organisation der Schule war es völlig ausgeschlossen, daß ein Schüler nur ein Jahr in einer Klasse zubrachte, wie Weltrich (Schiller I S. 770) für die III. Klasse bei Sch. annimmt. Der schon im Latein von Pfarrer Moser Unterrichtete kam in der untersten (I.) Klasse gleich zu den veterani, blieb dort $^{3}/_{4}$ Jahre bis Herbst 1767, rückte in die II. Klasse auf, in der er zwei Jahre, bis Herbst 1769, geblieben sein muß. Von Herbst 1769 war er dann Schüler der III. Klasse bis zu seinem Austritt. In dieser Klasse blieben die Schüler immer bis zur Konfirmation. In die IV. Klasse, wie W. annehmen möchte, kann Sch. nicht gekommen sein. Diese sog. „höhere Klasse“ war eine Obergymnasialklasse, die Unter- und Obersekunda umfaßte und nach der Stiftungsurkunde ausdrücklich „besonders für die

studierende Jugend errichtet" war; sie stand nicht wie die andern drei Klassen unter der Geistlichkeit; 1772 wurde sie vom Rektor des Gymnasiums zu Stuttgart visitiert. Für die „studierende Jugend", d. h. nur für solche, die nicht in das Niedere (theologische) Seminar eintraten, das die aufnahm, die das Landexamen bestanden hatten. Der Tradition der Familie Schwindrazheim, wonach Schiller Schüler des Magisters Jos. Ulr. Schwindrazheim in der IV. Klasse gewesen sei, widerspricht die Ludwigsburger Überlieferung, die im Einklang mit Elwert behauptet, Sch. sei nicht Schwindrazheimers Schüler gewesen. Der Widerspruch ließe sich so lösen: Schwindrazheim kann bei Vertretung eines erkrankten Kollegen Sch.s Lehrer vorübergehend gewesen sein.

S. 46. Jahn. Für seine Charakteristik sind die Urteile in Fr. von Hovens Selbstbiographie und Elwerts neuaufgefundenen Antworten auf vier Fragen Petersens maßgebend. Dieser gibt in seinen Aufzeichnungen Mitteilungen Elwerts nur entstellt wieder. Vgl. darüber in dem 7. Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins 1902/3 Otto Güntter, Zu Schillers Jugendjahren S. 70 ff., bes. S. 74 u. 81.

S. 48. pollicitur. Auf Petersens Autorität hin hat der Biograph Hoffmeister die Anekdote von dem Begrüßungscarmen in unrichtiger Fassung in Umlauf gebracht. Auch den Pentameter bringt er in „verbesserter" Form, wie er jetzt auch in Goedekes histor.-krit. Ausgabe (S. S. I, 6) steht: Vos nobis Winter pollicitusque bonum. Aber erst Schillers fehlerhafte Form pollicitur statt pollicetur gibt einen passenden Sinn und erklärt auch Winters Triumph über den anscheinend mangelhaften Unterricht seines Vorgängers. Vgl. Otto Güntter a. a. O. S. 82, 83, 84.

S. 49. Klagen über unser Schicksal. Auch diese Stelle hat Petersen völlig entstellt weitergegeben. Der „Übergewöhnliche" soll sich danach „gegen sein eilftes Jahr" offenbart und „Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft" geführt haben. Natürlich sahen sich die Biographen durch diese bestimmten Angaben eines Jugendfreundes genötigt, nach tiefen psychologischen Ursachen dieses seltsamen Seelenvorganges zu suchen, und man fand sie in den niederdrückenden Erlebnissen Sch.s und in den Verhältnissen der leichtfertigen herzoglichen Residenz. Die „tragische Grundstimmung" schien sich hier schon anzukündigen. Jetzt weiß man, was davon zu halten ist. (Vgl. Otto Güntter a. a. O.)

S. 61. Militärakademie. Als Vorbild schwebten dem Herzog die in Deutschland und im Ausland, besonders Frankreich, zahlreich vorhandenen Ritterakademien und Offiziersbildungsanstalten vor. Vgl. G. Hauber: Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer in der Karlsschule (Stuttg. Progr. 18[illegible] S. 9).

S. 63. Tageslauf. Streng genommen gilt diese Schilderung mehr für die Stuttgarter Zeit als für die auf der Solitude; über jene sind wir besser unterrichtet. Aber der gleiche Regelzwang herrschte doch hier wie dort

S. 63. Ferien. Von 1784 ab gab es am Schluß jedes Halbjahrs eine Woche Ferien. Vgl. Hauber a. a. O. S. 46.

S. 65. Gabe — Personen nachzuahmen. Die Anekdote ist dem Buche Weltrichs (Sch. I, 134 5) entnommen, der sie von einer 97jährigen Dame in Ludwigsburg seinerzeit gehört hat.

S. 82. Abel — philosophische Unterricht. Seine handschriftlichen Aufzeichnungen sind mitgeteilt bei Weltrich I, S. 839 ff. Vgl. über s. Unterricht bes. Julius Klaiber, Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule zu Stuttgart. Progr. 1873 und Theobald Zieglers Vortrag „Die Philosophie in der Schule. Ein Kapitel aus der Geschichte der Hohen Karlsschule", Beil. z. Allg. Ztg. vom 12. Oktober 1895.

S. 84. Unterricht in der Muttersprache. Gegenüber dem landläufigen Lehrbetrieb der übrigen Mittelschulen Württembergs zeichnete sich die Karlsschule schon dadurch aus, daß sie auf eine fließende und gute Verdeutschung der klassischen Schriftsteller Gewicht legte. In den Disputationen bediente man sich meist der Muttersprache. Gelegenheit zu stilistisch-rhetorischer Durchbildung des Lernstoffes gaben die Reden und andere Übungen z. B. im Briefstil. Die Professoren ließen es an energischen Mahnungen und Hinweisen auf die Notwendigkeit und Bedeutung eines planmäßigen deutschen Unterrichts dem Herzog gegenüber nicht fehlen. Im Jahre 1779 wurde der erste Fachlehrer für deutsche Sprache und Literatur angestellt. Die weitere Ausbildung dieses Unterrichtszweiges in der zweiten Hälfte der Anstaltsgeschichte hat Schiller nicht mehr erlebt. Im Jahre 1775 hörte er noch als Jurist über „Redekunst" bei Böck, im Jahre 1776 nahm er als Respondent an einer Disputation über 31 philosophische (darunter 13 ästhetische) Thesen Abels teil, demnach wohl auch an dem entsprechenden Unterricht. In den Jahren 1777 und 1778 hörte er Abels Vorlesung über Schöne Wissenschaften in einer Wochenstunde und einer Vorbereitungsstunde, im Jahre 1779 bei Haug über „Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack". Ein erhaltenes Schulheft, dessen Lehren über Batteux und Sulzer auf Aristoteles zurückgehen, vermittelte poetische und stilistische Anweisungen; nach Haubers Vermutung ist es die Abschrift des Manuskriptes Abels oder Haugs. Da lernte Schiller z. B. als Definition der dramatischen Poesie kennen, sie stelle „durch eine vollkommne harmonische Rede Handlungen vor, als ob sie vor unseren Augen geschähen". Vgl. darüber Hauber a. a. O. S. 40 u. 42; ferner dessen Abhdlg. „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule" in Kehrbachs „Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte," 1899, und J. Minor, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1888, S. 1063; ders., Aus d. Schillerarchiv 1890 S. 19 ff.

S. 84 ff. Shakespeare. Nach einer handschriftlichen Angabe Hovens soll Schiller schon auf der Solitude mit dem großen Briten bekannt geworden sein: also noch im Jahre 1774/75. Auch er schreibt, übereinstim-

mend mit anderen Überlieferungen, daß Schiller von Abel die Wielandsche Übersetzung entlehnte. Sicher ist (nach Petersens und Abels Zeugnissen), daß Schiller in einer Vorlesung Abels auf Shakespeare aufmerksam wurde. Nun aber steht andrerseits nach den überlieferten Unterrichtsplänen fest (vgl. Haubers Progr. S. 37 und 39), daß Schiller 1774 und 1775 in der 1. (jurist.) Abteilung zu philosophischen Lehrern Jahn und Bock, nicht Abel hatte. Demnach kann er auch den Briten nicht auf der Solitude bei diesem kennen gelernt haben, sondern erst zu Stuttgart als Mediziner bald nach der Übersiedlung. Hoven konnte das in der Erinnerung leicht verwechseln. Ein anderer hergebrachter Irrtum aber wird durch seine neugefundenen Mitteilungen berichtigt. Nach einer hübschen, auf Charlotte von Schiller und ihre Schwester Karoline von Wolzogen zurückgehenden Anekdote sollte der junge Schiller Hoven seine „Lieblingsgerichte" für den Besitz der „köstlichen Bände" der Wielandschen Übersetzung dahingegeben haben. In der Tat hat Schiller diese Übersetzung von Hoven erhalten, aber erst „im Jahre 1793 während seines Aufenthaltes in Ludwigsburg". Hätte er sie schon auf der Akademie für seine „Lieblingsgerichte" erstanden, dann hätte sicherlich nachher der Regimentsmedikus mit achtzehn Gulden Monatsgehalt nicht noch einmal den Kaufpreis von vierzehn Gulden für die zwölfteilige Wieland-Eschenburgische Ausgabe daran gewendet. Über diese Anschaffung vgl. Weltrich I, 647; über Hovens Mitteilungen Güntter a. a. O. S. 86, 89 ff., die wohl nach meinen obigen Ausführungen zu berichtigen sein dürften.

S. 87. Lieblingsausdruck. Als solchen bezeichnet es Elwert. Vgl. Güntter a. a. O. S. 82.

S. 101. Ersten Rede. Die früher als erste angenommene Rede „Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei wie die eines Privatmannes?" ist längst als unecht nachgewiesen (v. Schloßberger in s. Archival. Nachlese 1877 S. 31/32), da sie erst am 10. Januar 1781 gehalten wurde. Der Gedankengehalt der Rede zeigt viel Ähnlichkeit mit dem der Schillerschen: aus der darin vorkommenden, verschlechterten Variante eines Schillerschen Stammbuchverses (Goedeke S. S. I, 361) und aus der Ausdrucksweise hat Weltrich (I, 208/9) mit Recht auf einen Einfluß Schillers geschlossen. Gewiß ist auch mit Minor (Schiller I, 227 ff.) zu schließen, daß die Reden aller Zöglinge in den philosophischen Vorstellungskreisen des Unterrichts wurzelten. Das Bedeutsame bleibt aber deshalb doch, wie Schiller das Vermittelte in sich aufgenommen, verarbeitet und festgehalten hat: daß in diesem Nährboden ihm kongenialer Ideen sein Geist tief Wurzel schlagen konnte. Vgl. darüber meine Entw. v. Schillers Ästhetik (Weimar, Böhlau 1894), S. 12 ff.

S. 110. „Verweigerte Entlassung". Näher ausgeführt und begründet ist diese neue Auffassung bei Weltrich I, 278 f. und Minor I, 267.

S. 230. Dreimal ... bei den öffentlichen Disputationen als Opponent oder Respondent. Schiller nahm teil bei Haugs Sätzen über „Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack", die von Hauber (in s. Abhandlung bei Kehrbach) mitgeteilt sind; an Thesen von Reuß aus der Materia medica und solchen von Consbruch aus der praktischen und gerichtlichen Medizin. Vier Preise waren Schiller zuerkannt, drei in den medizinischen Fächern, der vierte in der deutschen Sprache fiel wieder durchs Los an Elwert. Der Lehrer (oder später einzelne Zöglinge) stellte eine größere Zahl von Thesen auf, die vom Herzog vorher genehmigt sein mußten, oder schrieb eine „Streitschrift" als Gegenstand der Verhandlung; die zum voraus von ihm bestimmten Schüler verteidigten die Streitsache als „Respondenten" gegen die Einwände der „Opponenten", „welche teils andere Zöglinge, teils andere Lehrer der Anstalt, teils sonstige Gelehrte vom Hof, aus der Stadt und dem Lande waren"; zuweilen griff der Herzog selbst ein, und oft wechselten die Zöglinge ihre Rollen im Laufe der Disputation. Von 1782 ab treten die Disputationen zurück, weil der Aufwand an Vorbereitungszeit im Mißverhältnis zu ihrem Nutzwert stand. Vgl. Haubers Progr. S. 12 f.

S. 105. „Karl Herzich". Vgl. über ihn überhaupt das vom Wtbg. Geschichts- und Altertums-Verein herausgegebene Sammelwerk „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit" Heft I.

S. 110. Joseph II. — Laut begrüßt. Zu diesen poetischen Begrüßungen gehört auch die Ode „Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein", die unter Schillers sämtl. Schriften herausgegeben von Goedeke I, 50—52 Aufnahme gefunden hat. Schon Weltrich (I, 182 f.) hatte aus dem absprechenden Urteil, mit dem Balth. Haug das Gedicht im 7. Stück des Schwäbischen Magazins vom Jahre 1777 veröffentlichte, auf Unechtheit geschlossen. Noch triftigere Gründe gegen die Echtheit hat neuerdings Prof. Edward Schröder vorgebracht. (Vom jungen Schiller Echtes, Unsicheres und Unechtes. Aus den Nachr. d. K. Ges. der Wissensch. zu Göttingen. Philol.-histor. Kl. 1904. Heft 2, S. 19 ff.) Aus Inhalt und Geist, Wortschatz und Rhetorik des Gedichtes läßt sich kaum Nennenswertes für die Verfasserschaft Schillers anführen, dagegen aber eine Reihe von Beobachtungen, besonders die anstößige grammatische Form in den Reimen Glücke : Blicke (V. 10 f.) und Glücke : zurücke (V. 58 f.). Schröder schließt das Gedicht an die württembergische höfische Kasualpoesie an.

S. 128. Gestalt des jungen Dichters. Hier seien einige Daten und Bemerkungen über Schillers äußere Erscheinung angefügt: Schiller war im Jahre 1779 mit 6 Fuß 2 Zoll 2 Strich württemb. der zweite Mann im ersten Glied der Eleven; als erster rangierte Kapf (7. Marb. Rechenschaftsber. 1902/3 S. 93). Außerdem überragten Sch. noch zwei der Cavaliers und die drei Längsten der Musici. — Beim Austritt aus der Akademie maß

Schiller 6 Fuß 3 Zoll = 1,787 Meter. In Weimar soll Schiller als der größte Mann der Stadt gegolten haben. Selbst wenn er nach dem einundzwanzigsten Jahre nicht mehr gewachsen ist, überragte er Goethe um 0,05 Meter. Zeitlebens hielt Schiller seine lange, ebenmäßig gebaute Gestalt militärisch aufrecht. „Sein Gang“, meldet Karoline von Wolzogen, „hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde sein Schritt fester.“ Dazu nehme man die Stelle bei Eckermann, wo Riemer sagt: „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz; nur die Augen waren sanft.“ „Ja,“ erwiderte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft.“ Von dem Aussehen des Regimentsmedikus entwirft Scharffenstein ein groteskes Bild, das aber mehr den Eindruck des steifen, unkünstlerischen Kostüms als den der äußeren Persönlichkeit Schillers wiedergibt. Insofern die drastische Beschreibung den unnatürlichen Zwang der Uniform schildert, ist sie zutreffend; sonst mit Vorsicht zu gebrauchen. Nach ihm waren die Augen dunkelgrau, in der Tat waren sie blau („zwischen blau und lichtbraun“ nennt sie Karoline von Wolzogen). Wie bei der Mutter waren sie leicht entzündlich, „rot umgrenzt“ (Scharffenstein); Schiller selbst spricht in einem Brief an Lotte von seinem „kurzen Gesicht“. Die rotblonden, buschigen Augenbrauen traten bei der Nasenwurzel mehr zusammen, seine Stirne war breit und gewölbt, die Stirnknochen etwas hervorstehend. Der Hals war schlank und lang (Karl Moors „langer Gänsehals“!), die Hautfarbe war weiß, in der Jugend sommersprossig. „Das Rot der Wangen zart. Er errötete leicht“ (Karoline von Wolzogen). Von der Lippenbildung sagt Scharffenstein: „Der Mund war voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus.“ Ähnlich Karoline von Wolzogen: „Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner Empfindung.“ Das Kinn war stark und trat etwas hervor. Die Nase nennt Scharffenstein: „dünn knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart (?) und spitzig.“ Petersen aber findet sie in in der gleichen Zeit „eingedrückt“, Streicher „schön geformt“. Im Scherz sagte Schiller, er habe an der von Natur kurzen Nase so lange gezogen, bis sie eine Spitze bekommen habe. Jedenfalls war sie groß und schmal und erst in der Mitte gewölbt, also keine eigentliche „Adlernase“, bei der die Wölbung an der Wurzel beginnt.

S. 129. Seinem Dienst — Behandlung der alten Grenadiere. Zu den seither bekannten Mitteilungen (von Petersen, Abel, Scharffenstein) über die Dienstführung des Regimentsmedikus und sein Verhältnis zum Leibmedikus Elwert ist jetzt die Erklärung von dessen Sohn in dem

öfters erwähnten 7. Marb. Rechenschaftsber. 1902/3 S. 76 f. mit Erläuterungen von O. Güntter (S. 78 ff.) gekommen. Danach ist die Darstellung früherer Biographen zu berichtigen, wie es oben im Texte geschehen ist.

S. 138. „Ode auf die glückliche Wiederkunft. . .“ Die Echtheit der Ode ist im Zusammenhang mit der Dauer und Art von Schillers redaktioneller Tätigkeit an den Mäntlerschen „Nachrichten“ von Edward Schröder a. a. O. S. 30 ff. eingehend geprüft und ihr aus guten Gründen abgesprochen, nachdem sie schon Wackernell im Anz. f. Dtsch. Alt. XVIII 274 f., XXV 186, XXVII 185 mit Nachdruck bestritten hat. Gegenüber den Gründen Schröders kann m. E. die schlecht bezeugte Autorschaft Schillers für das Gedicht nicht mehr beansprucht werden. Und wer möchte dem Dichter ohne zwingende, unbedingt überzeugende Gründe ein so läppisches und seiner Gesinnung widerstreitendes Machwerk anhängen? Für mich sind die psychologischen Gründe freilich noch entscheidender als der Anstoß, der an dem Schlußreim Stolz: Golds zu nehmen ist. Schröder bringt eine Geburtstagsode der „Nachrichten“ von 1780 bei, die so viel Ähnlichkeit mit der Wiederkunftsode hat, daß er mit Recht für beide den gleichen Verfasser in Anspruch nimmt.

S. 140. Wahrscheinlich — Metzler. Dieser Stuttgarter Drucker ist als der erste Verleger der „Räuber“ von Weltrich I 350 f. mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Gesichert aber ist danach die Jubilatemesse im Mai, nicht der Juli oder August, als die Zeit des Erscheinens.

S. 147 ff. Aus dem „verlorenen Sohn“ die „Räuber“. In der Entstehungsgeschichte unterscheide ich nach Weltrichs (I 196) und Carl Weitbrechts (Schiller in seinen Dramen 1897 S. 78 ff.) einleuchtendem Vorgang zwei Erfindungsstadien. Daß Schiller ursprünglich nur ein dramatisches Gemälde der Geschichte seines Helden geben wollte, nicht eine Gruppe von Räubern im Sinne hatte, dafür scheint auch der Titel in dem versteckten Selbstzitat der Dissertation über den Zusammenhang der beiden Naturen zu sprechen: „Life of Moor“, „Moors Leben“ hieß es dort. Nach Dr. Friedr. Walter, Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim II 148, befindet sich in der Mannheimer Theaterbibliothek ein Aktenstück, in dem das Drama „Der verlohrne Sohn“ betitelt wird.

S. 150. Aus der Schule ins Leben. Vgl. dazu auch Carl Weitbrecht, a. a. O., S. 78 ff.

S. 160. Keiner seiner Vorgänger. Über diese Tatsache bringen die eingehenden Untersuchungen Julius Petersens über „Schiller und die Bühne“ (Palästra Bd. XXII) 1904 S. 245 neues Licht.

S. 171. „Karls Sklavenschule“. Wie gleichmäßig Druck und Freiheitssehnsucht unter den „Söhnen Karls“ verbreitet und wie gärend die

Bewegung der Gemüter war, geht besonders „Aus dem Stammbuch eines Karlsschülers“ hervor, das Ernst Müller im 7. Rechenschaftsber. des Marb. Sch.-V. 1902/3 S. 52 ff. mitteilt.

S. 180. Das sog. altdeutsche Kostüm beherrschte in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die deutsche Bühne; seine charakteristischen Bestandteile waren weite Beinkleider, bauschige Ärmel und ein großer runder Federhut. Näheres s. Julius Petersen a. a. O. S. 103 ff., 258 ff.

S. 185. Räuber in Stuttgart, Mainz, Frankfurt. Vgl. R. Krauß, Schwäbische Kronik vom 22. November 1902; Elisabeth Mentzel, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. Folge, VII 238 ff. (1891).

S. 186. Frühreifen Versuch Tieks teilt mit Julius Petersen a. a. O. S. 471 ff.

S. 188. Trauerspiel. Das zu Mannheim befindliche Theatermanuskript der Räuber mit Dalbergs „Verbesserungen“, die älteste Fassung des „Trauerspiels“ (benützt in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe Bd. 2; vgl. darüber auch Walter a. a. O. S. 148 ff.), läßt erkennen, welche Einräumungen der Dichter der „Bühnengerechtigkeit“ zu machen gezwungen wurde. Eindringlich und aufdringlich wird immer wieder von dem „ewigen Landfrieden“ und dem abgeschafften Faustrecht geredet, auf die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers und die Entdeckung Amerikas, den Wormser Reichstag und das Kammergericht hingewiesen, von Maximilians Bergstiegen und Gemsenjagden erzählt. Politisch soziale Beziehungen auf die Gegenwart sind den Verhältnissen des 15. Jahrhunderts angeähnlicht: der aus dem Pöbelstaub emporstrebende „Minister“ ist ein „Höfling“, der Ämter verschachernde „Finanzrat“ ein „Landes-Kassa-Verwalter“ geworden; der den Verfall der Inquisition bejammernde Pfaffe ist völlig verschwunden. Hatte Schiller seinen Franz der Amalia drohen lassen: „Nicht meine Gemahlin, meine Mätresse sollst du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten,“ so verballhornte Dalberg die Stelle so: „Ich will dich so mißhandeln, daß die Weiber mit Fingern auf dich deuten.“ Und so hat der Intendant noch an vielen Stellen abgeschwächt und verwässert, wo er einen Anstoß für zimperliche Seelen vermutete.

S. 190. Doktortitel. Vgl. dazu die Anm. zu S. 599 betreffend Magisterwürde.

S. 197. Stäudlin behandeln eingehend R. Krauß, Schwäb. Litgesch. I. 244 ff. und E. Planck, Die Lyriker des schwäb. Klassizismus (1896) S. 7 ff.

S. 199. Proben einer deutschen Aeneis. Die am 28. September 1781 in Haugs „Zustand“ erschienene Kritik hat Weltrich I, 405 ff. unwiderleglich als Schillers Eigentum nachgewiesen; sie fehlt in Goedekes S. S. I.

S. 199. Mitstreiter. Sicher bezeugt als solche nur Petersen und Hoven, aber auch Frdr. Haug, Scharffenstein und Ludw. Schubart haben wohl

mitgeholfen, ohne daß sich ihr Eigentum im einzelnen mit Sicherheit abgrenzen läßt. Die von jeher behauptete Mitarbeiterschaft der Akademisten Ferd. Friedr. Pfeiffer und Gg. Joh. Graf von Zuccati ist ohne jede äußere und innere Gewähr.

S. 211 ff. Die Lauraoden. Vgl. dazu Kuno Fischer, Schiller-Schr. I. R. 49 ff., von dem meine Auffassung betr. des „mutmaßlichen Gegenstands“ der Oden abweicht.

S. 214/5. Meine Blumen. Die später getilgten Verse:

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,

werden verschieden, immer unzulänglich ausgelegt. Hoffmeister hat aus „Dom“ Dorn gemacht. Boas meint, Sch. denke sich das Mädchen wohl in der Abgeschiedenheit eines Klosters, einer Kirche. Sollte der Dichter nicht an den Himmelsdom gedacht haben, das Mädchen sich unter freiem Himmel vorstellen? Das Bild wäre ja auch dann freilich nichts weniger als glücklich.

S. 220. Seine Art war aktiver. Zu Schillers lyrischer Art vgl. auch C. Weitbrecht, Schiller und die deutsche Gegenwart (1901) S. 93 ff.

S. 221. Der beste Käufer. Weltrich I, 558 weiß aus einer im Cottaschen Besitz befindlichen, mit J. F. Metzler unterzeichneten Rechnung mitzuteilen, daß Schiller zwischen dem 9. April und 15. Mai 1782 nach und nach 25 Exemplare der Anthologie bezog, jedes Exemplar für 45 Kreuzer.

S. 222/3. Städele. Vgl. über ihn Weltrich I, 563 und R. Krauß, Schwäb. Litgesch. I, 168 f., 247.

S. 223. Verehrung — genähert. Vgl. E. Planck, a. a. O. S. 8. Dort auch über die auf Sch. zielenden Spottgedichte Stäudlins. Siehe ferner Stäudlins spätere Briefe an Sch. (Br. an Sch. herausgegeben von Urlichs, S. 173, 181), wo er Hölderlin seinem „Hochgeschätzten Freund“ für eine Hofmeisterstelle bei Frau von Kalb empfiehlt.

S. 260. Zum Storchen, nicht Zu den drei Rindern, wie die übliche Annahme ist, kehrten Sch. und Str. ein. Nach Elisabeth Mentzels Forschungen a. a. O. hatte man nur vom „Storchen“ den freien Blick auf die Mainbrücke, den Streicher erwähnt.

S. 266. In Berlin. In einem Briefe Ifflands vom 30. November 1782 heißt es: „Schiller muß wahrscheinlich über Gotha kommen, denn er reiset über Erfurt nach Berlin.“ L. Geiger, der Herausgeber der Briefe A. W. Ifflands an seine Schwester Luise und andere Verwandte 1772—1814 (1904), meint dazu (S. 261), aus dieser Stelle gehe „ziemlich bestimmt“ hervor, daß der Plan Schillers, nach Berlin zu gehen, mehr als Fiktion sei. „Denn welchen Grund sollte Schiller gehabt haben, diesen in Mhm. in einer Weise zu äußern, daß Iffland ihn für sicher hielt?“ Dem gegenüber sei darauf hingewiesen, daß der „Dr. Schmidt“, der als „Dr. Ritter“ nach Bauerbach ging, allen Grund zu haben glaubte, seine Schritte zu verschleiern.

S. 283. Tragisch ergreifendes. Vgl. zur Tragik Verrinas auch C. Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen (1897) S. 94.

S. 285. Mit dem Purpur. Dogenwahl und Herzogstitel widersprechen sich nicht: Die Tyrannis liegt in den Händen der Doria, aber Name und Formen der Republik bestehen weiter.

S. 292. Episches Nebeneinander. Vgl. dazu Julius Petersen, a. a. O. S. 124.

S. 311. Mit siebzehn neuen Stücken, wie der Spielplan des Mhmer. Nationaltheaters bei Walter, a. a. O. II, 280 f. ergibt.

S. 333. Lieblingsbuch. Dazu vgl. Jul. Petersen, a. a. O. S. 365.

S. 334. Tagesgeschmack und Modebedürfnis am Nationaltheater erhellen deutlich aus folgender, nach Walters öfters erwähntem Werke gemachten Zusammenstellung: In der Zeit, wo Schiller in Mannheim lebte, also vom 28. Juli 1783 bis 9. April 1785 wurden insgesamt 44 Novitäten gegeben. Davon kamen auf deutsche Autoren: 11 Lustspiele, 8 Schauspiele, 4 Trauerspiele (darunter die beiden von Schiller); auf ausländische: 6 englische (darunter der bearbeitete Kaufmann von Venedig) und 3 französische Lustspiele; ferner 2 Singspiele und 10 Opern von deutschen und italienischen Autoren. — In der ganzen Dalberg-Periode 1779—1803 waren Goethe und Schiller weit davon entfernt, den Spielplan zu beherrschen. Goethe brachte es in dieser Zeit mit 3 Stücken auf 22 Vorstellungen, davon fielen 3 auf den Götz, 7 auf den Clavigo, 12 auf die Geschwister. Schiller erreichte mit 5 Stücken 42 Vorstellungen: Räuber 20, Fiesko 2, Kabale und Liebe 12, Don Carlos 4, Jungfrau von Orleans 4. Von 1792—1800 wurde überhaupt keines der Schillerschen Dramen gegeben. — Dagegen halte man nun die kleineren Geister! Von Iffland wurden in der Dalbergzeit insgesamt 33 Stücke gegeben, die es auf 223 Vorstellungen brachten; Kotzebue kam mit 39, Gotter mit 20, der Mannheimer Hofkammerrat Babo mit 7 Stücken zu Wort; Dalberg selbst brachte seine Bearbeitungen englischer Lustspiele u. dgl. und Schauspiele eigener Mache, zusammen 11, in 91 Vorstellungen auf die Bühne. Seine Shakespeare-Bearbeitungen (Jul. Cäsar 10, Coriolan 1 und Timon von Athen 2) sind dabei nicht mitgerechnet.

S. 340. Franz von Sickingen: Daß der Ritter von Klein der Verfasser des anonym erschienenen Ritterdramas nicht ist, hat Dr. Karl Krükl in seiner Biographie Kleins (1901) S. 188 nachgewiesen; die Annahme Otto Brahms (Schiller I, 283), daß Schiller aus vorsichtiger Schonung gegen diese mächtige Lokalgröße sich der Kritik des mittelmäßigen Stückes entzogen habe, ist damit hinfällig gemacht.

S. 341. Die Gemahlin Dalbergs und er selbst werden so charakterisiert in der handschriftlichen Selbstbiographie ihres Sohnes, des Duc de Dalb., die mir Dr. Erwin Freiherr von Heyl zu Herrnsheim, der Sohn des

jetzigen Besitzers des D.schen Schlosses, aus dem Familienarchiv in dankenswerter Weise mitteilte.

S. 383. Iffland aß bei Goethes Mutter, wie er selbst an seine Schwester Luise schreibt. (Iffland-Briefe, herausgegeben von L. Geiger, S. 153). Dieser Besuch des von der Frau Rat hochgeschätzten Künstlers war bisher nicht bekannt.

S. 384. Ifflands — Kammerdiener. Aus der Schillerschen Briefstelle (Jonas, Schiller-Briefe I S. 180): „Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich mit Wegwerfung aller amerikanischen Beziehungen wieder ins Stück hineingeschoben habe," wollte Minor (II, S. 219) schließen, daß die Rolle bei den ersten Vorstellungen in Mannheim gestrichen gewesen sei. Der Schluß ist aber falsch, da dort die Rolle von Poeschel gespielt wurde (Walter, a. a. O. II, S. 288 Anm. 2). Aus jener Stelle geht nur hervor, daß Großmann den Kammerdiener bei der ersten Frankfurter Vorstellung am 13. April gestrichen hatte, und die Rolle dann vom Dichter wieder eingeschoben wurde.

S. 386 f. Die Frage nach dem sittlichen Wert der Bühne hatte z. B. schon Sulzer und Lessing auf den Kampfplatz gefordert. Rousseau hatte am 20. Mai 1758 in seinem Lettre à d'Alembert die Verdienste des Schauspiels um die Bildung des Geschmacks geleugnet; auch gingen keine sittlichen Wirkungen von der Bühne aus. Das Theater sei eher schädlich als nützlich. Darauf spielt Schiller in der Rede an. In der Pfalz war früher auch schon über die Frage gestritten worden. Im Jahre 1776 gab A. v. Klein Schriften seiner Schüler heraus unter dem Titel: Sammlung zur Aufmunterung des guten Geschmacks in der Pfalz. Darin beantwortet ein Aufsatz die Frage: „Ob in betreff des Einflusses auf die Verbesserung der Sitten eine wohl eingerichtete Schaubühne mit der Geschichte könne in Vergleichung gezogen werden?" zu Gunsten des Theaters. Klein selbst hatte der Sammlung einen Aufsatz vorangestellt: „Gedanken über den Einfluß des guten Geschmackes auf den Staat und die Religion." In beiden Abhandlungen finden sich stellenweise ähnliche Gedanken wie in Schillers Rede. Möglich, daß er jene gelesen hat. Aber nötig hatte er es nicht; diese Gedanken lagen in der Luft der Zeit, und Schiller hatte von anderen Gesichtspunkten aus Ähnliches schon in seinem Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater gesagt. Vgl. u. a. Karl Krükl a. a. O. S. 223 ff.

S. 392. Amtliches Gutachten des Hofkammerrats Babo vom 27. August 1775, die Erbauung eines Komödien- und Redoutenhauses zu Mannheim betr. (Walter a. a. O. I S. 37 f.).

S. 393. Neuheiten. In der Zeit vom 1. September 1783 bis 31. August 1784, Schillers Vertragsjahr, wurden an 148 Abenden 28 neue Stücke aufgeführt. Darunter überwog das heitere das ernste Genre, der

Import die einheimischen Stücke, musikalische Aufführungen waren stark vertreten. Ich gebe die Zahlen: deutsche Lustspiele 5, Übersetzungen und Bearbeitungen englischer Lustspiele 6, französische Lustspiele 3, 1 Nachspiel = zusammen 15; Schauspiele und Trauerspiele je 3 = 6; italienische Opern 3, deutsche Opern 3, Operette 1 = 7. Von 28 Stücken waren also 15 direkter Import! Dazu die Stücke, die nur freie Bearbeitungen waren. Ähnlich ist das Verhältnis auch für die anderen Theaterjahre! (Zusammengestellt nach Walter II 285 ff.)

S. 394. Wie sehr Iffland mit Geschenken überhäuft wurde, ersehen wir aus seinen eigenen Mitteilungen in den Iffland-Briefen (herausg. von L. Geiger), z. B. S. 182 ff. Nach der Aufführung seines den anwesenden Fürstlichkeiten schmeichelnden Vorspiels „Liebe um Liebe" erhielt Iffland vom Herzog von Zweibrücken 1100, von der Kurfürstin 1100 Gulden, vom Prinzen Max von Zweibrücken (späteren König von Bayern) eine Dose, von anderen verschiedene goldene Uhren mit Kette und ein goldenes Etui.

S. 395. Die Rollenverteilung zu Kabale und Liebe setzte einen Theaterskandal ab, wie Iffland erzählt (Iffl. Br. S. 146 ff.). Jetzt erst bekannt geworden.

S. 400. Vierfache seines Gehalts: Iffland erhielt von Oktober 1781 bis Oktober 1784 eine jährliche Gage von 1000 Gulden; 1784—1787 1200 Gulden; Beil desgleichen; Beck und seine Frau Karoline 1784/5 1600 Gulden; Boeck 1560 Gulden. — Ebenda. Mit einer Summe von 200 Gulden mußte sich der Theaterdichter, der die zwei großen Stücke geliefert hatte, abfinden lassen. Als aber Iffland am 5. November 1784 eine schlechte Einnahme von seiner Benefizvorstellung hatte, nämlich nur 139 Gulden, bewilligte ihm Dalberg freiwillig 110 Gulden mehr, wie Iffland a. a. O. berichtet.

S. 441. Minna, eigentlich Maria Jakobina Stock.

S. 452. Wahrscheinlich sahen sich Schiller und Körner zum ersten Male am 25. Mai 1785, worauf Jonas, Schiller Briefe I S. 497, hinweist.

S. 463. Näheres über den Wechselgesang in der Vierteljahrsschr. f. Literaturgesch. VI, 608, wo er von B. Suphan mitgeteilt wird.

S. 467. Zwei Arien (Lieder) hat Goedeke, G. S. IV S. 21 u. 330, mitgeteilt, die aber wenig Schillersche Art haben.

S. 472. Die unüberwindliche Flotte. C. H. Manchot hat 1886 nachgewiesen, daß die für dieses Gedicht benützte Vorlage Merciers le poëte, kein Dichter des Zeitalters Philipps und der Elisabeth von England, überhaupt kein älterer Dichter, sondern ein Zeitgenosse Schillers, Martin Crugot, Verfasser des auch ins Französische übersetzten Erbauungsbuches „Christ in der Einsamkeit" (Breslau 1756, 12. Aufl. 1779), gewesen sei.

S. 480 f. Über das Urbild des Prinzen im „Geisterseher" handelt eingehend und trefflich A. v. Hanstein in der Schrift: „Wie entstand Schillers Geisterseher?" (In Forschungen zur neueren Ltg. von Frz. Muncker, XXII, Berlin 1903.)

S. 599. Magisterwürde. Das „Diplom als Doctor Philosophiae“, das Schiller mit einem Briefe vom 30. April 1789 den Schwestern von Lengefeld übersandte (Jonas, Schiller-Briefe II S. 284), und das „Magisterdiplom“, von dem er Exemplare am gleichen Tage an Körner sendet (Jonas II S. 285), müssen identisch sein. Das Diplom scheint verloren; bei Litzmann (Sch. in Jena) ist es wenigstens nicht abgedruckt. „Doctor“ ist Sch. wohl nicht geworden, sondern „Magister“, da ja dieser Grad gewöhnlich von der philosophischen Fakultät verliehen wurde. Genaueres wußte auch der Herausgeber der Sch.-Br. auf Anfrage hier nicht anzugeben.

S. 604 f. Über das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe in dieser ersten Zeit wird später bei der Darstellung ihres Bundes eingehender gehandelt werden. Hier müssen diese Andeutungen genügen.

Unsere Titelgravüre ist eine Nachbildung des Ölgemäldes von Anton Graff, das während des Dresdener Aufenthaltes Schillers, vermutlich im Frühjahr 1786, entstanden ist und sich jetzt im Körner-Museum zu Dresden befindet. Der Künstler hat das Bild nicht in einem Zug vollendet, sondern die letzte Hand erst im Sommer 1791 daran angelegt (s. Körners Brief an Schiller vom 12. September 1791). Das Bild gelangte zunächst in fremde Hände; im Jahre 1794 kam es durch Kauf an Schillers Freund Körner, in dessen Briefwechsel mit Schiller es öfter erwähnt wird (s. außer dem obigen Briefe Körners noch Schillers Brief an K. vom 17. Dezember 1790 und Körners Briefe an Sch. vom 13. Juni und 1. Juli 1791 und vom 17. Juni 1794). Graff äußerte sich über die Entstehung des Bildes selbst wie folgt: „Das Porträt Schillers hat mir die größte Not, zuletzt aber auch die größte Freude gemacht; das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Ölgötzen regungslos dasitzen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe denn doch zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht stille hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Ich meine, den Dichter des Don Karlos, aus welchem er mir während der Sitzungen vordeklamierte, in einen glücklichen Moment aufgefaßt zu haben.“ (Vgl. Julius Vogel, Anton Graff, Leipzig 1898). NB! In einem Teil der Auflage dieses Buches ist der Gravüre infolge eines Versehens die Unterschrift „Ant. Graff pinx. 1785“ beigefügt. Die Jahreszahl hat richtig zu lauten: „1786“.

Druckfehlerberichtigung.

Seite 540 Zeile 18 von oben lies: „Gesicht“ anstatt „Gefühl“.

